

# Goethes Leben

von

J. W. Schaefer

## Erster Band

## Erstes Buch

### Vorrede

„Was Du lebst, ist besser, als was Du schreibst“, äußerte Merck gegen Goethe. Dass dieser Ausspruch des feinsinnigen, scharf blickenden Freundes Wahrheit enthält, hat der Anteil bestätigt, den man fortwährend an den Schilderungen dieses Dichterlebens nimmt, vor allem der Beifall, mit dem Goethes „Dichtung und Wahrheit“ aufgenommen wurde. Ebenso sehr durch sein Stoff als durch seine Form ist es ein Lieblingswerk der Nation geworden. In der Fülle anziehender Schilderungen, in die der Dichter uns hineinzieht, vergessen wir fast, dass er uns nur erst zu den bescheidenen Quellen, zu den jugendfrisch dahintanzenden munteren Bächen seines Lebens hinführt und den klaren stolzen Strom, zu dem sie sich sammeln, nur ahnen lässt.

Über diese autobiographischen Erzählungen reicht jedoch auch in den Kreisen der Gebildeten die zusammenhängende Kenntnis von Goethes Lebensereignissen nicht weit hinaus, und die weniger deutlich vorliegenden Lebensepochen des Dichters entstellt nicht selten die anekdotenartige Tradition, welche bekanntlich ästhetische wie politische Gegner für ihre Zwecke auszubeuten gewusst haben. Man kann nicht an alle, welche in Goethes Dichtungen Genuss suchen, zugleich die Forderung stellen, dass sie von dem hin und wieder zerstreuten biographischen Material sich Kenntnis verschaffen, dass sie die zahlreichen Briefsammlungen, aus denen die tiefere Kenntnis seines Geistes und Charakters geschöpft wird, mit forschendem Sinn durchlesen und die Einzelheiten zu einem Gesamtbild zusammensetzen. Dem Leser, der schnell über sie hinwegzukommen sucht, werden sie zu einem Labyrinth, worin ihm der biographische Faden, der allein hindurch und heraus zu führen vermag, entgleitet.

Dies biographische Gemälde nach den uns erhaltenen Zeugnissen zu entwerfen, das Leben unseres größten Dichters nicht sowohl innerhalb des Bereichs literarhistorischer Wissenschaft, als für den weiteren Kreis gebildeter Leser so zu erzählen, dass Gründlichkeit der Forschung und anziehende Darstellung sich nicht gegenseitig ausschließen, das war in dem Werk, dessen ersten Teil ich jetzt der Öffentlichkeit übergebe, das Ziel, welches ich nach Kräften zu erreichen gestrebt habe. Möge die Ausführung nicht allzu weit hinter dem Willen zurückgeblieben sein!

Es waren unvergessliche Stunden, als mir in der ersten frische jugendlicher Geistesentwicklung die Lektüre von Goethes „Dichtung und Wahrheit“ eine noch ungekannte Welt aufschloss. Die Begeisterung für des Dichters Leben ward mir eine Aufforderung, in seine Geisteswerke tiefer und tiefer einzudringen und sie mir bis zum geringsten Fragment zu eigen zu machen. Ich hatte den Menschen in ihm leiben und verehren gelernt, ehe ich den Dichter kannte, und einen Schlüssel zu seinen Werken gewonnen, den mir keine Kritik wieder entreißen konnte. Alles, was mich über sein Leben, über die individuellen Veranlassungen und Beziehungen seiner Dichtungen aufklären konnte, wurde nach und nach ohne Aussicht auf künftigen schriftstellerischen Gebrauch exzerpiert, so dass manche Blätter, welche zu dieser Ausarbeitung sich benutzen ließen, schon vor mehr als zwanzig Jahren niedergeschrieben sind. Wohin sich auch im weiteren Gang des Lebens meine Studien in alter und neuer Literatur wandten, ein bleibendes Interesse führte mich immer wieder zu Goethe zurück. Dies drängte mich zu dem Entschluss, das, was von verschiedenen Seiten für Schiller geschah, endlich auch für Goethe, dessen Leben bis dahin nur in dürftigen Skizzen dargestellt war, zu versuchen, ich hoffte das Werk zur Säkularfeier des Jahres 1849 überreichen zu können.

Das Erscheinen von Viehoffs Biographie Goethes veranlasste mich, meine Arbeit wieder beiseite zu legen, weil sie dadurch überflüssig geworden zu sein schien. Überdies war die Zeit politischer Stürme nicht geeignet, zu der Darstellung eines Dichterlebens einzuladen. Erst als neue Publikationen Goethescher Briefe unerwartete Aufschlüsse gaben und dem biographischen Material einen ansehnlichen Zuwachs zuführten, als im Fortgang des erwähnten Werkes klar ward, dass es mehr für den engeren Kreis der Literarhistoriker bestimmt sei und durch kritische und ästhetische Erörterungen und Exkurse sich zu mehreren Bänden erweitern, als endlich der

Name Goethes wie zu einer Friedensfeier über den Eingang in eine beruhigtere Zeit geschrieben ward, glaubte ich, dass ein zweiter Versuch noch daneben Platz finden könne, ohne dass einer dem andern den Rang streitig mache.

Man könnte freilich entgegen, dass es rätlicher sei zu warten, bis manche biographische Schätze, die durch Engherzigkeit, Missgunst und ähnliche Motive noch unter Verschluss gehalten werden, ans Licht gebracht seien. Allerdings würden wir in manche Verhältnisse und Vorfälle in Goethes Leben klarer blicken, wenn z.B. seine Briefe an Salzmann, welche die Straßburger Bibliothek aufbewahrt, an Lerse, welche in Pfeffels Besitz waren und ohne Zweifel noch irgendwo verborgen liegen, an Charlotte Kestner, an Knebel, Herder, Herzog Karl August usw. uns nicht bloß in wenigen fragmentarischen Auszügen vor Augen lägen, wenn wir den noch ungedruckten, bereits ausbotenen Teil der Briefe an Schiller besäßen, und die Herausgabe der Briefe an Frau von Stein beendet wäre, welche ins Stocken geraten zu sein scheint, weil das Publikum sich gegen dies wertvolle Geschenk nicht dankbar genug gezeigt hat. Allein man kann nicht aufschieben Geschichte zu schreiben, bis alle Archive geöffnet sind. Spätere werden glücklicher sein und Besseres leisten können. Indes darf man schon jetzt behaupten, dass keines Dichters Leben in solcher Ausführlichkeit, Klarheit und Offenheit uns bekannt geworden ist, wie das Leben Goethes.

Was mir als beglaubigte Tatsache ermittelt zu sein schien, habe ich in meine Darstellung aufgenommen; was als ausschmückender Zusatz verdächtig war oder aus unzuverlässiger Quelle floss, ist ohne lange Erörterung weggeblieben. Ich strebte in meiner Erzählung nach keinem andern Reiz als dem der Wahrheit. Auch die Schwächen sind nicht verschwiegen worden; es gilt von Goethe das Wort Johannes von Müller: „Es ist ein Lob für einen Mann, wenn man seine Fehler sagen darf, ohne dass er groß zu sein aufhört.“

Überall, wo ich von dem in „Dichtung und Wahrheit“ gegebenen Berichten abweiche, ist anzunehmen, dass ich anderweitigen, glaubwürdigeren Zeugnissen folge, die, soweit es in der Kürze möglich war, im Text oder in den Anmerkungen erwähnt sind. In Goethes Darstellung ist manchmal die historische Treue der schönen Form geopfert; andere Ungenauigkeiten sind Gedächtnisfehler. Es findet sich in dieser Hinsicht eine große Ungleichheit; partienweise liegen Tagebücher und ältere Aufzeichnungen zu Grunde.

Wenn ich meinem ersten Zweck nicht untreu werden wollte, so musste ich darauf verzichten, die kritische Untersuchung vor den Augen des Lesers zu führen oder gar mich in eine Polemik gegen Irrtümer und schiefe Beurteilungen, deren die Goethe-Literatur voll ist, einzulassen. Einige Andeutungen sind in die Anmerkungen verwiesen, in denen ich auch die Schriften genannt habe, die mir das kritische Geschäft um vieles erleichtert haben. Dankbar habe ich bei diesem Band besonders der lichtvollen Abhandlungen Düntzers, Schölls und Otto Jahns, so wie der gehaltvollen Schrift meines verehrten Lehrers Wachsmuth „Weimars Musehof“ zu gedenken. Übrigens habe ich mich in den Zitaten auf das Notwendigste beschränkt, um nicht jede Seite mit Nachweisungen auszustatten, die doch nur von Wenigen nachgeschlagen werden. Die Bekanntschaft mit Goethes Werken musste ich voraussetzen, und da überdies den neuern Ausgaben gute alphabetische Register beigegeben sind, so konnte ich mich der Hinweisungen auf diese fast ganz enthalten.

Ästhetische Abhandlungen über Goethes Dichtwerke habe ich ausgeschlossen. Eine Biographie braucht kein Repertorium zu sein. Jedoch sind alle bedeutenderen Produktionen seines Geistes nach den historischen und psychologischen Beziehungen, welche ihr Entstehen und die in ihnen Gestalt gewinnende Idee erklären, an geeigneter Stelle vorgeführt; es war mein Bestreben, das in Goethes Werken so bedeutsame biographische Moment vornehmlich hervorzuheben.

Die Kindheits- und Jugendgeschichte Goethes habe ich möglichst zusammengedrängt, ohne etwas zu übergehen, was für die Geschichte seiner ersten Bildung wesentlich und charakteristisch ist; manchmal musste ich ausführlicher sein, wenn die Erzählung in „Dichtung und Wahrheit“ einer Berichtigung oder Ergänzung bedurfte. In dem zweiten Buch, welchem ich die Aufschrift „weimarsche Lehrjahre“ gegeben habe, glaubte ich umso mehr ins Einzelne eingehen zu müssen, als diese Periode erst jetzt aufgehellt und dem größeren Publikum nach ihrem tieferen Gehalt und im Zusammenhang fortschreitender Entwicklung des Dichters noch wenig bekannt ist. Meistens als Jahre lustigen Hoflebens aufgefasst, ist es vielmehr die Zeit, worin sich sein sittlicher Charakter zu der maßvollen Haltung, sein Gemüt zu der Milde und Klarheit heranbildeten, worauf zugleich seine menschliche wie seine dichterische Größe beruht, die Zeit, wo sein rastloses Hinanstreben zu dem Ideal eines nach außen und innen tätigen Lebens mit

Bewunderung erfüllt und dem Wort Herders, dass er in jedem Schritt seines Lebens ein Mann sei, so wie Wielands, dass an diesem Gottesmenschen nichts verloren gehe, vollgültige Zeugnisse gibt.

Es tut dem Herzen wohl, in einer Zeit, wo die Poesie aus dem Leben und der Literatur zu verschwinden droht, bei so großen geistigen Schöpfungen der Vergangenheit, bei einem so reichen Dasein zu verweilen. Mich wenigstens ergriff in den Stunden, wo ich mich dem Leben und geistigen Schaffen des großen Mannes mit ganzer Seele hingeben konnte, ein Gefühl, wie wenn man in ein friedliches Tal tritt, in das der Lärm der Heerstraße nicht hineindringt. Nach der Ermüdung von den verworrenen Stimmen leidenschaftlich erregter Parteiungen erhob mich hier die allbelebende Frische geistiger Kraft; von dem Missmut über die chaotischen Bestrebungen der Gegenwart, in denen so viele edle Kräfte vergeudet werden, erholte ich mich im Hinblick auf die Klarheit eines auf das Bleibende und wahre gerichteten Strebens; in Tagen der Sorge und Wehmut über schmerzlichen Verlust legte die Fülle der Poesie, welche hier inmitten der Wahrheit des Lebens verklärend sich ausbreitet, lindernd und stärkend sich um die Seele, und wenn dieser biographische Versuch im Stande ist, dem Leser die glückliche, gehobene Empfindung der Stunden, in denen er niedergeschrieben ward, mitzuteilen, so habe ich nicht ganz vergebens gearbeitet.

Den zweiten Band werde ich, wenn mir Mut und Kraft bleibt, in möglichst kurzer Frist nachfolgen lassen.

Bremen, am Geburtstag Goethes  
1850.

J.W. Schaefer

# Kindheit und Jugend

## 1. Kapitel: 1749 - 1765

Wenn der Genius auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung vor uns steht, so erfüllt uns diese vollendete Erscheinung mit Ehrfurcht und heiliger Scheu; mit dieser blicken wir zu einem Sophokles, einem Plato empor; sie gleichen den Gestalten idealer Plastik. Von dem langsamen Wirken und Bilden, von den Versuchen und Hindernissen, durch welche sie sich zu der Größe und Vollkommenheit, in der sie uns entgentreten, hindurcharbeiten mussten, ist keine oder nur geringe Kunde auf uns gekommen.

Den großen Männern der neueren Zeit ist nicht ein so günstiges Verhältnis zur Nachwelt zu Teil geworden; aber dafür genießt diese einen klareren Einblick in die Übungsschule und Werkstatt ihres Geistes; sie vermag die Anregungen und Bildungselemente, die der Einzelne von Vor- und Mitwelt, von der nächsten Umgebung, wie von entfernteren Einflüssen empfangen hat, in Anschlag zu bringen; sie hält seine unvollkommenen Versuche neben die vollendetsten Erzeugnisse seines Geistes, um eines aus dem andern zu erklären und in allem den Stufengang, die Wendungen und Richtungen seiner geistigen Tätigkeit zu verfolgen.

Durch dies Verfahren ziehen wir zwar den Genius mehr in die Sphäre der mitstrebenden Zeitgenossen herab; aber, während er die schwindlige Höhe verlässt, auf der er erscheinen würde, wenn wir die Mittelstufen nicht erkennen könnten, gewährt er uns eine Totalanschauung, welche ein tieferes Gefühl der Verehrung erweckt: Es enthüllt sich uns der ganze Reichtum einer schönen menschlichen Existenz von den Träumen der Kindheit bis zu der Fülle und Sicherheit gereifter männlicher Geisteskraft.

Ein solches reiches und edles menschliches Dasein führt die Biographie Goethes uns vor. In jeder Periode entfaltet es eine eigentümliche Blüte, und selbst dem Greisenalter war sie nicht versagt.

Das Leben mancher ausgezeichneten Männer hat den energischen Fortschritt des Dramas; ihr Genius bricht sich Bahn durch alle Hemmungen, die sich seinem Gang entgegenstellen, und drängt zum Ziel, wenn auch nicht selten zu einer tragischen Katastrophe. Goethes Leben hat mehr den ruhigen Fortgang des Epos, in welchem selbst retardierende Zwischenfälle

zum Gewinn für das Ganze dienen. Der Kampf ist freilich auch ihm nicht erspart; es verläuft nicht mit der Gemächlichkeit einer Idylle; aber es hat kein gewaltsames Überstürzen, kein stürmisches Überspringen der Mittelstufen. So war es von seiner frühesten Entwicklung an durch den geheimnisvoll leitenden Zug seines Innern prädestiniert, und das äußere Lebensgeschick kam ihm mit so viel Gunst entgegen, dass er mit Recht auf sich die Worte anwenden konnte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle.“

In der Mittagsstunde des 28. August 1749 trat Goethe ins irdische Dasein. Von seinem Großvater mütterlicher Seite, dem kaiserlichen Rat und Stadtschultheiß, Johann Wolfgang Textor, der ihn folgenden Tags aus der Taufe hob, erhielt er die Namen Johann Wolfgang.

Über seiner Geburt hatte ein günstiger Stern gewaltet, als über seiner nachgeborenen Geschwister, welche in früher Kindheit dahinstarben bis auf eine ein Jahr jüngern Schwester Cornelia. Auf ihn, den Erstgeborenen, war vor allen die kräftige Wohlgestalt des schon in gereiften Mannesjahren stehenden Vaters und die Gesundheitsfülle einer jugendlichen Mutter übergegangen. Der Knabe machte Aufsehen, wenn er umher getragen wurde. Selbst die Blattern, die damals noch gewöhnliche Kinderplage, welche ihn mit aller Heftigkeit ergriffen und seinen Körper so dicht bedeckten, dass er mehrere Tage wie blind daniederlag, verschonten das liebliche Gesicht; sie fielen wie eine Maske ab, ohne eine sichtbare Spur auf der Haut zurückzulassen.

Eine noch wertvollere Mitgabe begleitete ihn ins Leben, eine Fülle geistiger Anlagen, welche schon in frühen Knabenjahren mit bewundernswürdiger Frische und Regsamkeit hervortraten und schon den ersten Kindeseindrücken und Kindesspielen eine Bedeutung gaben. Der muntere Geist der Mutter, der bei dem ernsten Wesen des bereits vierzigjährigen Gatten kein Verständnis und keine Erwidern fand, schloss sich umso inniger an das Gemüt des viel versprechenden Kindes an und führte seinem lebhaften Geist stets neue Nahrung zu. Erscheint schon seine dichterische Anlage als ein von der Mutter überkommenes Erbteil, so war diese es auch, durch deren lebendige Erzählungsgabe die Einbildungskraft des Kindes angeregt und zuerst in die Märchen- und Zauberwelt eingeführt ward. Diese Phantasiebilder erhielten noch mehr dramatisches Leben und eine festere Gestalt durch das Puppenspiel, mit dessen Vorstellung der Knabe zum

Weihnachtsfest 1753 überrascht wurde, und das zu wiederholten Festgeüssen in seinen Händen blieb. Im Eingang von „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ hat uns Goethe eine liebevolle Schilderung dieser bedeutungsvollen Kindheitsfreude durch den Mund seines Doppelgängers gegeben: „Ich weiß, wie sonderbar es mir vorkam, als man uns nach Empfang der gewöhnlichen Christgeschenke vor einer Tür niedersitzen hieß, die aus einem andern Zimmer herein ging. Sie eröffnete sich; allein nicht, wie sonst, zum Hin- und Wiederlaufen; der Eingang war durch eine unerwartete Festlichkeit ausgefüllt. Es baute sich ein Portal in die Höhe, das von einem mystischen Vorhang verdeckt war. Erst standen wir alle von fern, und wie unsere Neugierde größer ward, um zu sehen, was wohl Blinkendes und Rasselndes sich hinter der halb durchsichtigen Hülle verbergen möchte, wies man jedem sein Stühlchen an und gebot uns in Geduld zu warten. So saß nun alles und war still; eine Pfeife gab das Signal, der Vorhang rollte in die Höhe und zeigte eine hochrot gemalte Aussicht in den Tempel. Der Hohepriester Samuel erschien mit Jonathan, und ihre wechselnden, wunderlichen Stimmen kamen mir höchst ehrwürdig vor. Kurz darauf betrat Saul die Szene etc. etc. Nun fiel der Vorhang, die Türe schloss sich, und die ganze kleine Gesellschaft eilte, wie betrunken und taumelnd, zu Bett; ich weiß aber wohl, dass ich nicht einschlafen konnte, dass ich noch etwas erzählt haben wollte, dass ich noch viele Fragen tat, und dass ich nur ungern die Wärterin entließ, die uns zur Ruhe gebracht hatte.“

Um diese Zeit wurde mit dem vierjährigen Knaben schon der Elementarunterricht begonnen; regelmäßige Lektionen beschränkten schon seine Spiellust, die dann im geräumigen Zimmer der sanften, freundlichen Großmutter Ersatz und Erholung suchte. Aus Abneigung gegen öffentliche Schulen übernahm diesen Unterricht der Vater selbst.

Johann Caspar Goethe war ein Mann von gründlicher, besonders juristischer Gelehrsamkeit, welche er, wenig von Naturgaben unterstützt, durch angestregten Fleiß sich erworben hatte und noch in späteren Jahren erweiterte. In dem streng abgemessenen ruhigen Gang seines Lebens scheint eine Reise nach Italien der einzige erregtere Moment gewesen zu sein; sie hinterließ ihm daher fürs ganze Leben die angenehmsten Erinnerungen, die heitersten Eindrücke; die Ausarbeitung seiner Reisebeschreibung war ihm noch in späterer Lebensperiode eine Lieblingsbeschäftigung. Seine Wohnung war mit italienischen Landschaften geschmückt, die schon seinem

Knaben eine lebhaftere Sehnsucht nach dem Land der Verheißung einflößten, das dieser noch als Mann so ahnungs- und sehnsuchtsvoll betrat. Obwohl ohne dichterisches Talent, hatte Goethes Vater nicht kaltsinnig und unempfänglich das Land der Kunst und Poesie durchwandert. Tasso war sein Lieblingsdichter; auch die deutschen Dichter der Hagedorn-Haller'schen Periode, in die seine Jugendbildung fiel, fanden der Reihe nach einen Platz in seiner Bibliothek. In dieser Umgebung führte er eine abgeschlossene Lebensweise. Zu seiner anerkennungswürdigen Geradheit und Rechtschaffenheit gesellte sich ein schroffes, eigenwilliges, besonders gegen Vornehme stolzes Wesen, worin ihn die Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften, zu der er sich, befriedigt durch den Titel und Rang eines kaiserlichen Rats, aus freier Wahl entschlossen hatte, nur mehr und mehr verstärken musste. Die spät geschlossene Ehe mit einem zwanzig Jahre jüngeren siebzehnjährigen Mädchen hatte diesen Charakter nicht mehr umschmelzen können; das Herrische seines Wesens, in das übrigens die lebensfrohe Frau sich auf bewundernswürdige Weise zu schicken und zu finden wusste, ward für die Glieder der Familie nicht selten hart und drückend. Wenig gesprächig und gesellig, fühlte er doch einen Drang, seine Kenntnisse durch Unterricht den Seinigen mitzuteilen. Selbst die junge Frau hatte sich anfänglich diesem Lehrtrieb akkommodieren müssen. Mit dem Sohn begann er den Unterricht in so zartem Alter und mit solcher, der natürlichen Geistesentwicklung vorgehenden, Konsequenz, dass der kleine Wolfgang unter die frühreifen Wunderkinder gezählt werden mag.

Jenes Puppenspiel war das letzte Weihnachtsgeschenk der Mutter des Vaters; sie starb im Frühling des Jahres 1754 in ihrem sechsundachtzigsten Jahr. Da der Sohn mit seiner Familie bis dahin eigentlich bei ihr im Haus wohnte, so hatte er aus Rücksicht für sie von dem alten winkligen Haus (am Hirschgraben) nichts verändert; es bestand aus zwei durchbrochenen Häusern; eine turmartige Treppe führte zu unzusammenhängenden Zimmern, und die Ungleichheit der Stockwerke war durch Stufen ausgeglichen. Nach dem Tod der Mutter ward der längst projektierte Neubau des Hauses sogleich in Angriff genommen. Um nicht, wie es bei neuen Bauten gesetzliche Vorschrift war, den über das Fundament vorspringenden Raum der oberen Stockwerke einzubüßen, bediente sich der Vater der Ausflucht, die oberen Teile des Hauses zu unterstützen und von unten herauf einen nach dem andern wegzunehmen, und das Neue gleichsam einzuschalten, so dass, wenn zuletzt gewissermaßen nichts von dem Alten übrig blieb, der

ganze Bau noch immer für eine Reparatur gelten konnte. An der Feierlichkeit der Grundsteinlegung nahm auch der kleine Wolfgang teil; als Maurer gekleidet, die Kelle in der Hand, mauerte er den Grundstein mit eigener Hand ein. Um desto besser denselben beaufsichtigen und leiten zu können, wollte der Vater mit seiner Familie das Haus nicht räumen, und setzte anfänglich seinen Plan hartnäckig durch. Als aber zuletzt auch das Dach teilweise abgetragen wurde, und ungeachtet alles überspannten Wachstuches von abgenommenen Tapeten der Regen bis zu den Betten gelangte, so entschloss er sich, obgleich ungerne, die Kinder wohlwollenden Freunden auf eine Zeit lang zu überlassen und sie in eine öffentliche Schule zu schicken.

Die kurze Zeit des Besuchs einer öffentlichen Schule ließ in Goethe keine freundlichen Erinnerungen zurück. Er beklagt sich über das Gemeine, ja Niederträchtige, das der edel und gesittet gehaltene Knabe, ohne dass ihm Waffen zur Abwehr zu Gebot standen, von der „rohen Masse von jungen Geschöpfen“ zu leiden hatte. Vielleicht entstand dies Missverständnis dadurch, dass der seinen Altersgenossen geistig vorausgeschrittene Knabe nicht ohne einige Ansprüche auftrat, wogegen diese die überlegene physische Kraft gegen ihn geltend machten.

Wie tief schon damals die äußere Welt in den Kreis seiner kindlichen Vorstellungen hineingriff, darauf lässt die Erschütterung und ernste Gemütsstimmung schließen, womit ihn die Nachricht von der durch das Lissaboner Erdbeben angerichteten Zerstörung (1. Nov. 1755) erfüllte. Er trug sich mit quälenden Zweifeln an der Vorsehung und Güte Gottes – wobei freilich unbeantwortet bleibt, wie viel dazu die ihn häufig umgebenden Gespräche der Erwachsenen beigetragen haben mochten.

Nicht in der Stille einer ländlichen Natur, nicht in einem eng geschlossenen Kreis war Goethe bestimmt aufzuwachsen. Die alte blühende Reichs- und Kaiserstadt Frankfurt führte in ihren historischen Erinnerungen und Denkmälern die Welt der Vergangenheit, in ihrem regen Handelsverkehr das Leben der Gegenwart in dem lebhaftesten Schauspiel an seinem empfänglichen Geist vorüber. Die öffentlichen Gebäude, vor allen der Römer, waren eine Chronik der deutschen Geschichte; die Messe, ein Fest für die schaulustige Jugend, breitete die Gegenstände des modernen Luxus und was nur alles die Neugier der Kinder reizen konnte, vor ihm aus; „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde alles hervorbringt, was sie bedarf, und was die Bewohner ihrer verschiedenen Teile gegeneinander aus-

wechseln.“ Der Frankfurter Markt musste auch dazu dienen, seinen Hang zu altertümlicher Sage zu nähren, indem er hier frühzeitig die deutschen Volksbücher kennen lernte und mit der schönen Melusine, Magellone, Fortunatus, Kaiser Octavian, Faust, dem ewigen Juden etc. vertraut wurde: Keime zu Dichtungen späterer Jahre.

Der Knabe Goethe wurde von dem Vater früh zu dessen eigenen Beschäftigungen herbeigezogen. Nach dem Neubau des Hauses war er ihm behilflich bei der Aufstellung der Bibliothek und der Anordnung der Gemälde. Da der Vater auch den lebenden Frankfurter Malern mehrere Aufträge gab und durch den Sohn dabei manches ausrichten ließ, so kam dieser dadurch in einen vielseitig anregenden Verkehr mit denselben; er machte Vorschläge zu neuen Bildern und gewann schon durch die Eindrücke der Kindheit ein lebhaftes und nachhaltiges Interesse für die Kunst.

Es war eine wohltätige Gegenwirkung gegen diese zerstreuen Beschäftigungen der Einbildungskraft, dass bald nach Vollendung des neuen Hauses der geordnete Lehrgang der häuslichen Lektionen wieder begann. Der Vater nahm die Kinder wieder aus der öffentlichen Schule und erteilte ihnen den Unterricht selbst, sogar die Unterweisung im Tanzen nicht ausgenommen; für einen Teil der Lektionen sorgte er durch Fachlehrer.

Mit richtiger Beurteilung der Naturanlagen des Sohnes führte er ihn aus dem grammatischen Regelwerk der lateinischen Sprache möglichst rasch zu selbstständigen Übungen, wobei besonders eigene Erlebnisse und Beobachtungen desselben zum Grunde gelegt wurden. ; sie zeigen eine für dieses Alter überraschende Gewandtheit. In den drei Gesprächen, die uns vorliegen, tritt schon die frühe Ausbildung seines Talents, keine Vorfälle in munterem Dialog zu dramatisieren, deutlich hervor; aus andern Aufsätzen ersehen wir, dass schon 1758 die Beschäftigung mit dem Französischen und sogar dem Griechischen begonnen hatte; anziehend sind unter diesen kleinen Arbeiten die Morgenglückwünsche, die er für jeden Tag des Monats August 1758 in lateinischer (zum Teil auch griechischer) und deutscher Sprache aufzeichnete, um den Vater damit zu erfreuen. Gleichzeitig lernte er auch die Elemente des Italienischen gleichsam spielend, indem er dem Unterricht zuhorchte, den der Vater in demselben Zimmer, worin er seine lateinischen Lektionen zu lernen hatte, der Schwester Cornelia erteilte.

Von der in allen Fächern wohl ausgestatteten Bibliothek des Vaters konnte sein Wolfgang den freiesten Gebrauch machen; jener scheint die Lektüre des Knaben nicht, wie man aus seiner sonstigen Strenge zu schließen geneigt sein möchte, überwacht zu haben. Da war denn auch wieder dafür gesorgt, dass die Phantasie lustig im Reich der Abenteuer herum-schwärmen konnte. Die mythologischen Geschichten des Altertums schmeichelten sich mit den zweideutigen Reizen der ovidischen Metamorphosen ein; Virgil und Homer (wenn gleich in einer Prosaübersetzung) blieben nicht ungenossen; Fenelons Telemach ward geschätzt; Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Ansons Reise um die Welt und andere Reisebeschreibungen brachten Kunde von Abenteuern in fernen Ländern, und durch die Merian'schen Kupfer der Gottfried'schen Chronik prägten sich die Hauptbegebenheiten der Geschichte ein. In Italiens Paradies lockten die oft und gern wiederholten Schilderungen des Vaters, und mit umso größerem Reiz, da sie die Aussicht auf künftigen Genuss eröffneten. Nach und nach kamen auch die neueren Dichter an die Reihe, welche in schönen Einbänden in des Vaters Bibliothek aufgestellt waren. Wie sehr Tassos befreites Jerusalem, das er in Kopps Übersetzung las, seine Phantasie in Bewegung setzte, berichtet aus Wilhelm Meister. „Besonders fesselte mich Chlorinde mit ihrem ganzen Tun und Lassen. Die Mannweiblichkeit, die ruhige Fülle ihres Daseins taten mehr Wirkung auf den Geist, der sich zu entwickeln anfing, als die gemachten Reize Armides. Über hundert und hundertmal sagte ich mir die Geschichte des traurigen Zweikampfs zwischen Tancred und Chlorinde vor... Ich konnte nie die Worte aussprechen:

Allein das Lebensmaß Chlorindes ist nun voll,  
Und ihre Stunde kommt, in der sie sterben soll –

Dass mir nicht die Tränen in die Augen kamen, die reichlich flossen, wir der unglückliche Liebhaber ihr das Schwert in die Brust stößt, der Sinkenden den Helm löst, sie erkennt und zur Taufe bebend das Wasser holt.“ Auch die jüngsten deutschen Dichter, Canitz, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer, Creuz, wurden fleißig durchgelesen und teilweise memoriert, weshalb der Knabe oft zur Unterhaltung der Gesellschaft aufgerufen wurde. Klopstocks Messias ward nicht in des Vaters Bibliothek aufgenommen, weil dieser die reimlosen Verse nicht für Poesie gelten lassen wollte; doch kam sie später heimlich ins Haus und verfehlte ihre begeisternde Wirkung nicht. An diesen Dichtern entwickelte sich die Darstellungs-

gabe des Knaben frühzeitig zu einer wundersamen Gewandtheit und Reinheit der Form; er fing an, die rhetorische Behandlung der Aufgaben mit der poetischen zu vertauschen.

Neben den übrigen Lehrstunden genossen die Kinder auch eines fortwährenden Religionsunterrichts; „Doch war der kirchliche Protestantismus, den man ihnen überlieferte, eigentlich nur eine Art von trockener Moral; an einen geistreichen Vortrag ward nicht gedacht, und die Lehre konnte weder der Seele noch dem Herzen zusagen.“ Mit der Bibel ward er genau vertraut; die Merian'schen Kupfer der großen Foliobibel belebten die biblischen Erzählungen in seiner Einbildungskraft, besonders zog ihn die Geschichte der Patriarchen dauernd an, so dass er einen umständlichen Aufsatz verfasste, worin er zwölf Bilder aus der Geschichte Josephs beschrieb, von denen einige von den Frankfurter Malern ausgeführt wurden.

Dieses Interesse an den religiösen Vorstellungen und Zeremonien des alten Testaments, welches durch bildliche Darstellungen belebt ward, veranlasste den Knaben zu einer Nachahmung der jüdischen Opferhandlung. Naturprodukte, meist aus des Vaters Naturaliensammlung herbeigesucht, wurden auf einem schön lackierten Musikpult aufgeschichtet, und Räucherkerzen, in einer Porzellantasse aufgestellt, krönten den Gipfel. Diese wurden, sobald die Sonne hell ins Zimmer schien, mittelst eines Brennglases angezündet, und das Opfer gelang nach Wunsch. Bei einer Wiederholung der Feierlichkeit war aber die Tasse nicht zur Hand; die Kerzchen wurden auf den Pult gesetzt, und der kleine Priester bemerkte nicht, dass sei beim Verglimmen in den schönen Lack einbrannten; die Lust zu ferneren Opfern war ihm vergangen. In diesem Vorfall vermögen wir indes nur den nachahmenden Spieltrieb eines geweckten Kindes zu erkennen, nicht, was man darin hat finden wollen, eine religionsphilosophische Divination, so wenig wie durch den Schrecken über das Lissaboner Erdbeben der prometheische Titanentrotz einer späteren Periode prägnostiziert wird.

Während der junge Goethe unter diesen häuslichen Geistesbeschäftigungen dem Abschluss des ersten Jahrzehnts seines Lebens entgegenging, begann der siebenjährige Krieg (1756) Deutschland in allen Teilen zu erregen. Er war kein gewöhnlicher Kabinettskrieg, sondern in ihm schlug das deutsche Nationgefühl in hellen Flammen auf. In dunklem Vorgefühl, dass nur von Preußen die Erhebung des deutschen Reichs aus seinen verrotteten Zuständen zu erhoffen sei, nahm der edelste Teil des Volkes, selbst wo die

Reichstruppen auf Österreichs Seite fechten mussten, für die Sache des großen Preußenkönigs Partei. Und sollte es nicht jedes deutsche Gemüt im tiefsten empören, dass Österreich die Pforten des Reichs öffnete, um hier die Franzosen, dort die Russen hereinzulassen? Auch in der kaiserlichen freien Reichsstadt Frankfurt war die Anhänglichkeit an das Kaiserhaus nicht so fest begründet, um nicht eine bedeutende preußisch gesinnte Partei aufkommen zu lassen. Diese Spaltung der Parteien drang bis in das Innerste der Familien. Der alte Schultheiß Textor, der über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite. Goethes Vater war für Preußens Sache, und wo konnte das Söhnchen anders sein? „Ich war auch preußisch oder, um richtiger zu reden, fritzisch gesinnt. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab, und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei.“ Durch diese Parteilung waren auch bald die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört; nach einigen unangenehmen Szenen blieb Vater Goethe aus der Gesellschaft weg; dem Sohn wurden die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Mittagstisch der Großeltern jetzt zu den peinlichsten, da er dort seinen Lieblingshelden nur geschmäht und verkleinert sah.

In den ersten Kriegsjahren konnte Frankfurt noch aus der Ferne den Kriegereignissen zusehen; nur dass häufige Durchmärsche französischer Truppen ein vorübergehendes militärisches Schauspiel darboten. Am zweiten Januar 1759 jedoch nahm Soubise gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz, angeblich weil es eines festen Stützpunkts am Main bedürfe; das Kommando trat er darauf dem Herzog von Broglio ab. Die Truppen wurden bei den Frankfurter Bürgern einquartiert; dem Goethe'schen Haus ward der Königsleutnant zugewiesen.

Mochte die Aufnahme eines distinguierten Mannes auch dem häufigen Wechsel von Offizieren und Gemeinen vorzuziehen sein, so brachte doch die Stellung des Königsleutnants, der, obgleich Militärperson, die Zivilvorfälle, die Streitigkeiten zwischen Soldaten und Bürgern, Schuldensachen und Händel zu schlichten hatte, eine meist bis in die Nacht fortdauernde Unruhe in das Haus, die gar sehr mit der bisherigen strengen Familienordnung und Ruhe kontrastierte. Da bei dem Rat Goethe noch die ent-

schiedene Abneigung gegen die Franzosen hinzukam, so setzte sich in ihm eine hypochondrische Stimmung fest, die ihn während der ganzen Zeit der Einquartierung nicht verließ und ihm jede Beschwerde, die sie mit sich brachte, doppelt fühlbar machte. Übrigens war Graf Thorane – dies war der Name des vornehmen Gastes – ein Mann von ehrenwerthem Charakter und eleganter Bildung, wie sie den Adel des alten Frankreichs auszuzeichnen pflegte. Wie er in seinem Amt Pflichttreue, Gerechtigkeit und Unbestechlichkeit übte, so setzte er auch seinen Stolz darein, sich gegen die Familie, deren Wohnung er teilte, musterhaft zu betragen. Ein gleiches machte er seinen Leuten zur Pflicht; es war ihnen aufs strengste befohlen, dem Hausbesitzer nicht die geringsten Unkosten zu machen. Er hielt täglich offene Tafel und bewies gegen die Hausgenossen die Artigkeit, den Kindern von dem Nachtsch reichlich zuzuteilen.

Gleich beim Eintritt in das Goethesche Haus zeigte der Graf eine große Freude über die kleine Gemäldesammlung, die er hier vorfand; er äußerte sogleich seinen Vorsatz, die in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Künstler zu beschäftigen. Seine Absicht war, mit diesen Gemälden die Wohnung seines älteren Bruders in ihrem Geburtsort Grasse in der Provence zu zieren. Er ließ sich von dort die Maße der Zimmer und Kabinette einsenden, um danach die Größe der Gemälde, die als Tapetenteile an die Wände befestigt werden sollten, zu bestimmen. Wolfgang's Mansardenzimmer ward in ein Atelier umgewandelt; er hatte somit aufs neue Gelegenheit, sein Interesse für die Kunst zu unterhalten und seinen Kunstsinn zu üben. Es hatten sich diese Maler vorzugsweise nach der niederländischen Schule gebildet und leisteten in der Landschaftsmalerei Treffliches; der darmstädtische Hofmaler Seekatz genoss eines bedeutenden Rufes. Da der junge Goethe diese Künstler von frühster Jugend an gekannt hatte, so war er häufig bei Beratschlagungen und Entwürfen gegenwärtig und wurde auch mit seiner Meinung gern gehört.

Die düstere Stimmung des Vaters vermochte weder des Grafen Kunstliebe noch sein verbindliches Betragen gegen die Familie zu verscheuchen. Jener blieb in möglichster Entfernung und Zurückgezogenheit, so dass er es kaum über sich gewinnen konnte, die neu entstandenen Gemälde eines Anblicks zu würdigen, wenigstens nie in Gegenwart des Grafen. Die muntere Hausfrau musste daher all ihr Geschick aufbieten, um durch ihre freundliche Aufmerksamkeit die Sache einigermaßen ins Gleiche zu bringen; sie bemüht-

te sich noch um des Grafen willen die französische Sprache zu erlernen, natürlich nicht mit Hilfe des franzosenfeindlichen Gatten, so geläufig dieser auch das Französische sprach, sondern eines benachbarten Gevatters, der sie sich gab, das Erlernete persönlich bei ihm anzuwenden, mit galanter Artigkeit, und da auch der Knabe seine Zuneigung gewann, so war das beste Verhältnis hergestellt.

In dieser Unruhe und Verstimmtheit ließ der Vater in seinem Lehreifer und seiner Erziehungsstrenge nach. Mancherlei Zerstreuungen, die in und außer dem Haus sich darboten, zogen die Kinder von den Lektionen ab, und das bewegte Soldatenleben ließ es für sie nicht an ergötzlichen Schauspielen fehlen.

Ernster gestaltete sich die Lage der Dinge, als mit anbrechendem Frühling 1759 die alliierte Armee unter Ferdinand von Braunschweig sich Frankfurt näherte, um die Franzosen aus ihrer vorteilhaften Stellung am Main zu vertreiben. Stärkere Truppenmassen zogen während der Karwoche durch die Stadt; es war eine beständige Bewegung und Aufregung. Den kaum etwas zur Ruhe gekommenen Bürger ergriff die Furcht vor größerem Unheil. Mit Sehnsucht sahen die preußisch Gesinnten der Ankunft der Verbündeten entgegen, auf deren Sieg sie mit Zuversicht zählten. Auf der Höhe von Bergen, anderthalb Stunden von Frankfurt, erwartete die französische Armee unter Broglio den anrückenden Feind.

Goethes Vater hatte nicht Ruhe in seiner Wohnung; nicht ohne Lebensgefahr begab er sich in die Nähe des Schlachtfeldes, während die Kinder ängstlich zu Hause dem fernen Geschützdonner horchten. Transporte gefangener Deutschen waren das erste Anzeichen, dass die Sache der Verbündeten nicht günstig stehe. Der Vater kam in tiefem Schmerz und Unmut heim; die Gaben, welche er, wie andere Bürger, den Verwundeten reichen ließ, wollte er nur an Deutsche verteilt haben. Anders war den Kindern zu Mute, denen das Franzosenregiment so behaglich erschien, dass dem Wolfgang seine frühere Preußenbegeisterung schon abhanden gekommen war. Sie freuten sich, ihren Königsleutnant wohlbehalten wieder zu sehen, sprangen ihm entgegen und küssten ihm die Hände. Es schien ihm sehr zu gefallen. „Wohl!“, sagte er freundlicher als sonst, „ich bin auch um euretwillen vergnügt, liebe Kinder!“, und befahl sogleich Zuckerwerk und dergleichen Liebhabereien ihres Gaumens ihnen zuzuteilen. Indes begann im Haus ein Kommen und Gehen von Klagenden und Bittenden, das bis spät in die

Nacht währte. Der Graf war eben auf den Vorsaal herausgetreten, um die Sachen schneller zu erledigen, als Vater Goethe, um sich ins Speisezimmer zu seiner Familie zu begeben, über den Vorsaal an ihm vorübergehend. Der Graf ging ihm entgegen, begrüßte ihn und sagte: „Ihr werdet uns und Euch Glück wünschen, dass diese gefährliche Sache so glücklich abgelaufen ist.“ – „Ich wollte“, versetzte der Vater, gleichsam den Stein vom Herzen wälzend, „sie hätten Euch zum Teufel gejagt, und wenn ich hätte mitfahren sollen.“ – „Dieses sollt Ihr büßen“, rief der Graf mit Wut auffahrend; „Ihr sollt mir nicht umsonst eine solche Beleidigung zugefügt haben“, und gab Befehl, ihn auf die Wache zu führen. In der ersten Aufwallung des Zorns war er entschlossen, zur Warnung für die franzosenfeindlich gesinnten Frankfurter an seinem Hausbesitzer ein Exempel zu statuieren. Mit Mühe gelang es dem gewandten Gevatter Nachbar, den Grafen zu versöhnen und das drohende Übel abzuwenden. Erst am folgenden Morgen erfuhren die Kinder, als sie zu den Überbleibseln ihrer gestrigen Kollation zurückeilten, welche Wetterwolke in dieser Nacht über ihren Häuptern hinweg gezogen war.

Seit diesem Vorfall scheint während des Grafen Anwesenheit, die noch ungefähr zwei Jahre dauerte, der Friede des Hauses nicht weiter gestört worden zu sein. Der Graf änderte sein Benehmen gegen die Familie nicht, obwohl er in Folge von anderweitigen Unannehmlichkeiten weniger heiter war und sich mehr zurückzog. Große Freude machte ihm die Betrachtung der nach und nach fertig werdenden Gemälde, die endlich wohl verpackt in seine Heimat gesandt wurden. Jetzt wurde auch Wolfgang das Arbeitszimmer zurückgegeben. Dem Vater glückte es, durch wiederholte Vorstellungen durchzusetzen, dass in Berücksichtigung der lange getragenen Belästigung fürs nächste sein Haus verschont ward. Er musste aber Mietsleute in seine Wohnung aufnehmen, um die Einquartierung unmöglich zu machen. Der Graf schied in Frieden und verließ nach kurzer Zeit Frankfurt.

Während dieser unruhvollen Jahre waren die Kinder mehr der nachsichtigen Mutter und sich selbst überlassen. Der geregelte Unterricht war unterbrochen; indem sich aber der jugendlichen Phantasie eine Fülle neuer Anschauungen zudrängte, waren diese vielseitigen Anregungen für den künftigen Dichter nicht verloren. Nicht nur bewegte sich um ihn das Leben in dramatischer Mannigfaltigkeit; es bot sich auch durch den Aufenthalt der Franzosen mehr Gelegenheit dar, die Neigung zu theatralischen Vorstellungen zu befriedigen. In früheren Jahren war das Puppenspiel der Großmutter

von Zeit zu Zeit hervorgesucht worden, woran sich denn sehr natürlich der Versuch schloss, die Puppen neuen Stücken zu akkommodieren; dadurch ward die Kunst der Erfindung und Darstellung mannigfach geübt, bis denn endlich, nachdem die Kinder den Puppenspielen entwachsen waren, auch die Lust zu eigenen Verkleidungen und Aufführungen Befriedigung suchte. Diese Darstellungen der Kinder an den auch bei den Erwachsenen viel Beifall und Aufmunterung; man wagte sich sogar an größere, damals für klassisch geltende deutsche Dramen. Schöff von Olenschlager ließ in seinem Haus von Kindern den Canut des Elias Schlegel aufführen, worin Wolfgang den König spielte. Mit der französischen Okkupation tat sich zu gelegener Zeit ein Theater auf, und dem Wolfgang ward vom Großvater Schultheiß ein Freibillet geschenkt. So sehr auch der Vater seiner strengen Denkweise gemäß dem Theaterbesuch, der allerdings als täglich wiederholter Genuss für den Knaben nicht ohne sittliche Bedenken war, sich abgeneigt zeigte, und ihn zu beschränken suchte, so drang er doch damit gegen die Mutter nicht durch, die bis in ihr spätes Alter eine leidenschaftliche Verehrerin des Theaters war. Da der Knabe bis dahin über die Elemente des Französischen nicht hinausgekommen war, so konnte er anfangs seine Unterhaltung nur von den Dekorationen und der Mimik nehmen. Es musste daher ihm häufig die Geduld ausgehen, die Stücke ganz auszuhören. Manche Stunde wurde mit Spielen in den Korridoren und vor der Tür ausgefüllt. Dadurch ward er mit einem muntern Knaben, der zum Theater gehörte – er nennt ihn Derones – bekannt, der sich mehr und mehr an ihn anschloss. Mit diesem kleinen Schwätzer ging bald die französische Konversation leicht vonstatten, wozu sich auch im eigenen Haus bei dem Grafen und dessen Leuten vielfache Gelegenheit bot. Diese Fortschritte im Französischen überraschten und erfreuten den Vater, so dass der kleine Goethe, wenn er spät abends vom Theater nach Hause zurückkehrte, freundlicher, als anfangs, empfangen ward. Denn dem Vater war es schwer, sich von dem sittlichen Nutzen des Theaters zu überzeugen, so sehr auch seinem Wolfgang die Phrasen von der moralischen Wirkung des Schauspiels geläufig geworden waren. Jener hatte Recht, wenn er von dorthier für die reine Entwicklung und Unschuld der Kindesnatur Gefahr besorgte. Derones zog seinen kleinen Freund auch hinter die Kulissen; sie verkehrten ungestört in dem allgemeinen Ankleidezimmer, wo sich den Augen und Ohren nicht eben die anständigsten Scherze und Situationen darboten, „da sich Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen.“ Der Schwester des

Derones, welche nur ein Paar Jahre älter war, widmete Wolfgang einige galante Aufmerksamkeiten; er ging nie zu ihr, ohne ihr eine Blume, eine Frucht oder sonst etwas zu überreichen. Gern hätte er wohl für etwas mehr als ein elfjähriges Kind gelten mögen; allein es glückte ihm nicht, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen und mehr als einen höflichen Dank als Erwiderung zu erhalten.

Der Verkehr mit dem kleinen leichtsinnigen Franzosen scheint dem Wolfgang sehr behagt zu haben; er trieb sich auch außer dem Theater mit ihm herum und ließ sich seine Aufschneidereien und theatralischen Possen gefallen, wofür sich denn auch dieser ihm, als dem Kind vornehmer Eltern, unterzuordnen verstand. Mit solchen Knaben ging der junge Goethe lieber um, als mit den Frankfurter Bürgersöhnen, von denen ihn seit früher Kindheit eine gewisse Unverträglichkeit entfernt hielt. Im Bewusstsein seiner geistigen Überlegenheit, seiner einnehmenden Schönheit und patrizischen Verwandtschaft hatte er sich eine vornehme und superioren Haltung angeeignet, welche den Hohn und die derben Zurechtweisungen seiner Kameraden, nicht unverdient, herausforderte. Wenn er sich etwas darauf einbildete, seinen Großvater Schultheiß in der Mitte des Schöffensrats eine Stufe höher, als die andern, unter dem Bild des Kaisers gleichsam thronend gesehen zu haben, so war dem Frankfurter Bürgerskind nicht zu verargen, wenn es auf den Großvater väterlicher Seite hinwies, der als Schneiderbursche in Frankfurt eingewandert und als Gastwirt zum Weidenhof gestorben war. Die bittere Stimmung, die durch solche Vorfälle gegen die ihn umgebende Knabenwelt entstand, blickt noch aus den Äußerungen späterer Jahre hervor, und wenn er diesen „Rohheiten“ gegenüber seine gesittete Haltung hervorhebt, so muss er doch auch wieder selbst einräumen, in Gesellschaft mit Derones allerlei Torheiten begangen zu haben, die besonders an Sonn- und Festtagen keineswegs zu seinem Äußern passten; eine Knabenprügelei war doch nicht unsittlicher, als wenn er mit dem Derones hinter einer Scheune mit seinem kleinen Sonntagsdegen ein theatralisches Duell hielt. Da können wir den hübschen Knaben in seinem Pfingsttagsputz beschauen, in Schuhen aus sauberem Leder, mit großen silbernen Schnallen, feinen baumwollenen Strümpfen, schwarzen Unterkleidern aus Sarsche und einem Rock aus grünem Berkan mit goldenen Balletten, – die Weste aus Goldstoff, aus des Vaters Bräutigamsweste geschnitten, frisiert und gepudert, mit Locken, die wie Flügelchen vom Kopf standen, den Hut unterm Arm, mit einem kleinen Degen, dessen Bügel mit einer großen seidenen Bandschleife

geschmückt war. So jugendmutig einerschreitend, im Vorgefühl einer hohen Bestimmung, mochte er sich ein Liebling der Götter dünken und im Märchengewand seinen Zukunftsträumereien eine Form geben. Das Knabenmärchen der neue Paris, dessen kunstvolle Ausführung die Darstellungsgabe des gereiften Dichters verrät, bildete sich aus solchen Ahnungen des Knaben: Unter dem Geleit des ehrwürdigen Alten tritt er durch die enge Zauberpforte in ein ungekanntes paradiesisches Labyrinth, und nachdem er, dem Paris gleich, zwischen den drei Göttinnen hin und her geirrt ist, lässt er sich zuletzt von dem phantastischen Spiel der muntern neckischen Dienerin bezaubern.

Der praktische Kursus des Französischen in den Räumen des Theaters trug bald seinen Nutzen und scheint auch bei andern Kindern von gleichem Erfolg gewesen zu sein. Schöff von Olenschlager ließ von Kindern den Britannicus des Racine aufführen, wobei Wolfgang die Rolle des Nero zu Teil ward. Corneille, Racine, Moliere und andere französische Dramatiker, deren Werke sich in des Vaters Bibliothek fanden, wurden fleißig durchgelesen, memoriert und rezitiert. Dadurch ward in dem Knaben auch bald der produktive Trieb rege. Aus seiner Märchenwelt und aus alter Mythologie stellte er ein kleines Drama zusammen, worin es weder an Göttern, noch Prinzen und Königstöchtern fehlte; besonders war der geflügelte Merkur bedacht. Von dem Wert seines Stückes fest überzeugt, schmeichelte er sich in seiner kindlichen Freude mit dem Gedanken, es zur Aufführung gebracht zu sehen, und sah schon im Geist den Titel des Stückes an den Ecken der Straßen und Plätze mit großen Buchstaben angeschlagen. Freund Derones ließ ihn zum ersten Mal das bittere Gefühl verletzter Autoreitelkeit empfinden, indem er unbarmherzig sein kritisches Richteramt daran ausübte. Jedoch ließ Wolfgang von dem Schreiber, den der Vater im Haus hielt, nach einigen Veränderungen im Manuskript eine saubere Abschrift fertigen und überreichte sie dem Vater zu dessen großer Freude, so dass er aufhörte, dem Theaterbesuch gram zu sein.

Nach dem Abzug des Grafen Thorane, ungefähr im Beginn des Jahres 1761, fand der Unterricht in dem still gewordenen Goethe'schen Haus nach und nach den geregelten Gang wieder und gab der Phantasieaufregung, in welcher der Knabe eine Zeitlang gelebt hatte, das wünschenswerte Gleichgewicht. Noch besuchten ihn oft in der Einsamkeit des ihm wieder eingeräumten Mansardenzimmers die Gespenster der Gemälde, die er durch Ar-

beiten und Studien nur schwer verscheuchte. Der Vater, zufriedener jetzt und heiterer, fand seine Freude aufs neue daran, seine Kinder zu lehren und mit ihnen zu lernen. Es geschah dies denn auch mit der Hast des pädagogischen Dilettantismus, der, um Versäumtes wieder einzubringen, das Wissenswerte von allen Seiten heranzuziehen sucht und in dem Vielerlei der Bildung unsicher umher greift; es gehörte eine so gesund organisierte Natur, wie die des jungen Goethe, dazu, um es bewältigen zu können. Ward auch seine Vielseitigkeit dadurch gefördert, so ist ihm doch auch als Folge dieser planlosen Erziehung das rasche Abspringen von einem Gegenstand der geistigen Beschäftigung zu einem andern, von einem Plan zu einem andern durchs ganze Leben eigen geblieben. Welch ein Gewinn wäre es für ihn gewesen, wenn er das schon früher begonnene Studium des Griechischen eifrig fortgesetzt hätte! Es wäre ihm der Umweg erspart worden, auf dem er sich späterhin dem hellenischen Altertum näherte. Statt dessen zog ihn die seltsame Liebhaberei fürs Judendeutsch, dessen geheimnisvolle Chiffrenschrift ihn schon vor Jahren so angezogen hatte, dass er eine Anweisung zur deutsch-hebräischen Sprache niederschrieb, zur Erlernung der hebräischen Sprache hin. Der Vater willfahrte seiner Neigung und ließ ihm von dem Dr. Albrecht, dem Rektor des Frankfurter Gymnasiums, Privatunterricht darin erteilen, der, wie sich erwarten ließ, nicht weit über die Elemente hinausging. Der anfängliche Eifer verlor sich schon bei den ersten Schwierigkeiten des Lesenlernens und der grammatischen Formenlehre, so dass Lehrer und Schüler bald durch Abschweifungen die Stunden zu würzen suchten. Die einzige Frucht dieses Unterrichts war eine anhaltende Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte, deren dichterischer Gehalt und naive Gemütstiefe zu wiederholten Malen Goethes Interesse aufs lebhafteste in Anspruch nahm. Jene Jahre waren es gerade, wo Klopstocks Messias und die in ihrem Gefolge erscheinenden Patriarchaten die biblischen Erzählungen mit einem durch die Neuheit überraschenden Glanz der Poesie der Gegenwart näher brachten. Großes Aufsehen erregte in Goethes unmittelbarer Nähe „Daniel in der Löwengrube“ von Friedrich Karl von Moser, der als hessendarmstädtischer Legationsrat in Frankfurt lebte; ihn zählt Goethe unter die Männer, die durch ihre Persönlichkeit und literarischen Verdienste seine früheste Bildung begünstigten. Moser stand in Verbindung mit dem Kreis der Frommen, dessen Mittelpunkt Susanna Katharina von Klettenberg war.

Dies edle weibliche Wesen, dem Goethe in den „Bekanntnissen einer schönen Seele“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat, hatte in dieser und einer spätern Jugendperiode Goethes einen großen Einfluss auf seine religiöse und moralische Bildung, dessen dankbare Erinnerung ihn bis ans Ende des Lebens begleitete, so dass er noch in seinem achtzigsten Jahr bekannte, es habe ihn öfters im Leben der Gedanke beschlichen, ob er wohl Recht daran getan, einer Richtung sich abgewendet zu haben, die seinem Geist und auch seinem Herzen lange Zeit äußerst wohltätig erschien. Fräulein von Klettenberg gehörte einer der ersten patrizischen Familien Frankfurts an, und ihre Jugendverhältnisse glichen denen, in welchen wir den jungen Goethe sich bewegen sehen. Was ihr dadurch an Weltbildung und Lebensgenuss zu Teil geworden war, hatte ihrer Seele nicht den Frieden gegeben, nach welchem ihr Inneres verlangte. Da erkannte sie fest und fester in dem Heiland den überirdischen Freund, der ihr Ruhe und Trost brachte; im Hinblick auf ihn wurden ihr auch die Leiden eines kränkelnden Körpers leicht. Aus den größern Kreisen, in welchen sie ihre Jugend zugebracht hatte, zog sie sich zurück und gesellte sich zu gleich gestimmten Gemüthern, auf welche die Reinheit ihres Herzens, das allen Heuchelschein verschmähte, ihre erhebende Religiosität eine nachhaltige Anziehungskraft ausübte. Auch die Frau Rat Goethe, deren Gemüt das häusliche Leben an der Seite eines ernst in sich verschlossenen Gatten nicht auszufüllen im Stande war, zählte sie zu ihren Freundinnen; sie überturg diese Liebe auf das viel versprechende Kind, das sie auf den Weg zu leiten wünschte, auf welchem sie das reinste irdische Glück gefunden hatte.

Ohne Zweifel hatte sie schon damals an seinem Hang zu religiöser Kontemplation, der an die Stelle der überreizten Theaterlust getreten war, und an seinen biblischen Studien großen Anteil. Allein, was er empfing, musste sein lebhafter Geist auch wieder in seiner Weise reproduzieren. Als 1761 der Senior des Ministeriums, der hoch verehrte Fresenius, starb, und der bisherige Professor zu Marburg, Plitt, an seine Stelle trat, kündigte dieser eine Art von Religionskursus an, den er in einer Reihe von Predigten durchzuführen beabsichtigte. Der kleine Goethe schrieb auf seinem zum Hören sehr bequemen, übrigens aber verborgenen Sitze die Hauptpunkte der Predigt nach und diktierte sie zu Hause rasch dem Schreiber des Vaters in die Feder, so dass er die geschriebene Predigt noch vor Tisch dem erfreuten Vater überreichen konnte. Freilich heilt dieser Eifer kaum ein Vierteljahr

gleichmäßig an, und die Predigten schrumpften in der zweiten Hälfte des Kirchenjahrs zu kleinen Blättchen zusammen.

Um diese Zeit wurde auch die Messiade stellenweise auswendig gelernt und dem Hausfreund, der das dem Vater missliebige Buch eingeschmuggelt hatte, häufig vorgetragen, dass ihm die Tränen in die Augen traten. In der Patriarchengeschichte ward der Knabe vor allem von den Schicksalen Josephs gefesselt und legte sie sich nach der Weise ähnlicher Dichtungen in seiner Phantasie zurecht. Seltsam, dass ihm nicht der Hexameter Klopstocks geläufig wurde, und er wegen eines Versmaßes ratlos war. Er entschied sich für eine prosaische Behandlung; Das Detail ward weitläufig ausgemalt, Episoden wurden eingeschaltet, und es schwoll das Werk weitläufig an, indem der junge Dichter es größtenteils dem Schreiber diktierte. Diesem Epos ward eine Sammlung geistlicher Oden angehängt, und gar bald ein sauber geschriebener Quartband dem Vater überreicht, der den Sohn mit besonderem Wohlgefallen aufmunterte, ihm alle Jahre einen solchen Quartanten zu liefern. Es lässt sich kaum bezweifeln, dass jene geistlichen Oden, in denen der Stil eines Elias Schlegel und Andreas Cramer nachgebildet war, ganz besonders dem Klettenbergischen Kreis zu Lieb verfasst waren. Am beifälligsten wurde die Ode zur Feier der Höllenfahrt Christi von dem Eltern und Freuden aufgenommen und gefiel auch dem jungen Dichter noch einige Jahre nachher so sehr, dass er sie zu Anfang des Jahres 1766 in einer Zeitschrift „der Sichtbare“ abdrucken ließ. Sie trägt hier die Überschrift: „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi, auf Verlangen entworfen von J. W. G.“ Als nach mehr als sechzig Jahren dies Blatt Goethe wieder vor die Augen kam, äußerte er: „Es ist möglich, dass das Fräulein von Klettenberg mich dazu veranlasst hat; ich wüsste nicht, wer von meinen Freunden einen solchen Gegenstand anders hätte verlangen können; es fehlte mir damals an Stoff, und ich war glücklich, wenn ich nur etwas hatte, das ich besingen konnte.“ Es ließ dieser Stoff nur eine einförmige Behandlung zu; aber die Schilderung ist voll Feuer und Leben, und in der im schönsten Ebenmaß dahin fließenden Sprache, der der Reim sich zwanglos anschmiegt, verkündigt sich schon der künftige Goethe, welcher „die Kunst, deutsch zu schreiben, der Meisterschaft nahe brachte.“ In die neuesten Ausgaben der Werke Goethes ist dies Gedicht mit der Jahrzahl 1765 aufgenommen; es muss aber, wenn auch die spätere Feile, wahrscheinlich kurz vor dem Abdruck, nachgeholfen hat, schon um 1762 verfasst sein; außer einer bestimmten Angabe in „Dichtung und Wahrheit“ berechtigt uns

zu dieser Annahme auch der Umstand, dass einige Jahre später sich Goethe dieser religiösen Poesie gänzlich entzogen hatte. Seine eigenste Weise zog ihn stets nach der andern Seite hin, und es war schon neben den geistlichen Oden ein Vorrat anakreontischer Gedichte entstanden, die er aber, „weil sie reimlos waren“, vielleicht auch noch aus einem andern Grund, dem Vater nicht zu überreichen wagte.

Um diese Zeit meldete sich in Frankfurt ein englischer Sprachmeister, welcher sich gegen ein mäßiges Honorar anheischig machte, jedem, der nicht ganz roh in Sprachen sei, innerhalb vier Wochen das Englische zu lehren und ihn so weit zu bringen, dass er sich mit einigem Fleiß selbst weiterhelfen könne. Goethes Vater, dem des Lernens in seinem Haus nicht zu viel werden konnte, ergriff einer der ersten diese Gelegenheit, und bald gewann Wolfgang, der von der Grammatik einer Sprache rasch zu praktischer Anwendung und Ausübung überzugehen pflegte, auch in dieser Sprache eine solche Gewandtheit, dass er sich noch als Greis eines Gedichts in englischer Sprache erinnerte, worin er sich über Mangel an würdigen Gegenständen seiner Poesie beklagt hatte. Um die vielen Sprachidiome, deren er jetzt mächtig geworden war, nebeneinander zu beherrschen und in besseren Fluss zu bringen, erfand er einen Roman von sechs bis sieben Geschwistern, die, voneinander zerstreut, sich wechselseitig von ihren Empfindungen und Zuständen Nachricht geben. Der älteste Bruder berichtete mit aller Förmlichkeit einer guten deutschen Schreibart von den Ereignissen seiner Reise; eine Schwester schrieb in einem frauenzimmerlichen Stil, in kurzen Sätzen, von Haus- und Herzensangelegenheiten. Ein Studiosus der Theologie übernahm das klassische Latein und fügte wohl überdies ein griechisches Postscript hinzu. Andere Bücher, die in Hamburg und Marseille platziert wurden, führten die englische und französische Korrespondenz, und der jüngste gab den Eltern und Geschwistern mit den Chiffren des Juden-deutsch zu raten und zu lachen. Der Armut an Stoff war durch die mannigfachen Situationen der Personen des Romans glücklich begegnet; es war ein Rahmen für die verschiedenartigen Bezüge des Lebens und für Schilderungen anziehender Nationalitäten und reizender Gegenden gegeben; „ich studierte“, erzählte Goethe, „die Geographie der Gegenden, wo meine Geschöpfe sich aufhielten, und erfand zu jenen trockenen Lokalitäten allerlei Menschlichkeiten hinzu, die mit dem Charakter der Personen und ihrer Beschäftigung einige Verwandtschaft hatten.“

Wir sehen schon aus allem diesen, dass Rat Goethe seinen Sohn nicht bloß zu einem tüchtigen Gelehrten heranbilden wollte, sondern dass er ihm auch Gelegenheit zu verschaffen suchte, das, was ihm als elegante Bildung für die Welt zur Freude oder zur Empfehlung gereichen konnte, sich anzueignen. Der Zeichenunterricht ward daher in jenen Jahren mit Eifer betrieben. Der Vater gab selbst seinen Kindern noch in seinem Alter ein musterhaftes Beispiel, was Fleiß und Ausdauer vermag; obgleich er nie gezeichnet hatte, kopierte er jetzt, mit seinen Kindern wetteifernd, eine ansehnliche Sammlung von Köpfen des Piazzetta mit größter Sorgfalt und Sauberkeit. Eine solche Konsequenz war von dem lebhaften Knaben nicht zu erwarten, da kein entschiedenes Talent ihn an diese Übungen fesselte; doch kehrte er in späteren Lebensjahren noch oft zu ihnen zurück, und auch sie trugen dazu bei, sein Auge für die Gestalt der Dinge und für die Werke der bildenden Künste zu schärfen.

Da auch der Klavierunterricht der beiden Kinder begonnen werden sollte, so ließ sich der Vater gern willig finden, Wolfgang's Wahl zu folgen, dem ein Musiklehrer bei einem zufälligen Zusammentreffen durch die Späße, mit denen er den Unterricht würzte, sehr gefallen hatte; Finger und Noten erhielten eine lustige Bezeichnung; alles schien unter dem besten Humor aufs schönste vonstatten zu gehen. Als aber statt der erwarteten Unterhaltung die Unterrichtsstunden in trockener Weise verliefen, kühlte sich des Knaben Eifer bald ab, und der neue Flügel blieb unter den Händen der Schwester. Ein entschiedenes Talent zur Musik hatte ihm die Natur versagt; was er an musikalischem Feingefühl besaß, floss in die Melodie seiner Dichtersprache über. In seinen Jünglingsjahren beschäftigte er sich eine Zeitlang mit der Flöte, dann mit dem Violoncello, das ihm aber ebenfalls nicht lange zur Seite geblieben zu sein scheint.

Es war ein Fehler in der Goethe'schen Erziehung, dass alles zu früh und möglichst gleichzeitig gelernt werden sollte; dadurch ward die Neigung geteilt und geschwächt, der Hang zum Wechsel befördert. Daher konnte der Knabe an dem Unterricht im Fechten und Reiten, den die herkömmliche Mode zu einer gebildeten Erziehung für unerlässlich erachtete, in jenen Jahren keinen Geschmack finden. Mit dem Fechten wollte es ihm nicht gelingen, weil er anfangs bei einem renommistischen französischen Fechtmeister sich eine falsche Manier aneignete, die er später bei einem Deutschen, „der auf die strenge und tüchtige Weise zu Werke ging“, nicht so schnell

wieder ablegen konnte, weshalb er sich über Zurücksetzung zu beklagen hatte. Den Reitunterricht verleidete ihm die Moderlust der engen widerlichen Reitbahn; auch wurden die unfreundlichen Zurechtweisungen, die er sich durch kleine Versehen zuzog, sowie das Gelächter und Gespött der Kameraden, woran ihn der Besuch einer öffentlichen Schule gewöhnt haben würde, bald unerträglich. Fortgesetzte Reitübungen in freier Luft machten ihn indes später zu einem kühnen und leidenschaftlichen Reiter. Auch der Fechtunterricht ward auf Akademien fortgesetzt.

Begegnen wir somit unserm Goethe bald in dieser blad in jener Beschäftigung, begleiten wir ihn auf seinen Wanderungen zu Handwerkern und Künstlern, bei denen er fortwährend der Vermittler der Bestellungen und Anweisungen des Vaters war und an allem schaffen und Hervorbringen einen freudigen Anteil nahm, nehmen wir noch hinzu, wie er bei allerlei Experimenten des Vaters, dem Versuch der Seidenwürmerzucht, dem Bleichen der Kupferstiche usw. hilfreiche Hand zu leisten hatte: So wird es uns klar, dass er stets aus der poetischen Traumwelt und dem Ideenkreis seiner wissenschaftlichen Studien in das bewegte Treiben des tätigen Lebens hineingezogen ward, so dass eher zu fürchten war, dass diese andrängenden Zerstreuungen die geistige Kraft verflachen und verflüchtigen möchten. Auch scheinen diese gegen die Zeit seiner Konfirmation, zu Ostern 1763, auf sein Gemüt allzu mächtig eingewirkt zu haben; sonst würde unmittelbar nach dem innigen Eingehen auf die religiöse Richtung des Fräulein von Klettenberg und die sich daran knüpfende religiöse Poesie diese Weihe an ihm nicht so spurlos vorübergegangen sein, wie uns spätere Äußerungen unsers Dichters schließen lassen.

Er war einem guten, alten, schwachen Geistlichen, weil er der Beichtvater des Hauses war, zum Religionsunterricht übergeben worden. Die Paragraphen der dogmatischen Lehrbücher und die biblischen Beweisstellen wurden taktfest eingeübt; aber das Gemüt blieb dabei ohne Wärme und Erhebung. Der Hauptprüfung ward durch das gedankenlose Hersagen einiger alten Formeln genügt. Und doch wurde das junge Gemüt schon durch mancherlei Zweifel gequält, auf die es nirgends Antwort erhielt. Im Beichtstuhl wollte er ein wohl memoriertes Bekenntnis, worin er seinem Seelenzustand Worte gegeben hatte, hersagen. Als er aber in den eng vergitterten Raum vor den Geistlichen trat, vermochte er nicht sie über die Lippen zu bringen; er schlug in der Verlegenheit das Buch auf, das er in Händen hatte,

und las daraus die erste beste kurze Formel. Nach erhaltener Absolution entfernte er sich „weder warm noch kalt“ und ging des andern Tags mit den Eltern zum heiligen Abendmahl. Allein der Gedanke, dass einer, der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke, ließ nicht ab ihn zu beunruhigen; er beschäftigte seine Einbildungskraft lange und wiederholt mit den Vorstellungen der schrecklichsten Sündenstrafen und ließ ihn nur mit Angst dem Tisch des Herrn nahen, bis eben diese ihn zuletzt davon fern hielt. Seinem Hang zum Geheimnisvollen wären Symbole und Zeremonien willkommen gewesen, die seine Phantasie in Bewegung setzten. Dieser zog ihn häufig in die Synagoge der Frankfurter Judenstadt; er wohnte einer Beschneidung und einer Hochzeit bei und machte sich ein Bild vom Lauberhüttenfest. Er fand die Menschen tätig und gefällig, und selbst dem Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen, konnte er seine Achtung nicht versagen. Überall ward er wohl aufgenommen und zur Wiederkehr eingeladen.

An dieser Entfremdung von der Kirche hatten auch einige gelehrte Sonderlinge, deren Unterhaltung ihn mehr als die seiner Altersgenossen fesselte, weil sie eben durch ihre Originalität seinem Geiste zu denken gaben, einen bedeutenden Anteil, besonders der Hofrat Huisgen, ein tüchtiger Jurist, der mit Gott und der Welt zerfallen war, so dass er selbst an Gott Fehler entdecken wollte und nie eine Kirche besuchte; besonders empfahl er dem Knaben Agrippa de vanitate scientiarum, sein Lieblingsbuch, und setzte damit das junge Gehirn in nicht geringe Verwirrung. Mit diesem und andern namhaften Frankfurter Juristen kam der junge Goethe jetzt umso mehr in nähere Berührung, als sein Vater ihn zu einem künftigen Juristen bestimmte und bereits in diesen Jahren in die Vorhöfe der juristischen Gelehrsamkeit einzuführen begann. Er lernte den Hoppschen Katechismus der Institutionen auswendig und wusste sich bald im Corpus Juris so gut zurechtzufinden, wie in seiner Bibel. Die älteren juristischen Freunde hatten an ihm ein Wohlgefallen, wie an einem geleibten Sohn. Huisgen empfahl ihm ein tüchtiges Rechtsstudium, obwohl in seiner menschenfeindlichen Weise mehr als ein notwendiges Handwerk, damit man sich und das Seinige gegen das Lumpenpack von Menschen regelmäßig verteidigen, einem Unterdrückten beistehen und allenfalls einem Schelm etwas am Zeuge flicken könne. Von Reineck, ein durch Starrsinn und Prozesssucht unglücklicher, übrigens brav gesinnter Mann, suchte ihn für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und belehrte ihn in Unterhaltungen, die seinen menschenfeindli-

chen Sinn zu erheitern schienen, von Welt- und Staatsverhältnissen, wogegen im Poesie und Schriftstellerei möglichst verleidet wurde.

Ungleich wohltuender war für den angehenden jungen Juristen der Verkehr mit dem berühmten deutschen Publizisten Johann Daniel von Olenschlager, einem durch Geschichte und schöne Literatur, durch diplomatische Geschäfte und darauf bezügliche Reisen vielseitig gebildeten Mann, welcher, ganz im Gegensatz zu jenen timonischen Naturen, auch in seinem äußern Erscheinen und Benehmen den feinen Weltmann repräsentierte. Es ist höchst wahrscheinlich, dass er in seinen Jugendjahren jener Verlobte des Fräuleins von Klettenberg war, der in den Bekenntnissen einer schönen Seele unter dem Namen Narziss eingeführt wird; die Verschiedenheit der Charaktere und Lebensansichten der Verlobten löste diese Verbindung. Er ward 1747 zum Senator in seiner Vaterstadt erwählt und stieg 1761 zu der Würde eines Schöffen. Den jungen Goethe hielt er sehr wert und suchte ihn zum Hofmann und Diplomaten heranzubilden. In jenen Jahren, wo Goethe am meisten um ihn war, verfasste er seine (1766 im Druck erschienenen) Erläuterungen der goldenen Bulle; diese Beschäftigung mit der älteren deutschen Reichsgeschichte gab ihm häufig Veranlassung, in seinen Unterhaltungen jene unruhigen Zeiten recht lebhaft auszumalen. Schon oben haben wir bemerkt, dass seine Liebe zu geistreicher poetischer Unterhaltung ihn bestimmte, deutsche und französische Schauspiele von Kindern aufführen zu lassen.

Indes versäumte auch der Vater nicht, den juristischen Lehrkursus fortzusetzen, um den Sohn baldmöglichst der Akademie zu übergeben. Seine Art zu unterrichten fand dieser jedoch immer weniger ansprechend, und wie seinem Unterricht, entwuchs er auch mehr und mehr seiner Erziehung. Die wohlgemeinte sittliche Strenge derselben fand bei der Mutter keine Unterstützung; vielmehr schloss sie mit ihren Kindern einen Bund der Nachsicht und des Vertuschens, woraus für die Erziehung die größten Nachteile hervorgingen. Der Verkehr mit dem Derones und das Umherstreifen in der Judenstadt deuten schon darauf hin, dass wenig darauf geachtet ward, wo und wie der Knabe seine Freistunden zubrachte, und da der häusliche Unterricht bei aller Mannigfaltigkeit keinen regelmäßigen Schritt ging, sondern mehr ruckweise vorwärts kam, so gab es deren zu Zeiten sehr viele. Kaum dem Knabenalter entwachsen, war er in der Wahl seines Umgangs und seiner Vergnügungen meist sich selber überlassen. Daher traten die Schatten-

und Nachtseiten des gesellschaftlichen Lebens, allzu früh für seine kindliche Unschuld, ihm unverhüllt vor das Auge. Welch einen bodenlosen Abgrund der Unsittlichkeit des städtischen Familienlebens decken die Äußerungen unsers Dichters auf, womit er die Besprechung seiner ersten dramatischen Dichtung begleitet, mag auch Einzelnes darin übertrieben sein! „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Banqueroute, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rand kümmerlich erhalten sehen, und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zu Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Tätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und was sonst nur alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, dass ich sowohl an mir selbst, als durch andere zu manchen kränkenden und demütigenden Erfahrungen gelangen musste.“ Wer mit dem weichen, noch haltungslosen Herzen der angehenden Jugend auf solch einen schlüpfrigen Boden sich begibt, wird, ohne es zu wollen, in den Fall derer, denen er zu helfen und zu dienen meint, mit herabgezogen, und hat, auch wenn er sich wieder erhebt, schwere Opfer bringen müssen.

Es gab damals in Frankfurt – und Ähnliches wiederholt sich stets in großen Städten – eine Klasse junger Bursche, die sich bei mäßiger Bildung durch Elementarunterricht, Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlichen Aufsätze und allerlei Handlanger- und Vermittler-Dienste in guten und schlimmen Geschäften einen kärglichen Erwerb verschafften. Die Gewinnsucht ließ dabei nicht sehr gewissenhaft sein und reizte auch wohl zu schlechten Streichen. In einen gefährlichen Verkehr mit solchen jungen Leuten geriet Goethe durch einen etwas älteren Bekannten, welcher, da er niederen Standes war, nur außer dem Haus mit ihm zusammentraf. Dieser benutzte das Talent seines poetischen Freundes, indem er seine Autoreitelkeit mit ins Spiel zu bringen wusste, um von ihm einige Gelegenheitsgedichte zu erhalten, womit die kleine Bande ein Geschäft zu treiben schien. Zuerst begehrte man von ihm eine poetische Liebesepistel, welche mit verstellter Hand abgeschrieben und einem eingebildeten jungen Mann zugeschoben ward, als gestehe ihm darin ein junges Mädchen, dem er den Hof gemacht hatte, ihre Neigung und suche Gelegenheit ihm näher bekannt zu werden. Diese Mystifikation ward in gewinnsüchtiger Absicht weiter ausgesponnen,

und Goethe abermals ersucht, in ähnlicher Weise, als handle sich nur um einen poetischen Scherz, eine Antwortepistel des Liebenden zu verfassen. Eine kleine Gasterei ward eines Abends auf Kosten des also Dupierten gegeben, und bei dieser sah Goethe zum ersten Mal – Gretchen. Sie war ein armes Mädchen, das in diesem Haus bei ihren Verwandten ein Unterkommen gefunden hatte und durch Spinnen und Nähen mit erwerben half; eine Zeitlang war sie als Gehilfin bei einer Putzhändlerin beschäftigt. Eine natürliche Anmut – so tritt sie in der Schilderung unsers Dichters vor uns – war über ihr ganzes Wesen ausgebreitet und hob alle ihre Bewegungen. Ihre Haltung war sittsam; gegen ungeziemende Vertraulichkeiten beobachtete sie eine anständige Zurückhaltung. So erschien sie als eine zarte, reine Jugendblüte dem in erster Liebe aufflammenden Jünglingsherzen, so dem Mann, als sie ihm zu Margaretes und Clärchens Bild saß, so noch dem Greis, als in seiner dichtenden Erinnerung noch einmal ihre liebliche Gestalt an ihm vorüberging. Ist hier der Wahrheit ein Liebestraum untergeschoben, der die Reize der Koketterie mit denen der Unschuld verwechselte? Hatte sie in einer Umgebung, die planmäßig einen unrechtlichen Gewinn betrieb, die sittliche Stärke ins ich gefühlt, den Verlockungen und Versuchungen, denen Schönheit und Armut ausgesetzt sind, zu widerstehen? Oder begann Goethe, in ihren Augen „noch ein Kind“, die Schule der Liebe mit der Rolle Brackenburgs? Solche Bedenken werden notwendig rege, wenn wir in ihrer Wohnung auch jenen jungen Freund, der Goethe dort eingeführt hatte, mit einem lockern Bräutchen, das er abends nach einer verdächtigen Gasse begleitet und durch ein Hinterpförtchen in ihre Wohnung bringt, unter vertraulichen Liebkosungen verweilen sehen, wenn dort Gespräche über allhand Familienverhältnisse geführt werden, über deren Unsittlichkeit kein Zweifel sein kann. Eine höhere Natur Gretchens scheint allerdings darin sich kund zu geben, dass sie ihren jungen Liebhaber vor den Mystifikationsplänen warnt, dass sie ihm rund heraus sagt, es gezieme sich nicht für ihn, als einen Sohn vornehmer und gebildeter Eltern, in solch einen Verkehr sich einzulassen; uns dünkt fast, wir hörten schon Margaretes Worte durchklingen: „Es tut mir lang’ schon weh, dass ich dich in der Gesellschaft seh“, Aber gerade der Wunsch, sich der Geliebten nähern zu können, bannte ihn unwiderstehlich in diesen Kreis. Er ließ sich’s gefallen, wenn man seine Verse zu beliebigen Zwecken missbrauchte und das dafür gelöste Geld in kleinen Gelagen verzechte. Überall suchte sein Auge nur nach ihr. Er ging in die Kirche, um mit seinem Blick bei ihr zu verweilen, er harrte ihrer auf der Stra-

ße, um von einem flüchtigen Gruß beglückt zu werden; endlich verging fast kein Tag mehr, wo er nicht abends zu ihr hineilte. Dort waren die regelmäßigen Zusammenkünfte des kleinen seltsamen Clubs. Nicht selten dehnten sich diese bis tief in die Nacht hinein aus, daher Wolfgang, um noch spät ins elterliche Haus kommen zu können, sich einen Hausschlüssel machen ließ. Einstmals verstrich ihm eine ganze Nacht im fremden Haus; die Mädchen legten schlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber. Als dem Vater am folgenden Morgen sein Wolfgang beim Tee fehlte, wusste die Mutter, „deren Vermittlung uns immer zu Gute kam“, die Abwesenheit des Sohnes durch ein frühzeitiges Ausgehen desselben zu beschönigen, und er „empfand von dieser unschuldigen Nacht keine unangenehmen Folgen“. So ließ ihn diese schwachherzige Mutterliebe fort und fort die gefährliche Straße wandeln. Es war ein unsittliches Treiben, das der Schleier der Dichtung vergebens zu verhüllen sucht.

Wir haben uns mit dieser Erzählung dem Frühling des Jahres 1764 genährt, wo Frankfurt der Schauplatz einer Haupt- und Staatsaktion des heiligen römischen Reiches ward. Dem Kriegsschauspiel folgten die Friedensfeste. Die kurfürstlichen Stimmen waren für die Kaiserwahl Josephs II. gewonnen, und es blieb nach altem Brauch nur noch übrig, diese Handlung mit herkömmlichem Schaugepräge und Zeremoniell in Szene zu setzen und in der Wahl- und Krönungsstadt zur Aufführung zu bringen. Mit einer geschickten dramatischen Wendung führt uns Goethe in seinen biographischen Schilderungen, gleich wie es seine Poesie so glücklich im Egmont durchgeführt hat, aus Gretchens ärmlichem Bürgerhaus zu den Galaaufzügen, mit denen Fürsten und Gesandte nebst ihrem zahlreichen Gefolge Franz I. und Joseph II. umgaben, sowie zu den tumultuarischen Volksszenen, welche die Festlust hervorrief und ein alter Brauch schützte. Seine Teilnahme daran ward noch ganz besonders gesteigert, indem der Vater diese glänzende Reichshandlung benutzte, um ihn mit den verwickelten Statuten, welche das deutsche Reich kümmerlich zusammenhielten, vertrauter zu machen und den Hergang von seiner Hand aufzeichnen zu lassen, nicht minder auch, weil er alles in der freudigen Erwartung sah, der Gelebten bei den abendlichen Zusammenkünften in lebendiger Erzählung Bericht abstaten zu können. Die Festfreuden, welche schon um die Mitte des März begonnen hatten, erreichten ihren Höhepunkt mit dem Krönungstage, dem dritten April, wo den öffentlichen Aufzügen und dem großen Festmahl die glänzende Illumination des Abends folgte. Verkleidet, um nicht erkannt zu

werden, durchstrich Wolfgang an Gretchens Arme, in Gesellschaft seines jungen Freundes, dessen Bräutchen natürlich auch nicht fehlte, die hell erleuchteten Straßen der Stadt, bis sie zuletzt ermüdet sich in eine Restauration begaben, wo sie einen Teil der Nacht im glücklichsten Geplauder hinbrachten. Als er Gretchen bis an ihre Tür begleitet hatte, küsste sie ihn auf die Stirn. Es war das erste und das letzte Mal, dass sie ihm diese Gunst erwies, denn er sollte sie nicht wieder sehen.

Den anderen Morgen lag er noch im Bett, als seine Mutter verstört und ängstlich herein trat. „Steh auf“, sagte sie, „und mache dich auf etwas Unangenehmes gefasst. Es ist heraus, dass du sehr schlechte Gesellschaft besuchst und dich in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt hast. Der Vater ist außer sich, und wir haben nur so viel von ihm erlangt, dass er die Sache durch einen Dritten untersuchen will.“ Dieser war ein langjähriger Hausfreund, Rat Schneider, dem das schwierige Geschäft oblag, ihn mit der Sachlage, in deren Hintergrund eine polizeiliche Untersuchung drohte, bekannt zu machen und ihm ein Bekenntnis über seine Mitschuld abzugewinnen. Wolfgang geriet in die leidenschaftlichste Aufregung. Verdross über die Entdeckung, Furcht vor ehr ehrenrühri gen öffentlichen Enthüllungen, Besorgnis um seine Freunde und Gretchen, alles dies erschütterte ihn aufs tiefste, so dass er sich den heftigsten Ausbrüchen der Gemütsbewegung und dem unbändigsten Schmerz überließ, sich auf den Boden niederwarf und ihn mit seinen Tränen benetzte. Mutter und Schwester traten, vergebens beschwichtigend, mit Trostesworten an ihn heran; noch manche ganze und halbe Nächte wurden durchweint. Vor der Hand war ihm geboten, auf seinem Zimmer zu bleiben. Allein schon nach wenigen Tagen kündigte man ihm die Verzeihung des Vaters an, der von dieser Leidenschaft bedenkliche Folgen für seine Gesundheit befürchten mochte, die auch nicht ganz ausblieben. Er war sogar bereit, mit ihm zu den Feierlichkeiten zu gehen, die noch dem Krönungstage folgten; aber diese Herrlichkeiten waren für sein wundes Gemüt nicht mehr da. Jenen jungen Leuten indes, mit denen er in Gretchens Wohnung in Berührung gekommen war, gereichte die, wenn auch entfernte, Mitschuld des Sohnes einer Patrizierfamilie zur Rettung. Obgleich einige von ihnen sich grober Kriminalvergehen schuldig gemacht hatten (denn „es war von nichts Geringerem, als nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und ähnlichen Dingen die Rede“), so warf doch die Obrigkeit einen Schleier darüber und verfuhr möglichst schonend. Wolfgang

nächste Bekannte kamen mit einem Verweis davon. Gretchen verließ Frankfurt und kehrte in ihre Heimat zurück, wie es hieß, aus freier Wahl. Dass sie zu den Akten erklärt hatte, sie habe ihn immer als ein Kind betrachtet, heilte den jungen Liebhaber fast von seiner Leidenschaft; doch ihr Bild zog immer noch aufs neue das Herz nach sich und hat es, durch die Dichterphantasie verklärt, für immer festgehalten.

Der Vater heilt es für angemessen, seinem Sohn einen jungen Gelehrten als Gesellschafter und Aufseher zuzugesellen. Den Namen desselben hat uns Goethe nicht aufbewahrt; er hatte eine Hofmeisterstelle in einem befreundeten Haus bekleidet; sein bisheriger Zögling war zur Universität abgegangen. Da Wolfgang nicht mehr als ein Knabe betrachtet sein wollte, so konnte diese pädagogische Aufsicht nicht anders als kränkend für ihn sein. Indes fand er sich bald darein, da er den Charakter seines Führers schätzen und seiner wohlwollenden Gesinnung vertrauen lernte. Den geistigen Verkehr mit seinem leidenschaftlich erregten jungen Freund zu beleben suchte jener das Interesse desselben für die Philosophie zu gewinnen, die er unter Darjes in Jena mit Liebe studiert hatte. Allein bei seinem skeptischen Schüler, der sich den Problemen der Philosophie nur durch das Meidum der Poesie und der Religion zu nähern vermochte, wollten die mathematischen Demonstrationen und Verstandesdeduktionen der Wolffischen Philosophie nicht verfangen, und da dieser dem dogmatischen Vortrag nichts abgewinnen konnte, so ward mit der Geschichte der alten Philosophie ein Versuch gemacht. Am anziehendsten waren für Goethe die Philosopheme der Urzeit, wo sie noch mit Poesie und Religion zusammenfallen und im poetischen Gewand erscheinen. Für den hohen Flug des Plato und den Scharfsinn des Aristoteles konnte ihm der dürftige Auszug eines Compendiums keine Begeisterung einflößen; die Lektüre des Griechischen war leider! Beim neuen Testamente stehen geblieben. Nur die stoische Moralphilosophie des Epiktet ward mit vieler Teilnahme studiert.

Mit eintretender schöner Jahreszeit machte er mit seinem Mentor manche Ausflüge ins Freie; doch fühlte er sich unheimlich an Orten, wo sich viele Gesellschaft zusammenfand, weshalb er auch seine Wanderungen durch die Straßen der Stadt möglichst beschränkte. „Mir waren“, äußert er, „die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich; ich hatte jene bewusstlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzu-

gehen und in dem größten Gewühl an kleinen Beobachter zu denken“; auch mochte er sich des Aufsehers schämen, der ihn wie sein Schatten zu begleiten verpflichtet war. Daher lenkte er seine Schritte am liebsten nach einem benachbarten Wäldchen, wo die Einsamkeit sein Gemüt zum Frieden und zur Erholung stimmte. Etwas Mutwille mischte sich auch darein gegen den älteren Freund, der in mancher einsamen Stunde kein anderes Mittel gegen die Langeweile fand, als sich mit einem Buch auf ein gefälliges Plätzchen hinzusetzen und seinen launenhaften Zögling gewähren zu lassen. Dieser suchte dagegen seine Zeichenkunst wieder hervor und übte sich nach der Natur zu zeichnen. Diese Blätter, so unvollkommen sie ausfielen, machten dem Vater, dessen liebevollen Sinn man gerade hier neben der pädagogischen Strenge höchst achtungswert hervortreten sieht, eine große Freude. Er zog Linien um jede unvollkommene Skizze, schnitt die unregelmäßigen Blätter zurecht und machte damit den Anfang zu einer Sammlung, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes freuen wollte. Nach und nach gab er seinem Sohn wieder völlige Freiheit, da er nicht mehr glaubte befürchten zu müssen, dass dieser in seine früheren Neigungen und Verhältnisse zurückfallen möchte. Er gewährte daher auch gern kleine Exkursionen in die entlegenere Umgebung der Vaterstadt. Die reizenden Taunusgegenden, die herrlichen Rheinufer bei Mainz und Biberach gewährten mehrere Tage hindurch die reinsten Naturfreuden, und die Mappe des Zeichners trug die Bilder von mancher Landschaft und mancher Ruine als Erinnerung an schön verlebte Stunden heim. Das Vaters zarte Aufmerksamkeit und Ermunterung blieb sich auch hier gleich. Er ließ das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen, fasste die einzelnen Blätter in Linien und nötigte den jungen Zeichner dadurch, die Umrisse verschiedener Berge bis an den Rand zu ziehen und den Vordergrund mit einigen Kräutern und Steinen auszufüllen.

In der Abgeschlossenheit, in der der junge Goethe aus Zwang und aus eigener Wahl meistens lebte, hatte sich sein Verhältnis zu seiner Schwester Cornelia mehr und mehr zu einer Innigkeit herangebildet, die der leidenschaftlichen Neigung eines liebenden Paares wenig nachstand. Von geselligem Verkehr außer dem Haus mehr noch als der Bruder ferngehalten, fand sie an diesem den einzigen Vertrauten ihrer Empfindungen; bei dem Verlust Gretchens war sie stets mit liebevollem Trost um ihn und suchte ihm etwas

zu sein, ihm die Verlorne zu ersetzen. Die Rollen der Geschwister schienen getauscht. Dem weichen, liebebedürftigen Herzen des Bruders tat das männliche Wesen der Schwester, das mehr geeignet schien zu geben als zu empfangen, besonders in seiner damaligen Gemütslage unendlich wohl. Verstand und Klarheit des Sinnes sprach aus ihren tiefen, glänzenden, vorliegenden Augen, wie von ihrer rein gewölbten Stirn; aber ihre Gesichtsbildung war nicht schön, der Ausdruck entbehrte der Sanftheit und weiblichen Anmut. Sie genoss bei ihren Freundinnen unbegrenztes Vertrauen, Achtung und Liebe; auf junge Männer wirkte sie mehr imponierend und zurückstoßend, als anziehend. Daher fühlte sie sich stets auf sich selbst zurückgewiesen, und suchte und fand in der Liebe des einzigen Bruders einen Ersatz. Jedoch entwickelte sich ein vorübergehendes zärtliches Verhältnis zu einem jungen Engländer, der sich in einem Frankfurter Institut bildete. Dieser verkehrte gern in dem Goethe'schen Haus und war mit Wolfgang befreundet. Die Kenntnis der englischen Sprache, die nicht sehr verbreitet sein mochte, hatte diesen Umgang zuerst vermittelt, und die Goethe'schen Kinder fanden Gelegenheit, sich die schwierige Aussprache des Englischen mehr anzueignen und sich in der Konversationssprache auszubilden; die Bemühungen des Engländers, von ihnen auf gleiche Weise so viel vom Deutschen zu lernen, wollten nicht gelingen. Bekanntlich ist solch ein Bestreben des wechselseitigen Lehrens und Lernens vornehmlich geeignet, Vertrauen und Vertraulichkeit zu erwecken und zu fördern. Musste schon dieser Umstand ihm Interesse für Cornelia einflößen, so sagte ihm auch ihr entschiedenes, klares Wesen zu, indem auch bei ihm unter einer kalten Außenseite ein Herz voll Güte und Liebe verborgen lag. Die zärtlichen Aufmerksamkeiten und Herzensangelegenheiten, deren Vertrauter der Bruder war, wurden in englischer Sprache schriftlich und mündlich verhandelt, und unter diesem Beding ließ sich selbst die Strenge des Vaters etwas gefallen. Durch Anschließen von Freunden und Freundinnen des einen und des anderen entstand ein kleiner Verein, welcher im Winter durch Schlittenfahrten, in der schönen Jahreszeit (1765) durch gemeinsame Ausflüge aufs Land und lustige Wasserfahrten sich gegenseitig erheiterte. Unschuldige Galanterien blieben nicht aus und erhöhten den Reiz der Vergnügungen. Auch die Muse fand sich wieder als muntere Gesellin ein. Die geselligen Lustpartien wurden poetisch und humoristisch aufgestützt, und auch die Poesie unsers Goethe kam wieder in Fluss. Dabei hatte er einen Rivalen an seinem Freund Johann Adam Horn, einem kleinen Bürschchen von unverwüstlicher Heiterkeit, und

Goethe umso lieber, als er in ihm den künftigen Mitgenossen seiner akademischen Freuden sah. Dieser besang in einem komischen Heldengedicht nach Zachariäs Manier, die damals beliebt war, die Abenteuer einer Schlittenfahrt, wo einem t äppischen Menschen ein Unfall nach dem andern begegnet, bis zuletzt seine Schöne die Zügel ergreift und allein nach Hause fährt, wo der begünstigtere Freund sie triumphierend empfängt. Das älteste Mitglied der Gesellschaft war ein geistreicher Sonderling, der seinen Scharfsinn auf Jesuitenschulen erworben hatte, aber nur von der schlimmen Seite, so dass sie sich gern als Menschenverachtung äußerte. Er behandelte das Leben humoristisch und wusste durch launige Einfälle und gewandte gesellige Arrangements viel zur Erheiterung beizutragen. Für seine Lebensansichten suchte er Goethe zum Proselyten zu machen und mochte in dessen Gemüt, das die letzten Erlebnisse noch nicht verwunden hatte, einen nur allzu empfänglichen Boden finden; wenigstens war sein Lieblingssatz, dass, wer seine Leidenschaften, Neigungen, Wünsche, Vorsätze und Pläne nicht zu verbergen wisse, in der Welt zu nichts komme, sondern aller Orten und enden gestört werde, eine Lebensmaxime, die Goethe in der Folgezeit zu der seinigen machte.

Ungeachtet solcher Zerstreungen wurden die wissenschaftlichen Studien eifrig fortgesetzt, wenn gleich in jener desultorischen<sup>1</sup> Weise, die besten Falls zu einem enzyklopädischen Wissen führte, worauf von vornherein des Vaters Lehrmethode angelegt war. Juristische Lehrbücher wurden unter Anleitung des Vaters eingeübt; enzyklopädische Werke, wie Morhofs Polyhistor und das historisch-philosophische Wörterbuch des skeptischen Bayle, beschäftigten besonders die Wissbegierde des strebenden Jünglings. Da alle diese Erörterungen und Untersuchungen von jenem Kursus der Geschichte der Philosophie bis zum Bayleschen Wörterbuch immer und immer auf das klassische Altertum als die Grundlage alles Wissens hinwiesen, so widmete er sich – das Griechische war fast vergessen – mit anhaltendem Fleiß der Lektüre der lateinischen Autoren und schloss damit, von dem richtigen wissenschaftlichen Takt, der ihm so oft zu Hilfe kam, glücklich geleitet, in geeignetster Weise die Vorbereitung zum akademischen Studium.

---

<sup>1</sup> sprunghaft, unbeständig

Schon mit eben erst vollendetem sechzehnten Lebensjahr sollte er zu diesem übergehen. Geistig war er dazu genügsam vorgebildet, wenn man ihn mit andern, die zur Universität ziehen, verglich, obwohl sein sittlicher Charakter noch der Festigkeit entbehren musste, um so früh der Einwirkung des elterlichen Hauses entzogen werden zu können. Ihm jedoch erschien dieses und seine Vaterstadt nur als ein Kerker, aus dem er längst in die Freiheit sehnsüchtig hinausblickte. Daher ließ er sich gern von seinen jugendlichen Zukunftsplänen in die Ferne führen. Es erschien ihm nicht mehr als höchstes Ziel, im Rat seiner Vaterstadt eine Stelle einzunehmen und unter unverbesserlichen Missbräuchen des patrizischen Regiments, die er hinreichend durchschaut hatte, der Ungerechtigkeit und Bestechlichkeit der Parteien zuzusehen, oder wie sein Vater, von dem öffentlichen Leben zurückgezogen, ein unnützes Dasein hin zu leben. Das Lorbeerreis des Dichters winkte ihm entgegen, und er hegte im Stillen die Überzeugung, dass er wohl einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehren dürfte genannt werden. Aber das Wünschenswerteste schien ihm für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte, sich mit ernst zu den gründlichen Studien der Wissenschaft zu bekennen und sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig zu machen.

Sein Wunsch war daher nach der Universität Göttingen gerichtet, welche damals in die glänzende Epoche eingetreten war, wo sie dem gesamten Deutschland als der Sitz der höheren Gelehrsamkeit vorleuchtete. Rat Goethe hatte jedoch die juristische Studien- und Lebensbahn seines Sohnes so entschieden vorgezeichnet, dass jede Einrede von diesem und von wohlwollenden Hausfreunden vergeblich war. Leipzig, wo der Vater einen Teil seiner Studienzeit zugebracht hatte, war für den Sohn unabänderlich festgesetzt, und dieser bequemte sich zuletzt, sich vom Vater des Breiteren erzählen zu lassen, wie er den Kursus der Studien und des Lebens zu durchlaufen hätte, während er sich im Stillen mit ganz andern Projekten trug. Nur der Schwester ward das Geheimnis vertraut, die anfangs darüber erschrak, dann aber sich beruhigte, als der Bruder versprach, sie, wenn er fern von Frankfurt einen behaglichen Zustand erworben hätte, nachzuholen. Bei solcher Stimmung war es nicht zu verwundern, wenn er das väterliche Haus und die Stadt seiner Kindheit gleichgültig, wie wenn er sie nie wieder betre-

ten sollte, hinter sich ließ, als er zu Michaelis 1765 in Gesellschaft des Buchhändlers Fleischer zur Allerheiligen-Pforte hinausfuhr, um die Straße nach Leipzig einzuschlagen.

„So wie ein Vogel, der auf einem Ast  
Im schönsten Wald sich, Freiheit atmend, wiegt,  
Der ungestört die sanfte Lust genießt,  
Mit seinen Fittigen von Baum zu Baum,  
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.“

## 2. Kapitel: 1765 - 1768

Auf derselben Straße, auf der Goethe zehn Jahre später einer nicht gehofften glücklichen Existenz entgegen zog, reiste er jetzt, reich an Hoffnung, seinem Leipzig zu. Die Hinreise war nicht von den günstigsten Vorbedeutungen begleitet. Es war noch die Zeit, wo für Kaufleute, die zur Messe reisten, in der Kirche gebetet wurde. Die schlechten Wege Thüringens waren durch die nasse Jahreszeit fast unfahrbar geworden. In der Gegen von Auerstädt blieb der Wagen bei einbrechender Nacht stecken; man tat das Mögliche, sich loszuarbeiten; auch Goethe, in solchen Fällen nie der Letzte, wo es galt, Hand anzulegen, strengte sich mit Eifer und wohl übermäßig an; er empfand bald nachher einen Schmerz, der oftmals wiederkehrte und ihn erst nach vielen Jahren völlig verließ.

Goethe sah Leipzig, wo er in den ersten Oktobertagen eintraf, zum ersten Mal zur Messzeit. Er freute sich hier die Szenen des vaterstädtischen Lebens wieder zu finden, deren Reiz noch durch die seltsamen Gestalten der Polen, Russen und Griechen erhöht ward. Die Stadt mit ihren imposanten hohen Gebäuden machte auf ihn einen guten Eindruck; nur vermisste er das Altertümliche, wodurch seine Vaterstadt in ihm Phantasie und Wissbegier so bedeutend angeregt hatte. In der Feuerkugel am Neumarkt mietete er sich zwei hübsche Zimmer, die in den Hof sahen, und ward am 19. Oktober von dem damaligen Rektor, Hofrat Ludwig, als Student in der bayrischen Nation inskribiert.

Der vorsorgende Vater hatte ihn mit Empfehlungsbriefen vornehmlich an den Hofrat Böhme dirigiert, der als Professor der Geschichte und des Staatsrechts, sowie als eleganter Jurist und geschmackvoller Kenner des römischen Altertums einen großen und verdienten Ruf genoss. Kaum war

der Buchhändler Fleischer wieder abgereist, durch den er eine unangenehme Meldung fürchtete nach Hause gelangen zu lassen, als er seinem gelehrten Führer seine geheimen Pläne entdeckte, sich ganz dem Studium der alten Literatur zu widmen. Da in jener Zeit die Altertumswissenschaft noch zu keiner Selbstständigkeit gelangt war, sondern ihr Ansehen nur im Dienst der Theologie und Jurisprudenz behauptete, so schlug Böhme jene Projekte, hinter denen er nur eine unwissenschaftliche Schöngesterei witterte, mit energischer Strafrede nieder. Er bewies ihm durch Argumente und Beispiele, dass er auf dem Weg des Rechtsstudiums sich am gründlichsten dem Altertum nähern könne, ja dass dieser Weg nicht einmal ein Umweg sei, wenn er sich späterhin entschließen sollte, nach reiferer Überlegung und mit Zustimmung seiner Eltern seinen Vorsatz auszuführen. Goethe ward auch zu der Frau Hofrätin Böhme eingeladen, einer kränklichen, unendlich sanften und zarten Frau, deren Wesen ihn an seine Freundin Klettenberg erinnern mochte. Auch sie brachte ihn auf das mit ihrem Mann geführte Gespräch und wusste mit liebevollen weiblichen Gründen den letzten Rest des Widerspruchs hinwegzuräumen und ihn ganz den didaktischen Plänen ihres Gatten fügsam zu machen. Dieser ordnete hierauf die Vorlesungen des angehenden Juristen: Philosophie, Rechtsgeschichte, Institutionen. Mit einigem Widerstreben gab er soweit den schönwissenschaftlichen Gelüsten Goethes nach, dass er auch Gellerts Literaturgeschichte und dessen praktische Übungen im deutschen Stil besuchen durfte.

Bedenkt man, welcher ein Geist tötender Mechanismus in manchen akademischen Hörsälen Platz gegriffen hatte, wie viel stabiler damals noch die traditionellen Lehrmethoden, mit denen man ein fertiges Wissen überlieferte, waren, als jetzt, so wird man einem geistvollen Jüngling nicht verargen, wenn er kein Gefallen daran fand und an anderer Quelle Nahrung für Geist und Herz suchte; Lessing war in gleichem Fall. Gellerts Verehrung gründete sich eben darauf, dass er, anstatt ein gelehrtes Formelwesen zu überliefern, das Bewusstsein sittlicher Erhebung und die Wärme edler Empfindungen in dem erregbaren Busen der Jünglinge zu wecken verstand. In den gelehrten Kollegien machte Goethe bald die Erfahrungen, die er unter der Maske des Mephistopheles in seinem Faust geschildert hat. Er, der stets in lebendiger Anschauung zu leben gewohnt war, befand sich zwischen den Abstraktionen der Logik und Metaphysik wie zwischen Mumien, und als um Fastnacht die köstlichsten Krämpfe gerade zur Zeit der metaphysischen Lehrstunde heiß aus der Pfanne kamen, da war es um die Hefte ge-

schehen; sie wurden immer lockerer und schmolzen mit der Frühlingssonne endlich ganz hin.

Mit der Rechtswissenschaft ging es nicht viel Besser von Statten. Goethe hatte unter des Vaters Leitung den Inhalt der juristischen Anfangsvorlesungen schon zum großen Teil antizipiert; eine natürliche Folge war Überdruß und Langeweile, die mehr und mehr vor dem ganzen, von vornherein nicht geliebten, Studium zurückschreckten.

Der eingeborene Trieb machte sich wieder geltend; er suchte näher das Geheimnis zu ergründen, wodurch die Kunst der Rede ein Gefäß des Schönsten wird, was der menschliche Geist erzeugt. Mit rührender Naivität versprach er sich von Ernestis Vorlesungen über Ciceros Orator, welche er schon im ersten Semester hörte, Aufschlüsse über die Grundsätze der schönen Rede. Dieser tüchtige Philologe, der auch den übersprudelnden Geist Lessings durch den Ernst seines wissenschaftlichen Verfahrens festzuhalten vermocht hatte, konnte den Scharfsinn beschäftigen, und auch Goethe mochte manches lernen; aber ästhetische Erörterungen lagen nicht auf seinem Weg.

Gellerts Name hatte bei Goethe mehr Hoffnungen erweckt, als er befriedigte. Gellert hatte bei mäßigen Geistesgaben sich eine Verehrung bei seinen Zeitgenossen erworben, wie sie auch dem großen Genius nur selten zu Teil wird. Unsere literarische Bildung entwickelte sich damals aus ihrer Kindheit. Er hatte das Talent, den Kreis der geistigen Interessen, von denen damals die Welt bewegt ward, mit feinem Sinn in sich aufzunehmen und, ohne sich von ihr zu entfernen, auf höhere Probleme hinzudeuten. Dass er die höhere Dichternatur nicht begriff, lässt sich schon daraus schließen, dass er in seinen Vorträgen an den Namen der größten Dichter stillschweigend vorüberging. „In allen Vorlesungen über den Geschmack“, äußert Goethe an einer Stelle, wo er Gellert gegen rücksichtslose Kritik in Schutz nimmt, „habe ich ihn nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, nennen hören; bei der Ehrlichkeit seines Herzens lässt sich nicht anders schließen, als dass sein Verstand sie nie für Dichter erkannt hat.“ Der engere Kreis von Studierenden, der sich an ihn anschloss, bestand aus Jünglingen von regelrechter Sittlichkeit, deren Geistesprodukte die Grenzen, welche die Geschmackstheorie des Meisters gezogen hatte, nicht überschritten. Als bei zunehmender Kränklichkeit der letzte Rest jugendlicher Frische dahin

schwand, begünstigte er die Übungen des poetischen Talents nicht mehr, und selbst in der Prosaform mussten sie ihm unbequem werden, wenn Goethe ein leidenschaftliches Thema als einen Roman in Briefen behandelte, in welchem schon die Keime eines Werther sich bemerkbar machten; in dieser Prosa gab es viel zu korrigieren, um sie in den gemessenen Schritt des meißnischen Hochdeutsch zu zwängen.

Aus derselben Ursache hatte er die Sprachmeisterei der Hofrätin Böhme und ihrer hofmeisterlichen Freundin zu ertragen, welche ihm die Götzsche Geradheit, die Benutzung treuherziger Chroniken-Ausdrücke, die Anspielungen auf biblische Kraftstellen und sprichwörtliche Redensarten nicht ungerügt hingehen ließen.

Diese Frauenerziehung scheint Goethe im Beginn seiner Universitätszeit hart zugesetzt zu haben. In dem eleganten Leipzig mussten sich auch die Studierenden, sobald sie mit aristokratischen Zirkeln in Verbindung standen, der Urbanität der Sitte und des Anstandes befleißigen, und auch „der wilde Fremdling“ ließ es sich eine Zeitlang angelegen sein. Die Frauen lehrten ihn Piquet, l’Hombre und dergleichen Spiele mehr, deren Kenntnis und Ausübung in der Gesellschaft für unerlässlich galt. So leicht und geschwind er alle Spiele lernte, so konnte er doch nicht die gehörige Aufmerksamkeit zusammenhalten, so dass er später, verdrießlich, sich und andere verlieren zu machen, die Spielpartien vermied, darin auch des Vaters Rat folgend, der stets vom Kartenspiel abgemahnt hatte. Auch in seiner Kleidung bequemte er sich den Frauen zu Liebe der herrschenden Mode, der die von Frankfurt mitgebrachte Garderobe nicht entsprach. Der Vater nämlich hielt einen Bedienten, der zugleich das Schneiderhandwerk im Haus zu versehen hatte; für tüchtiges Zeug war durch des Vaters selbsteigene Einkäufe gesorgt; allein der Zuschnitt war nicht nach der neuesten Mode gelungen. Anfangs tat es dem jungen Studenten, der sich selbst geputzt genug vorkam, leid, den kostbaren Kleidervorrat, worunter sich auch ein Trefenkleid befand, daran zu geben. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat, und mehr wegen seiner äußeren als innern Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, tauschte er seine sämtliche Garderobe auf einmal gegen eine neumodische um, wodurch sie freilich sehr zusammenschumpfte.

„Ein guter Mann wird durch ein Wort der Frauen weit geführt.“ Dies Werk hat für Goethes ganzes Leben seine Bedeutung; er war stets ihren

Einwirkungen zugänglich, für ihre Erinnerung und zarte Leitung empfänglich. Auch in einem höheren Sinn gaben sie seiner Seele Flügel und führten ihn an der Hand der Liebe ins Heiligtum der Religion und Poesie. Einem solchen Einfluss begegnete er in Leipzig anfangs nicht. Im Böhmeschen Haus fand seine Hinneigung zu Gellert keine Nahrung, vielmehr ward durch misswollende Beurteilung seiner Wirksamkeit auch sein religiös-moralischer Einfluss verkümmert. Auch der übrige Umgang Goethes – am Mittagstisch beim Rat Ludwig fand er sich mit fast lauter Mediziner zusammen – war nicht geeignet, in ihm ein lebendiges religiöses Interesse zu wecken, das seinem weichen und schwankenden Gemüt den festeren Halt hätte geben können, dessen er so sehr bedurfte. Kirche und Altar ließ er hinter sich. Nur legten sich manchmal religiöse Fragen und Gewissenskrüpel wie eine Wolke auf seine heitere Stirn; doch ist uns der Ernst, womit sie sich ihm aufgedrängt haben, ein Beweis, dass der Jüngling sich durch eine Entwicklungsphase hindurchzuarbeiten hatte, welche einem Gemüt, das sich aus bequemer Überlieferung den Besitz selbst erkannter Wahrheit erkämpfen will, nicht erspart wird.

Überhaupt hatte der Leipziger Aufenthalt in Goethes Leben die Bestimmung, durch eine Reihe negativer Einwirkungen die bloß angelernete und überlieferte Kultur seines Geistes zu zerstören und ihn dadurch zu befähigen, aus seinem Innern eine neue geistige Welt aufzuerbauen. Eine Autorität verschwand nach der andern vor seinem Blick, als fiel ein Stern nach dem andern von dem Himmel seiner Kindheit. Was er im Vaterhaus verehren gelernt hatte, verlor allmählich seine Geltung. Auch die gepriesenen Dichternamen, an denen die ersten Jugendversuche empor gerankt waren, hatten den alten Glanz nicht mehr, und es wankte das Vertrauen auf das eigene Talent. Madame Böhme, eine fein gebildete und zu scharfer Kritik geneigte Frau, war über das Unbedeutende und Schwache, womit die Leipziger Poeten von Gottsched bis auf Weiße herab sich auf dem deutschen Parnass spreizten, hinaus und hielt, wenn Goethe aus diesen oder namhaften Dichtern ihres Ranges, was ihm gefallen hatte, rezitierte, ihre Kritik nicht zurück. Einige Male hatte er auch gewagt, von seinen eigenen Gedichten, jedoch anonym, vorzutragen; auch über diese erging ein strenges Gericht. „In kurzer Zeit waren die schönen bunten Wiesen des deutschen Parnasses, wo ich so gern lustwandelte, unbarmherzig niedermäht, und ich sogar genötigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden

und dasjenige als tot zu verspotten, was mir kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte.“

Die Enttäuschung über seine eigenen poetischen Versuche schildert er mit anmutiger Bescheidenheit in einem Gedicht, das er einem Brief an seinen Jugendfreund und Landsmann Riese, der zu gleicher Zeit in Marburg studierte, einschaltete:

Ganz and're Wünsche steigen jetzt als sonst,  
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.  
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtkunst neigte,  
Wie großer Hass in meinem Busen schlug,  
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur  
Dem Recht und seinem Heiligtum weihten,  
Und nicht der Musen sanften Lockungen  
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände  
Voll Sehnsucht reichten. Ach, du weißt, mein Freund,  
Wie sehr ich (und gewiss mit Unrecht) glaubte,  
Die Muse liebte mich und gäb' mir oft  
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar  
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen  
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,  
Der glaubt' es, dass so tief zu mir herab  
Sich Götter niederließen, glaubte, dass  
Aus Meisterhänden nichts Vollkommners käme,  
Als es aus meiner Hand gekommen war.  
Ich fühlte nicht, dass keine Schwingen mir  
Gegeben waren, mich empor zu rudern,  
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand  
Niemals gegeben werden würden. Doch  
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.  
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel  
Vor meine Augen sank, als ich den Ruhm  
Der großen Männer sah, und erst vernahm,  
Wie viel dazu gehörte, Ruhm erwerben,  
Da sah ich erst, dass mein erhabner Flug,  
Wie es mir schien, nichts war, als das Bemühen

Des Wurms im Staub, der den Adler sieht  
Zur Sonn' sich schwingen – – –

Madame Böhme, welche ungeachtet der nicht immer willkommenen Hofmeisterei den Jüngling durch Liebenswürdigkeit und Herzensgüte anziehen gewusst hatte, so dass er ihr in ihrer Kränklichkeit manche Stunde widmete, starb bald, und das Böhme'sche Haus verlor seinen Anziehungskraft. Ihr Gemahl besaß nicht die Gabe, mit jungen Leuten umzugehen. Als Goethe im Kollegienbesuch nachließ, nahm er einen verdrießlichen Ton an, der diesen zuletzt ganz von ihm entfernte. Der Mangel eines gesellschaftlichen Lebens, wie es sein liebebedürftiges Gemüt verlangte, versetzte ihn in eine schwermütige Stimmung. „Bester Riese!“, heißt es in dem erwähnten Brief, „diese Einsamkeit hat so eine gewisse Traurigkeit meiner Seele eingeprägt:

Es ist mein einziges Vergnügen,  
Wenn ich, entfernt von jedermann,  
Am Bach, bei den Büschen liegen,  
An meine Lieben denken kann.

Ich fühle allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens; ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, dass ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,  
Mein Aug' wird trüber – –“

Jedoch schon mit dem zweiten Semester folgten frohere Tage. Sein munterer Landsmann Horn, uns schon von den Frankfurter Lustpartien her bekannt, langte in Leipzig an und entriss ihn, wie er am 28. April 1766 an Riese schreibt, einem Teil seiner Schwermut: „Er wundert sich, dass ich so verändert bin,

Er sucht die Ursach zu ergründen,  
Denkt lächelnd nach und sieht mir ins Gesicht,  
Doch wie kann er die Ursach finden?  
Ich weiß sie selbst nicht.“

Im Verkehr mit ihm und andern Freunden trat Goethe auch der Poesie wieder näher, und das Vertrauen auf das eigene Talent kehrte zurück. Vielseitig anregend ward der Besuch seines Landsmanns und nachmaligen

Schwagers Johann Georg Schlosser, welcher eine Stelle als Geheimsekretär bei dem Herzog Ludwig von Württemberg, der sich in Treptow aufhielt, angenommen hatte und zugleich die Erziehung der Kinder des Fürsten zu leiten bestimmt war. Schlosser, an Alter Goethe um zehn Jahre voraus, war ein junger Mann von entschiedenem Charakter, begeistert für ein ideal-sittliches Wirken und durch Wissenschaft und schöne Literatur vielseitig für schriftstellerischen und praktischen Beruf vorgebildet. Die Unterhaltungen mit ihm, die Mitteilungen aus dem reichen Vorrat von poetischen und prosaischen Aufsätzen, welche er mit sich führte, wirkten höchst belebend auf Goethe, der verehrungsvoll an ihm hinaufblickte. Er konnte die Gedankenwelt, welche Schlosser in Bewegung gesetzt hatte, nicht anders als durch produktive Tätigkeit bewältigen und verarbeitete die Stoffe, die zu ihrer Unterhaltung gedient hatten, in deutschen, französischen, englischen und italienischen Gedichten. – In Schlossers Gesellschaft machte er Besuche bei den namhaftesten Gelehrten Leipzigs; mehrere derselben lernte er bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal kennen. Gottsched gehörte damals bereits zu Leipzigs Antiquitäten. Goethe schreibt bald nach seiner Ankunft auf der Akademie: „Ganz Leipzig verachtet ihn; niemand geht mit ihm um“, und entwirft seinem Riese eine verifizierte Schilderung von dem „sechs Schuh hohen“ Mann, dessen Kathedervortrag er aus Neugier angehört hatte. Ohne die Veranlassung durch Schlosser wäre Goethe wohl nie zu einem Besuch bei dem Altvater der Leipziger Belletristik gekommen, und wir würden jenes bekannte Genrebild entbehren, wie der riesenhafte Mann mit der linken Hand die Perücke vom Arm des Bedienten nimmt und auf das kahle Haupt schwingt, mit der rechten ihm für sein Versehen eine Ohrfeige gibt und sich dann gravitatisch den Fremden zu einem Diskurs gegenüber setzt.

Schlosser logierte während seines Aufenthalts in Leipzig in dem kleinen Gasthaus des Weinhändlers Schönkopf im Brühl, welcher eine Frankfurterin zur Frau hatte, weshalb viele Frankfurter, zur Messzeit besonders, bei ihm einzukehren pflegten. Goethe speiste täglich in Schlossers Gesellschaft und lernte eine angenehme Tischgesellschaft kennen, die teils aus Studierenden, teils aus jungen Gelehrten und Hofmeistern bestand. Hier traf er eine belehrende und anregende Unterhaltung, die ihm mehr zusagte, als die im Kreis von Medizinern am Ludwig'schen Mittagstisch. Er gab daher diesen auf und blieb auch nach Schlossers Abreise in dieser Gesellschaft. In dieser befand sich Hermann, nachheriger Bürgermeister von Leipzig, Zachariä, ein Bruder des bekannten Dichters, und Hofrat Pfiel, der Verfasser des „Grafen

von P.“, eines Pendants zu Gellerts schwedischer Gräfin, ein feiner, gutmütiger Mann, der dem jungen Dichter eine ernste Zuneigung widmete. Einen noch stärkern Magnet, der ihn an dies Haus fesselte, werden wir hernach kennen lernen.

Goethes Neigung, mit älteren Personen, die ihn durch eine originelle Natur anzogen, umzugehen, brachte ihn in ein näheres Verhältnis zu Behrisch, dem Hofmeister des jungen Grafen Lindenau. Dieser stand schon hoch in den dreißigen und glich in seinem zierlichen Äußern, seiner affektierten, zeremoniellen Haltung einem alten Franzosen. Er hatte eine besondere Gabe, seine Zeit mit Geschick zu vertun, dem Unbedeutenden durch seinen Humor Wichtigkeit zu leihen, Torheiten ernsthaft und das Ernsthafteste possenhafte zu betreiben und dabei sich und andere, ohne boshafte zu sein, zu ironisieren. „Gegen seine Landsleute hatte er eine fratzenhafte Abneigung und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen. So konnte er sich stundenlang beschäftigen, die Vorübergehenden zu rezensieren und wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich hätten kleiden sollen, wie sie gehen, wie sie sich betragen müssten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistens auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus. So dass man nicht sowohl lachte über das, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden.“ Bei alle dem hatte er einen Widerwillen gegen alles Rohe, und seine Späße waren durchaus barock, ohne jemals ins Derbe oder Triviale zu fallen. Dies feine geistreiche Wesen, in dessen Hintergrund eine ausgebreitete literarische Bildung sichtbar ward, war es, was Goethe zu ihm hinzog. In Geschmacksfragen hatte er ein richtiges Urteil, welches das Mittelmäßige mit Witz und Laune verfolgte. Dagegen war er anregend für Goethes Produktivität, die er durch wohlwollende Aufnahme seiner poetischen Versuche förderte. Da er eine schöne Hand schrieb, so machte er sich einen lustigen Zeitvertreib daraus, die gelungensten in ein Heftchen in sauberster Fraktur und Vignettenverzierungen einzutragen, wogegen er aber die Bedingung stellte, dass sein Freund nichts solle drucken lassen. Hinter diese originelle Form versteckte sich indes eine Kritik, die am Ende doch das Urteil schärfen und dadurch fördernd auf ihn wirken konnte. Als eine Wohltat dieser Kritik haben wir's anzuerkennen, dass er den mythologischen Aufputz und majestätischen Wort-

prunk, womit die Odenpoesie der Ramler'schen Periode sich schleppte, durch seinen schonungslosen Witz dem jungen Dichter verleidete. Es war diesem damals von Haus die Aufforderung zugegangen, auf die Hochzeit eines Oheims ein Gedicht zu liefern. Je weniger er innerlich sich zu einem solchen Gelegenheitsgedicht aufgelegt fühlte, umso mehr suchte er es durch äußerlichen Schmuck herauszustutzen. Der Olymp wird versammelt, um über die Hochzeit des Frankfurter Rechtsgelehrten zu ratschlagen. Venus und Themis streiten miteinander; aber ein schelmischer Streich, den Amor der letzteren spielt, lässt jene den Prozess gewinnen, und die Heirat wird von den Göttern beschlossen. Als Goethe diese Arbeit, die ihm keineswegs missfiel und für die er von Haus ein schönes Belobungsschreiben erhielt, Behrisch mitteilte, bewies ihm dieser den Aufwand an mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit. Der Überzeugung von der Richtigkeit dieser Kritik konnte auch Goethe sich nicht entziehen; er gab den hohlen Scheingestalten, die noch lange in der deutschen Poesie ihr Wesen trieben, den Abschied; nur Amor durfte noch ferner sein neckisches Spiel treiben und Luna den Silberschleier über das Glück der Liebenden breiten.

In einem solchen mehr und mehr erweiterten Freundeskreis, der durch Lebensgenuss und geistreiche Unterhaltung zusammengehalten ward, verlebte Goethe eine Reihe der glücklichsten Tage seiner Jugend. Man sah sich häufig an öffentlichen Orten in und außer der Stadt; von der mutwilligen Ausgelassenheit dieser Stunden ist die Faustszene in Auerbachs Keller als poetisches Zeugnis geblieben, dem mehr Wirkliches zugrunde liegt, als wir enträtseln können.

Christian August Clodius, damals ein noch junger Mann, gewann als Professor der Philosophie an der Universität eine ähnliche Wirksamkeit, wie sein Beschützer Gellert. Auch er war von der Theologie zu den schönen Wissenschaften übergegangen und hatte sich durch Gelegenheitsgedichte bei öffentlichen Veranlassungen und durch seine akademische Tätigkeit einige Geltung erworben. Goethe nahm, als Gellert sein Praktikum aufgab, auf dessen eigenes Anraten an den von ihm geleiteten Übungen in Poesie und Prosa Anteil, ohne sich dadurch mehr als bei Gellert gefördert zu finden. Clodius war von Behrisch ganz besonders zur Zielscheibe seines Witzes ausersehen. Schon sein Äußeres stach unvorteilhaft von der eleganten Leipziger Sitte ab; aber mehr noch forderte der hohle Pomp seiner aus Ram-

ler'schen Phrasen zusammengeleiteten Poesien die Kritik und die Parodie heraus. In einer heitern Stunde, als die Freunde im Kuchengarten beisammen waren und sich den Kuchen trefflich schmecken ließen, schrieb Goethe in den stelzenhaften Kraftworten der Clodius'schen Poesie ein Lobgedicht auf den Kuchenbäcker Händel mit Bleistift an eine Wand des Hauses:

„O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,  
Vernimm den Pään, der zu deinen Ohren steigt!  
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,  
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.  
Des Kaffees Ozean, der sich vor dir ergießt,  
Ist süßer als der Saft, der vom Hymettus fließt.  
Dein Haus ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,  
Umhangen mit Trophän, erzählt den Nationen:  
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück,  
Und raubte dem Cothurn gar manch Achtgroschenstück.  
Glänzt diene Urn' dereinst im majestätischen Pompe,  
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.  
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest,  
Steh' hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest;  
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten  
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten.  
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,  
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Eine geraume Zeit später trat Clodius mit seinem Schauspiel ‚Medon oder die Rache des Weisen‘ hervor, dessen deklamatorische Großmutsszenen dem Leipziger Publikum ebenso sehr imponierten, als sie von dem Kreis, worin Goethe sich bewegte, lächerlich gefunden wurden. Dieser machte gleich abends, als die Freunde im Weinhaus zusammenkamen, einen Prolog in Knittelversen, wo Arlekin mit zwei großen Säcken auftritt und den Zuschauern mitteilt, dass darin moralisch ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden; der eine nämlich sei mit Wohltaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Dieser Prolog wurde von Horn, der zu Arlekinaden viel Geschick hatte, zu großer Belustigung der Gesellschaft vorgetragen. Das Papier verlor sich bald, und es ward nicht einmal eine Abschrift genommen. Horn trieb jedoch die

Investive gegen Clodius weiter. Er schaltete in jenes parodistische Gedicht einige Verse ein, wodurch es eine Anwendung auf den Medon erhielt, und teilte es andern Freunden mit; es wurde in zahlreichen Abschriften bekannt und später sogar gedruckt<sup>2</sup>. Da es kein Geheimnis blieb, in welcher Gesellschaft dies Gedicht entsprungen sei, so hatten Clodius und seine Freunde nicht versäumt, davon nach Dresden zu berichten. Von den Folgen wurde zunächst Behrisch betroffen, dem der Graf Lindenau seine Hofmeisterstelle entzog. Manche andere Denunziationen über den lebensfrohen Freundeskreis, dessen schonungsloser Witz nach verschiedenen Seiten Anstoß und Ärgernis gegeben hatte, trafen damit zusammen. Auch das hatte zu übler Nachrede Anlass gegeben, dass Behrisch einen Hang zu einigen Mädchen hatte, die nicht im besten Ruf standen, mochten sie auch besser sein als ihr Ruf. Behrisch war mit seinen Freunden manchmal in ihrem Garten gesehen worden, auch der junge Graf war mitunter hinzugezogen worden. Für Behrisch schlug dieser Wechsel zum Glück aus. Er ward auf Gellerts Empfehlung, der ihn sehr schätzte, Erzieher des Erbprinzen von Dessau, später Pagenhofmeister. Goethe erneuerte später von Weimar aus die alte Bekanntschaft und fand ihn als feinen Hofmann allgemein geachtet und in unverändertem Humor. „Habe ich es dir nicht gesagt“ – damit empfing er ihn – „war es nicht gescheit, dass du damals die Verse nicht drucken ließest, und dass du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben, und es wäre ebenso gut gewesen.“ Er starb 1809 in Dessau, unverheiratet.

Diese Vorfälle, welche ihm einen Freund kosten sollten, dessen Nähe ihm fast unentbehrlich geworden war, verstimmten ihn gegen die ganze Leipziger Sozietät, und es spricht ein schmerzliches Entsagen und bitterer Unwille aus den Abschiedsoden, mit denen er ihn von sich ließ. „Des Frühlings Lächeln“, ruft er ihm zu, „erheite deine Stirne nie! Nie trübt sie dann mit Verdruss des Winters stürmischer Ernst.“ Leipzig ist ihm das „gehasste Land“, „Gebäort schädlicher Insekten, Mörderhöhle ihrer Bosheit“, „Gebäort schädlicher Insekten, Mörderhöhle ihrer Bosheit“, und „der Gedanke an des Freundes Freiheit ist ihm Freiheit im Kerker.“ Behrisch hatte mit

---

<sup>2</sup> Über dies Verhältnis wie überhaupt über Goethes Aufenthalt in Leipzig vgl. Goethes Briefe an seine Leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn, 1849.

Feinheit und Humor Goethes unruhiges, heftiges Wesen zu dämpfen, sein Talent anzuregen, ihn zu heiterer Geselligkeit anzuleiten verstanden. Nach seiner Abreise verfiel er in ein melancholisches, störrisches Wesen, das manchen seiner Freunde von ihm entfernte und die muntere Laune des Kreises verscheuchte. In diese Zeit scheint der Besuch des Dichters Zachariä zu fallen, dessen Anwesenheit auf kurze Zeit den Zirkel wieder belebte. Aber als ihn „die Räder von dem unbeklagten Ort wegtragen, zeihen wieder Verdruss und Langeweile ein, die bei seiner Ankunft dahin flohen, wie Nebel vorm Glühen der Sonne fliehen, Wie die Stymphaliden, umschwärmen sie den Tisch und sprühen von ihren Fittigen Gift unserm Frieden auf alle Speisen hin“ (Ode an Zachariä, 1767). In den schwermutsvollen Tönen dieser Abschiedsoden malt sich ein düsterer Gemütszustand, auf dessen Grund wir näher einzugehen haben; bei Goethe sollte Leben und Dichten stets durch die Liebe bedingt sein.

„Sie wissen, dass ich, so lange als ich sie kenne, nur als ein Teil von ihnen gelebt habe“ – das Mädchen, dem Goethe nach seiner Abreise von Leipzig dies Bekenntnis ablegte, war die Tochter des Schönkopf'schen Hauses, wo die kleine geschlossene Tischgesellschaft sich versammelte und er mit seinen Freunden aus- und einging: Anna Katharina, im vertrauten Kreis und auch in den Briefen Goethes Kätchen genannt, in den biografischen Schilderungen als Ännchen und Annette eingeführt<sup>3</sup>. Sie war ein hübsches Mädchen von schlankem Wuchs, mit einem frischen vollen Gesicht und braunen Augen, muntern Geistes, einfachen warmen Gemüts. Goethe, drei Jahre jünger als sie, widmete sich ihr mit leidenschaftlicher Liebe, welche von ihrer Seite Erwidderung fand. Im Herbst des Jahres 1766 war dies innige Verhältnis zu vollster Blüte gediehen. Er brachte fast täglich mehrere Stunden bei ihr zu; sie teilte sein Interesse für Poesie und nahm Anteil an seinen eigenen Gedichten. Ein Kreis gebildeter Bekannten der Familie kam hier häufig zusammen. Die Buchhändler Reich und Junius, ein Kaufmann Obermann, der gegenüber wohnte, mit zwei Töchtern, von denen die älteste sich als Konzertsängerin auszeichnete, Häfer, der Vater der berühmten

---

<sup>3</sup> Nach „Katakombe“ heißt es nach Horns Abänderung:  
Wenn dann ein Autor dich uns im Kothurne zeigt,  
Und du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.  
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst du nur erscheinen,  
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.

Sängerin, waren häufig in dem heitern Abendzirkel. Man sang und musizierte; Goethe blies die Flöte, und Peter, der jüngste Sohn, tat sich schon als Knabe durch sein Klavierspiel hervor. Es ward mitunter auch Komödie gespielt. Besondere Freude machte die Aufführung des Lustspiels Herzog Michel von Krüger, worin Goethe den Michel, Käthchen das Hannchen, dessen Geliebte, vorstellte; ein zusammen geknüpftes Schnupftuch musste die Stelle der Nachtigall vertreten, welche in diesem Lustspiel eine besondere Rolle spielt, indem Michel durch ihren Besitz ein Phantast und durch ihren Verlust wieder gescheit wird. In einem Zimmer des Schönkopf'schen Hauses war die Hauptszene in einem großen Wandgemälde dargestellt, das sich noch lange Zeit erhalten hat. Auch Lessings Minna von Barnhelm fand begeisterte Aufnahme; auf die darin agierenden Personen spielt Goethe noch in späteren Briefen mit dem Namen ihrer Rollen an. Gegen Ende des Winters (1767) trübte sich dies glückliche Verhältnis. Je sicherer er sich im Besitz des Mädchens wähnte, das ihn von Herzen liebte und ihm, was sie nur konnte, zu Gefallen tat, desto ungescheuter ließ er gegen sie die böse Laune aus, zu der ihn Langeweile oder irgendeine andere Verdrießlichkeit veranlassen mochte, und quälte sie mit Eifersüchteleien, zu denen sie ihm keine begründete Veranlassung gab. Eine Zeitlang ertrug sie dies mit unglaublicher Geduld, obgleich heftige Szenen zwischen ihnen vorfielen, und manchmal kehrte er reuig zu der Geleibten zurück, sein Unrecht abzubitten; denn er liebte sie leidenschaftlich. Das Jahr vorher hatte er ihre Namen übereinander in eine Linde geschnitten. Als er im Frühjahr an die Stelle kam, war aus den Einschnitten ihres Namens der Saft hervorgequollen und benetzte wie mit Tränen die darunter stehenden, schon hart gewordenen Züge seines Namens. Da gedachte er der Tränen, die sein liebloses Benehmen ihr entpressten; er eilte zu ihr, um alles Unrecht ihr doppelt und dreifach abzubitten. Wie alles Erlebte sich als Poesie von seinem Herzen ablöste, so verwandelte er auch dies Ereignis in eine Idylle, „die er nie ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte“. Es ist ein rührendes, wahres Bekenntnis, wenn er später von Frankfurt an sie schreibt: „Tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der Ihnen wohl oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war.“ Allein er hatte ihre Ergebenheit auf zu harte Proben gestellt und ihr Herz zu tief verletzt. Er musste zu seiner Beschämung bemerken, dass er ihre Liebe verloren hatte; auch war der Verkehr mit Mädchen, „die besser waren als ihr Ruf“, nicht geeignet, ihn so vieler

Treue und Liebe wert erscheinen zu lassen. Je mehr er jetzt in seiner Verlassenheit fühlte, wie unentbehrlich sie ihm geworden war, desto heftiger ward seine Leidenschaft. Endlich trat er in die bisherige Rolle Kätchens. Er suchte alles Mögliche hervor, um ihr gefällig zu sein und ihr Freude zu verschaffen; er konnte sich die Hoffnung nicht versagen, sie wiederzugewinnen, und hat diese noch von Leipzig mit sich genommen. Aber er hatte ihr Herz verloren; es wandte sich einem andern zu.

Durch diese innern Erlebnisse und Kämpfe erhielt Goethes Poesie die Richtung, der sie auf ihrer ganzen großen Bahn treu geblieben ist. Auf den betretenen Wegen der poetischen Technik hatte er vergebens sein Heil gesucht; Kritik und eigene Einsicht hatte ihm das Hohle und Leere derselben aufgedeckt. Missmutig und ratlos blickte er oft auf seine Versuche und hielt verzweiflungsvoll ein Autodafe über sie. Er fühlte sich nicht viel gefördert, wenn man ihn aufforderte, nach Kleists Vorgang auf einsamen Spaziergängen zur Bilderjagd auszugehen, oder wenn Hofrat Pfiel ihm klar zu machen suchte, wie viel auf das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung ankomme, während seinen beschränkten Verhältnissen große Stoff noch so fern lagen. Sein poetischer Drang, der ihn trieb die Welt in künstlerischer Form zu gestalten, nötigte ihn, in den eigenen Busen zu greifen, was ihn erfreute oder quälte, in ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, so dass er daher selbst alle seine Dichtungen „Bruchstücke einer großen Konfession“ genannt hat. „Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Rätsel des Menschenlebens betrachtet werden kann.“

Unmittelbar aus dem Liebesverhältnis mit Kätchen entsprang die oben erwähnte Idylle, die leider verloren gegangen zu sein scheint. Die launenhafte, eifersüchtige Quälerei seines Kätchens, während neben ihnen ein anderes Paar der Gesellschaft in seiner Liebe glücklich und zufrieden lebte, veranlasste die reuige Selbstanklage in dem Schäferspiel die Laune des Verliebten, dem ältesten der vorhandenen dramatischen Produkte Goethes, das ungefähr gleichzeitig mit jener Idylle entstandne sein muss und am füglichsten ins Frühjahr 1767 zu setzen ist<sup>4</sup>, als das Verhältnis zu Kätchen

---

<sup>4</sup> Hiermit stimmt auch, dass Goethe bei der ersten Aufführung des Stücks in Ettersburg (1779) äußerte, er habe es „in seinem achtzehnten Jahr“ gemacht. Wenn er bei Erwähnung

nur unterbrochen, noch nicht zerstört war. Wir haben am dem kleinen Drama vor allem die psychologische Klarheit zu bewundern, womit der jugendliche Dichter seinen eigenen Gemütszustand auffasst, die Launen und Verkehrtheiten, womit er sich und andern das Leben sauer machte, als ruhiger Beobachter persifliert und mit der Besonnenheit eines gereiften Mannes beurteilt. Mit solcher künstlerischen Objektivität vermochte er schon in den ersten Jugenddichtungen das Selbsterlebte als ein fremdes Dasein vor uns hinzustellen. Die Gewandtheit in der Form, die geschickte Behandlung des Alexandriners (Kleinigkeiten mögen bei der späteren Aufführung und dem ersten 1806 erfolgten Abdruck nachgebessert sein) würde bei dem kaum achtzehnjährigen Dichter noch mehr überraschen, wenn uns nicht bekannt wäre, welche eine Reihe von Vorübungen voranging. Der Bau des Alexandriners war ihm namentlich durch das fleißige Studium des französischen Dramas geläufig geworden; als Fragment solcher Übungen in der Form ist uns die Übersetzung eines Teils von Corneilles Lügner erhalten<sup>5</sup>.

Bei der entschiedenen Richtung des jungen Dichters auf das Dramatische war es für die Entwicklung seiner Poesie ein günstiges Geschick, das ihn nach Leipzig führte. Hier hatte die unter der Direktion der Neuber aufblühende Bühne Lessings jugendliches Talent angeregt und dauernd für das Drama gewonnen. Hier traf Goethes Universitätszeit mit der letzten glänzenden Periode der Leipziger Bühne zusammen. Nach der Unterbrechung während der Kriegszeit war Koch auf ein neues Privilegium 1765 mit einer stehenden Gesellschaft nach Leipzig gekommen. Ein neu erwachtes Interesse erhob die Bühne aus ihrer Verachtung; von allen Kreisen, selbst denen der Universitätsgelehrten, ward es geteilt. Ein neues Haus wurde gebaut und am 6. Oktober 1766 mit Schlegels Hermann eröffnet. Koch fand bei den Leipziger Literaten eine eifrige Unterstützung. Weiße verfasste Lust- und Trauerspiele, Clodius seinen Medon, ein Magister Steinel schrieb Prologe. Die studierende Jugend strömte enthusiastisch zu den Vorstellungen herbei, auch Goethe ward ein fleißiger Theaterbesucher. Den Direktor Koch, der wegen seines hohen Alters schon von der Bühne dispensiert war, sah er zweimal im Hermann und einmal als Crispin in einem beliebten Lustspiele des Romanus, wo er noch eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zei-

---

der Bühnenaufführung 1805 bemerkt, diese kleine Produktion sei damals vierzig Jahre alt gewesen, so bedient er sich einer runden Zahl.

<sup>5</sup> Abgedruckt in A. Schölls Briefen und Aufsätzen von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786, S. 11-19.

gen wusste. Brinkner, als erster Liebhaber, hatte seinen ganzen Beifall. Den bleibendsten Eindruck machte auf ihn eine Demoiselle Schulz, welche durch schöne schwarze Augen und Haare, anmutige Gestalt und jugendliche Lebendigkeit des Spiels ihn lebhaft anzog. So oft sie spielte, trieb es ihn ins Theater. Besonders blieb sie ihm als Julie in Weißes Romeo und Julie gegenwärtig, vor allem in dem Momente, wo sie in dem weißen Atlaskleid aus dem Sarg stieg, und sich dann der Monolog zur Vision und zum Wahnsinn steigert. Sie hatte durch ihre tragischen Tugenden Goethes Interesse dergestalt für sich gewonnen, dass er sie in keiner geringeren Rolle, am wenigsten aber als Tänzerin sehen wollte, und sie in kleinen ausgestreuten Versen davon abzumahnern suchte.

Unter den Alltagsstücken, welche man damals zur Aufführung brachte, war nicht viel, was in einem jungen Dichtergemüt hätte zünden können. Gegen Weißes Stücke, die derzeit auf der Leipziger Bühne herrschten, war er umso toleranter, als er dem lebenswürdigen Mann durch persönlichen Umgang näher getreten war; doch hatte er schon der Hofrätin Böhme Recht geben müssen, als sie Weißes beliebtes Lustspiel „die Poeten nach der Mode“ heruntermachte. Das Beste, was ein geistreicher Mann bei diesem Zustand unserer dramatischen Literatur tun konnte, war, was Lessing um diese Zeit in Hamburg tat, auf der deutschen Bühne Kehraus zu machen, um für den Einzug einer edleren Muse den Tempel rein zu halten. Auch Goethes richtiges Gefühl trat mit der Hohlheit und Unnatur der steifleinernen Trauerspiele und faden Lustspiele, die sich noch als Bleigewicht an die Fersen des vorwärts schreitenden Genius hängten, in Opposition. Schlegels Hermann schien ihm doch ungeachtet des Patriotismus und der altgermanischen Tierhäute sehr trocken abzulaufen. Er kam dadurch zu der Einsicht, dass solche Stücke in Zeit und Gesinnung zu weit von uns ablügen, und der dramatische Dichter nach bedeutenden Stoffen in der späteren Zeit zu suchen habe; das war ein Gedanke, der zu einem Götz von Berlichingen hinleitete.

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie“ – damit hat Goethe eine Wahrheit ausgesprochen, die jetzt von niemand mehr in Frage gestellt wird. Diesen nationalen Gehalt, wie er in dem protestantischen Norddeutschland lebendig hervortrat, zu ansprechender Darstellung zu gestalten, das war der glückliche Griff, den Lessing

mit seiner Minna von Barnhelm tat. Der militärische Stolz, der die Brust des Preußen hob, und die in feiner Bildung des Geistes und Herzens wurzelnde Liebenswürdigkeit des sächsischen Charakter schlossen hier nach einigem Kampf, mehr des Scherzes als des Ernstes, einen beglückenden Frieden. In der durchsichtigen Form, in der scharfen Zeichnung der Charaktere war fortan dem dramatischen dichter eine Norm gegeben, welche ihn über die französischen Theorien erhob, ohne der Verworrenheit Vorschub zu leisten. Auch auf Goethes dramatische Tätigkeit äußerte sie ihre Belebende Wirkung; doch als Stoff traten ihm nur die eigenen Lebenserfahrungen nahe. Diesen war aber nach der Störung des Verhältnisses zum Schönkopf'schen Haus, bei dem Missmut über Behrischens Verlust und die dabei auch ihn persönlich berührenden Denunziationen keine heitere Seite mehr abzugewinnen. Wie wir schon bei den Abschiedsoden zu bemerken Gelegenheiten hatten, wandte sich sein Unwille gegen die ganze Umgebung, gegen die bürgerliche Gesellschaft, die in Sittenrichterei gestreng war, während sie selbst an heimlichen Gebrechen krankte. Jetzt stieg das trübe Element der Frankfurter Erinnerungen wieder in aller Stärke herauf. Es war aber der entschiedene Trieb seines dichterischen Gemüts, sich durch die künstlerische Gestaltung von ängstlichen Empfindungen und quälenden Eindrücken zu befreien und das Verworrene zu beseitigen. Daher drängte es ihn über diese düstern Zustände hinauszukommen, er entnahm ihnen Idee und Stoff zu dramatischen Arbeiten. Er entwarf mehrere Schauspiele und schrieb die Expositionen zu den meisten. Weil aber fast alle diese Stücke eine tragische Wendung nahmen, ließ er eines nach dem andern fallen. Mehrere angefangene Stücke, deren einige bis zum dritten oder vierten Akt, andere nur zu vollendeter Exposition gelangt waren, wurden später nebst andern Gedichten der Leipziger Periode dem Feuer übergeben. Nur die Mitschuldigen, ein Lustspiel in drei Akten, wurden vollendet, und es ward später fleißig daran nachgefeilt; die Exposition wurde nochmals durchgearbeitet, um sie bewegter und klarer zu machen, und dadurch dem von Lessing aufgestellten Muster möglichst nahe zu kommen. Die Anlage des Stücks, die Durchführung der Charaktere, die lebendige Dialogisierung im leichten Fluss der Alexandriner lassen den jungen Dichter schon auf einer höheren Stufe der Ausbildung, als in dem vorhergehenden Stück, erscheinen. Der psychologische Scharfblick, mit dem das Schwanken zwischen Gutem und Bösem in den Charakteren, die auf die Irrgänge des Lasters geraten sind, aufgefasst ist, würde auf einen völlig gereiften Dichter, nicht auf einen Jüngling schlie-

ßen lassen. Doch hat diese dichterische Kunst das Düstere und Herbe in den Verhältnissen, die sie uns vorführt, nicht zu verdecken vermocht; es verletzt umso mehr, wenn wir dabei die Jugend des Dichters uns vergegenwärtigen, welche schon die Studien zu einem so widerwärtigen Sūjet hatte machen müssen.

In Hinsicht auf die Ausbildung der lyrischen Seite in Goethes Poesie ist es keineswegs gering anzuschlagen, was Leipzig für seine musikalische Bildung getan hat. Die nachher so berühmt gewordenen Leipziger Konzerte erhielten damals ihre erste Einrichtung. In Oratorien glänzten ausgezeichnete Talente. Die als Madame Mara berühmt gewordene Demoiselle Schmähling befand sich in Leipzig und erregte allgemeine Bewunderung; noch als Greis erinnerte er sich des jugendlichen Enthusiasmus, womit ihr Gesang in der Hasse'schen *Sta Elena al Calvario* ihn erfüllt hatte. Corona Schröter, obwohl ihr an Stimme und Talent nachstehend, zog durch Schönheit und Anmut an. Damals trat er ihr nicht näher, doch machten ihn viele ihrer Verehrer zum Vertrauten und erbaten sich seine Dienste, wenn sie ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten wollten drucken und ausstreuen lassen. Beide hörte er in Hasseschen Oratorien oft nebeneinander singen, und die Waagschalen des Beifalls standen für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüt mehr Befriedigung fand. Hiller, dessen komische Opern damals sehr beliebt waren, lernte er kennen und wurde freundlich von ihm aufgenommen. Auch unter Goethes Freunden waren viele musikalisch. Hermann spielte fertig das Klavier; Behrisch war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik. Die musikalischen Unterhaltungen im Schönkopf'schen Haus, bei denen auch Goethe durch Gesang und Flötenspiel mitwirkte, kennen wir schon. Der Verkehr mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf, dessen Haus der Mittelpunkt eines zahlreichen Kreises war, in welchen das Interesse für Literatur und ganz besonders für Musik vorwaltete, verschaffte ihm ebenfalls eine vielseitig bildende Unterhaltung und musikalische Genüsse. Der ältere Sohn, Bernhard, der mit Goethe von gleichem Alter war, zeichnete sich schon damals als Musiker aus und spielte fertig den Flügel und die Violine; der zweite (geb. 1750), den Goethe einen guten Jungen, eine treue, gute Seele nennt, war gleichfalls musikalisch und belebte nicht weniger als der älteste die Konzerte, die öfters veranstaltet wurden. Beide, sowie auch ihre Eltern und Schwestern, waren Goethe sehr gewogen. Bernhard Breitkopf setzte einige Goethesche

Lieder in Musik; sie wurden 1769 gedruckt<sup>6</sup> und erschienen 1770 unter dem Titel: Neue Lieder, in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf (Goethes Name ward nicht genannt). Dies älteste Liederbuch Goethes enthält 20 Lieder (eine Abschrift von 10 Liedern mit Melodien gab Goethe an Friederike Oeser), von denen er die meisten später mit einigen Veränderungen unter seine Gedichte einschaltete – unter den Überschriften: „Die schöne Nacht“, „Glück und Traum“, „Lebendiges Andenken“, „Glück der Entfernung“, „An Luna“, „Brautnacht“, „Schadenfreude“, „Unschuld“, „Scheintod“, „Die Freude“, „Wechsel“. (Nach Goethes Tod hat man auch die Lieder „Der Misanthrop“, „Verschiedene Drohung“, „Mädchen wünsche“, „Beweggrund“, „Liebe wider Willen“, „Wahrer Genuss“ in die Sammlung aufgenommen.) Weggeblieben ist das schöne Schlussgedicht „Zuneigung“; die Anfangsstrophe lautet:

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,  
Die Lieder, ohne Kunst und Müh'  
Am Rand des Bachs entsprungen.  
Verliebt und jung und voll Gefühl  
Trieb ich der Jugend altes Spiel,  
Und hab' sie so gesungen.

In diesen Liedern begegnen wir einem sanft erregten Gemüt, einem in den Schranken der Mäßigung sich gemächlich ergehenden Lebensgenuss. Ihr Inhalt ist vornehmlich der Wankelmut der Neigungen des Herzens, die Flüchtigkeit der Freude, der Widerstreit des Sittlichen und Sinnlichen. Gern verweilen sie bei dem lockenden Sinnenreiz, welchen Amor und die Grazien verfeinern. Hin und wieder klingt die Wielandsche Philosophie der Lebensfreuden durch.

Wielands Dichtungen schätzte er damals sehr hoch. Das Lehrgedicht Musarion oder die Philosophie der Grazien, welches damals ans Licht trat, erfüllte ihn mit lebhaftem Entzücken und ward nicht minder, als Lessings Minna, sein Muster. Wieland nennt er (in einem Brief an Reich, 1770) neben Oeser und Shakespeare, der damals auch schon seine Wirkung auf ihn zu

---

<sup>6</sup> Goethes ältestes Liederbuch, hgg. von Tieck, 1844. Die Vermutung Viehoffs und Varnhagens, dass ein Druck von 1768 vorhanden sei, kann nicht gegründet sein, obwohl Varnhagen ihn meint gesehen zu haben. Goethe schreibt im Febr. 1769 an Friederike Oeser: „Meine Lieder, davon ein Teil das Unglück gehabt hat, Ihnen zu missfallen, werden auf Ostern gedruckt“, – und im Juni 1769 an Kätchen: „Meine Lieder sind noch immer nicht gedruckt; ich wollte Ihnen gerne, wenn sie fertig wären, ein Exemplar davon schicken.“

äußern begann, den einzigen, den er als seinen echten Lehrer anerkennen kann; „andere hatten mir gezeigt, dass ich fehlte; dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte.“

Adem Friedrich Oeser (geboren 1717) hatte sich schon als Jüngling einen Namen unter den Dresdener Malern erworben. Er war der Freund Winkelmanns, welcher den Einfluss, den die mit ihm gepflogenen Unterhaltungen auf die Ausbildung seines Kunstgeschmacks hatten, in seinen Schriften dankbar anerkannt hat. Im Jahr 1763 wurde Oeser zum Direktor der neu errichteten Leipziger Kunstakademie ernannt, während er zugleich Professor an der Dresdener Akademie und Hofmaler blieb, und stand in Leipzig als Künstler und als Mensch in hoher Achtung. Goethe, der sich stets in einer vielseitigen Ausbildung seiner Anlagen gefiel, griff auch die in Frankfurt mit Liebe getriebenen Übungen im Zeichnen wieder auf und nahm (im Jahr 1766) mit einigen Studierenden, unter denen der nachherige Staatskanzler von Hardenberg und im letzten Jahr Gröning von Bremen, nachmals Bürgermeister in seiner Vaterstadt, ihm inniger befreundet wurden, bei Oeser Privatunterricht. Als ein Mann von reicher Bildung, lebhaftem Geist und entschiedener Eigentümlichkeit des Charakters, besaß er in hohem Grad die Gabe, anregend auf die Jugend zu wirken. Er gewann Goethes Vertrauen und Liebe, weil dieser bei ihm fand, wonach er vergebens nach allen Seiten blickte, bestimmte Prinzipien in der Erkenntnis des Schönen, Anerkennung und Aufmunterung. „Was bin ich Ihnen nicht schuldig“ – schreibt er bald nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus – „dass Sie mir den Weg zum Wahren und Schönen gezeigt haben, dass Sie mein Herz gegen den Reiz fühlbar gemacht haben! Ich bin Ihnen mehr schuldig, als dass ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiss, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, dass die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt, als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers! Lehre tut viel, aber Aufmunterung tut alles. Wer unter allen meinen Lehrern hat mich jemals würdig geachtet mich aufzumuntern, als Sie? Entweder ganz getadelt oder ganz gelobt, und nichts kann Fähigkeiten so sehr niederreißen. Aufmunterung nach dem Tadel ist Sonne nach dem Regen, fruchtbares Gedeihen. Ja, wenn Sie meiner Liebe zu den Musen nicht aufgeholfen hätten, ich wäre verzweifelt. Sie wissen, was ich war, da ich zu Ihnen kam, und was ich war, da ich von Ihnen ging; der Unterschied ist Ihr

Werk.“ Von welcher Art diese Einwirkung des Oeser’schen Unterrichts war, charakterisiert er noch bestimmter in einem Brief an Reich, den er bittet, ihn seinem „lieben Oeser“ zu empfehlen. „Fertigkeit oder Erfahrung vermag kein Meister seinem Schüler mitzuteilen, und eine Übung von wenigen Jahren tut in den bildenden Künsten nur was Mittelmäßiges; auch war unsre Hand nur sein Nebenaugenmerk; er drang in unsre Seelen, und man musste keine haben, um sie nicht zu nutzen. Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfachheit und Stille, und daraus folgt, dass kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht.“

Es war überaus folgenreich für die Entwicklung der Goethe’schen Poesie, dass sie auf ihrem ersten Gang mit der Plastik in die engste Verbindung trat, dass die Einsicht in die Kunst des Altertums eingeleitet war, welche späterhin mit still nachwirkender Gewalt den Genius auf seiner Bahn zum reinen Ideal poetischer Kunst hinleitete. Von seinem Lehrer empfing er die warme Verehrung für Winkelmann, aus dessen Schriften ihm zum ersten Mal die Hoheit hellenischer Kunstanschauung entgegentrat. Mit ihm freute er sich der Aussicht, den verehrten Mann auf seiner bevorstehenden Reise nach der Heimat kennen zu lernen, bis die plötzliche Todesbotschaft (1768) diese Hoffnung erschütternd vernichtete.

Nur als dunkle Ahnungen der höheren Gebiete der Kunst kündigten sich noch diese neuen Ansichten im Geist des Jünglings an; selbst durch Winkelmann fühlte er sich mehr erhoben, als belehrt. Da erschien ‚Lessings Laokoon‘, der mit der Klarheit des Gedankens die Nebel teilte, und die Grundbegriffe der bildenden und der redenden Kunst bestimmte, indem er die Grenzen nachwies, die einer jeden gezogen sind. „Man muss Jüngling sein“, sagt Goethe in seinen biographischen Nachrichten, von der Erinnerung an jene schönen Jugendstunden ergriffen, „um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriss. Das so lange missverstandene ‚ut pictura poesis‘ war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nur getrennt, wie nah’ ihre Basen auch zusammenstoßen mochten. Der bildende Künstler sollte sich innerhalb der Grenze des Schönen halten, wenn dem redenden, der die Bedeutung jeder

Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre. Jener arbeitet für den äußern Sinn, der nur durch das Schöne befriedigt wird, dieser für die Einbildungskraft, die sich wohl mit dem Hässlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens, alle bisherige anleitende und urteilende Kritik ward, wie ein abgetragener Rock, weggeworfen.“ Besonders ward Goethe von der Schönheit des Gedankens entzückt, dass die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt; hierin feierte er den Triumph des Schönen, das alles Hässliche aus seinen höheren Kreisen verbannt.

Ward es ihm vom Schicksal missgönnt, Winckelmann persönlich kennen zu lernen, so versagte er sich in Folge einer eigensinnigen Laune, Lessing, der damals nach Leipzig zum Besuch kam, von Angesicht zu sehen. Es war ihm unerträglich, von fern ihn anzustauen, ohne ihm näher treten zu dürfen, wozu eine passende Gelegenheit gemangelt zu haben scheint. Er vermied absichtlich die Orte, wo er seiner hätte ansichtig werden können, und entzog sich dadurch für immer die Freude, den verehrten Mann, den er in mehrfacher Hinsicht seinen Lehrer nennen konnte und gegen den er die wärmste Dankbarkeit im Herzen trug, sich gegenüber zu sehen.

Durch Oeser erhielt Goethe Zutritt zu den im Privatbesitz reicher Leipziger befindlichen Kunstsammlungen, unter denen die Winklersche mit Recht einen großen Ruf hatte. Um ihn sammelte sich ein Kreis von Kunstfreunden und Kennern; unter diesen zeichnete sich Kreuchauff aus, welcher, früher Kaufmann, später nur seiner Kunstliebe lebte und sich auch als Schriftsteller im Gebiet der Kunst bekannt machte. Dieser Kreis pflegte sich in Oesers Wohnung in der Pleißenburg oder im Sommer auf seinem Landhaus in Dölitz zu versammeln. Hier herrschte eine jugendliche Heiterkeit. Ein Zeugnis dieser fröhlichen Stunden ist eine Predigt im Frankfurter Judentum, mit der Goethe die Gesellschaft mehrmals belustigte.

Zur Belebung munterer Geselligkeit trug vornehmlich Oesers älteste Tochter Friederike bei, damals ungefähr in ihrem zwanzigsten Jahr. Schon als Kind war sie durch ihre Lebendigkeit, ihren Mutwillen des Vaters Liebling und seine erheiternde Gesellschafterin bei seinen Arbeiten. Nachmals stand sie ihm durch Bildung und Anhänglichkeit zur Seite; er ließ fast seine ganze Korrespondenz durch sie führen. Auch Goethe fühlte sich von ihrem Witz und ihrer Munterkeit lebhaft angezogen, ohne dass ein leidenschaftliches Gefühl sich einmischte. Oft verscheuchte sie ihm die finstere Laune, wenn

ihn „sein böses Mädchen plagte“. Oft setzte sie ihn mutwillig, wie er meinte, hart und unbarmherzig zu, wenn er sich unglücklich erschien und ihr sein Leiden klagte. Er schätzte ihr fein gebildetes Urteil und legte ihr viele seiner dichterischen Versuche vor; in ihren Händen ließ er die älteste handschriftliche Sammlung seiner Lieder mit Melodien zurück und schrieb an sie noch später im Ton freundschaftlicher Offenheit und reinen Vertrauens. Sie starb unverheiratet im Jahr 1829, 81 Jahre alt.

Was Leipzig an Kunstsammlungen darbot, war unbedeutend in Vergleich zu den Schätzen Dresdens, und ein Schüler Oesers, der eine Reihe von Jahren unter ihnen gelebt hatte und dies Anschauungen in seinen Unterricht übertrug, musste bald das Bedürfnis fühlen, sich den Genuss dieser seltenen Kunstwerke zu verschaffen, den die Nähe der Residenz leicht erreichbar machte. Der Besuch der Dresdener Gemäldegalerie dürfte daher in die erste Hälfte seines Aufenthalts in Leipzig zu setzen sein. Um jedem Zwang von Besuchen und störenden Bekanntschaften aus dem Weg zu gehen, hielt er selbst vor den vertrautesten Freunden seine Reise verborgen; aus demselben Grund mied er den Gasthof und verschaffte sich durch einen Empfehlungsbrief seines Stubennachbars, eines fleißigen Theologen, Aufnahme in der Wohnung eines mit diesem verwandten Schusters. Da Goethe, auch in späteren Jahren, gern mit biedern und originellen Leuten aus den niedern Ständen verkehrte, so fühlte er sich unter dem gastlichen Dach des redlichen, heiter verständigen Handwerksmannes sehr wohl. Die Beschränktheit und Ärmlichkeit seiner Umgebung gefiel ihm so sehr, dass er Gemälde von Ostade und Schalken in Wirklichkeit vor sich zu sehen glaubte. Die Gemäldegalerie besuchte er zu allen Stunden, wo der Zutritt gestattet war. Der große in sich wiederkehrende Saal, an dessen Seitenwänden damals noch die Gemälde angebracht waren, öffnete sich vor ihm wie ein Heiligtum. Die Stille, die in dieser Kunsthalle waltete, erfüllte ihn mit einem Gefühl von Feierlichkeit, einer Andacht, mit der man ein Gotteshaus betritt. Am meisten zogen ihn die Gemälde in der äußern Galerie an, wo sich das Beste der niederländischen Schulen zusammenfand. Den Wert der italienischen Meister nahm er mehr auf Treu und Glauben an, als dass er sich eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können. Für jene aber, deren Kunst mit der bekannten Natur wetteiferte, war sein Auge bereits geschärft, der Sinn ihm durch das Anschauen von ähnlichen Bildern und Kupferstichen aufgeschlossen, und es erregte besonders sein Entzücken, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davontrug. Die lebhaften Äußerungen seiner

Kunstbegeisterung vereitelten seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben. Der Galerieinspektor, Rat Riedel, nahm sich seiner mit zuvorkommender Gefälligkeit an und belehrte ihn über manches, was seine Einsicht fördern konnte. Auch ward er dem durch sein Werk „Betrachtungen über die Malerei“ bekannten Herrn von Hagedorn, Generaldirektor der Kunstakademie, vorgestellt, der ihm seine Sammlung vorwies und an seinem Enthusiasmus innige Freude empfand.

Die wenigen Tage seines Aufenthalts in Dresden widmete Goethe nur der Gemäldegalerie, welche so sehr seine Seele ausfüllte, dass er es ablehnte, die Antiken, welche damals noch in den Pavillons des großen Gartens aufgestellt waren, aufzusuchen. Auch von dem übrigen Dresden sah er nur wenig. Noch waren die Spuren des Bombardements von 1760 nicht verschwunden, die Mohrenstraße lag noch in Schutt; von der Kuppel der Frauenkirche blickte er auf die zwischen die Häuserreihen der Stadt hinein gesäten Trümmer herab. Je mehr seine Einbildungskraft von dem Herrlichen und Schönen der Kunstschatze ergriffen worden war, desto tiefer prägte sich ihm dies düstre Bild roher Zerstörung ein.

Um im Gebiet der Kunst nach allen Seiten zu schreiten, begann er unter Anleitung des Kupferstechers Stock Landschaften zu radieren. Als Zeugnis dieser Übungen sind zwei radierte Bilder auf uns gekommen, von denen das eine seinem Vater, das andere seinem Freund Hermann gewidmet ist. Sie stellen Landschaften dar, kleine Wasserfälle, von Felsen und Baumpartien eingeschlossen. Kenner haben an diesen die künstlerische Zeichnung und eine nicht geringe artistische Technik gerühmt und die Behandlung der Form als meisterhaft anerkannt. Nebenbei ward auch in Holz geschnitten. Es wurden kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern gefertigt, und manches davon ward brauchbar gefunden.

Eine bedächtige Schonung der Lebenskräfte ist nicht die Sache des im Genuss der Gesundheitsfülle glücklichen Jünglings, den noch kein Unfall gemahnt hat, dass Leben und Wohlbefinden vergängliche Güter sind. Goethe hatte in fröhlichem Übermut, oft auch in melancholischem Trotz, in seine Gesundheit gestürzt; es waren solche Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise nicht selten die Ursache des launischen Missbehagens, womit er sich und andere quälte. Abhärtungsversuche und Vernachlässigung der Diät, vielleicht auch das Einatmen giftiger Dünste beim Ätzen der Kupferplatten oder die Nachwirkungen der Verletzung bei dem Auerstädter Unfall, die

sich von Zeit zu Zeit in einem Druck auf der Brust fühlbar machten, führten endlich eine Krise herbei, der sein kräftiger Organismus lange widerstanden hatte.

Es war um den Anfang des Sommers 1768, als er nachts mit einem heftigen Blutsturz aufwachte. Er hatte noch so viel Kraft und Besinnung, um seinen Stubennachbar zu wecken. Durch schnelle ärztliche Hilfe ward, nachdem er mehrere Tage zwischen Leben und Tod geschwebt hatte, die nächste Gefahr beseitigt, wenn auch die Genesung nur langsam und kümmerlich vonstatten ging. Es blieb die Furcht vor einem langwierigen Leiden und die Sorge, dass daraus die Lungensucht entstehen könne. Die Natur hatte sich selbst geholfen. Es stellte sich später heraus, dass die Lungen gesund waren, und nur die damit in Verbindung stehenden Teile gelitten hatten. Zunächst blieb nur ein Geschwulst an der linken Seite des Halses zurück. Wenn uns gleich Goethe berichtet, dass er nach dieser Krise eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen habe, so lassen doch seine Briefe aus jener Krankheitsperiode deutlich erkennen, dass er sich in einer sehr gedrückten Stimmung befand, und der jugendliche Frohsinn gebrochen war. Nur in sofern mochte er mit Recht sagen, dass er sich ein anderer Mensch geworden zu sein schien, als die Sanftheit seines Wesens, die in letzter Zeit durch störrischen Eigensinn verhüllt worden war, wieder vorwaltete, und er wiederum die Liebe der Freunde, unter denen er besonders den Beistand und die Teilnahme Horns, Hermanns und Grönings dankbar anerkennt, und das Wohlwollen der befreundeten Familien, die ihn wie einen Anverwandten behandelten, nach ihrem ganzen Wert empfand und würdigte. Schlummernde Neigungen früherer Jahre wurden wieder lebendig; er begehrte nach dem Trost der Religion, der ihm viele Jahre hindurch entbehrlich gedünkt hatte. Nach manchem Sturm der Leidenschaft verlangte ihn nach einer ruhigen Welt, und die Klassiker des Altertums zogen ihn mit erneutem Reiz an. Höchst wohltuend ward ihm in solchen Stimmungen der Umgang mit Langer, der Behrischs Nachfolger in der Hofmeisterstelle geworden war, aber dem Verbot des Grafen Lindenau gemäß sich vom Umgang mit Goethe fern gehalten hatte. Erst jetzt traten sie einander näher und schlossen bald die Herzen einander auf. Religiöse Gegenstände bildeten vornehmlich den Inhalt ihrer Gespräche, und Langer fand an Goethe ein für seinen Bibelglauben empfängliches Gemüt. „Mit Enthusiasmus“ konnte er sich wieder mit dem neuen Testament beschäftigen.

Gegen Ende des Augusts machte er sich zur Rückreise nach dem Vaterhaus fertig. Die letzten erheiternden Stunden bereitete ihm die Unterhaltung der immer munter scherzenden Friederike Oeser. Sie fand es lächerlich, wie ein Mensch die Karikaturidee haben könne, im zwanzigsten Jahr an der Lungensucht zu sterben; sie setzte ihm so lebhaft zu, dass auch ihm seine Besorgnis als Einbildung erschien; und dann erzählte sie ihm mit einschmeichelndem Ton, wie vergnügt sie auf dem Land gewesen wären, wie sie Bindekuh gespielt, nach dem Topf geschlagen, geangelt und gesungen hätten, und teilte ihm dadurch eine solche Freudigkeit der Seele mit, dass der Abschied aus Leipzig ihm leicht ward, und eine heitere Stimmung seine Reise begleitete<sup>7</sup>.

Am 26. August sah er Käthchen zum letzten Mal. „Dass ich nicht Abschied genommen habe“, schreibt er aus Frankfurt an sie, „werden Sie mir doch vergeben haben. In der Nachbarschaft war ich, ich war schon unten an der Türe, ich sah die Laternen brennen und ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht hinaufzusteigen. Zum letzten Mal, wie wäre ich wieder heruntergekommen!“ Er nahm die Liebe zu ihr mit sich und die, wenn auch schon geschwächte, Hoffnung, sie künftig die Seine nennen zu können. Am 28. August 1768, seinem neunzehnten Geburtstag, fuhr er in dem bequemen Wagen eines Hauderers und in Gesellschaft einiger ihm bekannten Personen aus Leipzig ab.

Nicht ahnten die, von denen er damals Abschied nahm, dass wenige Jahre später der Ruhm seines Namens Europa erfüllen werde. Und doch hat schon diese Leipziger Periode den ganzen Goethe vorgebildet. Seine Eigen-

---

<sup>7</sup> Ich kam zu Dir, ein Toter aus dem Grabe,  
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begräbt,  
Und wem er nur einmal recht nah' ums Haupt geschwebt,  
Der bebt  
Bei der Erinnerung gewiss, so lang' er lebt.  
Ich weiß, wie ich gezittert habe;  
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe  
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,  
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,  
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,  
Mit einem Ton von solcher Schmeicheli,  
Dass ich, was mir das Elend jemals raubte,  
Weil Du's besaßst, selbst zu besitzen glaubte.  
Zufrieden reist' ich fort, und was noch mehr ist, froh,  
Und ganz war meine Reise so.

(In der Epistel an Fr. Oeser, 6. Nov. 1768).

tümlichkeit, die Richtungen seiner geistigen Tätigkeit treten schon entscheiden hervor; seinem ganzen Wesen wird die Form gegeben, welche seine spätere Ausbildung bedingte. Zwar musste er reuig bekennen, die Zwecke des Vaters, der einen gründlichen Rechtsgelehrten aus ihm machen wollte, versäumt zu haben, und kein fleißiger Student weder in Gellerts noch Böhmes Sinne gewesen zu sein. In Anerkennung des Wertes folgerechter Studien mochte er manchmal seinen Freund Hermann um den ruhigen Gang seines erfolgreichen gelehrten Fleißes beneiden. Doch Goethe war ein anderes Ziel vorbehalten. Sein Geist verlangte sich auszubreiten nach allen Richtungen, um in der Universalität der Anschauungen und Begriffe sich eine höhere und umfassende Weltansicht zu erringen. Dazu bedurfte er, sich hineinziehen zu lassen in den mannigfaltigen Wechsel der Welterscheinungen, einzutauchen in den auf- und niedersteigenden Wellenschlag des Lebens, auch Stürme der Leidenschaft durchzukämpfen, um in dem eigenen Busen alles Menschliche durch zu empfinden und in der Herrschaft über den anschwellenden drang des Lebens die ewige Wahrheit der Poesie zu finden<sup>8</sup>. Der alte deutsche Dichtergarten, in welchem er sich früher schon so bequem eingerichtet hatte, ward ihm freilich zerstört; aber die versunkene Insel der Poesie stieg wieder empor, um sich mit Myrten und Lorbeer zu schmücken und in stillen Hainen ein glückliches Geschlecht zu empfangen.

### 3. Kapitel: Herbst 1768 - Herbst 1771

Die Reise von Leipzig nach Frankfurt, die fast eine Woche hinnahm, ging glücklich und in heiterer Stimmung vonstatten; nur erfüllte ihn, je näher er seiner Vaterstadt kam, umso mehr der Gedanke an den Eintritt ins elterliche Haus mit Besorgnis und Niedergeschlagenheit. Mit wie ganz an-

---

<sup>8</sup> Diese Ansicht von der Wahrheit der Poesie spricht sich in einem Brief an Friederike Oeser vom Jahr 1769 schon ebenso entschieden aus, wie später nach dem Verkehr mit Herder in den Frankfurter Rezensionen, indem er bei Gelegenheit der Kretschmannschen Bardenpoesie äußert: „Es ist ein Ding, das gar nicht interessiert, ein Gewäsch, das nichts taugt, als die Zeit zu verderben, forcierte Gemälde, weil der Hr. Verf. Die Natur nicht gesehen hat, einige egale Wendungen. – Und was geht mich der Sieg der Deutschen an, dass ich das Frohlocken mit anhören soll? Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will Euch loben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das tut's nicht. Flittergold, und das ist alles. – – Was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit, ein Märchen hat seine Wahrheit und muss sie haben, sonst wäre es kein Märchen. – –“

den Aussichten und Plänen hatte der Vater den rüstigen Jüngling entlassen! Und jetzt kehrte er wie ein Schiffbrüchiger heim, dessen gebrochene Gesundheit auch die letzte der Hoffnungen zu vereiteln schien. Der erste Anblick des „aus dem Grabe erstehenden Toten“ mochte nicht gar tröstlich sein. Gleich die erste Begegnung zwischen Vater und Sohn verursachte eine leidenschaftliche Szene. Übrigens fand er alles beim Alten, außer dem Großvater, dem der Schlag die eine Seite gelähmt hatte; er war ziemlich wieder hergestellt, konnte aber doch mit der Sprach noch nicht recht fort.

Die Freude wohnte im Goethe'schen Haus nicht, weil keiner den andern verstand, und seit der Abreise des Sohnes war dies Verständnis noch mehr erschwert, fast unmöglich geworden. Der Vater blieb sich immer gleich; er fand noch immer Stoff zur Fortsetzung seiner Reisebeschreibung, ging seinen Liebhabereien nach und stimmte seine Laute länger, als er darauf spielte. Sein Lehrtrieb hatte sich in den letzten Jahren ganz seiner Tochter Cornelia gewidmet. Er nötigte sie zu Übungen des Französischen, Englischen und Italienischen und leitete zu diesem Behuf auch ihre Korrespondenz. Auch zum Üben am Klavier ward sie konsequent angehalten. Weil der Vater niemals den freien Trieb walten ließ, geschah nichts mit Liebe und mit Lust; sie sah in ihm zuletzt nur den Haustyrannen, der ihr jede unschuldige Freude versage oder vergälte. Daher wandte sich ihr Gemüt mit der ihr eigenen Strenge und Härte wider den Vater; ihr Verhältnis zu ihm ging nicht über die militärische Subordination hinaus; sie tat nichts aus Liebe und Gefälligkeit. Die Mutter vermochte nichts hierin zu ändern; auch zu dieser bildete sich kein inniges Vertrauen. Dennoch empfand Cornelia in ihrer Verlassenheit das Bedürfnis der Liebe; aber das Bewusstsein, nicht schön und anmutig zu sein und die Herzen gewinnende Gabe ihrer schönen Freundinnen, denen sie geistig sich überlegen fühlte, nicht zu besitzen, machte sie Männern gegenüber befangen und entzog ihr dadurch auch die Gelegenheit, durch Geist und Bildung zu ersetzen, was die Natur ihr versagt hatte. Dem Verlangen nach einer ehelichen Verbindung stand die Furcht zur Seite, nie glücklich zu werden, weil sie nicht imstande sein werde, glücklich zu machen. Umso heftiger war die Liebe, die sie dem Bruder zuwandte; die Sorge für seine Pflege und Unterhaltung verschlang all ihre Zeit, sie war erfindend ihn zu erheitern; auch die Freundinnen mussten allerlei aussinnen, um ihm frohe Stunden zu bereiten. Hier waltete das vollste gegenseitige Vertrauen; was er schrieb, teilte er ihr mit; sie ersannen eine Koteriesprache,

um selbst in Gegenwart anderer Personen das Geheimnis vertraulicher Mitteilung zu bewahren.

Goethes Genesung ging nur langsam. Er hatte viele Schmerzen auszustehen und musste sich in Geduld und Selbstbeherrschung üben, so dass er in dieser Hinsicht mit Recht sagen mochte, er habe während seiner Krankheit viel gelernt, was er nirgends in seinem Leben hätte lernen können; er musste seinen Willen strengen diätetischen Vorschriften unterwerfen<sup>9</sup>, die ihn allem freieren Lebensgenuss zu entsagen nötigten: „Kein kranker Mensch genießt die Welt.“ Er war den Winter über meist an sein Zimmer gefesselt. Da jedoch anstrengende und aufregende Beschäftigung vermeiden werden musste, so erheiterte Zeichnen und Malen vornehmlich seine einsamen Stunden. Maler Morgenstern – Seekaz war kurz vor seiner Rückkehr gestorben – ging ihm dabei an die Hand. Auch das Radieren von Landschaften ward wieder vorgenommen. Vielleicht war Unvorsichtigkeit beim Ätzen die Ursache, dass sich zu der Geschwulst am Hals noch eine Entzündung der Kehle, besonders des Zapfens, gesellte, so dass er nur unter heftigen Schmerzen etwas verschlucken konnte.

Gegen Ende des Jahres schien er völlig hergestellt zu sein. „Ja, meine Liebe“, schreibt er unterm 30. Dez. an Käthchen Schönkopf, „es ist wieder vorbei, und inskünftige müssen Sie Sich beruhigen, wenn es ja heißen sollte, er liegt wieder! Sie wissen, meine Konstitution macht manchmal einen Fehltritt, und in acht Tagen hat sie sich wieder zurecht geholfen; diesmal war’s arg, und sah noch ärger aus, als es war, und war mit schrecklichen schmerzen verbunden.“ Die Teilnahme der Frankfurter Freunde äußerte sich sehr lebhaft. Rat Moritz gab zur Feier der Genesung eine große Gesellschaft.

---

<sup>9</sup> Besonders ist er [der Arzt] drauf bedacht,  
Durch Ordnung wieder einzubringen,  
Was Unordnung so schlimm gemacht,  
Und heißt mich meinen Willen zwingen.  
„Bei Tag und sonderlich bei Nacht  
Nur an nichts Reizendes gedacht!“ –  
Welch ein Befehl für einen Zeichnergeist,  
Den jeder Reiz bis zum Entzücken reißt.  
Des Bouchers Mädchen nimmt er mir  
Aus meiner Stube, hängt dafür  
Mir eine abgelebte Frau  
Mit riesigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahn,  
Vom fleißig kalten Gerhard Dow  
An meine Wand, langweilige Tisane  
Setzt er mir statt des Weins dazu. (Epistel an Fr. Oeser).

Doch folgte noch mancher Rückfall; schon der Januar bannte ihn wieder ins Zimmer. Die Verdauungswerkzeuge waren so gestört, dass die schmerzlichsten Symptome ihn oft der Verzweiflung nahe brachten. Erst mit der mildern Jahreszeit kehrten Gesundheit und Frohsinn zurück, wenn auch eine körperliche Schwäche noch auf längere Zeit zurückblieb.

In seinem Leiden, seiner Abgeschiedenheit von den Freuden der Welt hing er um so inniger und dankbarer an Leipzig, an den Erinnerungen der dort verlebten schönen Tage. Die aus Leipzig geschriebenen Briefe, welche der Vater sorgfältig aufbewahrt, geheftet, sogar durchkorrigiert hatte, wurden als ein Denkmal jener inhaltreichen Lebensperiode fleißig betrachtet. Die reichsstädtischen Formen, das beschränkte Familienleben, der pedantische Ton des Umgangs waren ihm widerwärtig, wenn er sie mit dem geistvollen geselligen Verkehr und der geschmackvollen Bildung Leipzigs verglich. Für die Frankfurter Mädchen, die bei geringen Bildungsinteressen viel Stolz und Prüderie besaßen, konnte er kein Herz fassen. Es war ihm daher ein Bedürfnis, durch briefliche Unterhaltung in das Oesersche und Breitkopfsche Haus und in den Schönkopf'schen Familienkreis zu treten, an Friederike Oeser sein Herz auszuschütten und um die Liebe seines spröden Käthchens zu werden. Für sie malt er Fächer und Schuhe und sendet ihr diese und andere Sächelchen zum Geschenk. Seinen ersten Brief aus Frankfurt beantwortet sie schnell, obwohl nicht, wie er den Inhalt wünschte. „Meine geliebteste Freundin“, beginnt sein zweiter Brief vom 1. Nov., „noch immer so munter, noch immer so boshaft, so geschickt, das Gute von einer falschen Seite zu zeigen, so unbarmherzig, einen Leidenden auszulachen, einen Klagenden zu verspotten, alle diese liebenswürdigen Grausamkeiten enthält Ihr Brief; und konnte die Landsmännin der Minna anders schreiben? Ich danke Ihnen für eine so unerwartet schnelle Antwort, und bitte Sie auch inskünftige, in angenehmen muntern Stunden an mich zu denken und, wenn es sein kann, an mich zu schreiben. Ihre Lebhaftigkeit, Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will.“ – Aber Beteuerungen, wie „Sie haben meine ganze Liebe, meine ganze Freundschaft, und das allerbesonderste Kompliment ist doch noch lange nicht der tausendste Teil davon“, finden jetzt keinen Glauben, wenigstens keine Wirkung mehr. Was Goethe voraussehen konnte, geschah; ein anderer hatte ihr Herz erworben; im Frühling 1769 ward sie die Verlobte eines Dr. Kanne, welcher, von Goethe selbst eingeführt, im Schönkopf'schen Haus wohnte, und als dessen Gattin sie 1810 ge-

storben ist. Und doch hat ihn die Nachricht von dem gewissen Verlust überrascht. Die nachfolgenden Briefe, in denen sich Teilnahme und Schmerz gegenseitig bekämpfen und oft in einen bitteren Humor überschlagen, sind ein Beweis, wie tief sein Herz ergriffen war. „Das liebenswürdigste Herz,“ schreibt er, „ist das, welches am leichtesten liebt, aber das am leichtesten liebt, vergisst auch am leichtesten. – Es ist eine grässliche Empfindung, sein Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener, der erste hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Hass, der andere, ja der andere – wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden.“ Er bittet sie, wenn seine Lieder im Druck erscheinen, manchmal Peter eine spielen zu lassen, „wenn Sie an mich denken wollen.“ – „O, könnte ich“, ruft er in einem spätern Brief aus, „die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre es Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheiter sein.“ In ruhig wehmütiger Stimmung schreibt er am 12. Dezember 1769 an sie, nachdem ein Traum ihn lebhaft an sie erinnert hat; er glaubt, dass sie schon verheiratet sei; er will jetzt nicht wieder nach Leipzig kommen; er bittet sie, ihm nicht mehr zu antworten: „Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig als ich Ihre Stimme hören möchte; es ist mir leid genug, dass meine Träume so geschäftig sind. – Kein Hochzeitsgedicht kann ich Ihnen schicken; ich habe etliche für Sie gemacht, aber entweder drückten sie meine Empfindungen zu viel oder zu wenig aus.“ Doch sie schrieb ihm wieder, und er meldete ihr im Januar 1770 in einem heiteren Brief, dass er im März nach Straßburg gehen werde. Es war sein letzter Brief; doch sie sahen sich wieder.

Während der langwierigen Leiden der Krankheit, welche langes Siechtum oder frühen Tod befürchten ließ, hatte Goethe die Tröstungen der Religion aufs lebhafteste empfunden; der Hang zu religiöser Beschaulichkeit, der schon das Gemüt des Knaben eine Zeitlang ernst beschäftigt hatte, trat aufs neue mächtig hervor. Was ihn in Leipzig an Langers Unterhaltung gefesselt hatte, zog ihn jetzt wieder zu der liebevollen Freundin seiner Jugend, dem Fräulein von Klettenberg, deren Verhältnis zu Goethes Mutter in den letzten Jahren ein noch innigeres geworden war. Sie war der Überzeugung, dass ihr junger Freund ebenso sehr an der Seele als am Körper leide, dass seine leidenschaftliche Unruhe daher rühre, „weil er keinen versöhnten Gott habe.“ Sie ermahnte ihn zur Demut, Gottergebenheit und Geduld, worin sie selbst, eine Leidende, mit einem bewunderungswürdigen Beispiel

ihm voranging. Er schloss sich wieder eng an den Kreis der Frommen, und seine Seele erfüllte sich mit poetisch-mystischen Kontemplationen, da er mit dem bloßen Insichaufnehmen sich nicht begnügen konnte, sondern das Empfangene sich auf seine Weise zurechtlegte. Jene mystischen Kreise blieben indes nicht bei der Religion stehen, sondern magische und alchemistische Experimente waren bei ihnen Gegenstand ernsthafter Grübeleien und Versuche. Goethes Arzt, der Dr. Gottfried Wilhelm Mülker<sup>10</sup>, ein tüchtiger Naturforscher, stand bei den Klettenberg'schen Frommen in ganz besonderem Ansehen, weil er den Glauben zu verbreiten wusste, dass er im Besitz gewisser Geheimmittel sei, welche er durch verborgene alchemistische Weisheit zustande gebracht habe. Durch diesen Mann, behauptete Fräulein von Klettenberg, von einer sechsmonatlichen Krankheit in drei Tagen geheilt worden zu sein. Auch an Goethe bewährte sich seine Kunst, indem dieser bei einem heftigen Unterleibsleiden, wo keine angewandten Mittel etwas fruchten wollten, und er unter schmerzlichen Beängstigungen das Leben zu verlieren glaubte, dem geheimen Universalmittel, das der Arzt endlich auf leidenschaftliches Andringen der besorgten Mutter hergab, seine Rettung verdankte. In diesem Dr. Müller erkennen wir das Urbild zu dem Arzt in Faust, – „ein dunkler Ehrenmann, der über die Natur und ihre heiligen Kreise, in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise, mit grillenhafter Mühe sann.“ Auf seine Empfehlung studierte Goethe nebst seiner Mutter und Fräulein von Klettenberg Georg von Wellings „Opus mago – cabbalisticum et theosophicum“, darinnen der Ursprung, Natur, Eigenschaften und Gebrauch des Salzes, Schwefels und Mercurii beschrieben etc. etc. (1735), mit einem Anhang über verschiedene alchemistische Operationen, woraus vieles in die Faustdichtung übergegangen ist. Von diesem Werk geriet er auf einige ältere Schriften ähnlichen Inhalts, auf die es hinwies, Theophrastus Paracelsus, Helmont, den Chemiker Basilus Valentinus, den Alchimisten Georg Starkey. Besonders ward Goethe von den Schriften, die unter dem Titel ‚Aurea Catena Homeri‘ bekannt waren und eine philosophisch-alchemistische Geheimlehre enthielten, angezogen. Mancher Winterabend wurde ihm in Gesellschaft der beiden Frauen mit diesen Versuchen, die geheimnisvollen Kräfte der Natur kennen zu lernen und ihr medizinische Universalmittel abzulocken, verkürzt.

---

<sup>10</sup> Vgl. Lappenberg, Reliquien d. Fräul. v. Klettenberg, S. 266 ff.

Als er mit der besseren Jahreszeit sich wieder in seinem alten Giebelzimmer aufhalten durfte, legte er sich hier einen kleinen Apparat an und begann durch chemische Experimente verschiedene Salze und Säfte zu bereiten. Am meisten beschäftigte ihn der so genannte ‚Liquor Silicum‘ (Kieselsaft), welcher entsteht, wenn man reine Quarzkiesel, die sich im Main recht schön und weiß finden, mit einem gehörigen Anteil Alkali schmilzt, woraus ein durchsichtiges Glas entspringt, welches an der Luft zergeht und eine schöne klare Flüssigkeit darstellt. So abenteuerlich auch diese Operationen erscheinen, so waren sie doch für den Genesenden, dem ein folgerechtes anstrengendes Studium noch untersagt war, eine wohltuende Zerstreung. In dem Ernst, womit er ihnen sich hingab, liegt doch auch zugleich der Keim zu späterer Forschung der Natur. Schon damals ging ihm praktisch die Einsicht in manche Naturformen auf; er achtete genau auf alle Kristallisationen, er lernte die Stoffe näher kennen und näherte sich zugleich der wissenschaftlichen Chemie, indem er Boerhaves chemisches Compendium fleißig durcharbeitete.

Sein Streben nach religionsphilosophischer Erkenntnis führte ihn zu der Kirchen- und Ketzerhistorie Gottfried Arnolds, eines der ausgezeichnetsten Theologen der Spener’schen Schule. Dieses, mit ebenso frommen Sinn als ausgebreiteter Gelehrsamkeit geschriebene, umfangreiche Werk konnte nicht anders als höchst anregend auf einen denkenden Geist wirken. Die nächste Folge war eine im Sinne der Gnostiker erbaute Schöpfungs- und Erlösungstheorie, die noch in der Faustdichtung nachklingt.

Unter diesen und ähnlichen, nach verschiedenen Seiten abschweifenden Beschäftigungen verfloss auch der zweite Winter in Frankfurt, wo Goethes Gesundheitszustand noch der Pflege und Aufsicht im elterlichen Haus bedürfen mochte. Von poetischen Werken scheinen in dieser Zeit am meisten Shakespeare und Wieland seine Verehrung genossen zu haben, die er in dem Brief (20. Febr. 1770) an den Buchhändler Reich, dem er für die Übersendung von Wielands Dialogen des Diogenes seinen Dank abstattet, seine echten Lehrer nennt. „Meine Gedanken“ – so lautet dieses charakteristische Bekenntnis – „über den Diogenes werden Sie wohl nicht verlangen. Empfinden und schweigen ist alles, was man bei dieser Gelegenheit tun kann; denn sogar loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist, wie er. – Wenn Sie diesem großen Autor, Ihrem Freund, schreiben oder ihn sprechen, so haben Sie die Gütigkeit, ihm einen Menschen be-

kannt zu machen, der zwar nicht Manns genug ist, seine Verdienste zu schätzen, aber doch ein genug zärtliches Herz hat, sie zu verehren.“

Goethes eigene poetische Produktion wurde nicht, wie sie doch bedurfte, durch Lebensereignisse noch durch ein warmes Liebesverhältnis angeregt. Nur das mag man in dieser Leere ein Ereignis für den erregbaren Jüngling nennen, dass er den heldenmütigen, wenn auch unglücklichen, Verteidiger der Freiheit seines Vaterlandes, den Corsen Pascal Paoli, der auf seiner Reise nach England Frankfurt berührte, im Bethmann'schen Haus kennen lernte und dem liebenswürdigen Mann eine begeisterte Verehrung widmete, so dass ohne Zweifel diese anmutige Heldengestalt ihm bei der Dichtung des Götz und Egmont vor die Seele trat. „Es ist eine Wollust“ – sagt Bruder Martin im Götz – „einen großen Mann zu sehen.“ Übrigens erschien ihm das Frankfurter Leben höchst prosaisch; auch Freund Horn, der im Frühjahr 1769 von Leipzig zurückgekehrt war, findet es dort „sehr stupide“ und meint, auch Goethe sei in der „Reichsluft“ „sehr stupide“ geworden. Kein Frankfurter Mädchen flößte ihm eine leidenschaftliche Neigung ein, und die Liebe zu Käthchen trug keine poetischen Blüten mehr: „Nur in Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze“. Ein „Neujahrslied“ ward im Dezember 1768 noch in der Weise der Leipziger Lieder gesungen<sup>11</sup>. Ein uns erhaltenes geistliches Lied<sup>12</sup>, das wohl nur in diese Zeit gesetzt werden kann, lässt vermuten, dass er deren einige im Sinn und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises gedichtet habe. Zum Zeitvertreib wurden Märchen und eine Farce „Lustspiel in Leipzig“ niedergeschrieben. Alles dies nebst mehreren andern Papieren wurde, bevor er aufs neue Frankfurt verließ, dem Feuer geopfert, und nur Behri-

---

<sup>11</sup> Abgedruckt in Goethes Briefen an Leipz. Freunde von Otto Jahn und in den Bl. Für literar. Unterhaltung 1850. (Jan.) nach dem ältesten Abdruck von 1769.

<sup>12</sup> Dies wird die letzte Trän' nicht sein,

Die glühend Herz aufquillt,

Das mit unsäglich neuer Pein

Sich Schmerz vermehrend stillt.

O! Lass doch immer hier und dort

Mich ewig Liebe fühlen!

Und möcht' der Schmerz nicht also fort

Durch Nerv und Adern wühlen!

Könnt' ich doch ausgefüllt einmal

Von dir, o Ew'ger, werden –

Ach! Diese lange tiefe Qual,

Wie dauert sie auf Erden!“ –

(In Ewalds Urania von 1793, 1. Heft; vgl. Düntzer in den Blättern für lit. Unterh. 1847. No. 2.)

sches Liederbuch, sowie das Manuskript der Laune des Verliebten und der Mitschuldigen, woran er zu bessern fort fuhr, – dem Buchhändler Fleischer hatte er es vergebens zum Druck angeboten – blieben verschont.

Nicht lebhafter hatte er sich vor fünfeinhalb Jahren aus Frankfurt hinausgesehnt, als er jetzt verlangend dem Frühling 1770 entgegensah, der ihm zum zweiten Mal die Freiheit wiedergeben sollte. Frankfurt war er längst „satt“. Das Verhältnis zum Vater hatte sich in nichts gebessert. Die Missstimmung, die dieser nicht verbarg, wenn die Genesung sich verzögerte oder Rückfälle eintraten, erzeugten eine bittere Gegenwirkung, und wie sehr mochte der unkindliche Sinn der Schwester diese verstärken helfen? In Ansicht und Urteil bestand zwischen Vater und Sohn eine so große Divergenz, dass stets ein Widerspruch hervorgerufen ward, der sogleich zu heftigen Szenen führte. Noch kurz vor der Abreise geriet der Vater „in einen unglaublichen Zorn“, als der Sohn sich herausnahm, die Bauart der Leipziger Häuser zu rühmen und dem Vater anzuempfehlen, auch in seinem stattlichen Haus die Treppe an die Seite zu legen, um jedem Stockwerk eine abgeschlossene Tür zuteilen zu können. Der Wiederkehr einer solchen Szene aus dem Weg zu gehen, beschleunigte er nur noch mehr seine Reise nach Straßburg, wo er nach des Vaters Wunsch, der ihm ganz genehm war, seine juristischen Studien beendigen und promovieren sollte. Horn gab ihm bis Mainz das Geleit. Ohne Aufenthalt ward in kurzer Zeit in der neu eingerichteten bequemen Diligence die Reise vollbracht, und er langte mit Beginn des April 1770 in der Stadt an, wo ihm für Geist und Herz ein neues, unendlich reiches Leben erblühte, und die ihm zum zweiten Mal den vollen Genuss der Jugend entgegenbrachte.

Als er von der Plattform des Münsters zum ersten Mal seine Blicke über das schöne Rheintal schweifen ließ, das sich zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald, durchschlängelt von dem stolzen Strom und zahllosen kleinen Flüssen, hinzieht, segnete er entzückt das gütige Geschick, das ihm einige Sommer seiner Jugendzeit in dieser paradiesischen Gegend zu verleben gönnte. Nach einer langweiligen, in körperlichem Leiden und mit verdüstertem Gemüt durchlebten Krankheitsperiode trat er wieder mit frischem Jugendmut ins reiche Genuss verheißende Leben hinein, und die Ahnung trug auf die vor ihm ausgebreitete Fläche schon künftige Freudeszenen ein.

Er mietete sich eine Wohnung an der Sommerseite des Fischmarkts, einer schönen langen Straße, wo ein lebhafter Verkehr dem Auge in unbeschäftigten Augenblicken stets Unterhaltung bot. Empfehlungsbriefe führten ihn in einige Familien ein, auch in pietistische Kreise, durch deren Einfluss man die Wiederkehr der Leipziger Fehltritte abzuwenden hoffen mochte. Einer dieser Gönner empfahl ihm eine Tischgesellschaft bei zwei alten Jungfrauen, die aus ungefähr zehn, älteren und jüngeren, Personen bestand. Den Vorsitz führte gewissermaßen Dr. Salzmann, Aktuar beim Puppenkollegium, ein unverheirateter Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dessen feines Benehmen und vielseitige Erfahrung den jungen Goethe bald sehr zu ihm hinstieg. Auf dessen Rat wandte er sich zum Behuf der praktischen Einübung des juristischen Wissens an einen Repetenten, der sich durch Kenntnisse und Lehrtalent großes Vertrauen erworben hatte. So sehr dieser auch bei Goethe das Zutrauen rechtfertigte, so ward es ihm doch schwer, den lebhaften Jüngling in dem Kreis der positiven Rechtswissenschaft festzuhalten und ihn aus den umherschweifenden Diskursen auf den nächsten Zweck hinzuführen. Für solches Gedächtniswerk hatte Goethe wenig Sinn. Das Meiste, was er zum Examen bedurfte, hatte er schon auf andern Wegen erlernt, und es kostete nicht viel Mühe, was allenfalls noch erforderlich war, mit einigem Fleiß zu ergänzen.

Da ihm die Rechtswissenschaft keine genügende geistige Beschäftigung gab, so konnte er seine akademische Zeit noch benutzen, um sich in den Gebieten des Wissens zu ergehen, in die ein innerer Trieb ihn lebhaft hineinzog. Den Naturwissenschaften und der Medizin war er auf den mystischen Irrgängen der Alchimie und Magie nahe getreten; auch von Straßburg aus meldet er dem Fräulein Klettenberg, dass die Alchimie noch seine geheime Freundin sei. Aber in der Helle des akademischen Lebens mussten solche Nebel bald verfliegen; schon die Gespräche seiner Tischgenossen, die meistens Mediziner waren, führten oft auf wissenschaftliche Behandlung medizinischer Probleme. Daher entstand auch bei Goethe das Verlangen nach einer wissenschaftlichen Einsicht in das Gebiet der rätselvollen Natur. Er wohnte schon im ersten Semester dem Klinikum des älteren Ehrmann und den Lektionen des jüngeren über Entbindungskunst bei, und hörte im Winter Vorlesungen über Chemie und Anatomie; ohne Zweifel war auch der Unterricht in der Physik von diesem Kursus nicht ausgeschlossen. Bei diesem Wachstum an Naturkenntnissen ward ihm zugleich in Folge des ihm eingebornen Triebes, die Natur als ein lebendiges Ganzes aufzufassen

und zu vergeistigen, das Bedürfnis fühlbar, für die zerstreute Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ein ideales Band zu entdecken. Ein solches hoffte er in dem damals Aufsehen erregenden ‚Système de la nature‘ zu finden; aber dieser schale Atheismus erschien ihm nur gespenstisch und totenhaft, mehr abgeschmackt und lächerlich, als gefährlich, und trug nur dazu bei, ihm die Philosophie, vor allem die Metaphysik, zu verleiden.

Für seine Beschäftigung mit den Werken der Kunst schien ihm Straßburg weniger, als Leipzig, zu gewähren; seinen lieben Oeser sah er dort nicht ersetzt. Doch fand sich schon im Mai des Jahres 1770 eine unverhoffte Gelegenheit, die ästhetischen Prinzipien desselben wieder lebendig zu machen und zur Anwendung zu bringen. Zum festlichen Empfang des jungen Gemahlin des französischen Thronfolgers, Marie Antoinette von Österreich, war auf einer Rheininsel ein zierliches Gebäude errichtet. Die Nebensäule waren mit den nach Rafaels Kartons gewirkten Teppichen geziert, die Goethe hier zum ersten Mal sah und mit vollem Entzücken in sich aufnahm. Wiederholt wusste er sich vom Pförtner den Eintritt zu verschaffen, um diese Kunstwerke nicht nur zu genießen, sondern auch zu begreifen. Gern übersah er dabei das Unpassende, dass man Christus und die Apostel zum Schmuck eines Hochzeitsgebäudes verwendet hatte. Aber sein Kunstsinn war empört durch die den Hauptsaal schmückenden Teppiche, die nach Gemälden neuerer Franzosen gewirkt waren. Sie stellten die Geschichte des Jason, der Medea und Kreusa dar, Szenen der unglücklichsten Heirat. Mit diesen düstern, ahnungsreichen Bildern die Königsbraut an Frankreichs Grenzen zu empfangen, erschien ihm taktlos und grauenhaft, und dieser Eindruck mochte ihm verstärkt werden, als bald darauf die Schreckensnachricht eintraf, dass während der Feuerwerke zu Paris eine Menge Menschen bei dem Gedränge in der ‚rue royale‘ umgekommen sei. An diesen Eindrücken hatte nicht bloß das Kunstgefühl Anteil, sondern es tritt darin auch ein tieferer poetischer Sinn hervor, welcher in dem, was dem gewöhnlichen Menschen zufällig und gleichgültig scheint, etwas Bedeutendes sieht, womit heitere oder düstere Ahnungen sich beschäftigen. Sie schwebten ihm lebhaft wieder vor, als die junge Fürstin, die damals im Glanz jugendlicher Schönheit und Majestät auf Frankreichs Boden einzog, ein Denkmal des furchtbaren Wechsels irdischer Hoheit ward.

Bei dem Durchzug der Königin machte Goethe einen Versuch in französischer Poesie, der sein letzter geblieben ist. Man hatte die Anordnung

getroffen, dass keine missgestalteten Personen, Krüppel und Lahme sich der Königin auf ihrem Weg zeigen sollten. Er zog daher in einem scherzhaften Gedicht eine Parallele mit Christus, der eben die zu sich kommen ließ, welche die Ankunft der Königin verscheuchte<sup>13</sup>. Ein Franzose, mit dem er damals umging, kritisierte streng Sprache und Versmaß, und Goethe erinnerte sich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben.

Bei dieser Gelegenheit treffen wir noch auf einen andern Zug, der Goethes Wesen eigen war, den Hang zu Mystifikationen, welcher mit dem genialen Mutwillen, der von gleichmäßigen Schritt des gewöhnlichen Lebens poetisch zu beleben sucht, zusammenhängt und mit hinterlistiger Schadenfreude nie etwas gemein hatte. Freund Horn, dessen Persönlichkeit schon in Leipzig zu solchen Scherzen aufgefordert hatte, erhielt von Goethe einen aus Versailles datierten Brief, worin er ihm seine glückliche Ankunft daselbst und seine Teilnahme an den Feierlichkeiten meldete, ihm aber strenges Stillschweigen auferlegte. Als nun die Nachricht von dem unglücklichen Ereignis zu Paris nach Frankfurt kam, von Goethe aber wegen eines kleinen Ausflugs keine Briefe einliefen, teilte Horn das Geheimnis mit und ängstigte sich und die Freunde, bis ein Brief aus Straßburg sie aller Sorge enthob. Die herzlichen Nachrichten von den Freunden rührten Goethe so, dass er solche Scherze für immer verschwor; doch sehen wir noch mehrmals derartige Improvisationen wiederkehren.

Die geselligen Verhältnisse in Straßburg sagten ihm sehr zu. Die schöne Jahreszeit lud ins Freie, und in diesen schönen Stunden sog er wieder die ganze volle Frische jugendlichen Frohsinns in sich. Muntere Mädchen teilten manchmal die Gesellschaftsspiele. Seine Lieder „Stirbt der Fuchs so gilt der Balg“ und „Blindekuh“ sind das erste Zeugnis, dass sein Lyrik neue Töne gefunden hatte. Auf Salzmanns Rat wurde auch das Kartenspiel wieder aufgenommen und Whist gelernt, obwohl sich anfangs einige religiöse Bedenken dagegen regten; in einem Brief erörtert er ziemlich umständlich, ob Spielen Sünde sei<sup>14</sup>. Denn die in den Frankfurter pietistischen Kreisen erhal-

---

<sup>13</sup> Es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass die in Freimund Pfeiffers „Goethes Friederike“ (1841), S. 13, abgedruckten französischen Verse (auch in Boas Nachträgen I, S. 11, Viehoffs Leben Goethes I, 311, Schölls Briefen und Aufsätzen von Goethe etc. S. 67), gleich wie andere in diesem Buch befindliche angebliche Anekdoten, unecht sind.

<sup>14</sup> „Mit dem Spielen ist es so eine Sache. Wenn Sie es für eine Sünde halten, so spielen Sie nicht. Warum wollen Sie töricht sein und Ihr Gewissen anderen Leuten zu Gefallen beschwe-

tenen Eindrücke wirkten auch noch in Straßburg fort, er geht andachtsvoll zum heiligen Abendmahl<sup>15</sup>, er hält sich zu den „frommen Leuten“ in Straßburg. Doch dieser Umgang konnte nicht von langer Dauer sein; „sie sind“, klagte er, „so von Herzen langweilig, wenn sie anfangen, dass es meine Lebhaftigkeit nicht aushalten konnte, lauter Leute von mäßigem Verstand, die mit der ersten Religionsempfindung auch den ernstesten vernünftigen Gedanken dachten und meinen, das wäre alles, weil sie sonst nichts wissen.“ Er verkehrte daher wieder unter Weltkindern und gab der frohen Laune Raum, die in seine Natur gelegt war. Die Liebe zur Musik erwachte aufs Neue; er nahm Unterricht auf dem Violoncell. Übungen in körperlicher Gewandtheit erhielten wieder neuen Reiz; mit den Universitätsfreunden ward das Fechten von neuem geübt; die schöne Umgebung erhöhte die Lust am Reiten, das ihm nur im Freien Freude machte. Bei der Aussicht auf die glänzenden Bälle des nächsten Winters schien das Tanzen unentbehrlich, das er seit fünf Jahren, sogar in Leipzig nicht geübt hatte. Er nahm daher noch vor Beginn der Saison Unterricht bei einem geschickten Tanzmeister, einem Franzosen, dessen Lektionen ihn umso rascher förderten, als sie von der Mitwirkung seiner beiden hübschen Töchter unterstützt wurden. Diese fassten bald eine lebhaftige Neigung zu dem schönen, geistvollen Jüngling, besonders Lucinde, die älteste, während er sich der jüngeren mehr zuwandte, deren Betragen, da sie bereits mit einem Entfernten sich verlobt hatte, stiller und gemessener war. Manchmal ersuchten sie ihn, nach der Stunde bei ihnen zu bleiben; er als ihnen vor und erwiderte auch sonst ihre Freundlichkeit durch Übersendung von Blumen und Früchten. Die Leidenschaft Lucindes und die wachsende Liebe Emilies nötigten ihn, wenn er nicht beide noch unglücklicher machen wollte, das Haus zu meiden. Als er aber scheidend von Emilie mit Küssen entlassen ward, stürzte Lucinde aus dem Nebenzimmer herbei, und indem sie in leidenschaftlicher Aufregung die Schwester mit Vorwürfen überhäufte, als habe sie ihr den Geliebten entwendet, umschlang sie ihn, durchwühlte seine Locken und küsste ihn

---

ren? Aber ich wünsche nicht, dass Sie eine Religionssache daraus machten und sagten: Ich tu' es nicht, weil ich es für Sünde halte. Und noch weniger wünschte ich, dass Sie jemanden, der gern spielt, abhalten und den Leuten beweisen wollten, es sei Sünde.“ Konzept eines Briefes ohne Datum.

<sup>15</sup> „Ich bin heute mit der christlichen Gemeinde hingegangen, mich an des Herrn Leiden und Tod zu erinnern, und Sie können raten, warum ich mich diesen Nachmittag unterhalten und einen so saumseligen Brief endlich im Ernst treiben will.“ Brief an Fr. v. Klettenberg, 26. Aug. 1770.

mehrmals; „Unglück über Unglück“, rief sie aus, „für immer und immer auf diejenige, die zum ersten Mal nach mir diese Lippen küsst!“ – Er flog die Treppe hinunter mit dem festen Vorsatz, das Haus nie wieder zu betreten.

Diese siegreiche Anziehungskraft des frischen, jugendlichen Mutes, der Geist und Gemüt belebend und erwärmend durchströmte, machte sich auch in dem Freundeskreis geltend, der in der Salzmann'schen Tischgesellschaft seinen Vereinigungspunkt fand; sie vermehrte sich bis auf zwanzig Personen, und die Unterhaltung gewann mehr und mehr an Lebhaftigkeit und Interesse. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich auch der unter dem Autornamen Heinrich Stilling berühmt gewordene Jung; er hat uns in der Schilderung seines Eintritts in diesen Zirkel ein treffendes Charakterbild von dem Studenten Goethe aufgezeichnet<sup>16</sup>:

„Es speisten ungefähr zwanzig Personen an diesem Tisch, und man sah einen nach dem andern herein treten. Besonders kam einer mit großen hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchs mutig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troosts und Stillings Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muss ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, dass sie beide viel Verdruss von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses Schloss er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr. Sie wurden indessen gewahr, dass man diesen ausgezeichneten Menschen Herr Goethe nannte. Herr Troost sagte leise zu Stilling: Hier ist's am besten, dass man vierzehn Tage schweigt. Letzterer erkannte diese Wahrheit; sie schwiegen also, und es kehrte sich auch niemand sonderlich an sie, außer dass Goethe zuweilen seine Augen herüberwälzte; er saß gegen Stilling über und hatte die Regierung am Tisch, ohne dass er sie suchte. Herr Troost war nett und nach der Mode gekleidet; Stilling auch so ziemlich. Er hatte einen schwarzbraunen Rock mit manchesternen Unterkleidern, nur war ihm noch eine runde Perücke übrig, die er zwischen seinen Beutelperücken doch auch gern verbrauchen wollte. Diese hatte er einstmalen aufgesetzt und kam damit an den Tisch. Niemand störte sich daran, als nur Herr Waldberg aus Wien. Dieser sah ihn an; und da er schon vernommen hatte, dass Stilling sehr für die Religion eingenommen war, so fing er an und fragte ihn: Ob wohl Adam im Paradies eine runde Perücke möchte getragen haben? Alle lachten herzlich bis auf Salzmann, Goethe und Trost; diese lachten nicht.

---

<sup>16</sup> S. Heinrich Stillings Wanderschaft, eine wahrhafte Geschichte, 1778, S. 158 f.

Stilling fuhr der Zorn durch alle Glieder, und er antwortete darauf: Schämen Sie sich dieses Spottes. Ein solcher alltäglicher Einfall ist nicht wert, dass er belacht werde! – Goethe aber fiel ein und versetzte: Probier' erst einen Menschen, ob er des Spottes wert sei? Es ist teufelsmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben! Von dieser Zeit an nahm sich Herr Goethe Stillings an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen.

Hatte sich auch Goethe der einseitigen pietistischen Richtung, von der Jung nicht ablassen konnte, entzogen, so stand er diesen Gemütszuständen doch nahe genug, um sie mit Liebe zu begleiten und teilnehmend auf sie einzugehen. Ihm öffnete sich daher vertrauensvoll Jungs zarter kindlicher Sinn. Auf's lebhafteste erzählte er seine Lebensgeschichte, die bei aller Einfachheit der Verhältnisse reich war an Begebenheiten und mannigfacher Tätigkeit. Goethe ermunterte ihn sie aufzuschreiben, und seinem Antrieb verdanken wir diese sinnige Schilderung von Stillings Jugend, eine der anziehendsten Selbstbiographien, welche die Literatur aufzuweisen hat.

Ein anderer wackerer Genosse, der sich eng an beide anschloss, war Lerse, das Musterbild eines deutschen Jünglings, stets bereit, mit unparteiischer Geradheit die kleinen Unebenheiten, welche in dem Kreis der Freunde etwa hervortraten, auszugleichen. Diesem liebenswürdigen Charakter setzte Goethe ein Freundesdenkmal in Götz von Berlichingen.

Obwohl in Straßburg damals das französische Wesen, namentlich in die Bildung der höheren Stände, eingedrungen war, so machte sich doch in Goethes Nähe deutsche Art und Bildung mit Entschiedenheit geltend; je mehr in ihm selbst diese deutsche Richtung mit Energie hervortrat, desto mächtiger zog er die Freunde sich nach. Als er Straßburg zur Fortsetzung seiner akademischen Studien wählte, hatte die Aussicht, dort eine größere Gewandtheit in der französischen Konversationssprache sich zu erwerben, etwas Lockendes; aber dies Treben ward ihm bald verleidet, da er sich mit seinem auf verschiedenen Wegen erlernten Französisch stets musste zu rechtgewiesen sehen, so dass er lieber den Gebrauch der französischen Sprache ganz von sich abzulehnen beschloss. Die Tischgesellschaft sprach nur Deutsch und tat sich gerade in der Nähe der französischen Kultur auf ihre Deutschheit etwas zu Gute. In demselben Maß, als man Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls als die Maxime in Leben und Dichten hinstellte,

stieg die Abneigung gegen die fremde Sitte und Sprache. Die französische Literatur fand man vornehm und affektiert, und man trat zu ihr in den Gegensatz, den erst ein halbes Jahrhundert später die neuromantische Schule in Frankreich zu vertreten wagte. Damit ging auch mit Goethes Kunstansichten eine allmähliche Umwandlung vor sich, durch die sein eigenstes Wesen sich selbstständiger herausbildete. Das majestätische Münstergebäude erweckte in ihm eine enthusiastische Liebe zur altdeutschen Kunst.

Als Goethe nach Straßburg kam, hing er noch den Oeser'schen Maximen an, welche die einfache Schönheit, die idealische, stille Größe als Prinzip an die Spitze stellten. Diese von der Antike abstrahierte Ansicht nahm ihn im Voraus gegen die mittelalterliche „gotische“ Baukunst ein. „Als ich das erste Mal nach dem Münster ging, hatt' ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntnis guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt' ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrenen Willkürlichkeiten gotischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gotisch häufte ich alle synonymischen Missverständnisse, die mir von unbestimmten, ungeordnetem, unnatürliche, zusammengestoppeltem, aufgeflacktem, überladnem jemals durch den Kopf gezogen waren.“ Anfänglich wirkte das großartige Bauwerk mehr Staunen erregend als gigantische Masse, „ein krausborstiges Ungeheuer“. Nicht lange, so bildete es schon den Hintergrund der Erinnerung an schöne Stunden. Von hier überblickte er immer mit neuem Entzücken das schöne Elsass, hier weilte er mit seinen Freunden manche Abendstunde und weihte der scheidenden Sonne den mit Rheinwein gefüllten Römer. Wiederholt erklimm er die höchsten, zum Teil an der Außenseite des Turmes hinanlaufenden Stufen bis zu dem so genannten Hals unter dem Knopf und übte sich, ohne Schwindel hinabzublicken. Indem somit das Münster immer von neuem seine Blicke und seine Schritte zu sich zog, ging ihm nach und nach die Einsicht in die Harmonie der Teile auf. Er erkannte, dass ein harmonisch hoher Geist durch die drei Stockwerke der prächtigen Fassade bis zu den Säulenverschlingungen der Himmel anstrebenden Turmspitze walte und auch in all' den mannigfaltigen Zierraten, welche die Türen und die Fensterrose einfassen und an den Hauptsäulen hinauflaufen, sich offenbare. Durch Messen und Zeichnen drang er in die Harmonie der Einzelheiten ein, so dass es ihm möglich ward zu entdecken, wo die Ausführung des Baues hinter dem ursprünglichen Plan des Meisters zurückgeblieben war. In einer Gesellschaft äußerte jemand, es sei schade, dass statt zweier Türme nur der eine ausgeführt sei. Goethe bemerkte, auch

dieser eine Turm sei leider nicht ganz ausgeführt; denn auf die vier Schnecken hätten noch vier leichte Turmspitzen gesollt, so wie eine höhere auf die Mitte, wo das plumpe Kreuz stehe. „Wer hat Ihnen das gesagt?“, fragte einer der Anwesenden. „Der Turm selbst!“, versetzte Goethe. „So sind Sie nicht unwahr berichtet,“ erwiderte jener, „ich bin der Aufseher der Baulichkeiten; wir haben in unserm Archiv noch die Originalrisse.“ Goethe bedauerte, von diesem Schatz nicht früher unterrichtet gewesen zu sein und erwirkte sich noch kurz vor seiner Abreise die Erlaubnis, das im Bau Fehlende aus dem Riss aufzuzeichnen. Schon damals drang er darauf, dass man diese Baukunst nicht gotisch, sondern altdeutsch zu benennen habe und führte dies später in der Schrift „Von altdeutscher Baukunst“ weiter aus. Damit war aber auch die Theorie vom Formideal gefallen. „Die Kunst – so lautete jetzt das Bekenntnis – ist lange bildend, ehe sie schön ist, und doch so große, wahre Kunst, ja oft wahrer und größer, als die schöne selbst. – Lasst di Bildneri aus den willkürlichsten Formen bestehen, sie wird ohne Gestaltverhältnis zusammenstimmen; denn eine Empfindung schuf sie zum charakteristischen Ganzen. Diese charakteristische Kunst ist nun die einzig wahre.“ Hiermit war auch der Schlüssel zum Shakespeare gefunden, und die Kompositionen des Götz und Faust konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen. Der jugendfrohe Dichter streifte die letzte Fessel der Theorie ab und hatte kein anderes Prinzip als:

Freundschaft, Liebe, Brüderschaft,  
Trägt die sich nicht von selber vor?

„Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb und Hang“, bemerkt Goethe in seinen biografischen Schilderungen. Wie wenig indes diese Äußerung gegründet war, bewiesen uns die „Ephemeriden“, das Tagebuch seiner literarischen Beschäftigungen, in denen sich ein vielseitiges Interesse für die wichtigsten Probleme des philosophischen Denkens kund gibt und die Lektüre angesehener Philosophen angemerkt ist<sup>17</sup>. Schwankend greift er hin und her, bald zu dem mystischen und pantheistischen Schriften, mit denen er in der letzten Frankfurter Periode in engste Berührung gekommen war, bald zu den Philosophen der neuesten Aufklärungsperiode. Ein Aufsatz, in welchem eine Vergleichung

---

<sup>17</sup> „Ephemeriden. Was man treibt, heut dies und morgen das. 1770“, abgedruckt in: A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe etc. S. 63-140.

zwischen dem Mendelssohn'schen Phädon und dem Platonischen angestellt wird, zeugt von einem sorgfältigen Studium dieser beiden Schriften.

Fasst man zusammen, mit welchem Drang nach Erkenntnis der geniale Jüngling in die Geheimnisse von Natur und Kunst, in Wissen und Leben einzuschauen bemüht war, so hat man es als ein besonders günstiges Geschick zu preisen, dass er in Straßburg mit Herder zusammengeführt ward und in ihm den Lehrer fand, dessen er gerade bedurfte. Herder hatte schon seine Lehrjahre durchgemacht, er hatte sich im Schul- und Kirchenamt mit Glück versucht und durch seine Fragmente zur Literatur und kritischen Wälder eine Stelle unter den deutschen Schriftstellern erworben. Er stand mit den größten Männern Deutschlands in Verbindung; während seines Aufenthalts in Paris verkehrte er mit den geistreichsten Denkern Frankreichs. Schon lagen in seinem Geist die herrlichsten Früchte vorgebildet, die er auf seiner glänzenden Schriftstellerlaufbahn nach und nach der Nation darreichte. In Begleitung des Prinzen von Holstein-Eutin kam er im Herbst 1770 nach Straßburg, wo er sich von seinem Zögling trennte. Da er wegen einer Augenkrankheit den berühmten Arzt Lobstein zu konsultieren wünschte, so blieb er den Winter über in Straßburg zurück.

Goethe traf mit ihm zufällig an der Treppe des Gasthofs „Zum Geist“ zusammen; seine freundliche Anrede fand Erwidern, so dass ein lebhaftes Gespräch erfolgte, das er mit der Bitte schloss, ihn besuchen zu dürfen. Die Erlaubnis ward häufig benutzt, indem der empfängliche Jüngling sich stärker und stärker angezogen fühlte. In ihm war eine ähnliche Gährung, wie in Herders Geist; aber während bei ihm noch das Ziel in Nebeln verschwand und ihm nur in schwankenden Ahnungen vorschwebte, trat bei Herder, der fünf Jahre älter war, schon das Urteil klar und entschieden hervor. Herder, von Natur zu der Haltung eines Lehrmeisters und zu didaktischer Mitteilung geneigt, hatte Goethe gegenüber, der nur zu empfangen bereit war, und was er hatte, nicht einmal geltend zu machen suchte, die Superiorität des Pädagogen.

Lobsteins Operation der Tränenfistel ward im Oktober vorgenommen. Goethe war bei derselben gegenwärtig; auch während der Kur erleichterte er dem Leidenden die Abgeschiedenheit durch Besuche am Morgen wie am Abend. Oft brachte er ganze Tage bei ihm zu, und bei dieser anregenden Mitteilung ist es begreiflich, „dass in der Fülle dieser wenigen Wochen alles, was Herder nachher allmählich ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward.“

Herder bearbeitete damals die Abhandlung von dem Ursprung der Sprachen, die dem Gebiet angehörte, auf welchem später die Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit erwachsen.

Durch Herder lernte Goethe die Poesie als die ewige Ursprache der Menschheit auffassen und sie in der hebräischen Dichtung des alten Testaments, im Volkslied wie in Shakespeare erkennen. Herder verleidete ihm den letzten Rest des Wohlgefallens an den Werken der rhetorischen Kunstpoesie; nur Wahrheit und Natur sollte Geltung haben. Von den dürftigen Theoretikern wies er ihn auf die tiefsinnigen Ideen Hamanns, die auf einen Dichtergeist belebend und zündend zu wirken vermochten. Da Herder sich damals eifrig mit Shakespeare und Ossian beschäftigte, so waren diese vornehmlich der Gegenstand anziehender Gespräche.

Was in Goethes Seele Großes schlummerte, ahnte Herder nicht; er nennt ihn in Briefen „etwas leicht und spatzenmäßig.“ Bei der ihm eigenen Schärfe traf er Goethes Liebhabereien oft mit bitteren Glossen, so dass dieser, um nicht kränkenden Spott hervorzurufen, ihm seine Beschäftigung mit Götze und Faust und seine Studien in der Alchimie, „die damals noch seine geheime Freundin war“, sorgfältig verbarg. War auch diese Einwirkung nicht immer momentan erfreulich, sie blieb doch anziehend und „bedeutend“, und Herder konnte, als er mit nächstem Frühjahr Straßburg verließ, mit Recht von sich rühmen, ihm gute Eindrücke hinterlassen zu haben, die einmal wirksam werden könnten. Dieser wohltätige Einfluss setzte sich noch in dem Briefwechsel, der sich zwischen ihnen entspann, fort.

Um jedoch aus der Berührung dieser im Geist lebhaft sich drängenden Elemente den Funken der Poesie hervorzulocken, bedurfte es noch eines wirksameren Mittels. Die Liebe schuf um den Dichterjüngling einen neuen Himmel und führte seine Seele in eine paradiesische Welt, wie sie ihm bis dahin noch nicht aufgegangen war. Wir bitten unsere Leser bei dieser Erzählung sich der lieblichen Darstellung zu erinnern, durch die Goethe seiner Geliebten zum Ersatz für getäuschte Lebenshoffnungen die dichterische Unsterblichkeit gegeben hat; wir wollen sie nur ordnen und aus andern Mitteilungen ergänzen, da sie nachzuerzählen eine Ilias nach dem Homer schreiben hieße<sup>18</sup>.

---

<sup>18</sup> Vgl. Stöber, der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim 1842. Düntzer, Goethe und Friederike, in den Blättern für lit. Unterh. 1848. Nro. 92-96. Eine Abbildung des Pfarrhauses findet sich in Stöbers Schrift, und eine genaue Beschreibung der Sesenheimer Lokalitäten in

In der ersten Hälfte des Oktober 1770 ward Goethe sauf einem der häufig in die Umgegend Straßburgs unternommenen Ausflüge von seinem Freund und Tischgenossen Weyland, der aus dem untern Elsass gebürtig war und gern bei Freunden und Verwandten einsprach, bei dem Pfarrer Johann Jakob Brion zu Sesenheim, einem nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Straßburg gelegenen Dorf, eingeführt. Die Gastfreiheit der Familie und die Liebenswürdigkeit der beiden Töchter waren ihm so eindringlich angekündigt, dass der Eintritt in das alte verfallene Pfarrhaus, welches einem schlechten Bauerhaus ähnlich sah, von angenehmer Erwartung begleitet war. Der Pfarrer, ein kleiner, in sich gekehrter Mann, empfing die Gäste aufs freundlichste. In zutraulichster Weise lenkte er das Gespräch amit dem fremden Ankömmling, welcher, stets ein Freund des Inkognito, seine aristokratische Herkunft durch Haltung und dürftige Kleidung unter der Maske eines armen Studenten verbarg, auf sein Lieblingsthema, den seit lange projektierten und beratenen Neubau des Pfarrhauses, der durch vielerlei Hindernisse und Säumnisse immer wieder ins Ungewisse hinausgeschoben worden war. Bald trat auch die Mutter ein, eine verständige, höchst achtungswerte Frau, deren ganze Erscheinung die Spuren früherer Schönheit und einer guten Erziehung trug, nach ihr auch die älteste Tochter, Maria Salome, ein Mädchen von hübschem Wuchs, lebhaft, fast stürmisch in Rede und Bewegung. Zuletzt erschien auch ihre jüngere Schwester, nach der man mehrmals gefragt und lange gesucht hatte, Friederike, das anmutigste Mädchenbild, das je vor das Auge des jungen Dichters getreten war. Sehen und lieben war ein Moment. „Ein kurzes, weißes, rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als dass die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder auf eine schwarze Taffetschürze – so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht, als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so rei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen.“ Sie war in ihrem sechzehnten Jahr.

---

„Näkes Wallfahrt nach Sesenheim“, 1840.

Mit den Angelegenheiten der Familie ward Goethe durch die Gespräche über ihre Freuden auf dem Land, über den Kreis von Verwandten und Freunden bald so vertraut, dass auch er sich zu ihnen rechnen durfte. Zugleich verklärte sich ihm diese ländliche Familienszene im Spiegel der Poesie. Wie er unter den frischen Eindrücken der Dresdner Bildergalerie sich an dem Haus seines gastfreundlichen Schusters als an einem niederländischen Gemälde entzückte, so entstand hier vor seiner Phantasie die Familie des Goldsmith'schen Landpredigers von Wakefield, deren Freuden und Leiden er kurz zuvor in Gesellschaft Herders eine begeisterte Teilnahme gewidmet hatte. Die warnende Stimme, die er ebendaher hätte vernehmen können, hat er im Rausch des Liebesglücks überhört.

Während Weyland mehr die ältere Schwester unterhielt, widmete sich Goethe Friederike. Ihr ganzes Herz lag offen vor ihm; er blickte in einen Himmel voll Unschuld und Güte. Wie hätte sich diesem gegenüber eine Maskierung lange behaupten lassen? Auch er wünschte, dem holden Wesen, das schnell seine ganze Seele einnahm, liebenswürdig zu erscheinen. Die Tage flogen unter „niedlichen und mutwilligen Lustbarkeiten“ dahin, von denen er uns die Überraschung in der Verkleidung des Bauerburschen aufs anmutigste erzählt hat. Bald wurden Spaziergänge ins nahe Wäldchen unternommen, die vom freundlichsten Wetter begünstigt wurden, bald saßen sie miteinander in der traulichen Jasminlaube vor dem Haus, und der junge Dichter konnte die Gabe der Märchenerzählung vor den aufmerksamsten Ohren geltend machen; hier erzählte er unter andern das Märchen von der neuen Leusine, das er in späteren Jahren niedergeschrieben hat. Ihm dem Glücklichen schlug keine Stunde, und hätte nicht Weyland, der als ein pünktlicher Kollegienbesucher zu rechter Zeit wieder in Straßburg einzutreffen wünschte, zur Rückreise gedrängt, so hätte sich dieser Ausflug noch um viele Tage verlängern mögen. Nicht ohne einiges Abenteuer, indem sie, um den Weg abzukürzen, sich zwischen Morästen verirrt, langten sie bei Nachtzeit in Straßburg wieder an, „und der erste Gedanke, den wir hatten, der auch schon auf dem Weg unsere Freude gewesen war, endigte sich in ein Projekt, Sie bald wieder zu sehen. – Sie wollten nicht glauben, dass mir der Stadtlärm auf Ihre süßen Landfreuden missfallen würde; gewiss, Straßburg ist mir noch nie so leer vorgekommen, als jetzo. Zwar hoffe ich, es soll besser werden, wenn die Zeit das Andenken unserer Lustbarkeiten ein wenig ausgelöscht haben wird, wenn ich nicht mehr so lebhaft fühlen werde, wie gut, wie angenehm meine Freundin ist. Doch sollte

ich das vergessen können, oder wollen? Nein, ich will lieber das wenige Herzwehe behalten und oft an Sie schreiben.“ In solchen Ausdrücken des innigsten Gefühls sprach er bald nach der Trennung in dem ersten Brief an seine geliebte Freundin (15. Okt.) aus, was in seiner Seele vorging<sup>19</sup>. „Liebe neue Freundin!“, so beginnt er, „ich zweifle nicht, sie so zu nennen, den wenn ich mich anders nur ein klein wenig auf die Augen verstehe, so fand mein Auge im ersten Blick die Hoffnung zu dieser neuen Freundschaft in Ihrem, und für unsere Herzen wollt’ ich schwören; Sie, zärtlich und gut, wie ich Sie kenne, sollten Sie mir, da ich Sie so liebe, nicht wieder ein bisschen günstig sein? – Liebe, liebe Freundin! Ob ich Ihnen was zu sagen habe, ist wohl keine Frage; ob ich aber just weiß, warum ich eben jetzt schreiben will und was ich schreiben möchte, das ist ein anderes; soviel merk’ ich an einer gewissen innerlichen Unruhe, dass ich gerne bei Ihnen sein möchte –“. In dieser weichen Gemütsstimmung ward auch die Erinnerung an frühere, glückliche Tage in ihm wieder recht lebendig; er schrieb um dieselbe Zeit (14. Okt.) das uns aufbehaltene Briefkonzept an F. (wahrscheinlich Friederike Oeser, an die der Name der Geliebten und die ländliche Heiterkeit zugleich erinnern mochte), worin die sanfte Wärme einer neu keimenden Liebe aus jeder Zeile durchscheint. „Sie sollten wohl nicht raten,“ heißt es darin, „wie mir jetzt so unverhofft der Einfall kommt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache sogar artig ist, muss ich’s Ihnen sagen. Ich habe einige Tage auf dem Land bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der leibenswürdigen Töchter vom Haus, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles, was ich liebe, dass ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an sie schreibe. Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seine Freunde vergessen kann, wenn’s einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende, zu bedauernde Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig.“

Fiel nun in die nächsten Wochen der lebhafteste Verkehr mit Herder, der ihn die Poesie am Busen der Natur, in der Einfalt patriarchalischer Sitte,

---

<sup>19</sup> Abgedruckt bei A. Schöll a.a.O. S. 51 ff.

selbst unter dem ländlichen Strohdach finden lehrte, wie musste sich das Herz des jungen Dichters gehoben fühlen, welcher ind er mit allen Reizen der Natur und Unschuld geschmückten Geliebten die Muse der reinsten Naturpoesie vor sich erblickte? Es ist daher wohl nicht gewagt, wenn wir auf die nächsten Tage nach dem ersten Besuch die Worte beziehen, womit die Schilderung unseres Dichters von der Nachwirkung des zweiten Ausflugs spricht: „In der Stadt angelangt, beschäftigte ich mich in den frühesten Stunden – denn an langen Schlaf war nicht mehr zu denken – [und die Stunden des Tages waren meist Herder gewidmet] mit dem Riss [zum Neubau des Pfarrhauses], den ich so sauber als möglich zeichnete. Indessen hatte ich ihr Bücher geschickt und ein kurzes freundliches Wort dazugeschrieben [wahrscheinlich nach jenem ersten Brief]. Ich erhielt sogleich Antwort und erfreute mich ihrer leichten, hübschen, herzlichen Hand. Ebenso war Inhalt und Stil natürlich, gut, liebevoll, von innen heraus, und so wurde der angenehme Eindruck, den sie auf mich gemacht, immer erhalten und erneuert. Ich wiederholte mir die Vorzüge ihres holden Wesens nur gar zu gern und nährte die Hoffnung, sie bald wieder zu sehen.“

Es bedurfte nicht erst eine Aufforderung des Professors Ehrmann: Um die Studien mit umso größerer Geistesfreiheit betreiben zu können, dem Körper Bewegung zu geben.

„Es schlug mein Herz; geschwind zu Pferde!  
Es war getan fast, eh' gedacht.  
Der Abend wiegte schon die Erde,  
Und an den Bergen hing die Nacht.

Die Nacht war windig und schaurig (es war um den Beginn des Novembers). Der vor Liebe glühende Jüngling sprengte in raschem Ritt zu, um nicht bis morgen früh auf den Anblick der Geliebten warten zu müssen:

„Die Nacht schuf tausend Ungeheuer –  
Doch tausendfacher war mein Mut;  
Mein Geist war ein verzehrend Feuer,  
Mein ganzes Herz zerfloss in Glut.“

(Gedicht: Willkommen und Abschied, nach den ältesten Lesarten.)

Wie oft sich im Lauf des Winters diese mutigen Ritte und flüchtigen Besuche wiederholt haben, hat uns der Dichter nicht berichtet, weil eben nichts neues zu schildern war; sicherlich waren deren mehr, als man ge-

wöhnlich annimmt. Auf die Winterbesuche deutete ein aus Friederikes Nachlass bekannt gewordenes Gedichtchen hin:

„Ich komme bald, ihr goldnen Kinder!  
Vergebens sperrt uns der Winter  
In unsre warmen Stuben ein.  
  
Wir wollen uns zum Feuer setzen  
Und tausendfältig uns ergötzen,  
Uns lieben wie die Engelein.  
  
Wir wollen kleine Kränzchen winden,  
Wir wollen kleine Sträußchen binden,  
Wir wollen kleine Kinder sein.“

Nie hat wohl Goethe seligere, reinere Tage verlebt. Die Erinnerung an Vergangenes warf über das Glück dieser Liebe noch nicht den schatten des Vorwurfs, und sie trug noch das Gefühl der Ewigkeit in sich. In einem noch vorhandenen Brief an Horn (vom Dezember) „scheint sich der glückliche Jüngling in dem Taumel der süßesten Empfindungen zu wiegen und seine Tage halb träumerisch hinzuschlendern.“<sup>20</sup>.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in diese glücklichen Monate vieles von dem verlegen, was des Dichters Schilderung erst später erwähnt. „Ein lebhafter Briefwechsel war eingeleitet; die Lust zu dichten, die ich lange nicht gefühlt hatte, trat wieder hervor; ich legte für Friederike manche Lieder bekannten Melodien unter.“ Außerdem wanderten mit Briefen und Geschenken manche poetische Herzergüsse nach Sesenheim hinüber. „Entfernt von mir arbeitete sie für ich und achte auf irgendeine neue Unterhaltung, wenn ich zurückkäme; entfernt von ihr beschäftigte ich mich für sie, um durch eine neue Gabe, einen neuen Einfall ihr wieder neu zu sein. Bemalte Bänder waren damals erst Mode geworden; ich malte ihr gleich ein Paar Stücke und sendete sie mit einem kleinen Gedicht voraus, da ich diesmal länger, als ich gedacht, ausbleiben musste.“ Diesem in lieblicher Melodie dahinschwebenden Liedchen („Kleine Blumen, kleine Blätter“) möchten wir das „An die Erwählte“, voll warmer Liebes- und Lebenshoffnung, beigesellen.

„In deinen Küssen, welche Wonne!“

---

<sup>20</sup> Nach Eckermanns Gesprächen mit Goethe, II. S. 136.

war ohne Zweifel schon damals keine poetische Fiktion mehr; es wird vielmehr die in „Dichtung und Wahrheit“ viel besprochene Resignation auf diese liebevolle Annäherung zu den Dichtungen gehören, womit Goethe sein Liebesverhältnis reizend umhüllt hat. Wer zwischen den Zeilen zu lesen versteht, sieht leicht, dass bei dem nächsten Frühlingsbesuch der Bund der Liebenden mit Hand und Lippe längst geschlossen war, und sie im Kreis der Verwandten und Freunde offenlicht als Verlobte galten. Nicht erst durch Lili sollte Goethe zum ersten Mal erfahren, „wie einem Bräutigam zumute sei.“

Kurz vor dem verhängnisvollen Oktober des Jahres 1770, der ihn Herder und Friederike zuführte, hatte Goethe die Ausarbeitung seiner Doktor-dissertation begonnen<sup>21</sup>, und es war wohl des Vaters Wunsch, ihn mit dem nächsten Frühling in die Vaterstadt als Doktor der Rechte heimkehren zu sehen. Als aber die Herbststürme zwischen die juristischen Sammlungen fuhren, und statt derselben Blätter zum Götz, Faust, selbst einem Julius Cäsar sich sammelten, als im Verkehr mit Herder die tote Buchgelehrsamkeit verdunstete, und das Auge von der Sonne Shakespeares, das Herz von Liebe trunken war, folgte er mit Freuden dem Rat der Freunde, statt über eine Dissertation, über These zu disputieren, was in Straßburg nichts Ungewöhnliches sei. Allein der Vater, dem er darüber schrieb, verlangte ein ordentliches Werk. Er war deshalb genötigt, sich auf etwas allgemeines zu werfen, und etwas zu wählen, was ihm geläufig war. Er bearbeitete daher ein kirchengeschichtliches Thema: „Dass der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften,“ was er mit philosophischen und historischen Gründen zu erweisen suchte. Aus den „Ephemeriden“ geht hervor, dass er zu diesem Behelf mehrere Kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Werke durchstudierte. In den ersten Monaten des Jahres 1771 scheint diese Arbeit vornehmlich seine Zeit in Anspruch genommen zu haben. In diese Zeit fiel auch der Tod des Großvaters (6. Februar); so wenig dieser unerwartet eintrat, berührte er ihn doch sehr schmerzlich. Um Ostern verließ Herder Straßburg. Der Frühling lud nach Sesenheim.

Friederike hatte ihren Geliebten gebeten, sich auf längere Zeit einzurichten. In dem Pfarrhaus war ein Fest, zu welchem mehrere Freunde und

---

<sup>21</sup> „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle ‚par compagnie‘ an meiner Disputation“ – in einem Brief an Engelbach vom 10. September.

Verwandte aus der Umgebung geladen waren. Er erschien jetzt als der erklärte Verlobte Friederikes; „man wusste nicht anders, als dass ich diesem Kreis angehöre.“ Er erheiterte die Gesellschaft durch Schwank und Humor. Friederike zeigte sich überall in gleicher Anmut als der belebende Geist und erschien ihm lieblicher als je. Er fühlte sich „grenzenlos glücklich“ an ihrer Seite. Pfänderspiele steigerten die ausgelassene Lustigkeit der Gesellschaft, und ihm ward Gelegenheit zu manchem Kuss der Geliebten. Abends ward getanzt, und das zärtliche Paar gab sich der Lust so leidenschaftlich hin, dass man ihnen zureden musste, „nicht weiter fortzurasen.“ Sie entschädigten sich durch einen einsamen Spaziergang Hand in Hand, und „durch die herzlichste Umarmung und die treulichste Versicherung, dass sie sich von Grund aus liebten.“ In dem Wäldchen, das so oft das Ziel ihrer Spaziergänge war, („Nachtigallwäldel“ von den Bauern genannt), wurde eines Tages eine Tafel mit den Namen vieler Freunde an einer der stärksten Buchen aufgehängt; zu unterst schrieb Goethe den seinigen mit den Versen:

Dem Himmel wachs' entgegen  
Der Baum, der Erde Stolz.  
Ihr Wetter, Sturm und Regen,  
Verschont das heil'ge Holz!  
Und soll ein Name verderben,  
So nehmt die obern in Acht!  
Es mag der Dichter sterben,  
Der diesen Reim gemacht.

Dort ward auch in der Rinde eines Baumes sein Name mit dem ihrigen verschlungen. Es beruht auf einer Verwechslung oder ist absichtliche Dichtung, wenn Goethe einer Tafel mit der Inschrift „Friederikes Ruhe“ Erwähnt.

In den nächsten Wochen wurden Ausflüge zu den Freunden gemacht, die bei dem Sesenheimer Fest vereinigt gewesen waren, diesseits und jenseits des Rheins, nach Hagenau, Fort-Louis, Philippsburg, der Ortenau und den Rheininseln, und der heiterste Maienhimmel breitete sich über diese glücklichen Tage aus. Auch die Poesie streute ihre Maienblüten, und das Sesenheimer Liederbuch ward mit mancher, tief empfundener Gelegenheitsliebe ausgestattet. Für die Geliebte schrieb er auch mit höchst zierli-

cher Handschrift die Übersetzung der Ossian'schen Gesänge von Selma<sup>22</sup>, wovon ein Teil in veränderter Form später in Werthers Leiden eingeschaltet ward. Auch der Homer war sein getreuer Begleiter<sup>23</sup>. Wie mochte er sich so ganz in die patriarchalische Idylle hinein leben, wenn er manchen Tag sich abmühte, des Pfarrers alte Kutsche mit Blumen zu bemalen oder bei dem lahmen Philipp in Sesenheim Körbe flechten lernte.

Allein indem das Glück der Liebe seinen Höhepunkt zu erreichen schien, verlor sie schon die beseligende Zauberkraft, das Gefühl der Unendlichkeit. Sobald Goethe fühlte, dass er „sich über die Zukunft verblendet habe,“ dass er „nach Schatten greife“, trat er in einen peinlichen Mittelzustand, den uns ein Brief an Salzmann deutlich genug malt: „Nun wär' es wohl bald Zeit, dass ich käme; ich will auch und will auch; aber was will das Wollen gegen die Gesichter um mich herum? Der Zustand meines Herzens ist sonderbar ... Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Zirkel von Freuden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt?“, fragte ich mich manchmal, „wenn ich mein Aug' in diesem Horizont von Glückseligkeiten herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehnst?“ – „Sie sind's, sie sind's! Ich fühl' es, lieber Freund, dass man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! Die Zugabe! Die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund! Es gehört viel Mut dazu, in der Welt nicht missmutig zu werden.“ Diese Zugabe war die Erkenntnis, dass diese Liebe nicht imstande sei, der Lebensinhalt für seinen hochstrebenden Genius zu sein; der Moment war eingetreten, den er später mit unverkennbarer Beziehung auf sich schildert<sup>24</sup>, wo der junge zum Höchsten strebende Dichter sich losreißt, weil er, „aus einem dichtenden Traum erwachend, findet, dass seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei“; diese Zugabe war das reuige Gefühl, dass er in seinem Liebesverhältnis bis auf einen Punkt geraten war, wo der

---

<sup>22</sup> Nach Goethes Handschrift nebst den übrigen nach erhaltenen Liedern des Sesenheimer Liederbuchs abgedruckt in der angeführten Schrift von A. Stöber. Das „Sesenheimer Liederbuch“ in Fr. Pfeiffers „Goethes Friederike“ (1841) ist, wie die ganze Schrift, eine Mystifikation, durch die sich unter andern E. Boas (s. Nachträge zu Goethes W. I. S. 9) hat täuschen lassen.

<sup>23</sup> „Goethe fing Homer in Straßburg zu lesen an, und alle Helden wurden bei ihm so schön, groß und frei watende Störche. Er steht mir allemal vor, wenn ich an eine so recht ehrliche Stelle komme, da der Altvater über seine Leier sieht und in seinen ansehnlichen Bart lächelte.“ (Herder an Merck, in den Briefen an J. H. Merck, hg. von Wagner, 1835, S. 44).

<sup>24</sup> S. die biographisch merkwürdige Rezension der Gedichte von einem polnischen Juden unter den Frankfurter Rezensionen von 1772.

Rückweg zur Freiheit, nach der er sich zu sehnen begann – („wie traurig wird die Liebe, wenn man so geniert ist“) – nicht ohne einen Treubruch geschehen konnte. Was er in seiner poetischen Schilderung so zart als die Reue, ihre Lippen durch den Kuss entweiht zu haben, einkleidet, das war das unausweichliche Selbstgeständnis, ihren Frieden untergraben zu haben, so dass ihm „ihre Liebe recht unselig vorkam, und er über alle Berge zu sein wünschte“. Langeweile und üble Laune, die durch körperliches Übelbefinden noch vermehrt ward, mochten schon verdrießliche Stunden herbeiführen, wie sie Käthchen Tränen gekostet hatten. In diesem Gemütszustand lässt uns ein bald nach Pfingsten an Salzmann geschriebener Brief einen Blick werfen. „Es geht so ziemlich gut; der Husten hat sich durch Kur und Bewegung so ziemlich gelöst, und ich hoffe, er soll bald ziehen. Um mich herum ist's aber nicht sehr hell; die Kleine fährt fort traurig krank zu sein, und das gibt dem Ganzen ein schiefes Ansehen; nicht gerechnet ‚conscia mens‘, und leider nicht ‚recti‘, der mit mir herumgeht.“ Er bittet dann Salzmann, ihm zwei Pfund Zuckersachen zu schicken, und hofft dadurch zu süßeren Mäulern Anlass zu geben, als man seit einiger Zeit zu sehen gewohnt sei. Weiter erzählt er, er habe Pfingstmontags (20. Mai) mit der Ältesten von 2 Uhr bis Mitternacht getanzt; „ich vergaß des Fiebers, und seit der Zeit ist's auch besser ... Und doch, wenn ich sagen könnte, ich bin glücklich, so wäre das besser, als das alles ... der Kopf steht mir, wie eine Wetterfahne, wenn ein Gewitter heraufzieht, und die Windstöße veränderlich sind.“ Und dennoch konnte er, wozu Salzmann längst gedrängt hatte, noch nicht zu dem Entschluss kommen, sich aus diesem Traumleben herauszureißen und nach Straßburg zurückzukehren; erst gegen den Beginn des Juni verließ er Sesenheim. Bei diesem Abschied dichtete er wahrscheinlich das schöne Lied: „Lass mein Aug' den Abschied sagen“.

Da er, am Körper, mehr noch an der Seele krank, nach Straßburg zurückkehrte, so war in den nächsten Wochen für seine Studien nicht viel Gewinn zu hoffen. Seine Freunde, die bei einem erneuten Aufenthalt in Sesenheim nur eine Verschlimmerung des Übels befürchten mussten, drängten ohne Zweifel selbst zu einer Vergnügungsreise in die Vogesen, auf der die Elsasser Freunde Weyland und Engelbach seine Begleiter wurden. Von dieser Reise, die am 22. Juni angetreten ward, hat uns Goethe eine detaillierte Skizze hinterlassen, in der wir deutlich die Aufzeichnungen seines Tagebuchs wieder erkennen. Der Weg ging durch das nördliche Elsass nach dem Saartal. Vom Baschberg herab genoss er die entzückende Aussicht ins El-

sass. Dann gelangten die Reisenden über Saargemünd nach Saarbrück, wo sie vom Präsidenten von Günderode drei Tage aufs freundlichste bewirtet wurden. Goethe benutzte diese Zeit, um sich durch Exkursionen in die gewerbeltätige Umgegend mit dem Berg- und Hüttenwesen bekannt zu machen, wofür ein lebhaftes Interesse in ihm geweckt ward. Man erkennt in seinen Schilderungen, wie heilsam die Reize der Natur auf sein leidenschaftlich aufgeregtes Gemüt wirkten, wie seinem offenen Sinn die Welt wieder klar entgegen kam, und sein Geist sich durch die Teilnahme am praktischen Leben wieder stärkte. Ein zu Saarbrück am 25. Juni niedergeschriebenes Briefkonzept an F. (Friederike Oeser?) spricht das, was in seinem Herzen vorging, gleich dem Selbstgespräch eines Tagebuchblattes aus: „Wenn das alles aufgeschrieben wäre, was ich an Sie gedacht, da ich diesen schönen Weg hierher machte, und alle herrlichen Abwechselungen eines herrlichen Sommertages in der süßesten Ruhe genoss: Sie würden mancherlei zu lesen haben und manchmal empfinden und oft lachen. Heute regnet's und in meiner Einsamkeit finde ich nichts Reizenderes, als an Sie zu denken, an Sie, das heißt zugleich an alle, die Sie lieben, die mich lieben, und auch sogar an Käthchen, von der ich doch weiß, dass sie gegen meine Briefe sein wird, was sie gegen mich war, und dass sie – Genug, wer sie auch nur als Silhouette gesehen hat, der kennt sie. – Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei, und wir kamen eben aufs lothringische Gebirge, da die Saar im lieblichen Tal untern vorbei fließt. Wie ich so rechter Hand über die grüne Tiefe hinaussah, und der Fluss in der Dämmerung so graulich und still floss, und linker Hand die schwere Finsternis des Buchenwaldes vom Berg über mich herabhing, wie um die dunklen Felsen durchs Gebüsch die leuchtenden Vögelchen still und geheimnisvoll zogen, da wurd's in meinem Herzen so still, wie in der Gegend und die ganze Beschwerlichkeit des Tages war vergessen, wie ein Traum; man braucht Anstrengung, um ihn im Gedächtnis aufzusuchen. – Welch' Glück ist's, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Mut treibt uns an zu Beschwerlichkeit, zu Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das Meiste, was ich gegen die Liebe habe. Man sagt, sie mache mutig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. Wenn es so ganz warm an seien Brust schlägt, und die Kehle wie zugeschnürt ist, und man Tränen aus den Augen zu drücken sucht, und in einer unbegreiflichen Wonne darsitzt, wenn sie fließen: O, da sind wir so schwach, dass uns Blumenketten

fesseln, nicht weil sie durch irgendeine Zauberkraft stark sind, sondern weil wir zittern, sie zu zerreißen.“

Von Saarbrück aus zogen sie durch waldige Gebirge, bis sie in tiefer Nacht in Neukirch anlangten. Goethe konnte „ungeachtet aller Mannigfaltigkeit und Unruhe des Tages“ noch keine Rast finden; er suchte das höher gelegene Jagdschloss auf, vor dessen Glastüren er lange Zeit in tiefem Nachdenken in einer nie gefühlten Einsamkeit saß, bis ihn aus der Ferne der Ton von einigen Waldhörnern aufweckte, „der auf einmal wie ein Balsamduft die ruhige Atmosphäre belebte.“ Da ging in seinem Herzen das Bild Friederikes auf, das während des bunten Wechsels der Reisetage in den Hintergrund getreten war, und riss ihn mit unwiderstehlicher Gewalt mit sich fort. Er brach des nächsten Tages mit dem Frühesten von der Herberge auf und nahm den Rückweg mit größerer Eile über Zweibrücken, Bitsch, Niederbrunn nach Hagenau. Hier trennte er sich von seinem Freund Weyland und eilte auf Richtwegen dem geliebten Sesenheim zu. Auf diesem Weg in der Gegend von Niederbrunn überraschten ihn ehrwürdige Trümmer des Altertums, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften aus Bauerhöfen zwischen wirtschaftlichen Wust und Gerät gar wundersam entgegen leuchteten; an der nahen Wasenburg, den Ruinen eines auf römische Reste gebauten Schlosses,“ gewährte er eine gut erhaltene Inschrift, worin dem Merkur ein dankbares Gelübde abgestattet wird. Hierauf gründet sich das Gedicht „der Wanderer“, das nach Goethes eigener Angabe<sup>25</sup> schon im Jahr 1771 geschrieben ist.

Nach kurzem Aufenthalt in der Nähe Friederikes, über den wir nichts Näheres erfahren, kehrte er nach Straßburg zurück, wo ihn zunächst die Vorbereitungen zu der nicht länger zu verschiebenden Promotion festhielten.

Goethe hatte mitten unter den Zerstreungen dieses Sommers seine kirchenrechtliche Dissertation, so gut es gehen wollte, zum Abschluss gebracht. Da er das Latein geläufig schrieb, so schien ihm die Darstellung gelungen zu sein, und mit Hilfe eines guten Lateiners ward noch in Kleinigkeiten nachgebessert. Eine reinliche Abschrift wurde dem Vater zugeschickt, der zwar nicht billigte, dass keiner von den früher vorgenommenen Gegenständen ausgeführt worden sei, sich aber doch von der Bekanntma-

---

<sup>25</sup> Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter, VI. S. 224, wo Goethe mit Unrecht auf eine dichterische Antizipation Italiens hindeutet.

chung dieser Abhandlung die beste Wirkung versprach. Der junge Autor trug kein Verlangen danach und war sehr erfreut, als der Dekan der juristischen Fakultät, dem er sie überreicht hatte, sie als akademische Dissertation nicht annehmbar fand, sei es nun, dass der paradoxe Inhalt Anstoß gab, oder die Behandlung der juristischen Erudition nicht Genüge leistete. Um die Sache nicht aufzuhalten, gestattete man ihm, über Thesis zu disputieren. Unter dem Beistand des Repetenten wurden diese ausgesucht und gedruckt. Am 6. August ging die Disputation lustig und leichtfertig vorüber; Lerse war der Opponent. Ein herkömmlicher Schmaus beschloss die Doktor-Promotion<sup>26</sup>.

Da um diese Zeit Goethes Besuche in Sesenheim mehrere Wochen ausblieben, so entschloss sich die Mutter mit ihren Töchtern zu einem Besuch in der Stadt, wozu sie schon wiederholt von Verwandten eingeladen worden waren. Auch Goethe war seit lange mit diesen Familien vertraut und bei ihnen öfters zu Besuch; wie nahe lag es also, den Verlobten – denn als solche mussten sie ihnen gelten – eine erwünschte Gelegenheit zu verschaffen, sich häufig zu sehen, zumal da die Trennung nahe bevorstand. Man sieht es Goethes etwas verworrener Erzählung an, dass ihm dieser Besuch eher lästig, als erfreulich war. Seiner Liebe ging der Reiz, der ihn an Friederike gefesselt hatte, der Zauber ländlicher Idylle verloren. Wie anmutig war sie ihm erschienen, wenn sie, leicht wie das Reh, über Rain und Matten im zierlichsten Lauf dahinflog, wenn sie in ihrer ländlichen Tracht zwischen den Blumen der Wiesen, unter dem Grün des Waldes der Nymphe des Haines zu vergleichen war! Aber mit der städtischen Umgebung trat dies alles in Widerspruch. Die Mädchen kamen sich selbst neben den städtischen, französisch gekleideten Nichten recht „mägdehaft“ vor, besonders die älteste, welche den Abstand lebhafter fühlte, während Friederike sich auch hier „frei wie der Vogel auf den Zweigen“ bewegte und überall die Welt schön fand, wo „er nur bei ihr wäre.“ Unter den Abendunterhaltungen

---

<sup>26</sup> Der Hergang dieser Promotions-Förmlichkeiten ist so einfach, dass der undatierte, mit dem Postzeichen Frankfurt versehene Brief an Salzmann, aus welchem hervorgehen würde, dass er nur den Grad eines Lizienten erlangt hätte, sehr verdächtig scheinen muss. Die Worte „Auch das Zeremoniell weggerechnet, ist mir's vergangenen Doktor zu sein; ich hab' so satt am Lizienten, so satt an aller Praxis, dass ich höchstens nur des Scheines wegen meine Schuldigkeit tue“, haben nach Goethes Rückkehr in die Vaterstadt keinen Sinn, und lassen einen andern Briefsteller vermuten. Auch würde der in der Form gewissenhafte Vater ihn nicht stets „Doktor“ titulieren, wenn er sich nicht das Diplom ‚rite' erworben hätte. Die Thesis, über die Goethe disputierte, sind abgedruckt in Hirzels Fragmenten aus einer Goethe-Bibliothek, 1849.

war auch eine Vorlesung des Hamlet, durch die Goethe großen Beifall erntete; „sie versagte sich den kleinen Stolz nicht, in mir und durch mich gegläntzt zu haben“. Aber die Hilfsquellen der geselligen Unterhaltung versiegten in der Stadt bald; das Landmädchen ins Freie zu begleiten, sich öffentlich mit ihr zu zeigen, scheute sich der Liebhaber, und wir glauben gern seiner Versicherung, dass ihm ein Stein vom Herzen fiel, als er sie abfahren sah. Auch Friederike schied wohl mit der Ahnung, dass diese Leibe nur ein Traum gewesen sei<sup>27</sup>.

Um von diesen beängstigenden Gefühlen sich loszumachen, gab er sich „Zerstreuungen und Heiterkeit bis zur Trunkenheit“ hin. Die Stimme des Herzens, die bisher in weichen Liedern erklingen war, betäubte er jetzt durch ausgelassenen Humor. Er verkehrte vornehmlich mit den jungen Shakespeare-Omanen, „deren ganze Glückseligkeit die Absurditäten der Clowns waren“, die durch Originalspäße den großen Meister zu feiern suchten. „Über solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht, und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen, oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten.“ Es gesellte sich in dieser letzten Zeit von Goethes Aufenthalt in Straßburg der Liefländer Johann Reinhold Lenz hinzu, welcher nach beendigten Universitätsstudien zwei junge Edelleute von Kleist, die in französische Dienste zu kommen hofften, nach Straßburg begleitete. Er kam dort, da die Zahlung blud aufhörte, in große Not und musste sich mit Stundengeben erhalten. Seine Sanftheit und zierliche Gestalt hatte etwas Gewinnendes. In barocken Einfällen und Narrenspäßen entwickelte er einen genialen Humor, der die lustige Gesellschaft zur Bewunderung hinriss. Da er übrigens ohne sittlichen Halt und künstlerisches Maß war, so gingen aus dieser Naturgenialität nur einige krankhafte Produktionen hervor, in denen treffender Humor mit dem Albernen launenhaft zusammengewürfelt ist.

Diese übermütig, lustigen Freunde wählte er zu Begleitern auf seinen letzten Ausflügen ins obere Elsass; kein Wunder, dass er von diesen „keine sonderliche Belehrung heimbrachte.“ In dieser Gesellschaft konnte sinnige Betrachtung der Natur und altertümlicher Trümmer, für die Goethe sonst

---

<sup>27</sup> Das auf eine leidenschaftliche Scheideszene hindeutende Gedicht im Sensenheimer Liederbuch „Ach bist Du fort! Aus welchen güldnen Träumen etc.“ „Kann ich weder seiner Form nach für Goethisch halten noch mit der Erzählung in Einklang bringen.

ein leidenschaftliches Interesse hatte, welches durch die Belehrung der Professoren Oberlin und Koch nachdrücklich genährt und wissenschaftlich gefördert worden war, nicht aufkommen. Dieses ward von der unaufhaltsam sprudelnden Narrenquelle weggeschwemmt. Verse im Clown-Geschmack entquollen bei jeder Gelegenheit; der in der Kirche zu Ensisheim aufgehängte ungeheure Aerolith gab zum Spott über die Leichtgläubigkeit der Menschen Anlass; in der fruchtbaren Gegend zwischen Colmar an Ceres gesungen, indem der Verbrauch so vieler Früchte umständlich auseinandergesetzt und angepriesen ward.

Tiefer blieb eine mit einer andächtigen Schar begangene Wallfahrt auf den Ottilienberg seiner Erinnerung eingeprägt. Hier genießt man eine entzückende Aussicht in das Elsass, und der Blick fliegt über Hunderte von Dörfern und Städten hinweg; am Horizont zeigen sich in blauer Ferne die Alpen der Schweiz. Rings um den Berg liegen Trümmer römischer Bauwerke zerstreut, und über diese ehrwürdigen Reste der Vergangenheit verbreitet die Sage von der schönen Ottilie, welche hier durch einen Schlag an den Felsen einen Brunnen hervorquellen ließ, noch den Schimmer der Romantik. Das anmutige Bild, das die Sage in dem jungen Dichter hervorrief, trug er mit sich und kleidete in den Namen der Heiligen ein mit Liebe ausgeführtes, weibliches Charakterbild.

Nach Sesenheim kam er in den letzten Wochen selten hinaus; der Briefwechsel ward „lebhaft“ fortgeführt. „Sie blieb sich immer gleich; sie schien nicht zu denken noch denken zu wollen, dass dieses Verhältnis sich so bald endigen könne.“ Ihn ängstigte die Gegenwart Friederickes; aber abwesend sich mit ihr zu unterhalten, war für sein Gemüt eine Beruhigung, für seine dichterische Phantasie eine reizende Beschäftigung. Den Abschiedsbesuch konnte er sich nicht versagen. Wer fühlt nicht die ergreifende Wahrheit in den wenigen Worten: „Als ich ihr die Hand noch vom Pferd reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute!“ Es ward noch nicht ausgesprochen, dass es eine Trennung für immer sei.

Im September verließ Goethe sein geliebtes Straßburg. Seinem Freund Lenz schenkte er zum Andenken ein Exemplar von Shakespeares Othello, in welches er die Worte schrieb: „Seinem und Shakespeares würdigem Freund Lenz“, wozu dieser hinzufügte: „Ewig bleibt mein Herz dein, mein lieber Goethe“. Die Reise ging über Mannheim, wo ihm die Betrachtung der Anti-

kensammlung schöne Eindrücke und reiche Belehrung hinterließ. Hier sah er die Laokoongruppe, die durch Lessings Abhandlungen sein Nachdenken schon vielfach beschäftigt hatte, und er fasste die Grundidee zu dem später in den Prophylläen ausgeführten Erklärungsversuch. In Mainz gefiel ihm ein Harfe spielender Knabe so wohl, dass er ihn, weil die Messe gerade bevorstand, nach Frankfurt einlud und für ihn zu sorgen versprach, woraus ihm nachmals eine Belästigung erwuchs; dieser Zug ist für Goethes Wesen charakteristisch und kehrt in ähnlicher Weise mehrmals wieder. Mignon (im „Wilhelm Meister“) war des Dichters Liebling.

Und Friederike? Ein Brief Goethes von Frankfurt aus ließ ihr keinen Zweifel mehr, dass er auf immer für sie verloren sei.

„Ihre Antwort zerriss mir das Herz; ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt, und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja, nur ihn zu lindern ... ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düsteren Reue bei dem Mangel einer gewohnten erquicklichen Liebe höchst peinlich, ja, unerträglich.“ In diesen Herbsttagen scheint das Lied „Ein grauer trüber Morgen“ gedichtet zu sein, das er wahrscheinlich als ein tröstendes Zeichen leidenden Andenkens nach Sesenheim übersandte, so dass es sich im Sesenheimer Liederbuch findet; sandte er ihr doch auch durch Salzmann ein Exemplar des Götz von Berlichingen zu. Der letzte Vers deutet auf das Entbehren einer „erquicklichen Liebe“ hin:

Bald geh' ich in die Reben  
Und herbste Trauben ein;  
Umher ist alles Leben,  
Es sprudelt neuer Wein.  
Doch in der öden Laube  
Ach! Denk' ich, wär' sie hier!  
Ich brächt' ihr diese Traube,  
Und sie – was gäb' sie mir?

Nicht kalt und herzlos hat sich Goethe von Friederike losgerissen. Er hat geliebt, wie sie, und gelitten, wie sie, und umso schwerer, weil er sich schuldig fühlte. Diese sittliche Schuld wollen wir nicht verhüllen, hat er sich doch selbst streng genug angeklagt. Sie bestand mehr in der jugendlichen Unbesonnenheit, womit er dies Liebesband knüpfte, als in dem Entschluss, demselben weiter keine Folge für das Leben zu geben. Nach dem allzeit

fertigen gewöhnlichen Maßstab wäre durch eine eheliche Verbindung alles gutgemacht. Allein gesetzt auch, er hätte die Macht der Verhältnisse überwunden und die Einwilligung seiner Familie erlangt, was man doch wohl nicht geradezu unmöglich nennen darf, wäre er nicht der höheren Bestimmung, zu der ihn sein Genius berief, untreu geworden? Hätte diese Ehe nicht die Flügel seines Geistes früh gelähmt? Das hat auch Friederike erkannt; sie sprach von Goethe stets nur mit Verehrung und äußerte sich bei bitteren Anspielungen auf ihn mit weiblicher Bescheidenheit, er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als dass er sie hätte heimführen können.

Und war denn für sie diese Liebe nur ein Quell des Leidens? Nicht auch, als der erste Schmerz der Trennung, der sie aufs Krankenlager warf, überstanden war, eine Fülle reiner und seliger Erinnerung, der Inhalt eines höheren Lebens, wie sie es nur durch seine Liebe kennen lernte? Ihr heiterer Sinn blieb ihr bis ans Ende. Ehrenvolle Heiratsanträge wies sie ab; „wer von Goethe geliebt worden ist“, sagte sie, „kann keinem anderen Mann angehören.“

Acht Jahre nach jenem schmerzlichen Scheiden besuchte Goethe sie wieder, als er die Herbstreise nach der Schweiz antrat, für beide ein versöhnendes Wiedersehen. Er fand sie „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst.“ Sie erzählte ihm von Lenz. Dieser hatte sich nach Goethes Abreise in ihrem Haus eingeführt und ihn aus ihrem Herzen zu verdrängen gesucht; er trieb die verliebten Tollheiten bis zu Demonstrationen des Selbstmordes, ward aber abgewiesen und zuletzt als ein Halbtoller nach der Stadt geschafft<sup>28</sup>. „Nachsagen muss ich ihr“ – schreibt Goethe nach jenem Besuch an eine Freundin – „dass sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgendein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da musst ich siezen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond; ich erkundigte mich nach allem. Ein Nachbar, der sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, dass er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hatte; der Barbier musste auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet hatte, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger

---

<sup>28</sup> So nach Goethes Berichterstattung. Lenzes Briefe bei Stöber a.a.O. lassen wenigstens nicht bezweifeln, dass er von Friederikes Gegenliebe überzeugt war.

geworden. Ich blieb die Nacht und schied den anderen Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, dass ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Frieden mit den Geistern dieser ausgesöhnten in mir leben kann.“

Nach dem Tod ihrer Eltern hatte Friederike ihre Heimat verlassen und lebte in Paris bei einer Freundin, die sich an den dänischen gesandten Rosenstiel verheiratet hatte, und war in den höheren Gesellschaften in Versailles und Paris eine angenehme Erscheinung. Während Robespierres Blutherrschaft kehrte sie zu ihrem Schwager Pfarrer Marx in Diesburg, später in Meißenheim (im Großherzogtum Baden) zurück und widmete sich nach dem Tod ihrer älteren Schwester der Erziehung der, von dieser hinterlassenen, einzigen Tochter; sie erlebte es noch, dass sich ihr Pflegling verheiratete. Einige Wochen darauf starb sie (im Nov. 1813) „abgelebt ohne zu altern“, „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohltäterin verehrt“. Sie ruht auf dem Kirchhof zu Meißenheim<sup>29</sup>.

Dass in Goethes Herzen diese Jugendliebe bis ans Ende lebendig blieb, fühlen wir der liebewarmen Schilderung an, die er uns in „Dichtung und Wahrheit“ hinterlassen hat. Auch in der Schlusszene des zweiten Teils des Faust schienen diese Erinnerungen durchzuklingen. „Der früh Geliebte, nicht mehr Getrübte, er kommt zurück.“

#### **4. Kapitel: Herbst 1771 - Ende 1773**

Goethe hatte das Glück, dass seine Jugend gerade in die Epoche traf, wo unsere Literatur eine durchgängige Umgestaltung erfuhr. Seinem empfänglichen, leidenschaftlich erregbaren Innern teilten sich die leisesten Schwingungen dieser Revolutionsbewegung mit, bis er sich selbst tatkräftig und klar bewusst ihrer bemächtigte und sie in seine Bahnen hinein und mit sich fortriss.

Schlag auf Schlag traten gegen das Ende der sechziger Jahre die Werke ans Licht, an denen sich ein neues Jugendfeuer unserer Literatur ent-

---

<sup>29</sup> Dass die von Räke in der oben angeführten Schrift mitgeteilten Nachrichten aus grundlosen Verleumdungen geschöpft sind, ist als unzweifelhaft nachgewiesen. Im Obigen folgen wir den in der Augsb. Allg. Zeitung (1841), augenscheinlich von kundigster Hand, gegebenen Nachrichten, deren Verfasser sich bereit erklärt, sie durch urkundliche Beweise zu erhärten. Nach einer anderen Version lebte F. bei einer Frau von Dietrich zu Reichshofen, bis deren Gemahl zu Paris guillotiniert ward und diese darüber in Wahnsinn fiel.

zündete. Durch Lessings Kritik und Beispiel, durch Wielands Shakespeare-Übersetzung ward das Drama in jene stürmische Periode hineingeführt, die alles bisherige Regelwerk über den Haufen warf. Dass der charakteristische und Karikaturmaler, wie Lenz sagt, zehnmal höher gelte, als der idealische, dass man, wie Goethe sich ausdrückte, statt viel über die Form dramatischer Stücke zu reden, stracks auf den Inhalt losgehen müsse, und es im Grunde besser sei, ein verworrens Stück zu machen, als ein kaltes, diese und ähnliche Maximen leiteten von Gerstenbergs Ugolino (1768) bis zu Schillers Jugenddramen die dramatische Produktion. In dem Volkslied fand die lyrische Poesie und die Balladendichtung die Urlaute der Natur wieder; selbst die Klopstocksche Kunstpoesie warf das Bardengewand um sich und suchte in Oden und Bardieten (Hermanns Schlacht 1769) zum Urstand der Natur zurückzukehren. In den Ossiani'schen Gesängen, die damals eine mächtige Wirkung zu äußern begannen, verschmolz diese Bardenpoesie mit der melancholischen Gefühlsseligkeit, die mit dem naturwüchsigen Trotz der jungen Titanen Hand in Hand ging; denn die Zunge war freiheitstolz und lechzte nach Römer- und Tyrannenblut, doch die Herzen waren weich. Zugleich erleuchteten Hamanns Gedankenblitze in humoristischer Umhüllung das Reich des Denkens, verstanden von den Geistern, die aus dem traditionellen Systemwesen sich heraussehnten. In Herder gährte diese neue Fülle des Denkens und Dichtens in aller Kraft eines jugendlich strebsamen Geistes. Goethe war sie in lebendigster Unterhaltung mitgeteilt, und er blieb mit Herder und den Straßburger Freunden in ununterbrochenem brieflichen Verkehr. Aus diesen kurzen Andeutungen mag man schließen, welche eine lebevolle Welt sich in seinem Innern bewegte, als er in das stille Vaterhaus zurückkehrte und von neuem zwischen den engen Formen reichsstädtischer Sitte zu leben begann.

In Frankfurt traf er wohlgesinnte Freunde früherer Jahre wieder. Horn und Riese lebten zu Frankfurt in bescheidenen Ämtern; der Verkehr mit ihnen war, wenn auch herzlich, doch ohne erquickende Geistesverwandtschaft. Mehr gewährte der Umgang mit den literarisch vielseitig gebildeten Brüdern Schlosser. Der ältere, Hieronymus, suchte Goethe in den praktischen Geschäftsgang einzuführen und ihm die neu angetretene Laufbahn wert zu machen. Der jüngere, Georg, der sich aus den Diensten des Herzogs von Württemberg herausgezogen hatte, war durch strenge Rechtschaffenheit ehrenwert und wie früher durch seine ausgebreitete Literaturkenntnis Goethe förderlich. Auch seiner Schwester Cornelia innige Teilnahme an al-

lem, was ihn anzog oder von ihm ausging, kam seinem Drang nach Mitteilung wohltuend entgegen. Sie musste seine Freude am Homer teilen, den er ihr nach Clarks wörtlicher lateinischer Übersetzung mit poetischer Lebhaftigkeit und manchmal in metrischen Wendungen deutsch vortrug; ihr teilte er jede Herzensangelegenheit, jedes kleine Gedicht mit; sie ermunterte ihn bei seinem Götz, sie las seine Briefe und die darauf erhaltenen Antworten, und bei kurzen Entfernungen ward ihr jedes kleine Erlebnis brieflich mitgeteilt. Es war vorauszusehen, dass mit dem Vater jetzt so wenig, wie nach dem Leipziger Aufenthalt, ein Verständnis möglich sein werde, wenn er gleich in so weit sich zufriedener fühlte, als er den für seinen Sohn entworfenen Lebensplan nicht gescheitert, sondern ihn als Doktor der Rechte in die Praxis eintreten sah. Auch war dieser durch vorgeschrittene Bildung toleranter geworden, und infolge von Schmerz und Reue weicheren Gemüts. Da jedoch dem Vater für das, was des Sohnes geistiges Lebenselement geworden war, der rechte Sinn abging, so hatte keiner eigentliche Freude an dem andern. Erst später trat eine glücklichere Wendung ihres Verhältnisses zueinander ein. Die juristische Praxis behagte Goethe nicht, und im Vergleich mit früheren glücklicheren Zeiten konnte ihm wohl das aristokratische spießbürgerliche Frankfurt als eine „Spelunke“ erscheinen<sup>30</sup>. Weit anregender war für Goethe, dass er durch die Brüder Schlosser in den literarischen Kreis, der sich in dem benachbarten Darmstadt gebildet hatte, eingeführt wurde. Hier war ein lebendiger Sinn für schöne Literatur angeregt und auch vom Hof aus gefördert. Die vortreffliche Landgräfin Caroline ging mit ihrem Beispiel voran; sie war es, auf deren Veranstaltung die erste Sammlung Klopstockscher Oden als ein Manuskript für Freunde 1771 erschien. In vielfachem geselligen und literarischen Verkehr lebten hier Rektor Wenck, Professor Petersen, von Schrautenbach und Geheimrat von Hesse, dessen Schwägerin mit Herder verlobt war. Die Seele dieses literarischen Kreises war Johann Heinrich Merck (geb. 1741), seit 1768 landgräflicher Kriegszahlmeister, später Kriegsrat. Welche hohe Stellung dieser ausgezeichnete Mann durch seinen Charakter, seine Beziehungen zu den besten Männern seiner Zeit und seine Einfluss auf die damalige Literaturperiode einnimmt, welche Bedeutung er namentlich für Goethes Jugendleben gewonnen hat, ist in Goethes biographischer Darstellung nicht mit der Aner-

---

<sup>30</sup> Noch im Jahr 1777 spricht Goethes Tagebuch während seiner Reise im Harz von der seltsamen Empfindung, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen.“

kennung gewürdigt worden, wozu die innige Freundschaft früherer Jahre verpflichtete. Goethes Erinnerung heftete sich mehr an solche Momente, wo des älteren Freundes scharfe, mit Lessingscher Offenheit und Geradheit ausgesprochene Kritik dem allzu verwöhnten Jüngling, auch wo er ihren Gründen Gerechtigkeit widerfahren lassen musste, unangenehm und unbequem war. Merck war nicht, wie man aus einigen herben Aussprüchen der Goethe'schen Charakteristik schließen könnte, ein bloß verneinender Geist, der ein Bedürfnis hatte, die Menschen hämisch und tückisch zu behandeln, nicht eine Mephistopheles-Natur, sofern sie das Prinzip des Bösen vertreten soll. Er war weit entfernt, das lebhafteste Streben des jugendlichen Genius in seinen kühnen Bahnen zu hemmen; vielmehr stärkte er sein Vertrauen zu sich selbst, riss ihn aus dem in Goethes Natur liegenden Hin- und Herspringen und Zögern, und ließ die scharfe und besonnene Kritik dazwischen treten, wo er ihn vor den Abwegen zu bewahren hatte, zu denen sich das noch unsichere Genie in seinem stürmischen Drang inmitten einer exzentrischen Literaturepoche nur allzu leicht verleiten ließ. Dabei trieb ihn nur das wärmste Interesse für seinen jungen Freund, dessen großes Talent, dessen hohe Bestimmung er gleich mit sicherem Blick erkannte. Wie Merck auch in seinen übrigen Beziehungen alles Gute und Schöne mit uneigennütziger Teilnahme förderte, wie sein treffendes Urteil über Werke der Poesie wie auch insbesondere der Kunst von den bedeutendsten Männern seiner Zeit geschätzt ward, wie er sich mit lebendigem Eifer den Forschungen auf verschiedenen Gebieten des Wissens hingab und überall in engerem wie in weiterem Kreis als ein Ehrenmann galt, das lehren uns außer seinen eigenen Schriften die Zeugnisse der Mitlebenden, welche sein Briefwechsel enthält<sup>31</sup>. Erst in den letzten Lebensjahren ward Mercks Gemüt durch herbe Erfahrungen und körperliche Leiden mehr verbittert, und in einem Anfall düsterer Schwermut machte er 1791 seinem Leben freiwillig ein Ende.

Was Goethe bisher außer andern Versuchen vom Götz und Faust zustande gebracht hatte und noch vor Herders spottsüchtiger Intoleranz scheu verborgen hielt, teilte er in diesem Kreis mit und fand aufmunternde Anerkennung. Daher rückte während dieses Winters die Dramatisierung des Götz vor, von der er schon gegen das Ende des Novembers 1771 an Salz-

---

<sup>31</sup> Briefe von J. H. Merck von Goethe, Herder und Wieland und andere bedeutenden Zeitgenossen. Mit Mercks biographischer Skizze herausgegeben von Karl Wagner, 1835. Briefe an und von J. H. Merck, hgg. von Karl Wagner, 1838. J. H. Merck, ein Denkmal, hgg. von A. Stahr, 1840.

mann schreibt, dass sie „eine Leidenschaft“ geworden sei; „ich kann nicht ohne das sein; Sie wissen's lange, und es koste, was es wolle, ich stürze mich drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen werden: Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nötig habe.“ Im Februar erhielt er das übersandte Manuskript zurück und freut sich, dass es des Freundes Beifall hat. Auch Lese hat einer mündlichen Äußerung zufolge damals schon „den ganz vollendeten“ Götz gelesen und Verbesserungsvorschläge mitgeteilt. Indem sich Goethe in die altdeutsche Zeit mit leidenschaftlicher Liebe versenkte, während sein Herz noch an den Straßburger Erinnerungen hing, erschien ihm das ehrwürdige Münstergebäude als der ernste Hintergrund seiner Dichtung. Daher drängte es ihn in jenen Tagen, was er über altdeutsche Baukunst gedacht hatte, in der den Manen Erwins von Steinbach gewidmeten Abhandlung, deren wir schon oben gedachten, niederzulegen; diese bogen erschienen zuerst 1772 und wurden später in Herders Blättern von deutscher Art und Kunst wieder abgedruckt. Form und Inhalt lassen uns die Einwirkung des Hamann-Herder'schen Geistes erkennen. Eben dieser ist es auch zuzuschreiben, dass Goethe sich wieder in die scheinbar heterogenen Studien der patriarchalischen Urzeit, die ihn schon seit seiner Kindheit wiederholt beschäftigt hatte, hineinarbeitete, die Bücher Mosis durchstudierte und über die Lösung biblischer Fragen sann. Die Früchte dieser theologischen Beschäftigungen waren zwei kleine Schriften: „Brief des Pastors zu \*\*\* an den neuen Pastor zu \*\*\*, aus dem Französischen“ und „Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet, von einem Landgeistlichen in Schwaben,“ welche im nächsten Jahre (1773) ohne Namen des Verfassers erschienen. In dem Brief begegnen wir dem milden, frommen Grundzug in Goethes Gemüt, der ihn früher zu Fräulein von Klettenberg hinzog und nachmals zum Verehrer der Lavater'schen Gefühlsreligion machte. Wenn auch nicht alles darin als sein eigenes Glaubensbekenntnis anzusehen ist, so fühlen wir doch in dem, was über Ehrfurcht vor der Bibel, über Demut und christliche Bruderliebe gesagt ist, seine wahre Herzensmeinung durch; über echte Toleranz in Glaubenssachen kann nicht herzlicher und eindringlicher geredet werden. Von den damaligen Aufklärungstheorien sagt er sich entschieden los. „Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Ver-

nunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurteilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über alles, was nicht ihre Meinung ist, beweist, wie wenig Frieden man von ihnen zu hoffen hat.“ Das nur gilt ihm als Religion, was aus einem warmen Herzen kommt: „Wenn wir immer bedächten und recht im Herzen fühlten, was das sei, Religion, und jeden auch fühlen ließen, wie er könnte, und dann mit brüderlicher Liebe unter allen Sekten und Parteien träten, wie würde es uns freuen, den göttlichen Samen auf so vielerlei Weise Frucht bringen zu sehen. Dann würden wir ausrufen: Gottlob, dass das Reich Gottes auch dazu zu finden ist, wo ich's nicht suchte.“ Vor allem rät er daher dem Amtsbruder, nichts vorzubringen, was er nicht jedem an seinem Herzen beweisen könne, „predigt Liebe, so werdet Ihr Liebe haben!“

In der ersten „biblischen frage“ wird der Beweis versucht, dass auf Moses Gesetztafeln nicht die zehn „allgemein moralischen“ Gebote, sondern zehn Gesetze des israelitischen Jehovabundes gestanden hätten. Er soll dies anfänglich zum Thema seiner Straßburger Doktordissertation bestimmt haben. Mystischer ist die Beantwortung der zweiten Frage: „Was heißt mit Zungen reden?“, welches er als eine „Sprache des Geistes, mehr als Pantomime, doch unartikulierte“ deutet; „die Fülle der heiligsten, tiefsten Empfindung drängte für einen Augenblick den Menschen zum überirdischen Wesen; er redete die Sprache der Geister, und aus den Tiefen der Gottheit flammte seine Zunge Leben und Licht.“

Mit dem Jahr 1772 übernahm Schlosser und Mercks Anraten die Herausgabe der Frankfurter gelehrten Anzeigen. Es ward jetzt die Aufgabe dieser Zeitschrift, im Lessing-Herder'schen Geist das Schwache und Kleinliche, den Ungeschmack und die gelehrte Pedanterie der Zeitliteratur zu bekämpfen, so dass sie ein anziehendes Denkmal der Theorien der Genieperiode bleibt. Tätig war dabei besonders Merck; die Darmstädter Freunde so wie Herder (seit 1772 zu Bückeburg) waren bei den beiden ersten Jahrgängen rüstige Mitarbeiter. Auch Goethe trat in diesen kritischen Zirkel ein.

Bei einer der Beratungen über die Tendenz der Zeitschrift machte er die erste Bekanntschaft des Professor Höpfner in Gießen, eines sowohl wegen seiner gründlichen wissenschaftlichen Bildung als wegen seines ehrenwerten Charakters allgemein geschätzten Gelehrten. Der junge Dichter ließ sich hier wiederum in sein humoristisches Inkognitospielein. Er gab sich für einen Studenten aus und trat anfangs blöde und mit linkischem Anstand

auf, bis zuletzt die komische Szene damit endete, dass der angebliche Student aufsprang und Höpfner um den Hals fiel mit den Worten: „Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, dass man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten miteinander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt, und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff’ ich, soll’s zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe.“<sup>32</sup>. Goethe lernte bald Höpfner näher kennen und gewann ihn lieb; in seinen Gesprächen fand er über viele Gegenstände seines Fachs eine willkommene Belehrung. Denn eben dies ward ihm bei Beginn seiner kritischen Tätigkeit aufs neue fühlbar, dass ihm ein zusammenhängendes theoretisches Wissen abging. Allein seine leichte Fassungsgabe ließ ihn leicht den rechten Weg finden, und sein treffender Blick leitete ihn so sicher, dass er durch gestreiches Urteil gutmachte, was ihm an gründlicher Gelehrsamkeit mangelte. Diese Zeitschrift schloss ein engeres Band um die Frankfurt-Darmstädtischen Literaturfreunde; häufige Zusammenkünfte und Korrespondenz der Mitarbeiter belebten den geistigen Verkehr. Da die Kritiken in einem und demselben Geist geschrieben waren, so wurden manchmal die Rezensionen verschiedener Beurteiler in eine verschmolzen; Goethe diente dabei oft als Protokollführer.

Durch diesen gehaltvollen Verkehr mit ausgezeichneten Männern, durch poetisches Schaffen wie durch mannigfache Studien (die juristische Praxis konnte „in Nebenstunden bestritten werden“) ward Goethe in eine lebendige Geistestätigkeit hineingezogen, und, wenn man die Leidenschaft kennt, mit der er in Momenten stürmisch das Neue ergriff, kann man auf die innere Erregtheit schließen, indem er einer neuen Ideenwelt sich zu bemächtigen eilte. Auch ward gleichzeitig der Kampf des Gemüts durch die Erinnerung an Straßburg, durch den Schmerz über Friederikes tränenvolles

---

<sup>32</sup> So die einfache Erzählung Höpfners nach glaubwürdiger, mündlicher Überlieferung (s. Karl Wagner, Briefe aus dem Freundeskreis von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, 1847, Anmerk. zu Nr. 88). An Goethes Bericht (D. u. W. Buch XII) ist poetische Zutat. Auch ward dieser erste Besuch bei Höpfner in Gesellschaft Schlossers, wie Düntzer (Studien zu Goethes Werken, S. 93) mit Recht vermutet, sicherlich schon im Anfang des Jahres von Frankfurt aus gemacht, indem man sich über die Herausgabe der Anzeigen zu beraten hatte, zu denen Goethe schon im Februar Beiträge lieferte, nicht erst, wie man aus Goethes Erzählung schließen könnte, im Spätsommer von Wetzlar aus. Erst bei diesem oder einem andern späteren Besuch in Gießen mag der Scherz mit Chr. H. Schmid, Prof. der Dichtkunst in Gießen, einem flachen Vielschreiber, vorgefallen sein. Goethe verschmilzt gern ähnliche Ereignisse, um ein wirkungsvolleres Gesamtbild daraus zu gestalten.

Krankenlager immer aufs neue unterhalten. In solchen leidenschaftlichen Lebensperioden bewährte sich ihm stets die Heilkraft seiner Dichtergabe, indem sie, was ihn quälte, von seiner Individualität loslöste und als ein fremdes Dasein, als ein Leiden „das der ganzen Menschheit zugeteilt ist,“ gestaltete; auf Weislingen im Götz ging seine Beichte und Reue über. Beruhigung für sein Gemüt ward ihm vornehmlich „unter freiem Himmel, in Tälern, auf Höhen, in Gefilden und Wäldern“ zu Teil, „mehr als jemals war er gegen offene Welt und freie Natur gerichtet.“ Seiner Freunde pflegten ihn daher wegen seines Umherschweifens in der Gegend (wohl mit Anspielung auf sein bereits bekannt gewordenes Gedicht) den „Wanderer“ zu nennen. Auf solchen Parforce-Touren zu Fuß und zu Pferde entstanden mehrere bithyrambische Oden, von denen „Wanderers Sturmlied“ übrig geblieben ist. In der rätselvollen, sprunghaften Hymnensprache zeigt sich unverkennbar der Einfluss der Oden Klopstocks, zu welchem er durch die Begeisterung des Darmstädtischen Freundeskreises jetzt mehr als je sich hingezogen fühlte. Nicht länger vermochte er daher der enthusiastischen Lobrede desselben, womit der Eislauf angepriesen ward, zu widerstehen. An einem heitern Frostmorgen rief er sich, aus dem Bett springend, die Stellen zu:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,  
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht  
Den bedeckenden Kristall! – –

Wie erhellt des Winters werdender Tag  
Sanft den See. Glänzenden Reif, Sternen gleich,  
Streute die Nacht über ihn aus!

Der „alte Anfänger“ brachte es auch im Eislauf durch leidenschaftliche Übung bald zur Gewandtheit und setzte mit muntern Freunden die erfrischende und stärkende Bewegung oft bis tief in die Nacht fort. Szenen aus Ossians Gesängen belebten sich dann in seiner Phantasie, wenn das Dämmerlicht des Mondes die junge Heldenschar beleuchtete, und der Hall des Eises geisterhaft erklang.

Mit dem Frühling 1772 begab sich Goethe nach Wetzlar, um sich, nach der damaligen Sitte junger Juristen, bei dem Reichskammergericht mit dem deutschen Zivil- und Staatsrecht bekannter zu machen. Man möchte vermuten, dass die Bekanntheit mit Höpfner auf diesen Entschluss Einfluss gehabt hätte, wenn er nicht selbst gestände, dass mehr die Lust, seinen Zustand zu

verändern, als der Trieb, seine Kenntnisse zu erweitern, ihn dazu veranlasst habe; auch war der Aufenthalt in Wetzlar ohne Zweifel in den von dem Vater entworfenen Lebensplan im voraus einregistriert. In Wetzlar fanden sich viele junge Leute beisammen, die teils dem Gesandtschaftspersonal beigeordnet waren, teils ihrer juristischen Praxis halber sich dort aufhielten. Goethe trat daher in ein drittes akademisches Leben; denn da den jungen Männern dort die Gelegenheit zu einer geregelten Tätigkeit fehlte, so vertat man die Zeit, indem man Possen umständlich und ernsthaft betrieb. Die Genossen des gemeinsamen Mittagstisches bildeten einen Ritterorden, in den der neue Ankömmling mit einem besonderen Ritternamen unter Zereemonien aufgenommen ward; Goethe erhielt wegen seiner Begeisterung für seinen Lieblingshelden den Namen „Götz von Berlichingen der Redliche“. Anfangs belustigte auch ihn dies Possenwesen, und er brachte die Perikopen aus den vier Haimonskindern, die man für ein kanonisches Buch erklärte und bei gewissen Festen und Feierlichkeiten ehrfurchtsvoll vorlas, in Ordnung und trug sie selbst pathetisch vor. Aber bald missbehagte ihm dies gehaltlose Possenwesen, und er zog sich auf sich selbst und den Umgang mit einigen wenigen Freunden zurück.

Was er inzwischen durch Gespräch und Anschauung von dem Zustand der deutschen Rechtsverhältnisse, von dem Stand des seit mehreren Jahren von dem Kaiser Joseph II. betriebenen Reichsvisitationsgeschäftes erfuhr, machte auf seine redliche Gesinnung nur einen tiefen verletzenden Eindruck. Die geheimen Gebrechen des deutschen Justizwesens waren in engeren Kreisen der Juristen kein Geheimnis, und die Visitation hatte bereits manches Schlimme aufgedeckt. In dem ganzen Gange derselben zeigte sich ein so erbärmliches Treiben der einzelnen deutschen Stände, um lieber die Gebrechen zu verhüllen, als dem Kaiser eine reformatorische Regierungsgewalt einzuräumen, dass Goethe nun jenen heillosen anarchischen Zustand vor sich sah, in den der Brave, wie sein Götz, mit mutiger Selbsthilfe dreinschlagen möchte, manche Stelle im Götz stammt aus dieser Quelle.

Um so inniger drang die ewig reine, göttliche Sprache der Natur in seine Seele; liebevoll betrachtete er ihr geheimes Weben und Wirken, und „der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen“. Die zarten Naturlaute klingen durch seine Lieder und sind der unvergängliche Reiz seines Werther.

Von jungen Freunden schloss sich besonders Gotter, der sich als Gothascher Legationssekretär in Wetzlar aufheilt, mit aufrichtiger Neigung an ihn an. Drei Jahre älter als sein Freund, hatte er schon als geschmackvoller Dichter und Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, sich einen Namen erworben. Den Extravaganzen der Genieperiode abhold, wandte sich sein klarer, heiterer Sinn mehr der Eleganz der französischen und der neueren, englischen Literatur zu. Beide begegneten sich in der Begeisterung für Goldsmith und wetteiferten in der Übertragung von dessen elegischer Idylle „das verlassene Dörfchen“, welche Goethes damalige Gemütsstimmung ebenso in dem wirksamsten Moment berührte, wie der Landprediger von Wakefield zur Zeit seiner Sesenheimer Besuche. Auch ward er von Gotter zu manchen kleineren, poetischen Arbeiten aufgemuntert<sup>33</sup>.

Zu Gotters Freunden gehörte Karl Wilhelm Jerusalem, braunschweiger Gesandtschaftssekretär, der Sohn des in hoher Achtung stehenden Abts zu Riddagshausen. Dadurch lernte auch Goethe ihn kennen, und der hübsche, blonde Jüngling mit blauen Augen und sanften ruhigen Zügen gewann seine Teilnahme. Eine freundschaftliche Annäherung fand nicht statt, entweder weil Goethes Wesen nicht den Grundsätzen der ernsten Philosophie, denen er nach Lessings Zeugnis anhing, entsprach, oder weil sein melancholisches Gemüt ihn von neuen Bekanntschaften fern hielt. Wie Goethe, liebte er Natur und Einsamkeit. Besonders erfreuten ihn Zeichnungen, in denen man einsamen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Geßners Radirungen legte er gern vor und ermunterte seine Freunde, danach zu studieren. Auch beschäftigte er sich mit philosophischen Studien und besonders mit der englischen Literatur, deren melancholischer Ernst seinem leidenden Gemüt am meisten zusagen musste. „Der junge Mann“, sagt Lessing in der Vorrede zu Jerusalems philosophischen Aufsätzen, „als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoss sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüsste ich nicht, dass ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hatte, als ihn. – – – Wie empfindbar, wie arm, wie tätig sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen

---

<sup>33</sup> Beiträge zum Göttinger Musenalmanach sandte Goethe erst im folgenden Jahr ein; denn die nähere Bekanntschaft mit den Göttinger Dichtern begann nicht von Wetzlar aus, noch ward sie durch Gotter vermittelt, der mit dem engern Band, welcher sich um Voß und die Stolberg erst im Herbst 1772 mit antifranzösischer Tendenz bildete, nicht in Verbindung blieb. – Zu dem Folgenden vergl. Düntzers Studien zu Goethes Werken, 1849.

war, das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich.“ Seine Schwermut, durch unverdiente Kränkungen gesteigert, führte ihn zu dem Entschluss des Selbstmordes, den er stets mit philosophischen Gründen zu verteidigen pflegte. Das Gerücht erzählte auch von einer leidenschaftlichen Neigung zu der liebenswürdigen Gattin des pfälzischen Gesandtschaftssekretärs, in dessen Haus er Umgang hatte. Er tötete sich durch einen Pistolenschuss, einige Wochen nach Goethes Abreise von Wetzlar, in Oktober 1772.

Da jeder Leser hier schon an „Werthers Leiden“ erinnert wird, so ist nunmehr von der Bekanntschaft zu berichten, wodurch dieser Roman mit Goethes eigenem Herzen und Leben aufs engste verbunden ist.

Goethe befand sich an einem schönen Frühlingstag mit einer lebhaften Gesellschaft in einem Dorf bei Wetzlar (wahrscheinlich Garbenheim). Im Graf liegend, war er in einem feurigen Disput über die Philosophie des Epikur und der Stoa begriffen, als der hannoversche Gesandtschaftssekretär Johann Christian Kestner hinzutrat. Dieser fühlte sich durch die liebenswürdige Persönlichkeit des feurigen Jünglings so sehr angezogen, dass er mit ihm einen freundschaftlichen Verkehr anknüpfte. Kestner, schon einunddreißig Jahr alt und einer baldigen Anstellung in seiner Heimat gewiss, da er sich durch seine Rechtlichkeit und Tätigkeit seinen Vorgesetzten empfohlen hatte, war mit der zweiten Tochter des Amtmanns Buff zu Wetzlar verlobt. Bei seinem künftigen Schwiegervater führte er auch seinen jungen Freund ein, der die zuvorkommendste Aufnahme fand. Charlotte, eine schlanke Blondine mit blauen Augen, war „eine heitere gesunde Natur; die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung“. Es war nicht der Reiz einer siegenden Schönheit, wodurch sie Leidenschaft entzündete; sondern es war der still wirkende Zauber einer in reiner Gemütlichkeit und ruhiger Tätigkeit beglückten Seele; nach der Mutter Tod stand sie der Wirtschaft und der Erziehung ihrer zahlreichen jüngeren Geschwister vor. Kestner widmete sich den größten Teil des Tages den Geschäftsarbeiten; daher sah er es gern, wenn seine Braut sich nach beendigter häuslicher Arbeit mit Freunden und Freundinnen auf Spaziergängen und Landpartien unterhielt. Da Goethe glaubte, sich einer Verlobten gegenüber umso sorgloser bewegen zu können, so war er bald „auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland und im Garten“ ihr unzertrennlicher Begleiter. Auch der Bräutigam war oft zugegen, und alle drei hatten sich so aneinander gewöhnt, dass sie sich nicht mehr entbehren zu können schienen. Einer schönen Freundin gedenkt das Gedicht

„Elysium“ als Genossin glücklicher Stunden; er nennt sie „Urania“, während er Lotte als „Lila“ feiert. So lebten sie den Sommer hierdurch „eine echt deutsche Idylle“. Der junge Dichter war bald „dergestalt eingesponnen und gefesselt, dass er sich selbst nicht mehr kannte.“

Das Bild des liebenswürdigen Mädchens, „dessen Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmut ist, das sich im stillen Familienkreis häuslicher tätiger Liebe glücklich entfaltet hat und die zweite Mutter ihres Hauses ist, dessen stets Liebe weckende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu dem Dichter und weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborene Tugend mit geborenem Wohlstand und Grazie“<sup>34</sup> hat Goethe im ersten Teil von Werthers Leiden, in dessen Schilderungen vieles aus diesem Wetzlarer Zusammenleben verwebt ist, mit zarter Hand gezeichnet. Welchen Eindruck Goethe in diesem Kreis machte, charakterisiert eine kreuz, unter den Kestner'schen Papieren befindliche Skizze: „Goethe ist ein Genie, hat in seinem Wesen aber vieles, was ihn unangenehm machen könnte. Bei Kindern und Frauen ist er jedoch wohl gelitten, gibt sich gern mit ihnen ab und hat für das weibliche Geschlecht eine tiefe Verehrung. Die Religion, das Christentum achtet er an anderen hoch, er selbst aber bleibt der kirchlichen Gemeinschaft fern und gesteht selber von sich, dass er selten mehr beten könne. Seine Einbildungskraft ist so lebhaft, dass er meist in Bildern spricht.“

Im August kam Merck nach Gießen, wo er mit Goethe verabredetermaßen zusammentraf; dieser hatte die Freude, sich von Lotte und ihrer Freundin auf dieser Fahrt begleitet zu sehen und sie mit seinem Freund bekannt zu machen, welcher sie auch nach Wetzlar zurück begleitete. So wenig Merck gegen Lottes Wert unempfindlich war, wollte er doch die leidenschaftliche Neigung seines Freundes nicht nähren und kränkte diesen gar sehr dadurch, dass er ihn aufforderte, sich lieber um die Junonische Gestalt ihrer Freundin zu bewerben, die noch unverlobt sei. Um Goethe von Wetzlar wegzuziehen, bestimmte er ihn zu dem Entschluss, in wenigen Wochen mit ihm in Koblenz zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen. Goethe sah selbst ein, dass er aus dem Gefahr drohenden Liebesnetz sich durch eine entschlossene Resignation bei Zeiten herausreißen müsse, um sie nicht noch mehr zu erschweren. Ohne Abschied von seinen Geliebten zu nehmen,

---

<sup>34</sup> Eine Stelle, bei der Goethe ohne Zweifel Lote vor Augen gehabt hat, in der oben erwähnten Rezension in den Frankf. gel. Anzeigen von 1772.

reiste er an einem nebligen Septembermorgen von Wetzlar ab, „indem tausend Bilder seliger Erinnerung ihm heilig-warm ums Herz schweben“, wie es „Pilgers Morgenlied“ und „Elysium“ liebwarm schildern<sup>35</sup>. „Wenn du fern hinwanderst am Hügelgebüsch, wandeln Liebesgestalten mit dir den Bach hinab; wenn mir auf dem Felsen die Sonne niedergeht, seh’ ich Freundesgestalten mir winken durch wehende Zweige des dämmernden Hains.“

Mit dem Brief aus Frankfurt, worin er seine freiwillige Entfernung meldet, weil er eingesehen habe, dass es für ihn unmöglich sei, in Lottes nächster Umgebung ohne Gefahr für sich und ohne Anstoß Dritter zu verweilen, eröffnet sich die Reihe von Briefen, welche die Kestnersche Familie aus übertriebener Pietät gegen das Andenken der Mutter bis jetzt der Öffentlichkeit noch vorenthalten hat, wozu nach dem Bericht derer, die sie gelesen haben, nicht der geringste Grund ist, indem sie „der Ausdruck der tiefsten und heiligsten Empfindung jener Frische und natürlichen Herrlichkeit“ sind, und „mehr als alles andere das kindliche, durchsichtige, unverdorbene und harmlose Gemüt aufdecken werden, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltetete, und auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefassten Mut aussprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er alle, die ihm entgegentraten, elektrisierte.“

Zische, Nord,  
Tausend schlangenzüchtig  
Mir ums Haupt!  
Beugen sollst du's nicht!  
Beugen magst du  
Kind'scher Zweige Haupt,  
Von der Sonne  
Muttergegenwart geschieden!

Das war die Kraft, die sonnenhelle Klarheit, die seiner Empfänglichkeit und Erregbarkeit zur Seite stand, durch die er stets im Drang schmerzlicher Lebenserfahrungen die brausenden Wogen der Leidenschaft besänftigte und beherrschte, und sich zu neuem Lebensmut mannhaft aufrichtete.

---

<sup>35</sup> Dass das Gedicht „An Lottchen“ (Mitten im Getümmel etc.) eine andere Beziehung habe, ist von Düntzer a.a.O. S. 99 f. überzeugend nachgewiesen.

Goethe sandte sein Gepäck voraus und schritt, ein leichter Wanderer, „schwelgend“ in den mannigfach wechselnden Naturschönheiten, das schöne Lahntal hinab.

Nach einer Reise von einigen Tagen langte er in Ehrenbreitstein an, wo er, von Merck angekündigt, im Haus der Frau von la Roche einen freundlichen Empfang fand. Das sich immer gleich bleibende sentimental-passive Wesen der Frau konnte ihm so wenig zusagen, als der kalte, wenn auch geistreich scherzende, Weltsinn des Mannes. Desto mehr fühlte er sich zu den Töchtern hingezogen. Die älteste, Maximiliane, eine liebliche Erscheinung mit „den schwärzesten Augen und einer Gesichtsfarbe, die nicht reiner und blühender gedacht werden kann,“ höchst anziehend durch Munterkeit und Grazie, ließ schon eine neue Liebesneigung in seinem leicht entzündlichen Herzen aufkeimen. Die schöne Umgegend, die häufig durchstreift ward, erhöhte den Reiz dieser heiteren Tage.

Frau von la Roche hatte damals durch ihren Jugendfreund Wieland den in der sentimental-moralischen Manier Richardsons bearbeiteten Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ herausgegeben. Sie hatte diese Zusammenkunft ästhetischer Kritiker wahrscheinlich zu dem Zweck veranstaltet, eine öffentliche Empfehlung dieses Romans einzuleiten; die Beurteilung desselben in den Frankfurter gelehrten Anzeigen ist von Goethes Hand. Auch der hessen-darmstädtische Rat Leuchsenring, der von Düsseldorf, wo er bei der Familie Jacobi verweilt hatte, zurückkam, traf in jenen Tagen im la Roche'schen Haus ein – ein glatter Hofmann, der sich durch sein weiches Wesen besonders die Gunst der Frauen zu erwerben wusste. Er hatte in den letzten Jahren den darmstädtischen Erbprinzen zur Leydener Universität und dann auf Reisen nach Paris und in die Schweiz begleitet; durch seine literarische Bildung sowie durch seine ausgebreitete Bekanntschaft und Korrespondenz mit berühmten Männern und Frauen hatte er sich in gewissen Kreisen ein großes Ansehen erworben. Auch Goethe fand in diesen belletristischen Unterhaltungen Genuss und Belehrung. Merck, der bald darauf ebenfalls mit seiner Frau eintraf, war die empfindsame Schlingpflanzennatur Leuchsenrings zuwider und warf manche bittere Äußerung dazwischen. Er brach auch bald mit den Seinigen und seinem jungen Freund wieder auf. Zusammen fuhren sie in einem Bott den Rhein aufwärts nach Mainz und genossen mit Muße und bei dem herrlichsten Wetter die Schönheiten der Rheinufer, deren malerischen Reiz wohl niemals die Seele

unsers Dichters tiefer empfunden hat; er zeichnete daher fleißig, um sich „die tausendfältige Abwechslung jener herrlichen Ufer fester einzudrücken.

Dies liebevolle Versenken in die Schönheit der Natur hatte ihn aufs neue für die Kunst begeistert; eben darum „ward es auch bei ihm zur Leidenschaft“, überall die Natur in der Kunst zu sehen, und die Werke der Niederländer fanden in ihm den wärmsten Verehrer. Unter Notnagels Leitung übte er sich im Ölmalen und führte einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen aus. Auch legte er sich ein kleines Museum von Abgüssen berühmter Antiken an, „um den großen Eindruck, den er in Mannheim gewonnen hatte, möglichst zu beleben.“

Der juristische Praxis widmete er sich nach seiner diesmaligen Rückkehr nach Frankfurt mit mehr Eifer, als früher. Sein Oheim Textor, der nach des Großvaters Tod in den Rat gekommen war, wies ihm manche Sachen zu, denen er gewachsen zu sein schien. Auch die Brüder Schlosser waren ihm behilflich, umso mehr, da ihn jetzt ein engeres Band mit ihnen verknüpfte, indem der jüngere Schlosser sich um die Hand Cornelias bewarb und sich bald darauf mit ihr verlobte. Der Vater war erfreut, mit seinem Sohn die Akten durchzugehen und eine lang entbehrte Tätigkeit wieder aufzunehmen. Noch nie hatte zwischen Vater und Sohn ein besseres Vernehmen bestanden, so dass den übrigen Liebhabereien „dieses singularen Menschen“ (ein brieflicher Ausdruck des Vaters) gern nachgesehen ward. Übrigens spielte der Poet dem Advokaten manchen Streich, und die soliden Juristen der alten Schule hatten viel zu erinnern, wenn statt strenger Rehtdeduktionen eine Abhandlung in einem lebhaften, energischen Stil ausgeführt wurde.

Bei dem allen blieb zu dem mehr zusagenden literarischen Beschäftigungen reichlich Muße. Für die Frankfurter gelehrten Anzeigen war Goethe während dieses Winters sehr tätig und lieferte eine Reihe von Rezensionen. Sie sind uns besonders dadurch wichtig, weil sie uns seinen damaligen ästhetischen und sittlich-religiösen Standpunkt erkennen lassen. Das Urteil ist stets mäßig und besonnen. Er nimmt sogar Gellert gegen bilderstürmische Kritik in Schutz, hält Wieland in Ehren und gesteht, minder streng als früher, der Bardenpoesie ihren sittlichen und dichterischen Wert zu. Die scharfe Waffe des Spottes kehrt er gegen „die Göttern und Menschen verhasste Mittelmäßigkeit.“ Er wird warm, wenn er Homer, „der sich und der Mutter

Natur alles zu danken gehabt hat“, und Shakespeare, „dem das Leben ganzer Jahrhunderte durch die Seele webte“, feiert, wenn er „die Wahrheit und lebendige Schönheit“ der Poesie „den bunten Seifenblasenidealen, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallen, den empfindsamen Dichtern mit ihren goldpapiernen Amors und Grazien und ihrem Elysium der Menschenliebe und Wohltätigkeit“ entgegenhält. Auch im Politischen will er keine Illusionen. Auf die Klage, dass wir kein Vaterland, keinen Patriotismus haben, erwidert er: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld uns zu nähren, ein Haus uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausend und Tausende in jedem Staat? Und leben sie nicht in der Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebne Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre und Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drinnen zu liegen.“ In den theologischen Rezensionen weist er die starre Orthodoxie eines Haller und Münter ebenso zurück, wie die schalen Bibelverbesserungen eines Bahrds, welche ihn nachmals auch zu der kleinen humoristischen Posse: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. K. F. Bahrds“ (Gießen 1774) veranlassten. In Lavaters Schriften erkennt er die geniale Fülle, die aus dem Herzen strömende Kraft an. Was er auch an Einzelnem aufzusetzen hat, ihm gilt das große Genie als Original, das man mit Ehrerbietung betrachten müsse, und er liest die Predigten über das Buch Jonas mit „warmer Hochachtung für den Verfasser.“ Auf dies Urteil hat wohl schon die Freundschaft einigen Einfluss, indem Lavater, dem es bei seinen physiognomischen Sammlungen um ausgebreitete Bekanntschaft zu tun war, infolge von Goethes Sendschreiben des Pastors an seinen Amtsbruder mit ihm in Korrespondenz trat, die bald ein herzliches Einverständnis herbeiführte.

Allein er bedurfte auch einer produktiven dichterischen Tätigkeit, um sein von Liebesschmerz bestürmtes Herz zur Ruhe zu bringen. Kestner hatte die gewünschte Anstellung erhalten; er war Archivsekretär zu Hannover geworden, und seine Vermählung mit Lotte stand bevor. Die Herannäherung des Hochzeitstages erneuerte in Goethes Herzen den Kampf, mit dem er sich von Wetzlar losgerissen hatte. Sein Briefwechsel mit Kestner, der ununterbrochen fortgedauert hatte, macht aus der Glut seines Schmerzes

kein Geheimnis, war doch die Liebe zu Lotte in die Freundschaft eingestandermaßen aufgenommen. Er bittet sich die Vergünstigung aus, die Verlobungsringe bestellen zu dürfen, und da die bestellten ihm nicht gefallen, lässt er sie umschmelzen und neue schönere machen; er spricht von ihrer Busenschleife, die er als Andenken von Wetzlar mit sich genommen, ihrem Schattenriss. „Ich wandle in der Wüste, da kein Wasser ist; mein Haar ist mein Schatten, und mein Blut mein Brunnen“ – ruft er in tiefster innerer Bewegung in einem der Briefe an Kestner aus. Den Hochzeitstag glaubte ihm Kestner verheimlichen zu müssen; er dankt für diese zarte Rücksicht in dem Briefe vom 20. Februar (1773), den er in den zweiten Teil des Werter eingeschoben hat, und bittet um den zweiten Platz in Lottes Herzen.

Während dieses einsam verbrachten Winters war sein Sinnen und Dichten fast ganz der „dramatisierten Geschichte Gottfrieds von Berlichingen mit der eisernen Hand“ – dies war der anfängliche Titel der Dichtung – gewidmet, und unter den Ermunterungen der Schwester ward das Drama in raschem Lauf zum Ende geführt. Er hatte die dramatische Handlung auf dem weiten Schauplatz der Shakespearischen Bühne sich frei entfalten lassen und die Regeln von Einheit der Zeit und des Orts verabschiedet. „Aber“ – so äußerte er selbst damals in einem kurzen dramaturgischen Aufsatz – „deswegen gibt’s doch eine Form, die sich von jener unterscheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt sein will. Unser Kopf muss übersehen, was ein anderer Kopf fassen kann, unser Herz muss empfinden, was ein anderes fühlen mag; das Zusammenwerfen der Regel gibt keine Ungebundenheit.“ Er sah bei näherer Betrachtung seines Dramas, dass er durch das Ausmalen leidenschaftlicher Nebenszenen jener unerlässlichen höheren Einheit Eintrag getan habe. Er schrieb daher das Stück nochmals in s Reine und verfuhr gegen sein Werk mit einer Strenge, zu der ein junger Dichter sich selten versteht, indem er vornehmlich im fünften Akt (die vier ersten Akte haben nur geringe Verkürzung erlitten) viele der wirksamsten Szenen ganz tilgte oder zusammenzog. Auch diese zweite Bearbeitung hatte er noch nicht zur Herausgabe bestimmt, sondern er hoffte sich durch eine spätere Überarbeitung noch mehr zu genügen. Allein Merck, der sich, freundlicher als Herder, gleich anfangs verständig und wohlwollend über das neue Drama geäußert hatte, drängte zum Abschluss, indem er meinte, es werde dadurch nur anders und nicht besseres; man müsse sehen, was das für eine Wirkung mache, und dann wieder was Neues unternehmen. „Bei Zeit auf die Zäun’, so trocken die Windeln!“, rief

er aus; das Säumen und Zaudern machte nur unsichere Menschen. Da er mit sicherem Blick die gewaltige Wirkung des Stückes voraussah, so ermunterte er seinen Freund, den Verlag desselben gemeinschaftlich zu besorgen. Goethe schaffte das Papier an, Merck sorgte für den Druck. Kaum aber hatte „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, ein Schauspiel“ (ohne Namen des Verfassers) mit dem Frühling 1773 seinen Ausflug in die Welt gewagt, als ein Nachdrucker darüber herfiel und sich die schöne Beute zueignete. Der Autor geriet mit seiner Kasse in Verlegenheit und musste die Freunde bitten, Exemplare unterzubringen, damit er nur einigermaßen zu seinem Geld komme. Doch ihm ward ein schönerer Lohn, als Gold, die Verehrung der Besten seines Volks. „So war es Recht!“ – sagt Rosenkranz – „ein solches Werk musste ein Geschenk des Dichters an die Nation sein.“

„Das Unglück ist geschehen, das Herz des Volks ist in den Kot getreten und keiner edlen Begierde mehr fähig!“, diese Worte aus Hallers Usong waren das ursprüngliche Motto des Götz. Goethe wollte mit dieser Dichtung seine Nation für Selbstständigkeit und männliches Streben begeistern; daher trat er mitten unter sie und klopfte an edle Herzen an. Er zeigt uns den biederherzigen deutschen Mann, der den engeren Kreis um sich mit seinem Geist belebt; er zeigt uns edle Frauen, welche in Treue und bescheidener Häuslichkeit ihr Glück und ihren Frieden finden. Aber eine Welt der Schwäche, der Falschheit und Tücke wird ringsum mächtig. Vergeblich müht Götz sich ab für das, was ihm als das Rechte und Ehrenhafte erscheint; man verkennt seinen redlichen Willen, hemmt sein Streben und reibt seine Kraft nach und nach auf. Er scheidet lebensmüde aus der Welt der Täuschung, um die Freiheit, nach der er vergebens gestrebt, droben zu finden.

Wie Goethe in mehreren seiner Hauptwerke die beiden Seiten seines Charakters auf zwei dramatische Personen verteilt, so hat er dem Götz seinen herrlichen, biedereren Sinn, sein deutsches, offenes Gemüt, das ihm aller Herzen gewann, geliehen, und die Schwächen, deren er sich reuig anklagte, auf Weislingen übertragen. Man erkennt leicht, dass der wahre Goethe mehr im Götz, als im Weislingen, enthalten ist. Auch in der Sprache verschmilzt die männliche Kraft mit lyrischer Weichheit zu schöner Harmonie, und während Derbheiten auf Rechnung jugendlichen Übermuts zu setzen sind, herrscht sonst in allem das schönste Maß.

Diese wahrhaft nationale Dichtung brach mehr, als alle Bardiete und Bardenlieder, die letzten Fesseln, die unsre Poesie einengten. An dem Götz

und der kurz zuvor erschienen Emilia Galotti baute sich die dramatische Poesie des Jahrzehnts der Sturm- und Drangperiode auf. Shakespeare ward jetzt erst von den Deutschen verstanden, und bald konnte sein gewaltiger Geist über die Bühne schreiten. Selbst Männer der alten Schule vermochten das „schöne Ungeheuer“ nicht geradezu abzuweisen. Den Bedächtigen war indes nicht bloß die Verletzung des dramatischen Herkommens anstößig<sup>36</sup>, sondern zugleich der Hauch der Freiheit, der in diesem Drama weht, die Begeisterung für männliche Selbsthilfe, wodurch die Auflehnung gegen die gesetzliche Ordnung in Schutz genommen zu sein schien.

Welch einen Sturm der Nacheiferung die neu gewonnene freiere Form des Dramas in Goethes nächster Umgebung hervorrief, veranschaulichen uns die Effektstücke seines Landmanns Klingler, der übrigens eine allzu heterogene Natur war, als dass zwischen ihm und Goethe ein fördernder geistiger Verkehr hätte stattfinden können. Leopold Wagner, früher Mitglied des Straßburger Kreises, jetzt zu Frankfurt, entnahm den Goethe'schen Mitteilungen über den Plan des Faust das Sujet zu einem rohen Schauspiel „die Kindesmörderin“. Lenz, damals noch in Straßburg. Drängte sich aufs neue mehr mit Neid als Bewunderung an Goethe heran und übersandte ihm gleich nach dem Erscheinen des Götz eine lange Epistel „über unsere Ehe“, eine humoristische Beweisführung ihrer Geistesbrüderschaft. Durch Goethes Vermittlung wurde seine Stücke nach und nach ins Publikum gebracht. So wenig erkannten die Zeitgenossen den tieferen Gehalt und die klare Form der Goethe'schen Poesie, dass viele (selbst ein Klopstock) den „Hofmeister“ von Lenz wegen seiner Regellosigkeit und „nackten Natur“ für ein Werk Goethes hielten, während dieser, wie die besonnene Kritik in einem Brief an Salzmann beweist, keinen Augenblick über die Mängel der Lenzi'schen Stücke, gerade in dieser Beziehung, in Zweifel war. Die Übersetzung von Shakespeares „Verlorene Liebesmühe“ begleitete Lenz mit den im Geist der Straßburger Shakespeare-Gesellschaft verfassten Anmerkungen über das Theater, worin allen Herkömmlichkeiten der Bühne der Krieg erklärt und der Ungebundenheit und subjektiven Regellosigkeit, die ihm Shakespearische Genialität zu sein scheint, das Wort geredet wird. Unter dem Schutz des Götz wagten sich diese neuen dramaturgischen Theorien ans Licht und wurden von der dichtenden Jugend mit Jubel begrüßt.

---

<sup>36</sup> „Mais voilà encore un Goetz de Berlichingen qui paroît sur la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises, et le parterre applaudit et demande avec enthousiasme la répétition de ces dégoûtantes platitudes.“ Frédéric II. de la littérature allemande, pag. 47.

Auch in dem Göttinger Dichterkreis, der sich in Geist und Streben um Klopstock versammelt hatte, machte der Götz eine gewaltige Wirkung. Man trank bei der Klopstocksfeier auf Goethes Gesundheit, während man Wielands Idris und Bildnis verbrannte. Die Stolberge boten ihm eine überschwängliche Freundschaft an und traten mit ihm in Briefwechsel. Boie, der Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, besuchte ihn auf einer Reise an den Rhein. Goethe lieferte einige Beiträge zu den nächsten Jahrgängen des Musenalmanachs, unter denen „der Wanderer“, „Mahoments Gesang“ und die Fabel „Adler und Taube“ die bedeutendsten sind. Diese Kette neuer Freundschaftsverbindungen leitete bis zu Klopstock hin, mit dem eine Korrespondenz eröffnet wurde. Ein Gleid in derselben ist Friedrich Ernst von Schönborn (geb. 1737 zu Stolberg am Harz), ein Freund Klopstocks und der Stolberge und ein enthusiastischer Freiheitssänger. Bevor er seine Stelle als dänischer Gesandtschaftssekretär in Algier antrat, machte er 1773 einen Besuch in Göttingen, wo er mit den Dichtern des Bundes Freundschaft schloss. In Frankfurt ward er mit Goethe bekannt und nahm an seinen poetischen Arbeiten lebhaften Anteil. Er blieb von Algier aus mit Goethe und dessen Eltern in brieflicher Verbindung<sup>37</sup>.

Goethe war bis dahin seinen stillen Weg gegangen, wie er denn in mehreren derzeitigen Äußerungen den „reinen Dichtergeist“ dem „Autorgeist“ entgegensetzt und den jungen Dichter vor der Rücksichtnahm auf das Publikum warnt. So wenig ihn daher der Beifall bestach und irre leitete, konnte doch das überraschende Gelingen des ersten glücklichen Wurfs ihn nicht anders als ermutigen. Schon sann er im Stillen darüber, von dem Zeitalter des Götz in der Geschichte vor- und rückwärts zu schreiten. Neue dramatische Entwürfe drängten sich heran, und dazwischen mahnten ältere, wie Faust und Cäsar, zur Fortsetzung und zum Abschluss. Aber er war aus der ruhig schaffenden Tätigkeit herausgerissen. Seine Mitbürger, unter denen er bis dahin wenig beachtet gelebt hatte, zogen ihn wetteifernd in ihre Familienzirkel. Besuche und Korrespondenzen nach allen Richtungen verschlangen manche Stunde; auch der Brautstand der Schwester brachte manche gesellschaftliche Zerstreung mit sich.

Fräulein von Klettenberg war ihm auch jetzt noch die teilnehmende Freundin, vor der er sein Innerstes aufschloss. Ihr zarter Sinn verstand ihn

---

<sup>37</sup> Vergl. Schönborn und seine Zeitgenossen (Hamburg bei Perthes) 1836. (Goethes Briefe an ihn S. 53 ff.)

und war sich klar genug, um diese Wahrheit und Offenheit eines warm schlagenden Herzens höher zu schätzen, als das pietistische Gewand, welches er jetzt, soweit es nur Terminologie und fromme Phrase gewesen war, von sich geworfen hatte. Sie gestand ihm, dass er ihr so lieber sei, als früher, da er sich ihrer Ausdrucksweise akkommodiert hatte. Ihre Gegenwart „beschwichtigte seine stürmischen, nach allen Seiten hinstrebenden Neigungen und Leidenschaften wenigstens für einen Augenblick“; ihr gab er von seinen Vorsätzen „nach seiner Schwester“ am liebsten Rechenschaft. Mit wohlwollen vernahm sie die Erzählungen von seinen Ausflügen und ließ sich von seiner gewandten Hand die Naturbilder flüchtig beleben. Welche Himmelsluft er in ihrer Nähe fühlte, sprechen die tief empfundenen Strophen aus, womit er einer entfernten Freundin eine Zeichnung von ihr und ihrer Umgebung übersandte, die er rasch entwarf, als sie ihm einstmals, in ihrem Sessel am Fenster in ihrem gewohnten reinlichen Anzug, in der Beleuchtung der untergehenden Sonne wie verklärt erschien<sup>38</sup>. „Ich habe das Herz gefühlt, die große Seele, in deren Gegenwart ich mir schien mehr zu sein, als ich war, weil ich alles war, was ich sein konnte. Guter Gott! Blieb da eine einzige Kraft meiner Seele ungenutzt? Konnte ich nicht vor ihr das ganze wunderbare Gefühl entwickeln, mit dem mein Herz die Natur umfasst? War unser Umgang nicht ein ewiges Weben von der feinsten Empfindung, dem schärfsten Witz... Ach, ihre Jahre, die sie voraus hatte, führten sie früher ans Grab, als mich. Nie werde ich sie vergessen, nie ihren festen Sinn und ihre göttliche Duldung!“ Diese Worte in einem der Eingangsbriefe des Werther sind unstreitig der Ausdruck der verehrungsvollen Anhänglichkeit an die heiter-duldende Freundin, deren baldiges Hinscheiden er voraussah.

---

<sup>38</sup> Sieh in diesem Zauberspiegel  
Einen Traum, wie lieb und gut  
Unter ihres Gottes Flügel  
Unsre Freundin leidend ruht.

Schaue, wie sie sich hinüber  
Aus des Lebens Woge stritt,  
Sieh dein Bild ihr gegenüber,  
Und den Gott, der für euch litt.

Fühle, was ich in dem Weben  
Dieser Himmelsluft gefühlt,  
Als mit ungeduld'gem Streben  
Ich die Zeichnung hingewühl.

In einer ähnlichen beschwichtigenden Weise wirkten auf das stürmische Gemüt unseres jungen Dichters die Frauen des Jacobi'schen Familienkreises, denen er im Sommer 1773 nahe trat. Johanne Fahlmer, die jugendliche, liebenswürdige Tante Friedrich Jacobis, welche von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen war, „gab durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemaine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen“. Sie beschämte seinen manchmal hervorsprudelnden Übermut durch Geduld und lehrte ihn Schonung, indem sie ihn fühlen ließ, dass er derselben auch wohl bedürfe. Auch kamen Jacobis Gattin, Betty, und dessen Schwester Charlotte auf einige Zeit zum Besuch nach Frankfurt und standen mit Cornelia in engster Verbindung, woran auch der Bruder Teil nahm. Besonders ward er von der Naivität und Heiterkeit Bettys „völlig eingenommen“ und blieb hernach mit ihr in brieflichem Verkehr<sup>39</sup>. Zu diesem Frauenkreis gehörte auch die Familie Gerold, welche mit Schlosser verwandt war. Antoinette Gerold hing an Goethe mit leidenschaftlicher Neigung; von ihr scheinen Züge auf Mignon übertragen zu sein.

Inmitten dieser gesellschaftlichen Zerstreungen entbehrte Goethe sehr die Nähe eines seinen Geist spornenden und kräftigenden Freundes. Merck war seit dem Mai 1773 abwesend, indem er die Landgräfin Caroline auf einer Reise nach Petersburg begleitete, von der er erst gegen das Ende des Jahres zurückkehrte. Herder nahm an der Entwicklung des Goethe'schen Dichtergeistes wenig Anteil, da er sich seit der Übernahme der Hofpredigerstelle zu Bückeburg in theologische Arbeiten vertiefte und die „älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ bearbeitete. Im Mai holte Herder seine Braut von Darmstadt ab. „Es scheint oft“ – so äußert sich Herders Gattin in den „Erinnerungen etc.“ – „als ob zwischen den Genuss einer vorbereiteten, lang ersehnten, glücklichen Stunde sich Dämonen hinein zu drängen, um das ersehnte Glück zu vermindern. So ging es uns einigermaßen mit einigen unsrer gemeinschaftlichen Freunde, besonders mit Leuchsenring. Sie konnten's nicht begreifen, warum er mich nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und tadelten mehr oder minder seinen Charakter, noch ehe er selbst kam. Dies war ihm und mir empfindlich“.

Diese Worte beleuchten Goethes Fastnachtsspiel „vom Pater Brey dem falschen Propheten“, worin er das unter heuchlerischer Sentimentali-

---

<sup>39</sup> Einige Briefe des Jacobischen Frauenkreises siehe in dem Briefwechsel zwischen Goethe und Jacobi, hgg. von Max Jacobi, 1846.

tät versteckte Intrigenspiel Leuchsenrings, welches Merck und la Roche längst durchschaut und bspöttelt hatten, mit Götzscher Entrüstung und Hans-Sachsischem Humor ans Licht zog; der „Würzkrämer“ ist Merck, „Dragoner-Hauptmann Balandrino“ Herder, „Leonore“ dessen Braut. Der Pfaff repräsentiert die empfindsamen Parasiten, welche sich überall einnisteten, besonders bei den Frauen, und indem sie alles nach ihrem Sinn ordnen und ausgleichen, „alles Raue und Gips und Kalk verstreichen“, alle Menschen „wie Maienlämmelein“ zusammenbringen wollen (Leuchsenring wollte einen Orden der Empfindsamkeit stiften), nur Verdross und Zwist säen.

Außer dem „zarten und weichen“ dieser Zunftgenossen stellte Goethe einen andern „tüchtigen und derbern“ in dem Fastnachtsspiel ‚Sytyros oder der vergötterte Waldteufel‘ dar. Da Goethe ihn nicht nennt, so ist die Beziehung nicht ganz klar. Man hat auf Basedow und auf den Schweizer Doktor Kaufmann geraten; beide gehörten zu der damals zahlreichen Klasse von Reformern, die sich überall keck aufdrängten und mit ihrer neuen Weltweisheit den Schwachen die Köpfe verrückten, im Grund aber nur „Lumpe“ waren, die es auf Pöbelweihrauch und gute Bissen abgesehen hatten. In jener Posse wird ein zynischer Anhänger des Rousseau’schen Naturzustandes vorgeführt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entzückt und sich, nachdem er Gott in ihren Vorstellungen beseitigt hat, als gottähnlichen Propheten verehren lässt, bis seine freche Gemeinheit seine Anbeter enttäuscht.

Überhaupt unterhielt der lebhafteste, gesellige Verkehr, in welchem Goethe sich damals bewegte, die Lust, humoristisch die flüchtigen Vorfälle des Lebens zu dramatisieren. Die Zeit wurde zu sehr zersplittert, um an größeren Kompositionen fortzubauen; nur vom Faust sind einige Szenen gleichzeitig mit diesen Possenspielen niedergeschrieben. „Ein einzelner einfacher Vorfall, ein glücklich naives, ja, ein albernes Wort, ein Missverständnis, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja, eine bedeutende Miene und was nur immer in einem bunten rauschenden Leben vorkommen mag, alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines Schauspiels dargestellt, manchmal in Prosa, öfters in Versen.“

Das ‚Jahrmarktsfest zu Plundersweilern‘ „neu eröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel“ steht in einer solchen engen Beziehung zu den

Vorfällen in den Frankfurter geselligen Kreisen; doch stellt es symbolisch zugleich den Markt des Lebens in seinem bunten Getümmel dar. In einer der später umgearbeiteten Szenen des eingeschalteten Puppenspiels richtet der Dichter, wie im Satyros und im Bahrdt'schen Prolog, seine Satire gegen die neumodischen Bibel- und Christusverächter. In einer andern zielt er auf die empfindsamen Frömmel, welche „im Land auf und nieder gehen, immer neue Schwestern und Brüder kapern und sie alle mit Hämmlens Lämmleins Liebesflammen zusammengläubigen.“

Von diesem genialen Übermut, welcher Schwäche und Anmaßung, Pedanterie und Mittelmäßigkeit schonungslos, jedoch mit redlichem Streben für das Tüchtige, geißelte, blieb selbst Wieland nicht verschont. Hatten schon früher seine hofmeisternden Anmerkungen zur Shakespeare-Übersetzung die für Shakespeare schwärmende Jugend gegen ihn aufgebracht, so erzürnte er sie nun als Redakteur des Merkur durch sein weiches Hin- und Herlavieren und die Protektion der charakterlosen Mittelmäßigkeit. Besonders missfielen die Briefe, worin er seine modern-sentimentale Alceste gegen Euripides antike Behandlung herausstrich. Goethe, in Ehrenrettungen stets aufgelegt, ward eines Abends in dem Kreis der gleich gestimmten Freunde, wo dies zur Sprache kam, von seiner Lust zu dramatisieren ergriffen und schrieb bei einer Flasche Burgunder die Farce ‚Götter, Helden und Wieland‘ in einer Sitzung nieder. Er vertrat darin mit schlagendem Humor die Kraft und naturgemäße Lebensfülle der griechischen Welt gegen die moderne weiche Empfindsamkeit und die „schalen Ideale“ einer abstrakten Tugendlehre, an denen höchstens die „Weibchen und Männchen“ Freude finden möchten. Er sandte das Manuskript an Lenz nach Straßburg, der darüber entzückt zu sein schien und ihn zum Druck aufforderte, woin er denn auch nach einigem Sträuben willigte. Erst später erfuhr er, dass Lenz diese Gelegenheit ergriffen hatte, um ihm durch die Veröffentlichung zu schaden. Es mochte Goethe bei manchen ergehen, wie bei Fr. Jacobi, der selbst gesteht, dass ihm der junge Dichter anfangs wie ein feuriger Wolf erschienen sei, der nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Kot werfe. Wieland war fein genug, im Merkur „diese kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witz“ zu empfehlen<sup>40</sup>.

---

<sup>40</sup> Dass Goethe später, wie seine Erzählung schließen lässt, einen versöhnlichen und begütigenden Brief an Wieland geschrieben habe, ist sehr zweifelhaft; siehe Düntzer a.a.O. S. 196.

Das Äußerste in dieser „frechen Weise“ – dies Prädikat hält der alte Goethe selbst nicht zurück – erreichte die nach einem alten Puppenspiel entworfene Posse „Hanswursts Hochzeit oder der Lauf der Welt, ein mikrokosmisches Drama“. Die Anstalten zu der Feier der Verbindung Hanswursts mit Usel Blondine bildeten den Rahmen zu satirischen Scherzen über Zeitendenzen und bekannte Persönlichkeiten, unter denen auch der betrügerische Nachdrucker Macklot scharf mitgenommen ward, indem er mit seiner Macklotur hausieren geht und sich in die Hochzeitsgesellschaft eindringen will. Das übrige Personal war unter allen erdenklichen deutschen Schimpf- und Ökelnamen (Schuft, Schurke usw.) eingeführt. Wie schon die wenigen Fragmente, welche man daraus als dezentere Proben abgedruckt hat, beweisen, war in dieser Posse der Humor „bis zur Tollheit gesteigert“, und der Schmutz der Sprache allzu tief aufgewühlt, weshalb sie auch von dem Dichter der Öffentlichkeit entzogen blieb. Die genialische Fastnachtstobte tobte sich darin aus. Es scheint daher der Schluss in der Reihe der mutwilligen Scherze zu sein, von denen Goethe mit dem Beginn des Jahres 1774 zur Wiederaufnahme ernsterer Entwürfe und zur Darstellung tieferen Seelenlebens zurückkehrte. Denn selbst hinter dem jovialen Übermut verbarg sich nur die Träne der Wehmut und Sehnsucht.

## 5. Kapitel: 1744

Als am Anfang des Novembers 1773 die geliebte Schwester mit Schlosser nach Emmendingen gezogen war, folgte für Goethe eine stille, einsame Zeit. Das Leben, schreibt er an Jacobi, schlenderte nur so fort; wäre er nicht neuerdings wieder bissiger geworden, würde er gar nicht auslangen. Umso größer war der Jubel, mit dem er kurz vor Weihnachten Merck nach seiner Rückkehr von Petersburg in Frankfurt wieder sah. Das neue Jahr eröffnete ihm noch eine andere frohe Aussicht. Maximiliane la Roche, deren Nähe seinem Herzen in Koblenz so wohlgetan hatte, verheiratete sich anfangs 1774 nach Frankfurt. „Seit dem fünfzehnten Jenner“ – schreibt er in den ersten Tagen des Februars – „ist keine Brache meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich herum gebissen habe so oft, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiss, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Äquivalents

---

„Ein Schand- und Frevelstück“ nannte es Goethe in einem gleichzeitigen Brief an Johanne Fahlmer.

hat! Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens.“

Die junge Frau, an geistreichen Umgang gewöhnt, fühlte sich nach wenig Wochen in dem neuen Verhältnis unbehaglich. Goethe war ihr ein Trost, „der Einzige in dem ganzen Kreis, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war.“<sup>41</sup> Indem ihr Verhältnis ein durchaus geschwisterliches blieb und sich in ihren Umgang nichts Leidenschaftliches mischte, empfand er umso tiefer das Peinigende ihrer Lage mit. Ebenso wenig konnte sich Cornelia in ihren veränderten Zustand finden, und ihre Briefe stellten keine glückliche Zukunft in Aussicht. Durch diese schmerzlichen Berührungen seines Gemüts wurden alle die Gefühle wiedererweckt, womit er Lottes Ehe begleitet hatte. Vergangenheit und Gegenwart flossen zu einem lebendigen Seelengemälde zusammen: Werthers Leiden. Er schrieb diesen Roman seit der Mitte des Februars in vier Wochen, in denen er sich völlig isolierte und sich die Besuche der Freunde verbat. In diesem Roman fasste er alles zusammen, was in den letzten erregten Jugendjahren sein Gemüt beschäftigt hatte; die Poesie verklärte das Erlebte und streute ihre schönsten Blüten darüber aus. Dadurch ward für ihn diese Dichtung eine befreiende Tat. Indem er die Wirklichkeit, die ihn einengte und drückte, in Poesie verwandelte, zog er sich aus dem trüben Element heraus; er „fühlte sich, wie nach einer Generalbeichte, wieder froh und frei und zu einem neuen Leben berechtigt.“

Wohin das Hinträumen in leidenschaftlichen Gemütszuständen, wo man sein Herz wie ein krankes Kind hält „und in freundlichem Wahn so hin taumelt,“ führen könne, davon gab das unglückliche Lebensende des jungen Jerusalem ein erschütterndes Beispiel. Goethe wurde davon umso tiefer ergriffen, weil er selbst fühlte, wie nahe ihre Wege aneinander grenzten.

---

<sup>41</sup> Ein Brief von Merck an seine Frau (vom 29. Jan.) lässt uns klar in dies häusliche Verhältnis blicken. „C'est un assez singulier mariage. – C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfans. D'ailleurs assez riche, mais un négociant, qui a fort peu d'esprit au delà de celui de son état. C'étoit un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. – Goethe est déjà l'ami de la maison; il joue avec les enfans et accompagne le clavecin de Mme. Avec la basse. Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument, qu'il fréquente la maison.“ Und am 14. Februar „– il a la petite Mme. Brentano à consoler sur l'odeur de l'huile, du fromage et des manières de son mari.“

Er bat daher gleich nach der ersten Nachricht Kestner um eine ausführliche Schilderung des Herganges; diese Bilder mochten sich ihm in melancholischen Stimmungen oft vergegenwärtigen. Der zufällige Umstand, dass Jerusalem sich von Kestner, dem er sonst nicht nahe gestanden, die Pistolen erbeten hatte, womit er seinem Leben ein Ende machte, – das Billet ist wörtlich in Werther eingeschaltet – legte ihm die Verwandtschaft ihrer Leiden unwillkürlich näher, und, wenn im heftigsten Kampf seiner Liebe zu Lotte ihn wirklich, wie sein Erzählung uns glauben macht, der Gedanke an Selbstmord eine Zeitlang begleitete, so musste es ihm scheinen, als sei das Werkzeug von Jerusalem's Tod eigentlich vom Schicksal mehr für ihn bestimmt gewesen. Es liegen übrigens zwischen Jerusalem's Tod und der Abfassung der Werther fast anderthalb Jahre, so dass die oft nachgeschriebene Angabe Goethes, er habe gleich in der ersten Aufregung, in die ihn die Trauerbotschaft versetzt, seinen Roman ausgearbeitet, auf einem Irrtum beruht. Erst nach und nach knüpfte er an diese tragische Katastrophe das eigene Gemütsleben dieser leidenschaftlich erregten Jahre an. „Du wirst“ – so schreibt er am 26. April an Lavater – „Teilnehmen an den Leiden des lieben Jungen, den ich darstelle. Wir gingen nebeneinander an die sechs Monate, ohne uns zu nähern. Und nun habe ich seiner Geschichte meine Empfindungen geliehen, und so macht's ein wunderbares Ganze.“ Auf den Helden seines Romans übertrug er seine glühenden Liebesneigungen, seine Weichheit und leidenschaftliche Erregbarkeit, seine Liebe zu Natur und Unschuld, seinen Widerwillen gegen die Seelenlosigkeit der modernen Gesellschaft. Er entzog aber jenem, was ihn aus dem Sturm gerettet hatte, die Kraft der Resignation, den über peinliche Empfindungen hinwegscherzenden Humor und die Heilkraft des schaffenden Genius. Was von der andern Seite das eigene Leben darbot, ist sorgfältig in die Dichtung verwebt. Die Freude an der Herrlichkeit der Natur, das Entzücken der aufkeimenden Liebe, die Qualen der hoffnungslosen Leidenschaft – wo wären sie von eines Dichters Hand nicht bloß feuriger, nein! Wahrer geschildert! Alles quillt aus tiefstem Herzensgrund und strömt mit dem reinsten Zauber der Poesie in die Seele. Es ist nicht eine abstrakte Sentimentalität, wie sie gerade in jener Zeit von schwachen Köpfen zur Rührung weciher Gemüter missbraucht und eben deshalb in Goethes Possen bekämpft ward; sondern es lehnt sich das Gefühl stets an die wechselnden Bilder der Natur und des Lebens an. Die Blüten des Frühlings und die welken Blätter des Herbstes, die harmlose Kinderwelt und die Klagen unglücklicher Leidender, die heitere idyllische Welt

Homers und die düstern, in Nebel gehüllten Szenen Ossianscher Gesänge – es ist die ewige Welt des Menschenherzens und der Poesie, ein gehaltvolles inneres Dasein.

Um die volle Frische momentaner Eindrücke wiederzugeben, hat Goethe vieles aus eigenen Briefen und Tagebuchsblättern eingeschaltet. Die aphoristische Form, die dadurch entstand, kam dem leidenschaftlichen Stoff trefflich zustatten. In der Briefform konnte die lyrische Glut freier sich ergießen, und zugleich erhielt das Ganze durch den Wechsel von Erlebnissen und Reflexionen, von Mitteilung und Selbstgespräch eine dramatische Wirkung. Im ersten Teil wird das Gemütsleben Werthers nach allen Seiten hin exponiert, in dem zweiten drängt es rasch zur tragischen Entwicklung.

„Bis zum Druck währt's noch eine Weile“, heißt es in dem erwähnten Brief an Lavater. Hatte ihn eine Ahnung des Sturms, den das Büchlein erregen würde, ängstlich gemacht? Oder hatte ihm Merck, der damals durch ein Gewirr von unangenehmen Geschäften verstimmt war, durch die geringe Teilnahme, die er diesem neuen dichterischen Produkt schenkte, Misstrauen eingeflößt? Goethe war nahe daran, seinen Roman nochmals umzuarbeiten. Allein Merck widersetzte sich diesem Vorsatz und verlangte, ihn, wie er war, gedruckt zu sehen. Doch ist nicht zu bezweifeln, dass er während der sechs Monate, die bis zum Druck vergingen, noch manche Veränderung von der sorgfältig feilenden Hand des Dichters erfuhr, worauf auch einige Bruchstücke älterer Konzepte<sup>42</sup> schließen lassen.

Aus Goethes etwas geheimnisvollen Berichten über seine damaligen geselligen Verhältnisse geht so viel deutlich hervor, dass er sich von dem wilden Schwarm der jungen exzentrischen Literaten, die bei ihm zechten, schmausten und borgten, von der „literarischen Einquartierung“, die ihm und der Mutter nicht auf die Dauer behagte, loszumachen suchte. Der Vater brachte die Reise nach Italien wieder in Vorschlag; die Mutter wünschte den Sohn bald verheiratet zu sehen. Goethe verkehrte im Sommer 1774 in einfacheren geselligen Zirkeln. Ein Mädchen von angenehmer Bildung und sanften Sitten, das ihm durch das zufällige Los einer in jenen Kreisen beliebten Mariage-Lotterie mehrmals zugewiesen worden war, gewann seine Zuneigung, so dass die Erfüllung des mütterlichen Wunsches auf dem besten

---

<sup>42</sup> A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe etc. S. 144-146. – Über Werther und die damit zusammenhängende Literatur handelt am ausführlichsten Düntzer in den Studien zu Goethes Werken, S. 89-209.

Weg zu sein schien. „Sie ward mir immer werter, und ihre Art, mit mir zu sein, zeugte von einem schönen ruhigen Vertrauen, so dass wir uns wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, ohne vieles Bedenken auf der Stelle hätten zusammengeben lassen.“ Doch auch dies Verhältnis sollte zu nichts weiterem führen, als eine poetische Produktion zu zeitigen.

Goethe las an einem der allwöchentlich wiederkehrenden Gesellschaftsabende die vor kurzem bekannt gewordene Denkschrift Beaumarchais' vor, worin dieser seinen Rechtshandel mit dem spanischen Archivaufseher Joseph Clavijo darstellt. Dieser hatte sich mit der Schwester Beaumarchais' verlobt, jedoch sie verlassen. Der Bruder erschien daher in Madrid und brachte ihn zur Erneuerung seines Versprechens. Clavijo brach es aufs neue und verfolgte den Bruder, welchem es dagegen gelang, seine Absetzung vom Amt zu erwirken. Als über diese Erzählung hin- und hergesprochen wurde, äußerte Goethes liebenswürdige Gesellschafterin gegen ihn, er möge diesen Stoff in ein Schauspiel verwandeln; er versprach, es in acht Tagen fertig mitzuteilen. In dieser Eile wurde das Trauerspiel Clavijo, wahrscheinlich im Mai 1774, niedergeschrieben. Da übrigens Goethe gesteht, den dramatischen Plan schon überlegt zu haben, und sich überdies die Arbeit dadurch erleichterte, dass er einen Teil der Handlung wörtlich aus Beaumarchais' Denkschrift herüber nahm, so wird uns die schnelle Ausführung erklärlich. Er glaubte diesmal im Sinn Mercks zu handeln, wenn er ebenso rasch das Stück unter die Presse brächte; schon im August erschien es im Druck. Allein Merck war unzufriedne, und erwiderte ihm bei der Mitteilung: „Solch einen Quark musst Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die anderen auch.“

„Mein Held“ – heißt es in Betreff des Clavijo in einem Brief Goethes an Schönborn vom 1. Juni – „ist ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson; auch finden sich hier Szenen, die ich im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur andeuten konnte.“ Die in Götz und Werther niedergelegten Selbstbekenntnisse sind demnach durch dies Drama vervollständigt. Durch Beaumarchais' Erzählung war unserm Dichter sein Verhältnis zu Friederike wieder nahe gelegt, und es spannen sich in seiner Phantasie die Szenen aus, wo Treue und Untreue, Empfindung und kalte Überlegung miteinander um den Sieg streiten.

Merck, den man unter der Maske des Carlos hat erkennen wollen, ist so wenig dieser, als er Mephistopheles ist; Goethes bringt vielmehr die Doppelseitigkeit seines eigenen Charakters zur Anschauung; daher blieb dem besonnenen Carlos gegenüber für Clavigo nur die Schwäche, das charakterlose Schwanken übrig.

„Heiraten! Heiraten just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt hat“ – solche Worte des Carlos sagte auch ihm wohl der verständige Freundesrat in der eigenen Brust; auch ihm waren die Heiratsgedanken bald wieder entschwunden. Aus psychologischen Gründen lässt sich daher wohl erklären, weshalb er dem Clavigo nicht die Wärme seines Werther einhauchen konnte; der tragische Schluss lag seinem Gefühl fern und wurde nur als bühnengerechter Abschluss mit geschickter Berechnung des theatralischen Effekts angehängt.

Merck nannte mit Recht den Clavigo, wie später die Stella „Nebstunden“. Ernster beschäftigten unsern Dichter die großen dramatischen Pläne, in die er den höhern Gehalt seines Lebens und Denkens legen wollte. Eben deshalb gediehen sie nicht zum Abschluss, weil der Geist mit dem Fortgang seiner Entwicklung auch in neuen Formen zur Erscheinung zu kommen suchte und daher auch die Stoffe wechselte. „Noch einige Pläne zu großen Dramas hab’ ich erfunden“, – äußert er in dem oben angezogenen Briefe – „das heißt, das interessante Detail dazu in der Natur gefunden und in meinem Herzen. Mein Cäsar, der euch nicht freuen wird, scheint sich auch zu bilden“. Weil er im Cäsar das zum Herrschen berechtigte Genie, welches alles Hindernis, alles Widerstreben überwindet, darstellen wollte<sup>43</sup>, so konnte er an dem Beifall des Dichters der tyrannenfeindlichen „Freiheitsode“ im voraus zweifeln. Dieser Plan ward später durch andere Entwürfe, die inniger mit seinem geistigen Sein zusammenhängen, verdrängt.

Mit der Vergangenheit hatte er sich abgefunden. Auch in seinen Studien weist alles vorwärts. Jedes neue geistvolle Werk setzte einen neuen Ideenkreis in Bewegung, „gießt neues Leben in seine Adern“. Mit einer solchen enthusiastischen Hingebung spricht er von Klopstocks Gelehrtenrepu-

---

<sup>43</sup> „So lang’ ich lebe, sollen die Nichtswürdigen zittern, und sie sollen das Herz nicht haben, auf meinem grabe sich zu freuen.“ Fragment des Cäsar bei Schöll a.a.O. S. 140. Zu Schölls Vermutung, dass in der Briefstelle „recht“ statt „nicht“ zu lesen sei, ist kein Grund.

blik: „Hier fließen die heiligen Quellen bildender Empfindung lauter aus dem Thron der Natur – das heißt Geschichte des Gefühls, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet.“ Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts ist ihm ein „ein mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle verschlungener Geäste lebende und rollende Welt – er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinab gestiegen, hat drin alle die hohe heilige Kraft der simplen Natur aufgewühlt, und führt sie nun in dämmerndem wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem Orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt.“

Weit folgenreicher und tiefer eingreifend in den Gang seiner Entwicklung war das Studium der Ethik des Spinoza. Was ihn zunächst an diesen großen Denker, der von den damaligen Philosophenschulen noch sehr oberflächlich abgefertigt ward, fesselte, das war die Charakterhöhe desselben, die sittliche Würde seiner Philosophie, „die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Satz hervorleuchtete.“ Er eignete sich diese Lehre nicht als ein System philosophischer Spekulation an, und kann sich daher auch „keine Rechenschaft geben, was er sich aus dem Werk mag herausgelesen, was er in dasselbe mag hineingelesen haben.“ Es gab ihm daher auch nicht eine neue Denkart, sondern weil der Kern der Spinozistischen Lehre mit Goethes tieferer sittlicher Eigentümlichkeit, die unter seinem stürmischen, jugendlichen Streben noch verhüllt lag, zusammentraf, so fand er in ihr Stärkung und Gewissheit, „Beruhigung seiner Leidenschaften;“ er fand den versöhnten Gott, wenn auch auf anderem Wege, als seine fromme Freundin gewünscht hatte, und doch hatte das Anschließen an ihre Glaubensrichtung schon darauf vorbereitet.

In Goethes Wesen lag das Streben, sich der ganzen Fülle des Daseins in unmittelbarer Lebendigkeit zu bemächtigen, das eigene Sein damit zu erfüllen. Daher genügte zu seiner Beruhigung nicht die Anschauung, die von dem Irdischen, als dem Eitlen, hinweg zu einem jenseitigen Ewigen sich wendet. Spinoza weist das Irdische nicht von sich; die Dinge der Erscheinungswelt, die Natur und der Mensch als Teil der Natur sind Attribute des göttlichen Seins, das wir nur in jenen und durch jene erkennen; er lässt die Mannigfaltigkeit der Natur, die Eigentümlichkeiten des Individuellen als berechtigt gelten. Der Geist aber des Menschen erhebt das Besondere zum Ewigen und Unendlichen, indem er dahin strebt, alle Dinge auf ihren wahren

ren Wert zurückzuführen und sie mit derselben Freiheit, wie mathematische Objekte, zu erkennen. Durch klare Begriffe, durch die Beziehung der Dinge auf den Begriff Gottes gewinnt er die Herrschaft über die Affekte. Er überzeugt sich, indem er den Sachen gegenüber sich objektiv verhält, von dem Gesetzlichen und Notwendigen, und dies ist Erkenntnis des ewigen Wesens Gottes. Diese Erkenntnis ist zugleich sittliche Freiheit, die Einstimmung mit der ewigen Natur, die Befriedigung im Bewusstsein des Ewigen. Anstatt partieller Resignationen, welche, stets sich wiederholend, unser Inneres niederdrücken und mehr und mehr entmutigen, gelangt der Geist zu der erhebenden und stärkenden Resignation im Ganzen, zu innerlicher Unabhängigkeit, indem er sich von der Notwendigkeit der Dinge als der Notwendigkeit des göttlichen Wesens überzeugt hat.

Da Goethe mitten in seinem „Alles aufregenden“ Drang nach Gesetz und Beruhigung strebte, so machte ihn diese „Alles ausgleichende Ruhe“ Spinozas, „die wie eine Friedensluft ihn anwehte“, diese „geregelt Behandlung“ zu „seinem leidenschaftlichen Schüler, zu seinem entschiedensten Verehrer“. Vor diesem Lichtstrahl verschwanden die Nebel, die sich um sein Gemüt gezogen hatten; „eine große und freie Aussicht über die sinnliche und sittliche Welt schien sich aufzutun“; er glaubte, „die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben.“

Die spinozistische Ansicht blieb die Basis seines geistigen und sittlichen Strebens. Sie leitet ihn, überall Regel und Gesetz zu finden und die Dinge der Herrschaft des Geistes zu unterwerfen. Daher führt sie ihn auch zu der reinen Kunstform der Poesie, welche die Fülle des Seins als eines selbstbewussten Lebens zur Einheit erhebt und, gleich wie die mathematische Methode Spinozas, als ein ewiges und notwendiges zur Totalanschauung bringt<sup>44</sup>.

Nach diesem in ruhiger Geistestätigkeit durchlebten Frühling ward Goethe unerwartet in einen neuen Verkehr mit bedeutenden Männern hineingezogen, der ihm reichen Genuss und mannigfache Anregung gewährte. Lavater, mit dem der briefliche Verkehr schon eine innige Freundschaft eingeleitet hatte, kam in den letzten Tagen des Juni auf seiner Rheinreise nach Frankfurt und fand seinen geleibten jungen Freund. „Es war“ – wie Lavater sagt – „ein unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des

---

<sup>44</sup> Vergl. Danzel, über Goethes Spinozismus. Hamb. 1843. (N. A. 1850)

Schauens.“ – „Bist’s?“ – „Ich bin’s!“, warne die ersten Worte der Begrüßung, und sie umarmten sich aufs herzlichste. Die wichtigsten Fragen der Religion und Philosophie, welche schon in ihren Briefen<sup>45</sup> hin und her beleuchtet waren, kamen zwischen ihnen zur Sprache. Goethe hatte sich von dem religiösen Standpunkte Lavaters, der sich seine Gefühlsreligion auf dem positiven Christentum aufbaute, weiter und weiter entfernt. Dieser jedoch, durchdrungen von der lebhaftesten Überzeugung, dass nur der von ihm bezeichnete Weg zum Heil führte, bemühte sich, auch seinen jungen Freund für seinen Christusglauben zu gewinnen. Solchen Bekehrungsversuchen gegenüber hatte Goethe schon in einem Brief an Lavaters vertrauten Freund Pfenninger geäußert: „Ich bin vielleicht ein Tor, dass ich Euch nicht den Gefallen tue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und dass ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Psychologie meines Innersten Euch darlege, dass ich ein Mensch bin, und daher nichts anders sentieren kann, als andere Menschen, dass das alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter andern Kombinationen sentiere, und drum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muss – welcher aller Kontroversen Quelle ewig war und ewig bleiben wird.“ Solchen Zumutungen hielt er auch jetzt seine selbstständige Überzeugung entgegen, während sein Gemüt von Lavaters Wärme, von der „tiefen Sanftmut seines Blicks, der Lieblichkeit seiner Lippen, selbst dem durch sein Hochdeutsch durchtönenden treuherzigen Schweizerdialekt“ mächtig zu ihm sich hingezogen fühlte. Wo er Wärme fand, ehrte er die religiöse Überzeugung an andern, und Lavater, „der nicht satt werden konnte, das Genie dieses einzigen Mannes in seiner Art anzustauen“<sup>46</sup>, begegnete mit liebevoller Achtung der Offenheit, mit der sich das Innerste des genialen Jünglings vor ihm aufschloss. Diese lebhaften Unterhaltungen über die höchsten Probleme des Denkens – auch die Lavatersche Theorie der Physiognomik griff vielseitig anregend in diese Gebiete ein – brachten Goethes „ruhiges künstlerisch beschauliches Wesen in Umtrieb“. Es ergriff ihn daher das Verlangen, sie fortzusetzen, und er entschloss sich, um Lavater besser, als unter den Frankfurter Zerstreungen, genießen zu können, ihn auf seiner Reise nach Ems zu begleiten, wo sie am 29. Juni anlangten. In Ems trennten sie sich wieder, da Goethe durch seine juristischen Geschäfte

---

<sup>45</sup> Goethes Briefe an Lavater, herausg. von Hirzel. 1833.

<sup>46</sup> Lavaters Lebensbeschreibung von Georg Geßner, 1802. Thl. 2. S. 126 ff. Vergl. Beiträge zur nähern Kenntnis Lavaters von U. Hegner, 1836.

nach Frankfurt zurückgerufen ward, überdies Lavater wieder der sich um und an ihn drängenden Gesellschaft gehörte.

Goethe sollte jedoch nicht sobald zur Ruhe kommen. Wenige Tage darauf kam Basedow nach Frankfurt und warb um Unterstützung für seine reformatorischen pädagogischen Unternehmungen, welche damals Deutschland nicht minder in Bewegung versetzten, als Lavaters physiognomische Lehren. Obwohl sein derbes, zynisches Betragen der gerade Gegensatz von Lavaters Zartheit und sittlichem Anstand war, so zog dennoch seine Originalität, seine drollige Lebendigkeit Goethe an. Seine pädagogischen Reformen hatten trotz seiner rationalistischen Freigeisterei selbst an Lavater einen warmen Verehrer und Fürsprecher. Als er am 12. Juli nach Ems aufbrach, begleitete ihn Goethe seine Strecke weit, obgleich Basedow durch seinen schlechten Tabak und stinkenden Zündschwamm seine Geduld auf nicht geringe Probe setzte.

In Frankfurt hielt es ihn nicht lange. Der Vater und einige Freunde übernahmen die Besorgung der laufenden Geschäfte, und er machte sich am 15. Juli auf, die Männer, welche seinen Geist in neue Unruhe versetzt hatten, nochmals aufzusuchen. In Ems verweilte er einige Tage, die unter Tanz und Lustbarkeiten, Ausflügen und heiterem Gespräch mit den Freunden verflossen. „Ich bin vergnügt“ – sagte Goethe damals zu Lavater – „ich bin glücklich! Das fühle ich, und doch ist der ganze Inhalt meiner Freude ein wallendes Sehnen nach etwas, das ich nicht habe, nach etwas, das ich nicht anschauend erkenne“. Am 18. Juli unternahm man eine Lahnfahrt in „ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft; Goethes Genialischer Mutwill, Basedows ruhiger Witz und Lavaters weise Laune gaben freilich den Ton, worin dann auch die andern, jeder nach seiner Art, mit einstimmen.“ Goethe äußert in „Dichtung und Wahrheit“, man habe ihn auf der ganzen Reise nur als den Dunstschweif jener beiden großen Wandelsterne behandelt. Ihm fehlte nämlich damals noch der Glanz des Werther, und er irrt sich, wenn er berichtet, man habe ihn mit Fragen nach der Wahrhaftigkeit der Leiden Werthers und dem Wohnort Lottes bestürmt.

Beim Anblick einer merkwürdigen Burgruine schrieb Goethe in das Stammbuch der Lips, der Lavaters physiognomische Reise als Zeichner begleitete, die Verse: Geistesgruß („Hoch auf dem alten Turm steht“ etc.). Das Gedicht „Diner zu Koblenz“ zeichnet uns den ergötzlichen Moment, wo er, als das Weltkind zwischen den beiden Propheten, behaglich ein Stück Lachs

und einen „Hahnen“ verzehrt, während Lavater einem Landprediger die Offenbarung Johannis erklärt, und Basedow einem Tanzmeister die Unzweckmäßigkeit der Kindertaufe beweist. Von Koblenz ward die Reise Rheinabwärts fortgesetzt. Lavater wollte einen Freund in Mühlheim (am Rhein) besuchen, Goethe zog es zu der Jacobi'schen Familie. In Köln musste dem Verehrer altdeutscher Baukunst vornehmlich der Dom hohes Interesse gewähren. Allein das Ruinenartige des unvollendet gelassenen Bauwerks ließ ihn keinen Totaleindruck gewinnen, da zu tiefer eindringenden Studien keine Zeit blieb, und niemand ihm den künstlerischen Wert des großartigen Baues klar vor Augen zu legen vermochte.

Nachdem er sich in Mühlheim von Lavater getrennt hatte, eilte er nach Düsseldorf. Die Jacobische Familie befand sich auf ihrem gemütlichen Landsitz Pempelfort, wohin er sich sogleich hinausbegab und mit aller Herzlichkeit empfangen wurde (21. Juli). Mit Jacobi blieb er längere Zeit zusammen, da dieser ihn nach Elberfeld und nach Köln begleitete. Hatte ihn mit Lavater und Basedow mehr der Widerspruch, als die Wahlverwandtschaft der Geister verbunden, so fand er an Friedrich Jacobi einen jugendlichen Freund, dessen Denken, wie das seine, aus dem Innersten des Gemüts, aus der Tiefe einer reichen Ideenwelt hervorquoll und dessen Sehnsucht ins Unendliche strebte. Er sah sich von einem Freundesherzen ganz verstanden; ihm war „eine solche reine Geistesverwandtschaft neu, und erregte ein leidenschaftliches Verlangen fernerer Mitteilung.“ Alles, was in einem jeden lebte, kam zur Sprache; ernste philosophische Unterhaltungen wurden gepflogen, in denen vornehmlich Spinoza, dem Jacobi ein noch anhaltenderes Studium, als Goethe, gewidmet hatte, den Anhaltspunkt darbot. Goethe teilte manches von seinen neuesten Dichtungen mit, unter andern die Balladen „Der König von Thule“ und „Der untreue Knabe“. Im leidenschaftlichen Drang nach Mitteilung suchte Goethe den Freund eines Nachts, nachdem sie sich schon getrennt und in die Schlafzimmer zurückgezogen hatten, nochmals auf. Am Fenster stehend, während der Mondschein über dem breiten Rhein zitterte, schwelgten sie in der Fülle des Hin- und Wiedergebens. „Goethe ist der Mann“ – schreibt Jacobi am 10. August an Frau von la Roche – „dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, ausdauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine echte eigentümliche Festigkeit erhalten; denn Goethes Anschauung hat meinen besten Ideen, meinen besten Empfindungen – den einsamen, verstoßenen – unüberwindliche Gewissheit gegeben. Der Mann ist selbstständig vom

Scheitel bis zur Fußsohle.“ – Ebenso enthusiastisch spricht sich diese Verehrung in einem Brief an Wieland aus (27. Aug.): „Je mehr ich’s überdenke, je lebhafter empfinde ich die Unmöglichkeit, dem, der Goethe nicht gesehen noch gehört hat, etwas Begreifliches über dieses außerordentliche Geschöpf zu schreiben... Man braucht nur eine Stunde bei ihm gewesen zu sein, um es im höchsten Grad lächerlich zu finden, dass er anders denken und handeln soll, als er wirklich denkt und handelt. Hiermit will ich nicht andeuten, dass keine Veränderung zum Schöneren und Besseren in ihm möglich sei; aber nicht anders ist sie ihm möglich, als so wie die Blume sich entfaltet, wie die Saat reift, wie der Baum in die Höhe wächst und sich krönt.“ – „Welche Stunden! Welche Tage!“ – So spricht noch das Entzücken der Erinnerung sich in einem fast vierzig Jahr später geschriebenen Brief Jacobis aus – „mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich Dich nicht mehr lassen.“

Auch Wilhelm Heinse, mit dem Goethe in Düsseldorf zusammentraf, war von seiner Herz gewinnenden Gewalt hingerissen. „Goethe war bei uns“ – heißt es in einem seiner Briefe aus jener Zeit – „ein schöner Junge von fünfundzwanzig Jahren, der vom Wirbel bis zur Zehe Genie und Stärke ist, ein Herz voll Gefühl, ein Geist voll Feuer mit Adlerflügeln; ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte, der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre, wie er.“

Für den Kunstfreund besaß Düsseldorf damals reiche Schätze; in der Gemäldegalerie konnte Goethes Vorleibe für die niederländische Schule reichliche Nahrung finden. Einen andern Kunstgenuss gewährte ihm eine Fahrt nach dem anderthalb Meilen von Mühlheim gelegenen Jagdschloss Bensberg, wo ihn die Wandverzierungen von Weenix, welche verschiedenartige Jagdtiere in meisterhafter Naturnachahmung darstellen, „über die Maßen“ entzückten.

Jung, der als Arzt zu Elberfeld lebte, wurde eines Morgens früh in einen Gasthof gerufen: Ein fremder Patient sei da, der ihn zu sprechen wünsche. Ins Schlafzimmer des Fremden geführt, fand er den Kranken, Hals und Kopf in Tücher gehüllt; der Fremde steckte die Hand aus dem Bett und sagte mit schwacher, dumpfer Stimme: „Herr Doktor, fühlen sie mir einmal den Puls; ich bin gar krank und schwach.“ Jung erwiderte, die Hand am Puls seines Patienten: „Ich finde gar nichts krankes, Ihr Puls geht ordentlich.“ Kaum

hatte er dies gesagt, so hing – Goethe an seinem Hals; es war eine unbeschreibliche Freude des Wiedersehens<sup>47</sup>.

Während dessen fand auch Lavater, ohne dass Goethe davon unterrichtet war, sich veranlasst, seine Reise bis nach Elberfeld auszudehnen, wo er bei einem Kaufmann gastliche Aufnahme fand. Eine seltsam gemischte Tischgesellschaft in diesem Haus, unter der sich Lavater, Friedrich und Georg Jacobi, Heinse, Goethe und Jung befanden, hat uns der Letztere in lebhaften Zügen geschildert. Lavater streckte in liebenswürdigster Unterhaltung, die alle zur Ehrfurcht und Liebe hinriss, seine physiognomischen Fühlhörner aus, und sein geschickter Zeichner fand ergiebige Beschäftigung. „Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch her, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn der Zirkel von Menschen gaudiere. Die Elberfelder glaubten, der Mensch sei nicht klug. Stilling aber und andere, die sein Wesen besser kannten, meinten oft vor Lachen zu bersten, wenn ihn einer mit starren und gleichsam bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem hellen Blick ihn darnieder schoss.“

Die Rückreise nach Frankfurt wurde in den ersten Augustwochen rasch vollendet. Ihm blieben davon keine Rückerinnerungen, da sein äußerer Sinn nicht mehr durch die Neuheit der Gegenstände in Anspruch genommen wurde, und sein Geist, mehr in sich gekehrt, mit dem Verarbeiten der zuletzt gewonnenen Eindrücke und Ideen beschäftigt war. Welch eine gehobene Gemütsstimmung er in die Stille des väterlichen Hauses zurückbrachte, mag der erste Brief, den er an Jacobi richtete (vom 13. nachts), dartun. Er lässt uns tief in des Dichters Liebe glühende Seele blicken.

„Ich träume, lieber Fritz, den Augenblick, habe Deinen Brief und schwebe um Dich. Du hast gefühlt, dass es mir Wonne war, Gegenstand Deiner Liebe zu sein. O, das ist herrlich, dass jeder glaubt, mehr vom andern zu empfangen, als er gibt! O Liebe! Liebe! Die Armut des Reichtums – und welche Kraft wirkt's in mich, da ich im andern alles umarme, was mir fehlt und ihm noch dazu schenke, was ich habe. Ich habe vorige Nacht auf'm Postwagen durch Basedows Grille gesessen. Es ist wieder Nacht. – Glaub' mir, wir könnten von nun an stumm gegeneinander sein, uns dann ach Zeiten wieder treffen, und uns wär's, als wären wir Hand in Hand gegangen.

---

<sup>47</sup> Heinrich Stillings häusliches Leben, eine wahrhafte Geschichte, 1789 S. 53.

Einig werden wir sein über das, was wir nicht durchgeredet haben. Gute Nacht. Ich schreibe im Rauschtaumel, nicht im Wogensturm; doch ist's nicht eins, welcher uns an Steine schmettert? – Wohl denen, welche Tränen haben!“

Diese geistige Erhebung, diese Erregung aller denkenden und dichtenden Kräfte seiner Seele trieb tausendfältige neue Keime in ihm hervor. Er lebte in einem Frühling des freudigsten Schaffens. Eine Fülle des Hohen und Schönen drängte sich heran, zu überwältigend, als dass nicht, was davon zur dichterischen Darstellung gebracht ward, Fragment bleiben musste. Aber eine Vorstellung vermögen wir uns ungefähr davon zu machen, wenn wir bedenken, dass (mag auch Cäsar als beseitigt anzusehen sein) ‚Faust‘, ‚Mahomet‘, ‚der ewige Jude‘ und ‚Prometheus‘, welche er selbst als „die kühneren Griffe in die tiefere Menschheit“ bezeichnet, gleichzeitig (denn die Hauptscenen der ältesten Faustdichtung gehören dem Jahre 1774 an) ihn beschäftigten, alle dazu bestimmt, des denkenden und schaffenden Geistes mutiges Streben in die Welt hinein darzustellen und die höchsten Zwecke des sittlich-religiös wirkenden Menschengestes zu lebenvoller Anschauung zu bringen.

Den Entwurf des ‚Mahomet‘ setzt Goethe in seinem biographischen Bereich tunmittelbar mit den im Verkehr mit Lavater und Basedow gewonnenen Erfahrungen in Verbindung, indem er bei Betrachtung ihres Lebensganges eingesehen habe, dass der vorzügliche Mensch, welcher das Göttliche, das er in sich fühlt, außer sich verbreiten möchte, durch sein Zusammentreffen mit der rohen Welt genötigt wird, sich ihr gleichzustellen, wodurch er zuletzt im Verfolg irdischer Zwecke zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen wird. Die Grundidee scheint jedoch weit tiefer in Goethes eigener Geistesentwicklung zu wurzeln und unabhängig von jenen Beobachtungen entstanden zu sein, mag auch bei der weiteren Ausbildung des Plans die Anschauung des modernen Prophetentums von Einfluss gewesen sein. Goethe gesteht selbst, kurz zuvor das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen und studiert zu haben, wobei sich der Gedanke in ihm ausbildete, dass er nicht der Betrüger sei, für den ihn oberflächliche Fanatiker auszugeben pfl egten. Die beiden großen Momente in Muhameds Leben, wo der Strahl des Glaubens an den einen höchsten Gott ins eine Seele fällt, und wo diese Lehre aus der Stille der Brust triumphierend in die Welt eintritt, begeisterten ihn zu zwei lyrischen Gesängen, wel-

che wahrscheinlich vor dem Entwurf des Ganzen gedichtet wurden. In dem ersten Gesang hebt Mahomet sein glühendes Herz den Gestirnen, dem Mond, der Sonne entgegen, und ihr Anblick zieht ihn hinauf zu der Verehrung des Erschaffenden, Alliebenden<sup>48</sup>. Der zweite ist die unter der Überschrift „Mahomets Gesang“ bekannte Hymne, welche den Welt erobernden Sieg der geistigen Tat unter dem Bild des großen Stroms schildert, der, als reiner Felsenquell entsprungen, mehr und mehr anschwellend, die kleinen Gewässer mit sich zum Ozean zieht. Diesen Gesang sollte Ali auf dem höchsten Punkt des Gelingens zu Ehren des Meisters vortragen. Er erschien schon, als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema, in dem Göttinger Musenalmanach für 1774, woraus sich auf frühere Abfassung schließen lässt. Von dem Stück selbst hat sich nur die in Prosa abgefasste Eingangsszene erhalten. Aus einigen Blättern von Goethes Hand geht hervor, dass er den Koran sorgfältig zum Behelf seines Dramas durchstudierte und stellenweise

---

<sup>48</sup> Diese Hymne, welche Goethe für verloren hielt, hat sich, von seiner Hand geschrieben, wieder gefunden. Schöll machte sie in den Briefen und Aufsätzen etc. 1846, (S. 151) nebst einem Dialog zwischen M. und seiner Pflegemutter Halima zum ersten Mal bekannt. Da sie den meisten unserer Leser noch unbekannt geblieben sein wird, lassen wir die schöne Dichtung hier folgen:

**Mahomet (allein).**

(Feld. Gestirnter Himmel.)

Teilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,  
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.  
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?  
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.  
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!  
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?  
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!  
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!  
Lass, lass nicht in der Finsternis  
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonn', dir glühenden weihst sich das glühende Herz.  
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', allsehende, mich!  
Steigst auch du hinab, herrliche?  
Tief hüllt mich Finsternis ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!  
Sei mein Herr du, mein Gott! Du Alleibender, du,  
Der die Sonne, den Mond und die Stern'  
Schuf, Erde und Himmel und mich!

übersetzte. Den Plan desselben hat er uns vollständig mitgeteilt. Nachdem Muhamed den Glauben an den einigen Gott gewonnen hat, teilt er ihn den Seinigen mit, seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Akt versucht er seinen Glauben bei seinem Stamm auszubreiten; der Zwist erhebt sich, und der Prophet muss fliehen. Im dritten siegt sein Glaube über die Gegner; er reinigt die Kaaba von den Götzenbildern. Aber nun wird das Himmlische getrübt, je mehr das Irdische wächst und sich ausbreitet. Im vierten Akt benutzt Muhamed, um seine Eroberungen zu verfolgen, die Mittel der List und Gewalt, bereitet sich aber dadurch seinen Sturz; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich vergiftet; damit erwacht wieder der höhere Sinn und verleiht ihm Fassung, so dass er im Tod sich wieder der Bewunderung würdig macht, indem er seine Lehre reinigt und sein Reich befestigt: – Ein Entwurf, wert, einen großen Dichtergeist zu beschäftigen.

War es in diesem Drama auf eine ziemlich regelmäßige Komposition abgesehen, so griff er dagegen in der Bearbeitung des ‚Ewigen Juden‘ nach der lockeren humoristischen Erzählungsform des Hans Sachs, um sich nach Lauen in Erzählung und Betrachtung, in Ernst und Scherz zu ergehen, wie denn gleich die Eingangsverse:

Um Mitternacht wohl fang' ich an,  
Spring' aus dem Bette, wie ein Toller,  
Nie war mein Busen seelenvoller,  
Zu singen den gereiften Mann,  
Der Wunder ohne Zahl gesehen –

uns auf diesen Ton vorbereiten. Die Sage vom Ewigen Juden, welcher ruhelos die Menschenwelt in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung durchwandert, hatte sich Goethe früh durch das bekannte Volksbuch eingepägt. Sie scheint ihm ein geeigneter Faden zu sein, um die hervorstechenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte darzustellen. In dem Juden Ahasverus wollte er einen originellen Schuster, „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist“, schildern, zu welchem ihm sein Dresdener Schuster die Grundzüge liefern sollte. Da Ahasver sich mit den Leuten gern in ein Gespräch einlässt, so lernt er auch Christus kennen, den er, weil er seinen höheren Sinn nicht fasst, zu seinen Ansichten bekehren möchte, so sehr ihn auch der Heiland über seine hohen Absichten zu belehren sucht. Er verlangt, dass Christus sich zum Parteihaupt mache und aus

seiner Beschaulichkeit heraustrete, was auch Judas durch seinen Verrat zu betreiben sucht. Als aber dieser Plan misslingt, gerät Ahasver außer sich und stößt in seiner Erbitterung den Heiland auf seinem Kreuzesweg von seiner Tür und überhäuft ihn mit Vorwürfen. Dieser antwortet nicht; aber in dem Augenblick bedeckt die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuch. Da sie es wegnimmt und in die Höhe hält, erblickt Ahasver darauf das Antlitz des Herrn, aber keineswegs des in Gegenwart leidenden, sondern eines herrlich Verklärten, Geblendet von dieser Erscheinung wendet er die Augen weg und vernimmt die Worte: Du wandelst auf Erden, bis zu mich in dieser Gestalt wieder erblickst. Als der Betroffene wieder zu sich kommt, sind die Straßen von Jerusalem öde, Unruhe und Sehnsucht treiben ihn fort, und er beginnst seine Wanderung.

Dieser Teil ist Entwurf geblieben. Unter den uns erhaltenen Bruchstücken ist besonders der Teil mit Liebe ausgeführt, wo der Heiland, um sich von dem Zustand des Christentums durch eigene Anschauung zu unterrichten, nach 3000 Jahren auf die Erde wiederkehrt. Die Schilderung des Moments, wo der Heiland von dem Berg, auf welchem ihn einst der Teufel versuchte, den Blick auf die Erde wirft, „wo er einst säte und nun ernten will,“ ist dem Erhabensten, was Goethe gedichtet hat, an die Seite zu setzen. Statt der Religion der Liebe findet er dort Zwietracht und niedere Begierde.

Wo, rief der Heiland, ist das Licht,  
Das hell von meinem Wort entbronnen?  
Weh, und ich seh' den Faden nicht,  
Den ich so rein vom Himmel herab gesponnen.  
Wo haben sich die Zeugen hingewandt,  
Die treu aus meinem Blut entsprungen,  
Und ach, wohin der Geist, den ich gesandt!  
Sein Wehn, ich fühl's, ist all verklungen.

Die Legende, dass der Herr, als er auf die Erde zurückkommt, in Gefahr gerät, zum zweiten Mal gekreuzigt zu werden („venio iterum crucifigi“), hat Goethe während seiner italienischen Reise noch einmal veranlasst, einen Plan zu einem großen Gedicht zu entwerfen, dass aber ebenso wenig, wie der Jugendentwurf, zur Ausführung gedieht. Charakteristisch für Goethes damalige Richtung ist die bittere Abneigung, die sich in jenen Fragmenten gegen die Geistlichkeit, gegen die „Pfaffen“ ausspricht, die trotz der Reformation geblieben seien, nur das sie „mehr schwätzen, weniger Gri-

massen machen.“ Dagegen beabsichtigte er, seine Verehrung für Spinoza bei Gelegenheit eines Besuches, den Ahasver bei ihm macht, auszusprechen, und was er sich von jenem Denker angeeignet hatte, praktisch darzulegen; doch er gelangte nicht dazu, diese mit besonderer Liebe durchdachte Episode niederzuschreiben.

Die Entwürfe des Mahomet und des Ewigen Juden blieben liegen, weil in dem Geist unsers Dichters in Bezug auf die religiöse Weltansicht eine neue Epoche eintrat, in deren Entwicklung der Einfluss des Spinozismus unverkennbar ist. Sein produktives Talent war aufs höchste gesteigert und gehorchte ihm zu jeder Stunde; sogar, was er am Tag wachend gewahr wurde, bildete sich öfters nachts in regelmäßige Träume. Dies Bewusstsein der Freiheit des Geistes, der, wie es Spinoza verlangt, in den eigenen Tiefen Gesetz und Form fand, erhob sich im kühnsten Schwung zu dem Gefühl einer von keinen Schranken eingeengten genialen Schöpferkraft, die in Götterähnlichkeit herrliche Gebilde schafft. Diesem stolzen Selbstvertrauen musste die griechische Mythe von Prometheus sehr zusagen, in der das kühne Emporstreben des mit schaffender Kraft ausgerüsteten Titanen sich darstellt. Doch gefiel dem Dichter minder das Gigantische, Himmelstürmende dieser Mythe, sondern das friedliche, plastische Widerstreben, das die Obergewalt zwar anerkennt, aber sich ihr gleichstellen möchte. Er bildete daher die antike Mythe nach seinem Sinn um. Sein Prometheus stellt den nach dem innern Drang kühn schaffenden Geist dar, der sich von jeder äußern Herrschaft, auch der der Götter, freimacht und auf eigene Hand Wesen bildet, unter ihnen von allen das vollendetste, die Pandora, das „heilige Gefäß der Gaben alle, die ergötzlich sind unter dem weiten Himmel, auf der unendlichen Erde“; von Minerva zum Quell des Lebens hingeführt, gibt er ihnen Leben. In den Szenen des zweiten Akts beginnt die Tätigkeit und das erste Gefühlsleben der neuen Geschöpfe, welche Leidenschaft, Lebenswonne und Todesschauern zum ersten Mal empfinden. Der Erhabenheit des Stoffes schien die freie hymnenartige Form angemessen zu sein, die Goethe in einigen Oden angewandt hatte. Die zwei vorhandenen Akte bilden ein Ganzes, so dass man zweifeln möchte, ob der Dichter damals eine Fortsetzung beabsichtigt habe, wie er am Schluss des ersten Abdrucks (1830) andeutete. Jacobi, dem er seine Dichtung übersandte, schrieb am 6. November 1774: „Kaum kann ich Dir sagen, dass dieses Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu sagen, wie sehr!“ Der unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher die Hauptge-

danken des Prometheus Krafttrotzes energisch zusammenfasst, ist zwar um dieselbe Zeit gedichtet, aber nicht, wie Goethe angibt, der Anfang eines dritten Akts, sondern eine selbstständige Dichtung<sup>49</sup>. Die gab infolge einer Mitteilung Jacobis an Lessing (1780) Veranlassung zu einer beistimmenden Äußerung des Letzteren, welche 1785 einen erbitterten Streit zwischen Jacobi und Mendelssohn über Lessings Spinozismus hervorrief.

Dass übrigens dem titanischen Jüngling sein Zimmer einer Prometheuswerkstatt zu gleichen schien, dazu trug nicht nur die Poesie, sondern auch die bildende Kunst bei. Er zeichnete fleißig, und die Wände seines Zimmers waren mit verschiedenerlei Arbeiten, fertigen und unvollendeten, bedeckt. Das poetische Gefühl quoll oft mit dem fröhlichen Schaffen des Künstlers hervor, und wir verdanken diesem eine Reihe von Gedichten, welche die freudige Empfindung des darstellenden Künstlers ausdrücken: Künstlers Morgen- und Abendlied, Kenner und Künstler, Kenner und Enthusiast, Sendschreiben, Künstlers Fug und Recht, so wie die dramatische Kleinigkeit ‚Künstlers Erdewallen‘, das den Konflikt der Kunstbegeisterung mit den Sorgen des Tages zum Gegenstand hat.

War aber irgendein Zeitpunkt in Goethes Leben geeignet, ihn mit Stolz auf die Schöpferkraft seines Genius zu erfüllen, so war es der, wo er, den wiederholten Bitten der Freunde endlich nachgebend, seinen Werter in die Welt sandte; er erschien im Oktober ohne Namen des Verfassers, den jedoch Buchhändler Weygand schon in der Anzeige im Messkatalog verriet. Alles, was an Sehnsucht und Schmerz das mitlebende Geschlecht erfüllte, aller erhabenen und weichen Empfindungen, welche in der Poesie jener Zeit stürmisch hervordrangen, waren hier zu einem kleinen Gemälde in vollendetster Kunstform zusammengefasst. Wie es elektrisch nach allen Seiten zündend wirkte, ist kaum mit wenig Worten zu schildern. „Das Herz ist ei-

---

<sup>49</sup> Dies hat Viehoff im Kommentar zu Goethes Gedichten (I. S. 248 f.) und in Goethes Leben (II. S. 186 f.) richtig nachgewiesen, indem diese Ode nur die in den beiden Akten des Prometheus enthaltenen Gedanken, zum Teil mit den nämlichen Worten, wiederholt. Düntzer stellt in der gründlichen Schrift: „Goethes Prometheus und Pandora“ (1850), die mir leider erst nach dem Abdruck des zwölften Bogens zugeing, die Vermutung auf, dass sie als Monolog zu einer zweiten Bearbeitung bestimmt gewesen sei; sie könnte auch als vereinzelter, lyrischer Erguss, der sich erst allmählich zu dramatischer Form entfaltetete, vorangegangen sein, Übrigens freue ich mich mit diesem trefflichen Interpreten der Goetheschen Dichtungen in der Hauptsache überein zu stimmen. Meine Vermutung, dass eine Fortsetzung des Prometheus nicht in Goethes Pläne gelegen habe, sondern die beiden vorhandenen Akte ein abgerundetes Ganzes bilden, ist durch seine Beweisführung zur Evidenz erhoben.

nem so voll davon, und der ganze Kopf ein Gefühl von Träne. O, Menschenleben! Welche Glut und Qual und Wonne vermagst du in dich zu fassen!“ Das war mit den Worten einer derzeitigen Rezension das Geständnis aller warm schlagenden, jungen Herzen. Keine andere Dichtung hat je so viel Tränen fließen gemacht, keine die Seele so im Tiefsten erschüttert. Eine lebendige Schilderung der ersten frischen Wirkung des Romans gibt uns ein Brief Jacobis, der ihn seinem Bruder und Heinse vorgelesen hatte. Heinse „ward übermannt, geriet außer sich, sein Angesicht glühte, seine Augen tauten, seine Brust hob sich empor; Bewunderung und Entzücken erfüllte seine Seele: Über alles, was Goethe bisher gemacht hat, sagt’ er, ist dies göttliche Werk ganz voll Kraft, ganz voll Leben, aber damit auch alle seine Kraft, all sein Leben; da steht er nun in seiner höchsten Größe an der äußersten Grenze seiner Jünglingschaft. Zuweilen hielt ich inne, sprach einige Worte, las dann weiter, und wund meinen Mann immer höher und höher, bis es endlich dahin kam, dass er in der lautersten Wahrheit seines Herzens zeugte, Du seist der größte Mann, den die Welt hervorgebracht; kein altes, kein neues Volk habe ein solches Wunder aufzuweisen, als Werthers Leiden.“

Zu derselben Zeit jedoch, wo der Ruhm unseres Dichters sich über die ganze gebildete Welt verbreitete, wo bald mit Werter sein Name den Siegeszug durch Frankreich und England hielt, begann er auch, um dieser Dichtung willen viele Unannehmlichkeiten und Angriffe zu erleiden. Die nächsten, welche sein Herz am empfindlichsten berührten, kamen gerade von der Seite, wo die Wahrheit dieser Dichtung am tiefsten erkannt werden konnte, und wo er auf Teilnahme und Mitgefühl gerechnet hatte.

Mit dem Kestner’schen Ehepaar hatte Goethe nach der Verheiratung den Briefwechseln mit der früheren Innigkeit und Offenheit fortgesetzt. Nach Lottes erster Niederkunft sprach er in einem sehr schönen Brief das Verlangen aus, dass der Knabe Wolfgang genannt werde, und er Patenstelle übernehmen dürfe. Darauf kündigte er ihnen eine bald zu machende Sendung an, und diese war ein Exemplar von Werthers Leiden. Aber wie groß war ihr Erstaunen, sich selbst so offen vor der Welt hingestellt zu sehen, zumal da der Dichter es für nötig erachtet hatte, den Bräutigam und Gemahl Albert als unliebenswert und sein Verhältnis zu Lotte als kalt und durch ihre Neigung zu Werter gestört darzustellen, was erst durch spätere Veränderung mehr gemildert worden ist. Von den Anklagen und Vorwürfen, die

ihm für sein Geschenk zurückgegeben wurden, war er sehr ergriffen. In seiner Erwiderung beschwor er sie, ihm und der Zeit zu vertrauen, die alles zurechtbringen und zu ihrer aller Ehre enden werde. Aber er fühlt auch zugleich die Größe seines dichterischen Berufes und verhehlt es ihnen nicht, dass sein Werk ihre Namen unsterblichem Gedächtnis überliefern werde. Er fordert sie wiederholt auf, doch nur alles wieder und wieder zu lesen; er zweifle nicht, dass dann das Gedicht sie über den Anstoß der Realität beruhigen werde; endlich in Erinnerung an die Größe des eigenen Entsagungsoffers bricht er in die Worte aus: „O, ihr teuren Menschen, ahnt ihr denn so gar nicht, wie der Mensch euch lieben muss, dessen Leiden euch schon in dem bloßen Abbild schaudern macht?“<sup>50</sup> Es gelang ihm, den Sturm zu beschwichtigen und mit dem Ehepaar in freundlichem Vernehmen zu bleiben. Nach 1776, mehr noch nach 1780 werden indes die Briefe spärlicher, bis nach Kestners Tod (1800) der Briefwechsel erlosch. Goethe sah die Jugendliebte noch einmal wieder, als sie 1816 ihre in Weimar verheiratete Schwester besuchte, und erwies ihr große Aufmerksamkeit. Sie starb im Jahr 1828.

Die öffentlichen Angriffe galten nicht sowohl der Dichtung als solcher, sondern der Moral derselben, indem viele sie für eine Apologie des Selbstmords nahmen. In der Tat sollen auch einige schwache Seelen durch diesen Roman dazu angetrieben worden sein; doch das war Krankheit der Zeit, die nicht erst der Werther hervorgerufen hatte. Goethe wollte sie eben dadurch heilen, dass er das Entstehen und die Entwicklung eines Seelenzustandes schilderte, der den Entschluss der Verzweiflung endlich eingibt, wenn man auch von dem Dichter nicht verlangen konnte, dass er durch ein „Schlusskapitel, je zynischer, desto besser“, wie Lessing anriet, oder durch moralisierende Zugaben sein Werk zerstöre, haben doch schon die mildern Änderungen und Zusätze der späteren Ausgaben viel von dem frischen Hauch der Jugendliebung hinweg genommen. In Leipzig ward der Verkauf des Romans untersagt; doch hinderten solche Verbote nicht, das schon im nächsten Jahr eine zweite Auflage erschien, in der die beiden bekannten Strophen (die letzte schließt: Sei ein Mann, und folge mir nicht nach!) als Motto dienten.

---

<sup>50</sup> Nach den Berichten in der Augsb. Allgem. Zeitung 1847, Nr. 190, Beilage; Kölnische Zeit. 1847. Nr. 317.

Unter denen, welche für Religion und Tugend am Werther zu Rittern werden wollten, fehlten weder der geschwätzige Buchhändler Nicolai, der in einer faden Umdichtung „Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes“ den kranken Sinn Werthers nach einem Hühnerblutschuss durch eine Heirat mit Lotte heilen und ihn dann die ganze Prosa des Lebens auskosten lässt – noch der Zionswächter Goeze zu Hamburg, welcher der Obrigkeit das Einschreiten gegen die Apologien des Selbstmords zur Pflicht machte. Dieser Lärm der Kritiker und Moralisten mochte dem Dichter mitunter recht lustig vorkommen, und Nicolai ward mit einigen witzigen Epigrammen abgefertigt; doch machte ihn das Gerede zuletzt recht verdrießlich. In einem Brief vom 6. März 1775 äußert er: „Ich bin das Ausgraben und Sezieren meines armen Werthers so satt! Wo ich in eine Stube trete, finde ich das Berliner Hundezeug; der eine schilt darauf, der andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich einer wie der andere.“ Aber er setzt gleich hinzu: „Nimm mir's doch nichts von meinem innern Ganzen, rührt und ruckt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind.“<sup>51</sup>

Es ist nicht zu verkennen, dass die Aufregung, welche Werther hervorrief, auch den Dichter in seinem stillen Schaffen unterbrach. Die großen titanischen Konzeptionen, die aus dem raschen Wurf begeisterter Stunden hervorgegangen waren, rückten während des Winters 1774/75 nicht vor. Er macht selbst über sich die Bemerkung, die wir später oft bestätigt finden, dass „eben die Natur, die größere und kleinere Werke unaufgefordert in ihm hervorbrachte, manchmal in großen Pausen ruhte, und er in einer langen Zeitstrecke selbst mit Willen nichts hervorzubringen imstande war.“ Vielmehr warf er sich, wie denn sein Geist schnell nach dem Entlegenen und Entgegengesetzten überzuspringen pflegte, auch jetzt aus der stürmischen Produktivität in philosophische Studien. Er nahm den Spinoza, den er eine geraume Zeit hatte ruhen lassen, wieder vor. Was ihn immer von neuem zu diesem Denker hinzog, war das Streben, den sittlichen Erscheinungen der Welt auf den Grund zu sehen; stets zog es ihn zu dem Wirklichen und Praktischen hin, und hierin fand er die Beruhigung seines Innern. Daher widmete er um diese Zeit den „patriotischen Phantasien“ des trefflichen Justus Mö-

---

<sup>51</sup> Die gesamte Werther-Literatur findet sich verzeichnet: Nicolovius, über Goethe (1828) S. 19-25; Boas, Nachträge zu Goethes sämtlichen Werken, 1. S. 229-235, wo auch Goethes Spottgedicht „Nicolai auf Werthers Grabe“ S. 13 abgedruckt ist.

ser, welche in populärer Sprache sittliche und politische Fragen behandeln und tief ins Innerste des deutschen Volkslebens eingehen, ein lebhaftes Interesse. „Nehmen Sie“ – schrieb er am 28. Dezember an Möser's Tochter, Frau von Voigts, welche die zerstreuten Aufsätze ihres Vaters aus den Osnabrücker Intelligenzblättern unter obigem Titel zum ersten Mal gesammelt herausgab – „Meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasien Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“

Mit dem wachsenden Ruhm des jungen Dichters mehrte sich auch die Zahl derer, die seine Zeit in Anspruch nahmen. Gesellig und hingebend wie er war, widmete er sich gern den geselligen Kreisen, die ihn anzogen, und den vielen Besuchenden, die ihn als eine Zelebrität von Angesicht kennen zu lernen wünschten. Manchen bedeutenden Fremden nahm das Goethesche Haus gastlich auf. „Noch eins“ – schreibt er an Auguste zu Stolberg, mit der er durch ihren Bruder eine poetische Freundschaft geschlossen, ohne dass sie sich je gesehen hatten<sup>52</sup> – „noch eins, was mich glücklich macht, sind die vielen Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlands, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, dass man ist, wenn man sich in anderen wieder findet.“

Klopstock machte im Herbst 1774 eine Reise nach Karlsruhe, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden eingeladen hatte, „begierig“ – wie er ihm schrieb – „den Dichter der Religion und des Vaterlandes bei sich zu sehen.“ Auf dieser Reise schloss der Vater der neueren deutschen Poesie einen Bund mit Deutschlands Dichterjugend. In Göttingen hob sich in seiner Nähe das Selbstgefühl der Jünglinge des Dichterbundes, der verehrungsvoll an ihm hinaufblickte. Auch Goethe hatte schon mehrere Briefe mit ihm gewechselt, so dass ein inniges Verhältnis schon eingeleitet war. Wenn auch seine Haltung etwas diplomatisches hatte und er nach weltmännischer Art das Gespräch auf andere Gegenstände, als seine poetischen und literarischen Interessen, zu leiten liebte, so ist doch nach den Göttinger Vorgängen zu bezweifeln, dass er, wie Goethes Erzählung schließen lässt, mit literari-

---

<sup>52</sup> Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg, hgg. von Binzer in der Urania für 1839 (auch besonders abgedruckt, Leipzig 1839).

schen Gesprächen ganz zurückgehalten und sich desto eifriger über das Schlittschuhlaufen ergangen habe; freilich einen Jacobi'schen Enthusiasmus durfte er bei Mitteilung seiner poetischen Arbeiten nicht erwarten. Goethe scheint ihm schon bei diesem Zusammensein (nicht, wie er erzählt, bei einer späteren Begegnung in Karlsruhe) einige Szenen des Faust vorgelesen zu haben, die er beifällig aufnahm. In der Verehrung der edlen Kunst des Eislaufes gab der Schüler dem Meister nichts nach. Er verschaffte sich nach Klopstocks Vorschrift ein Paar flach geschliffene, friesländische Schlittschuhe und war im nächsten Winter wieder ein rüstiger Eisläufer: In welcher lustiger Gesellschaft, schildern uns die Verse, welche er in das Stammbuch Peter Reyniers schrieb<sup>53</sup>.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass Goethe den verehrten Vorsteher der deutschen Dichterrepublik bis Mannheim oder Karlsruhe begleitete. Da Klopstock schon mit Beginn des nächsten Frühlings nach Hamburg zurückreiste, so kann das von Goethe berichtete Zusammentreffen in Karlsruhe nur jetzt stattgefunden haben, wenn nicht vielleicht anzunehmen ist, dass der bald zu erwähnende Ausflug im Dezember bis Karlsruhe ausgedehnt ward. Denn solcher kurzen Ausflüge waren mehr, als er uns berichtet; die Ode „An Schwager Kronos“ ward am 10. Oktober im Postwagen gedichtet.

Im Dezember wurde Goethe durch den Besuch eines Fremden überrascht, den er im ersten Augenblick, als dieser bei Dämmerlicht eintrat, für Fr. Jacobi hielt. Es war Karl Ludwig von Knebel, der seit kurzem am Hof der Herzogin Amalie von Weimar die Erziehung ihres jüngsten Sohnes Konstantin übernommen hatte. Diesen und seinen ältern Bruder Karl August, der im nächsten Jahr volljährig ward, begleitete er jetzt nebst dem Prinzenhofmeister Grafen Götz auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich. Nach einigen Gesprächen über Literatur und weimarsche Verhältnisse eröffnete ihm Knebel, dass die Prinzen seine Bekanntschaft zu machen wünschten. Der junge Dichter ließ sich ihnen darauf vorstellen und wurde aufs freundlichste empfangen. Ein vielseitiges Gespräch entspann sich, aus welchem hervorleuchtete, dass er sich die Verhältnisse der Welt noch von ganz anderer Seite klar gemacht habe, als man von dem Dichter des Götz und Werther erwartete. Der erste Band von Möser's patriotischen Phantasien lag frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tisch. Da Goethe mit dem Inhalt bereits vertraut war, so nahm er davon Veranlassung, das Ge-

---

<sup>53</sup> S. Nachgelassene Werke XVI. S. 63. Ausg. in 4. I. S. 68.

sprach auf die hierin besprochenen sittlichen und politischen Zustände des Vaterlandes zu lenken und zeigte dabei eine so klare Einsicht in bestehende Verhältnisse und praktische Fragen, dass er das günstigste Vorurteil für sich erweckte. In diesen Stunden wurden schon die Würfel über seine Zukunft geworfen. Da der Aufenthalt der Prinzen in Frankfurt nur kurz sein konnte, so wurde ihm das Versprechen abgenommen, nochmals in Mainz mit ihnen auf einige Zeit zusammenzutreffen. Diese Tage verstrichen ihm sehr angenehm. Er benutzte auch diese Gelegenheit, durch Knebel ein freundlicheres Verhältnis zu Wieland herzustellen, der durch die Goethesche Posse sich verletzt fühlte. Die Prinzen setzten ihre Reise nach Karlsruhe fort, wo Karl August die liebevolle Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt, die ihm zur Braut bestimmt war, kennen lernen sollte.

Als Goethe, froh von dem Erlebten, nach Hause zurückkehrte, traf ihn die schmerzliche Nachricht, dass inzwischen seine Freundin von Klettenberg, die noch auf dem Krankenbett von seiner neuen Bekanntschaft erfahren hatte, nach langem Leiden geschieden sei; sie starb am 16. Dezember 1774. Ihre gläubige Heiterkeit hatte sie sich bis ans Ende ungetrübt erhalten.

## 6. Kapitel: 1775

Eines abends – es war in den letzten Tagen des Jahres 1774 – wurde Goethe von einem Freund aufgefordert, ein kleines Konzept zu besuchen, welches in einem angesehenen reformierten Handlungshaus gegeben wurde<sup>54</sup>. Frau Schönemann, eine geborne d’Orville, welche nach dem Tod ihres Mannes das Bankiergeschäft fortsetzte, machte ein glänzendes Haus, mehr freilich, als der Zustand des Geschäfts zu gestatten schien. Jeden Abend wurde empfangen, und wer sich einmal hatte einführen lassen, war als Freund des Hauses stets willkommen. Eben war Goethe in das geräumige Wohnzimmer eingetreten, als sich die einzige Tochter des Hauses, Lili (Elisabeth), welche, damals in ihrem siebzehnten Jahr, die geselligen Zirkel ihres Hauses durch ihre Anmut und ihre vielseitig ausgebildeten Talente vornehmlich belebte, an den Flügel setzte und eine Sonate mit großer Fertigkeit spielte. Goethe stand am untern Ende des Flügels; sein Blick ruhte auf der anmutigen Gestalt und der kindlichen Liebenswürdigkeit ihres ganzen We-

---

<sup>54</sup> Zu dem Folgenden vgl. den Aufsatz von Düntzer: Goethes Lili, in den Blätt. für lit. Unterh. 1849. Nro. 237-246. Goethes Briefe an Auguste zu Stolberg, in der Urania für 1839. S. 69 ff.

sens. Nach geendigtem Spiel trat sie zu ihm; doch konnten sie nur flüchtig sich begrüßen, da ein Quartett schon angegangen war. Am Schluss wandte er sich zu ihr und sprach seine Freude aus, dass die erste Bekanntschaft ihn auch zugleich mit ihrem Talent bekannt gemacht habe. Sie wusste seine Worte artig zu erwidern, und so blieben sie in ihren Stellungen lange einander gegenüber, und von Auge zu Auge fand die Liebe ihren Weg zu den Herzen. Da der Eintritt des liebenswürdigen Dichters zu dem Glanz der Soireen nicht wenig beitrug, so hatte die Mutter die Aufmerksamkeit, ihm beim Abschied die Hoffnung zu erkennen zu geben, ihn bald wieder zu sehen, und die Tochter schien mit einiger Freundlichkeit einzustimmen. Goethe versäumte nicht, seine Besuche zu wiederholen. Vertrautere Unterhaltungen wurden gepflogen, ohne dass sich schon zunächst ein leidenschaftliches Verhältnis daraus entspann.

Je mehr diese Gespräche sich zu dem tieferen Gehalt des Lebens wandten, desto offener schlossen sich die Seelen gegenseitig auf. In einer ruhigen Stunde erzählte ihm Lili mit kindlicher, vertrauensvoller Offenheit die Geschichte ihrer Jugend, so wie der häuslichen und geselligen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war. Sie stellte dabei nicht in Abrede, dass sie einen Hang zu gefallen und anzuziehen an sich bemerkt habe, setzte aber mit eben der anmutigen Offenheit hinzu, dass sie diesen auch gegen ihn geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm angezogen worden sei. Durch diese Bekenntnisse, die der Ausdruck einer reinen Natur waren, machte sie sich ihn ganz zu eigen. Sie zu sehen, mit ihr sich zu unterhalten, ward ihm bald zum Bedürfnis. Aber hier war kein ländliches Idyll möglich, wo die Liebenden sich selbst die Welt sein konnten. Er musste ihre Nähe in dem geselligen Kreis des Hauses suchen, wo er sie mit jungen und alten Verehrern teilen musste, und manche Hoffnung auf schöne Augenblicke ward durch die Dazwischenkunft anderer vereitelt. Selbst Lilis Brüder, welche von Anfang an dieser Verbindung nicht günstig waren, machten manche Verabredungen der Liebenden zunichte. „Sie fragen mich, ob ich glücklich bin?“ – schließt der erste Brief an Auguste Stolberg – „Ja, meine Beste, ich bin's, und wenn ich's nicht bin, so wohnt wenigstens all das tiefe Gefühl von Freud und Leid in mir.“ Dieses Thema führen die Lieder ‚Neue Liebe, neues Leben‘ und ‚An Belinden‘ mit dem tiefsten Ausdruck der Empfindung aus.

Den erregten Seelenzustand, in den er plötzlich versetzt war, schildert uns unvergleichlich treffend ein Brief an Auguste Stolberg vom 13. Februar: „Wenn Sie sich einen Goethe vorstellen können, der im gallonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuß auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchte vom unbedeutenden Prachtglanz der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein Paar schönen Augen am Spieltisch gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreung aus der Gesellschaft ins Konzert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: So haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe ... Aber nun gibt's noch einen, der ... in der streichenden Februarsluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürz des Lebens in mancherlei Dramas, die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausrats mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Maße auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideal springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will: Das ist der, dem Sie nicht aus dem Sinn kommen ..., dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben.“

In diese Tage des neu erblühenden Liebesglücks fiel auch das Wiedersehen seines damals so heiß geliebten Jacobi, der auf seiner Reise nach Karlsruhe den größten Teil des Januars in Frankfurt verweilte. Im Februar kam auch Jung, um dort eine Staroperation vorzunehmen. Goethes Eltern boten ihm während seines Aufenthalts den Tisch an und mieteten ihm in ihrer Nachbarschaft ein Zimmer. Doch die gedrückte Stimmung des durch häusliches Elend verkümmerten Freundes, mochten gleich Goethe und seine Eltern alles tun, ihn aufzurichten, endlich sein an Verzweiflung grenzender Missmut, als die Kur einen unglücklichen Ausgang hatte, alles dies ließ von den Tagen dieses Beisammenseins nur trübe Eindrücke zurück.

Während der heiteren Fastnachtszeit, wo der junge Dichter auf Bällen und in vornehmen Soireen durch die Nähe der Geliebten beglückt ward, stand die Liebe zu Lili in vollstem Frühlingsglanz. Auch die Poesie pflückte sich davon einen „Strauß“, den er „Belinden“ widmete, das Singspiel „Erwin

und El mire'; die Lieder „Ein Veilchen auf der Wiese stand“ – „Ein Schauspiel für Götter zwei Liebende zu sehn“ – „Ihr verblüht, süße Rosen“ sind darin unvergängliche, zarte Blüten. Wer dies kleine Drama in seiner älteren Form liest, wird erkennen, in welchem innigem Zusammenhang es mit dem Verhältnis zu Lili und ihrer Familie steht. Die scharfe Kritik der modernen Mädchen-erziehung, die Schilderung des treu liebenden Erwin, der bescheiden vor dem Schwarm „unleidlicher eitler Verehrer“, „übertünchter Windbeutel“ zurücktritt, dem für seine Liebe nur mit Kaltsinn gelohnt wird, – das zertretene Veilchen –, bis zuletzt durch die Reue und Liebe des Mädchens und Bernardos Vermittlung alles ins Gleiche gebracht wird, alles das war der nächsten Gegenwart entnommen, und scherzend setzte daher der Dichter auf den Titel: Die Szene ist nicht in Spanien.

Auch das „Schauspiel für Liebende“, Stella, ward gegen das Frühjahr mitten unter diesem Schwanken und Wogen der Liebesneigungen, wahrscheinlich eben so rasch, wie Clavigo, niedergeschrieben. Obgleich es durch seinen Inhalt an die bekannte Geschichte des Grafen von Gleichen, des Gatten zweier Frauen, erinnert, so schöpfte doch Goethe die nächste Veranlassung aus seinem eigenen Leben, das ihm Stoff genug bot, über den Wankelmut der Neigungen und den Konflikt, in den er gerät, welcher mehreren Geliebten Ansprüche auf sein Herz gibt, nachzudenken. Das Stück, welches erst im Beginn des nächsten Jahres veröffentlicht wurde, gab Anstoß, weil es, wie „Werthers Leiden“ den Selbstmord, so die Bigamie in Schutz zu nehmen schien. Daher wurde später statt des anfänglichen Schlusses, der die Lösung des Knotens dadurch herbeiführt, dass die beiden Frauen sich in den Besitz Fernandos zu teilen bereit sind, eine tragische Katastrophe beliebt, so dass dieser dem Konflikt durch einen Pistolenschuss ein Ende macht. Es ist dies Drama insofern ein Pendant zum Werther, als es den Leibesenthusiasmus einer weiblichen Seele mit allem lyrischen Schwung einer sentimentalischen Sprache malt.

Es war unserm Dichter die Herausgabe seiner Poesien durch das Werthergeträtsch so verleidet worden, dass er fest entschlossen war, sie „dem Publikum nicht auf die Nase zu hängen.“ Dieser Verdruss wurde nicht wenig vermehrt, als ihm Wagner den übel berechneten Dienst erwies, die Gegner des Wertherromans in einer Posse „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten“ abzufertigen. Da die satirische Derbheit und die Hans-Sächsische Form des Goethe'schen Fastnachtsspiels glücklich und mit Witz

kopiert war, so wurde Goethe von den meisten, selbst von Freunden wie Herder und Merck, für den Verfasser gehalten, was ihm umso unangenehmer war, als darin Wieland, mit dem er sich eben erst durch Knebels Vermittlung ausgesöhnt hatte, und Georg Jacobi, dem er befreundet war, nicht geschont wurden. Goethe ließ daher am 9. April folgende Erklärung drucken: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zutun, ohne mein Wissen. Mir war’s, wie meinen Freunden und dem Publikum, ein Rätsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir aufs Wort glauben.“ Diese Erklärung sandte er auch an Knebel, weil er wünschen musste, dass sie durch ihn Wieland und dem Herzog bekannt werde. Es ist schwer zu begreifen, dass dessen ungeachtet nicht nur damals, sondern noch in neuester Zeit manche diese Posse, wenigstens der Sache und dem Inhalt nach, für Goethes Werk haben halten können. Im August erschien als Erwiderung die Spottschrift „Menschen, Tiere und Goethe“, deren Verfasser zweifelhaft ist<sup>55</sup>.

Das Singspiel ‚Erwin und Elmire‘ erschien im Märzheft der Iris, einer von Georg Jacobi herausgegebenen Zeitschrift. Die Komposition der Gesangstücke übernahm der damals sehr geschätzte Liederkomponist Johann André zu Offenbach, der daselbst einer Seidenfabrik vorstand, bis er sie 1777 aufgab, um ganz der Musik, die er bis dahin als Dilettant getrieben hatte, leben zu können. Da auch Lili Oheim, Bernhard, und ein d’Orville, ein naher Verwandter, vielleicht Bruder ihrer Mutter, in Offenbach lebten, so kam auch sie oft herüber, und die Liebenden genossen sich dort in den glücklichsten Stunden, da der Oheim ihrer Verbindung mit Goethe begünstigte. André, in dessen Haus Goethe während seiner Besuche in Offenbach wohnte, belebte die Abende durch den Vortrag seiner Kompositionen und ließ sich oft bis nach Mitternacht durch Goethe und Lili ans Klavier fesseln. Bald kamen die schönen Frühlingstage heran und lockten ins Freie, wo die heiteren Abende oft zu verlängertem Beisammensein Gelegenheit gaben. „Gebe Ihnen der gute Vater im Himmel viel mutige, frohe Stunden“ – so

---

<sup>55</sup> Nähere Erörterungen s. in Düntzers Studien zu G. Werken, wo der Prometheus und die Gegenschrift abgedruckt sind.

schließt ein Brief an die Freundin Stolberg – „wie ich deren oft hab’, und dann lass die Dämmerung kommen, tränenvoll und selig – Amen!“

Die Seelen der Liebenden waren einig. Auch das letzte Hindernis schien leichter, als sie erwartet hatten, hinweggeräumt zu werden. Eine vertraute Freundin Lilis, welche in Heidelberg einem Handelsgeschäft vorstand und mit dem Schönemann’schen Haus in Geschäftsverbindung war, Fräulein Delf, kam ungefähr zur Osterzeit nach Frankfurt. Entschlossenen Charakters, wie sie war, übernahm sie die Vermittlung bei den beiderseitigen Familien und erlangte die Einwilligung der Eltern. Eines Abends trat sie zu dem jungen Paar ein mit den Worten: „Gebt Euch die Hände!“ Goethe reichte seine Hand dar, Lili legte die ihre, zwar nicht zaudernd, aber langsam hinein. Nach tiefem Atemholen fielen sie einander, lebhaft bewegt, in die Arme. Über die Gegenwart hinaus flog jetzt der Blick und gab der Liebe den Ernst der Zukunft. Nicht bloß schön und anmutig erschien die Gelebte; auch der Wert ihres Charakters, die Sicherheit in sich selbst, ihre Zuverlässigkeit in allem gab ihm eine Bürgschaft für das, was sie ihm als Lebensgefährtin sein werde.

Noch folgten heitere Tage, frohe Feste. An einem der Tage des Aprils (Goethes Erzählung verlegt irrig den ganzen Vorgang auf Lilis Geburtstag, den 23. Juni) veranstalteten die Offenbacher Verwandten eine Verlobungsfeier, zu welcher mehrere Freunde geladen waren. Lili sollte zum Mittag hinauskommen. Abends zuvor ließ sie ihrem Bräutigam melden, sie könne zum Mittag ihre Gegenwart nicht möglich machen, sondern werde erst Abends erscheinen. Um dem Fest die gute Laune zu erhalten, welche diese unwillkommene Vereitlung der Erwartungen zu zerstören drohte, schrieb Goethe mitten in der Nacht „ein jammervolles Familienstück: Sie kommt nicht!“, worin erst die heitere Anordnung des Festes, dann die durch das Ausbleiben der Hauptperson eintretende Störung unter charakteristischer Schilderung der einzelnen anwesenden Freunde dramatisiert wurde. Dadurch war die Heiterkeit beim Mittagmahl einigermaßen hergestellt. Lili war, als sie abends eintrat, nicht wenig betroffen und verwundert, von so lustigen Gesichtern bewillkommnt zu werden. Man erzählte ihr, was vorgefallen, und „sie, nach ihrer lieben und süßen Art, dankte mir, wie sie allein nur konnte.“

Diese kleine Dichtung ist verloren gegangen. Goethe begann darauf ein zweites Singspiel, ‚Claudine von Villa Bella’, welches wahrscheinlich (es

eröffne Tisch mit der Feier von Claudines Geburtstag) die Bestimmung hatte, Lili an ihrem Geburtstag zu erfreuen; er war gegen den Anfang des Juni mit dieser Dichtung fertig, Ihr Geburtstag fiel indes in die Zeit der Trennung.

Bald nach ihrer Verlobung stiegen schon die Wolken auf, die sich allmählich mehr und mehr über den Liebenden zusammenzogen. Die Familien hatten sich ungeachtet des Verlöbnisses nicht genähert; keine von beiden war der Verbindung hold, und es wurden bald von beiden Seiten Versuche gemacht, sie wieder aufzulösen, so dass man zweifeln möchte, ob sie durch Fräulein Delf erlangte Einwilligung aufrichtig gemeint und förmlich erteilt worden sei. Das Schönemannsche Haus wünschte für die Tochter eine reichere Partie, weil die Vermögensverhältnisse, wie der bald nachher erfolgte Sturz des Hauses bewies, nicht so glänzend waren, wie der äußere Schein vermuten ließ. Goethes Vater, der übrigens damals mit dem Sohn in ein herzlicheres Verhältnis getreten war, als in den früheren Jahren, war zwar einer ehelichen Verbindung desselben nicht abgeneigt; allein er hätte lieber jenes Mädchen von einfacher bürgerlicher Erziehung, dem wir die Anregung zum Clavigo verdanken, in sein Haus aufgenommen. Für eine Staatsdame, wie er Lili nannte, schien ihm seine Haushaltung nicht berechnet zu sein. Goethe selbst hatte noch nicht eine so ausgebreitete Geschäftstätigkeit, um selbst ein Haus machen zu können; vielmehr hatte der Vater, erfreut über des Sohnes Dichterruhm, ihm für seine poetische Arbeiten möglichst freie Zeit zu verschaffen gesucht, indem er einen Teil der Geschäfte selbst besorgte und einen gewandten, rechtskundigen Schreiber zur Führung eines Teils derselben ins Haus nahm. Auch die Religionsverschiedenheit, indem Lili der reformierten Kirche angehörte, erregte Bedenken.

Ob sich zwischen den Verlobten schon damals einige Differenzen hervortaten, indem man sich, wie Goethe bemerkt, nicht lange auf der Höhe der Gefühle erhält? Ob die in einem leicht hingehauchten Liedchen in Claudine ausgesprochene Frage: „Warum zärtliche Seelen einsam und stumm immer sich quälen, selbst sich betrügen und ihr Vergnügen immer nur suchen, da wo es nicht ist“, ob diese eine Hindeutung auf Stunden der Missstimmung enthält? Wer vermag bei der Verworrenheit und Ungenauigkeit der von Goethe gegebenen Darstellung, die das Spätere mit dem Früheren vermennt, dies zu bestimmen! So viel sehen wir aus einem Brief an Auguste Stolberg vom 15. April, dass er „in wunderbarer Spannung“ war, die ihn zu allen Geschäften unfähig machte; „wenn ich wieder munter werde“,

schließt er, „sollen Sie auch Ihr Teil davon haben; lassen Sie nur meine Briefe sich nicht fatal werden, wie ich mir selbst bin, da ich schreibe; ich meine alle Falten des Gesichts druckten sich d’rin ab.“ Er sah es daher als eine günstige Fügung des Himmels an, dass zu seinem Trost gerade jetzt ihm der Besuch der Grafen Stolberg angekündigt ward. Diese wollten im Mai in Frankfurt mit ihrem Freund Graf Haugwitz, der von Paris kam, zusammentreffen, um mit ihm eine Reise durch die Schweiz zu machen. Goethe empfing sie mit großer Freude, und da der briefliche Verkehr schon ein herzliches Verhältnis eingeleitet hatte, so war schnell der Bund der Freundschaft geschlossen. Da es wünschenswert schien, dass Goethe auf einige Zeit den misslichen Familienverhältnissen aus dem Weg gehe und sich aus dem peinlichen Gemütszustand, in den ihn die Störung des Verhältnisses zu Lili versetzt hatte, herausreißt, entschloss er sich auf Zureden des Vaters, sich ihnen als Reisegefährte zuzugesellen. Seine Absicht war dabei noch nicht, das Band, das ihn an Lili knüpfte, durch eine plötzliche Abreise, ohne von ihr Abschied zu nehmen, rücksichtslos zu zerreißen; seine Erzählung wird widerlegt durch eine ausdrückliche Äußerung in einem Tagebuchsblatt<sup>56</sup> vom 30. Oktober: „Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden.“

Während des Aufenthalts der Stolberge in Frankfurt waren die Freunde meistens im Goethe’schen Haus zu Tisch. Besonders wusste die Mutter in die heitere Laune der Jünglinge einzustimmen und ließ sich’s gern gefallen, in dem jugendfrohen Kreis als Frau Aja zu gelten, eine zutrauliche Benennung, mit der man später selbst im weimarschen Hofzirkel ihre Liebenswürdigkeit ehrte<sup>57</sup>. Goethe machte mit seinen Freunden einen Ausflug nach Darmstadt, wo sie mit Merck zusammentrafen. Diesem missfiel der neue Freundschaftsbund. „Dein Bestreben“, sagte er, „deine unabdenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das so genannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das gibt nichts als dummes Zeug.“ Auch dass er mit ihnen ziehe, nannte Merck einen dummen Streich und meinte, er werde nicht lange bei ihnen bleiben. So berichtet Goethe – fünfzig Jahre später. Es ist jedoch unstrittig in seiner Schilderung der Stolberge viel Übertreibung, so dass die Äußerungen, die er Merck in den Mund legte, zweifelhaft werden, zumal da dieser

---

<sup>56</sup> Abgedruckt in Schölls Briefen und Aufsätzen von Goethe etc. S. 158-161.

<sup>57</sup> Düntzer hat es in den Blätt. f. lit. Unterh. wahrscheinlich gemacht, dass die Benennung „Frau Aja“ aus dem Roman von den Haimonskindern entlehnt war.

nach anderer Seite sich damals freundlich und anerkennend über sie aussprach. Auch Goethe war noch in der Periode, wo er gern „tollte mit tollen dämonisch genialen wilden“ Jünglingen. Ihn scheint weiterhin mehr das anmaßende adelsstolze Benehmen des jüngeren Stolberg, als ihre Natursitten, das Baden im Freien, das Zerschellen der Trinkgläser, aus denen auf das Wohl der Gelebten getrunken war, der Durst nach Tyrannenblut und was dergleichen Exzentrizitäten mehr waren, von ihnen entfernt zu haben. Die Briefe an die Schwester lassen nicht zweifeln, dass ein herzliches Wohlwollen dennoch vorwaltete, bis Vorgänge anderer Art im nächsten Jahr das Band lockerten.

Um die Mitte des Mai trat Goethe mit seinen Freunden die Reise nach dem Süden an. Des Vaters Wunsch war, dass er sie bis nach Italien ausdehnen möge. In Karlsruhe traf er Karl August und Luise. Sie versicherten ihm wiederholt, dass es ihnen angenehm sein werde, ihn bald in Weimar zu sehen. Schmerzliche Eindrücke nahm er von Emmendingen mit sich, wo seine Schwester freudenleere Tage lebte, da sie den Gatten nicht zu beglücken vermochte, und der kleine Wohnort, an den sie wider Erwarten auf lange gebannt schien, ihr keinen Ersatz für das, was sie in der Vaterstadt verlassen hatte, gewähren konnte<sup>58</sup>. Die Unterhaltung mit dem Bruder betraf vornehmlich ihr häusliches Verhältnis und seine Verbindung mit Lili. Goethe hatte der Schwester von Anfang an alles bis aufs Kleinste mitgeteilt. Hatte sie schon in Briefen ihm ihre Gegengründe nicht vorenthalten, so bekämpfte sie jetzt seine Entschlüsse mit den dringendsten Vorstellungen und machte es ihm geradezu zur Pflicht, sich von Lili zu trennen. Ein Mädchen von so offenem, munterem Sinn, wie Lili, die in den Augen des oberflächlichen Beurteilers das Leben nicht von der ernsten Seite zu kennen, sondern nur den Genuss zu suchen und die Huldigungen der Männer als eine angenehme Unterhaltung zu betrachten schien – und es hatte dieser und jener manche Klatscherei nach Emmendingen hinübergebracht – war der ernsten, sittenstrengen Cornelia in der Seele zuwider, und sie suchte das Unpassende einer Verbindung, die beide Teile nur unglücklich machen würde, einleuchtend zu machen. Sie hatte einen großen Einfluss auf den Bruder; doch wenn er auch ihre Gründe zum Teil gelten lassen musste, sein Herz konnte

---

<sup>58</sup> Sie schreibt ein Jahr später an Auguste Stolberg: „Wir sind hier ganz allein, auf 30, 40 [3? 4?] Meilen ist kein Mensch zu finden. Meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenig Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin als ins Grab taugt.“

sich nicht von Lili losreißen. Es entstand dadurch ein so heftiger innerer Kampf, dass er sich späterhin von der ganzen Weiterreise nach Zürich, nachdem er in Straßburg wieder mit seinen Reisegefährten zusammengetroffen war, nur des Rheinfalls bei Schaffhausen erinnerte; alles andere war wirkungslos an ihm vorüber geflohen.

In Zürich fand er seinen Freund Lavater wieder und ward herzlich und anmutig von ihm empfangen. Der Gegenstand ihrer Unterhaltung war vornehmlich die Physiognomik. Der erste Teil der Lavater'schen „physiognomischen Fragmente“ war beinahe im Druck vollendet. Goethe, der sich lebhaft für dies Werk interessierte, hatte die tätigste Beihilfe geleistet. Das Manuskript ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich in Leipzig; er hatte das Recht, alles zu tilgen, was ihm missfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, von welchem er freilich nur sehr mäßig Gebrauch machte. Auch Bodmer, dem ehrwürdigen, fast achtzigjährigen Dichtergreis, stattete er mit den Stolbergen einen Besuch ab. Am meisten entzückte die Jünglinge die Aussicht von seiner auf einer Anhöhe paradiesisch gelegenen Wohnung, und ihre Sehnsucht wuchs nach den blauen Bergen der Ferne. Mehrere Ausflüge um den Züricher See wurden in Gemeinschaft mit Lavater und den Stolbergen unternommen. Übrigens sagte Goethe das Zusammensein mit den Stolbergen, was auch die Gründe gewesen sein mögen, auf die Dauer nicht zu. Daher hatte er schon in letzter Zeit an ihren Ausflügen in die Umgegend nicht Teil genommen, sondern schloss sich gegen die Mitte des Juni, um die kleinern Kantone zu durchwandern, einem jungen, ihm befreundeten Landsmann Passavant an, der sich in Zürich zu einem reformierten Predigtamt vorbereitete. Auf dieser oder einer früheren Fahrt den Züricher See hinauf entstand das Lied „Auf dem See“. Als er von den Berghöhen herab die entzückende Ansicht des Sees genoss, schrieb er die Zeilen nieder:

Wenn ich, liebe Lilli, dich nicht liebte,  
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!  
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,  
Wär' – was wär' mein Glück!

Der Weg ging dann nach Maria Einsiedeln<sup>59</sup>, wo sie einem Zug von Wallfahrern begegneten, welche diese öden Höhen anmutig belebten. In

---

<sup>59</sup> In dem „Lebensumriss des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg“ (Zeitgenossen, Heft XXII.) heißt es jedoch: „Zwischen den Brüdern und Lavater schloss sich bald ein inniger Geis-

der Schatzkammer der Kirche gefiel ihm unter merkwürdigen Kostbarkeiten vorzüglich eine Zackenkrone im Kunstsinn der Vorzeit von kunstvoller Arbeit. Er erbat sich die Erlaubnis, das geschmackvolle Krönchen herauszunehmen, und als er es mit der Hand in die Höhe hob, „dachte er sich’s nicht anders, als er müsste es Lili auf die hell glänzenden Locken drücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden.“ Auf rauen Bergpfaden gelangten sie am 16. Juni nach Schwyz und erstiegen gegen Abend den Rigi bis zum Wirtshaus. Am nächsten Tag ward der Weg zum Gipfel und zurück unter herrlichen Naturgenüssen zurückgelegt. Dann folgte der Vierwaldstätter See mit seinen von der Schweizersage verherrlichten Ufern und die Reise vom Gotthard, bis zum Hospiz hinauf von den erhabensten Naturszenen begleitet. Von dem Gipfel des Gotthard blickte er in das Tal hinab, durch das die Straße nach Italien führt; der Freund trat zu ihm und machte den Vorschlag, den Weg nach Süden fortzusetzen. Doch ihn zog die Sehnsucht nach der Heimat zurück; – es war Lilis Geburtstag –. Ein goldenes Herzchen, das ihm in schönen Stunden von Lilis Hand geschenkt war und an seinem Hals noch hing an dem Bändchen, womit sie es ihm umknüpfte, ergriff er und küsste es; der Entschluss zur Rückkehr war gefasst. Dass, wie Goethe bemerkt, das tief empfundene Gedicht „Angedenken du verklungener Freude“ durch diesen Augenblick veranlasst sei, ist nicht glaublich; es muss einer späteren Zeit angehören, wo er in Thüringens „Tälern und Wäldern“ durch dies Andenken schöner Stunden an die längst gestorbene Liebe erinnert ward. Damals war er noch „hoffnungsvoll“ alle Hindernisse zu überwinden, während der Reise „glaubte er nicht an die Scheidung; alle Erinnerungen, Hoffnungen und Wünsche hatten ein freies Spiel.“

Der Rückweg ward wieder über den Vierwaldstätter See genommen. Von Küssnacht gelangten die Wanderer nach Zug und von da durchs Sihltal nach Zürich. Goethe hatte seine Phantasie aufs neue mit großartigen Naturanschauungen bereichert. Vieles hatte er nach Gewohnheit in flüchtiger Zeichnung skizziert; da er aber fand, dass seine Kunst den erhabenen

---

tes- und Herzensbund. Mit ihm und Goethe machten sie die erste, ihnen unvergessliche Fußreise nach Maria-Einsiedeln und um den Zürcher See.“ Hat Goethe vielleicht einen mit den Stolbergen gemachten Ausflug mit andern Reisen ins Gebirge verbunden, da er sich doch während eines mehrmonatlichen Aufenthalts in der Schweiz wohl nicht mit einer kurzen Gebirgsreise von zwei Wochen begnügte? In D. u. W. hat er die Reise auf den Gotthard in den Juli (statt Juni) verlegt.

Naturgegenständen gegenüber sich unzulänglich zeigte, so nahm er die Schilderung zu Hilfe, und es entstand ein anziehendes Gedenkbuch, in welchem Bild und Wort einander ergänzten. In die Darstellung in „Dichtung und Wahrheit“ ist augenscheinlich vieles von diesen jugendlichen Naturschilderungen wörtlich übergegangen.

Nachdem Goethe wiederum einige Zeit bei Lavater verweilt hatte, reiste er im Juli nach Straßburg. Hier schrieb er die „dritte Wallfahrt nach Erwins Grab“. „Ich fühle, Gott sei Dank!“, heißt es im Eingang, „dass ich bin, wie ich war, noch immer so kräftig gerührt von dem Großen, und, o Wonne, noch einziger, ausschließender gerührt von der Wahrheit, als ehemals, da ich oft aus kindlicher Ergebenheit das zu ehren mich bestrebte, wofür ich nichts fühlte und, mich selbst betrügend, den kraft- und wahrheitsleeren Gegenstand mit liebevoller Ahnung übertünchte. Wie viel Nebel sind von meinen Augen gefallen! Und doch bist du nicht aus meinem Herzen gewichen, alles belebende Liebe, die du mit der Wahrheit wohnst, ob sie gleich sagen, du seist lichtscheu und entfliehend im Nebel.“

In Straßburg traf Goethe, außer mit den älteren Freunden, mit dem als Arzt wie als philosophischen Schriftsteller damals viel geltenden Johann Georg von Zimmermann zusammen, der auf einer Reise nach der Schweiz begriffen war. Seine Unterhaltung, die später in Frankfurt, wo ihn Goethe bewirtete, fortgesetzt wurde, war „mannigfaltig und höchst unterrichtend“. Da sie häufig seine medizinischen Erfahrungen zum Gegenstand hatte, so führte sie Goethe zur Betrachtung der Natur zurück. Besonders ward auch die Physiognomik besprochen, für die Zimmermann sich nicht minder lebhaft, als Goethe, interessierte. Er zeigte seinem jungen Freund eine Sammlung von Silhouetten, unter diesen die der Frau von Stein, welche eine Zierde des Weimarer Hofes war; Zimmermann hatte in Pyrmont ihre Bekanntschaft gemacht. Diese und Zimmermanns warme Schilderung ihrer Vorzüge warfen in sein Herz den ersten Funken einer Neigung, die auf seiner späteren Lebensbahn von so hoher Bedeutung sein sollte, wenn gleich von den „drei schlaflosen Nächten“ des jungen Dichters, von denen Zimmermann in einem Brief an Frau von Stein spricht, sicherlich mehr die Erinnerung an genossenes Liebesglück, als die Ahnung der noch ungekannten Reize Schuld war. Auch Sesenheim war er wieder nah.

Am 25. Juli finden wir Goethe wieder in Frankfurt. Man hatte Lili in seiner Abwesenheit die Verbindung mit ihm auszureden gesucht; allein kei-

ne Gründe wollten bei ihr verfangen. Sie erklärte, sie übernehme wohl, aus Neigung zu dem Geliebten, alle dermaligen Verhältnisse aufzugeben und mit ihm, wenn es sein müsste, nach Amerika zu gehen, und daher konnte Goethe von ihr sagen: „Ich wusste, in ihr lag eine Kraft, die alles überwältigt hätte.“ Mit Recht mochte er daher in dem rührenden Bekenntnis, womit er an der Grenze des Lebens aussprach, dass sie die heißeste Liebe seines Lebens gewesen sei, zugestehen, dass die Hindernisse, die sie trennten, nicht unübersteigbar waren, und er seinem eigentlichen Glück nie so nahe gewesen sei, als damals. Ihm, der so tief in ihr Herz geblickt hatte, konnte nicht entgangen sein, dass Lilis Bestreben zu glänzen und zu gefallen, nur eine leichte Hülle jugendlicher Munterkeit war, unter der eine engelreine Seele und ein ebenso tiefes als lebhaftes Gefühl verborgen lag; er musste Vertrauen mit Vertrauen erwidern. Doch so zart und weich er war, wo es galt, ein Herz zu erringen, so anspruchsvoll war er im Besitz. Manche qualvolle Tage, an denen er sein bedrängtes Herz an Auguste Stolberg ausschüttete, schuf er sich durch seine leidenschaftlich aufwallende Eifersucht. Es ist in diesen Briefen eine Glut des Herzens, an die die Wertherbriefe nicht reichen.

Noch einmal schlang während des Augusts die Liebe das Band der Herzen inniger und fester. Er verlebte wieder schöne Stunden in Offenbach, begleitet sie ins Freie, schreibt auf ihrem Zimmer seine Briefe, und in allen Mitteilungen herrscht der traulichste Verkehr. Eines Abends, nachdem sie beim klarsten Sternenhimmel bis spät in der freien Gegend umherspaziert waren, hatte er an der Tür von der Geliebten Abschied genommen; aber, von dem Sturm der Empfindung bewegt, fühlte er keine Neigung zum Schlaf. Er wanderte die Landstraße entlang nach Frankfurt zu. Zuletzt setzte er sich auf die Stufen nieder, die zu den Weingärten am Main hinaufführen, und schlief ein. Er erwachte mit der Morgendämmerung und blieb auf seiner Stelle, bis die Sonne sein geliebtes Offenbach wieder beleuchtete. Langsam kehrte er dann zurück „in das Paradies, das die noch Schlafende umgab.“ Am 14. August schreibt er an Lavater von Offenbach aus: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d’Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleid zu Pferde sehen sollen! – – Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn und singe ihm Psalmen, von denen du ehstens eine Schwingung erhalten sollst.“ Ohne Zweifel meint er damit die Übersetzung eines Teils des Salomonischen Hohenliedes, „der herrlichsten Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat.“ In seinem Nachlass haben

sich davon 31 Lieder, zum Teil kurze Sätze, zum Teil größere Stücke vorgefunden<sup>60</sup>.

Als aber Lili mit dem Ende Augusts nach Frankfurt zurückkehrte, als der Schwarm der Verehrer sich wieder um sie drängte, und besonders die Messezeit das Schönemannsche Haus und Besuchenden füllte, welche der Tochter den Hof machten, erwachte wieder die Eifersucht, und er scheint manchmal auf unfreundliche Art seinen Unwillen gegen sie ausgelassen zu haben. In dem Gedicht „Lilis Park“ schildert er, was ihn verdross und welche Rolle er dabei spielte, in humoristischer Weise, in der die Bitterkeit und das eingetretene Missverhältnis sich nicht verbirgt: „Manchmal lässt sie mir die Tür halb offen stehen, seitblickt mich spottend an, ob ich nicht fliehen will.“ – Die Wehmut, dass ihm eine glückliche Liebe versagt sei, spricht sich in dem Gedicht „Herbstgefühl“ aus, wo er der voll schwellenden Tränen der Liebe gedenkt, die aus seinen Augen brechen, ebenso in dem ursprünglichen Schlusstrophen des „Bundesliedes“ („In allen guten Stunden“), das er zu Pfarrer Ewalds Hochzeitsfest (10. September) dichtete, bei welchem er noch mit Lili zusammen war.

Und bleiben lange, lange  
Fort ewig so gesellt.  
Ach, dass von einer Wange  
Hier eine Träne fällt!

Doch ihr sollt nichts verlieren,  
Die ihr verbunden bleibt,  
Wenn einen einst von Vieren  
Das Schicksal von euch treibt;  
Ist's doch, als wenn er bleibe!  
Euch ferne sucht sein Blick.  
Erinnerung der Liebe  
Ist, wie die Liebe, Glück.

Es folgten Tage peinlicher Spannung, wo die Liebenden sich mit gegenseitigem Trotz quälten; der Brief an Auguste Stolberg vom 14-18. September malt sie uns in seinen leidenschaftlich abgerissenen Sätzen. „Lili heut nach Tisch gesehen – in der Komödie gesehen – Hab kein Wort mit ihr

---

<sup>60</sup> S. in Schölls Briefen u. Aufs. S. 155. f.

zu reden gehabt – auch nichts geredet! Wär' ich das los! Und doch zitter' ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!“. Und dann fühlt er wieder so ganz, dass „sein Innerstes der ewigen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit, der sie selbst ist, ausstößt, und so endlich lauter werden wird wie gesponnen Gold.“ In solchen „Kälten und Wärmen“ vergingen einige Wochen, bis er am 8. Oktober meldet: „Ich erwarte den Herzog von Weimar, der von Karlsruhe mit seiner herrlichen Gemahlin Louise von Darmstadt kommt. Ich geh mit ihm nach Weimar. Mein Herz ist übel dran. Es ist auch Herbstwetter drin, nicht warm, nicht kalt.“ Damit ist die Trennung entschieden. Durch Aufhetzen von beiden Seiten ward die Missstimmung zum unheilbaren Bruch. Goethe wurde besonders von seiner Schwester in „schmerzlich-mächtigen“ Briefen zum Aufgeben des Verhältnisses gedrängt, hatte doch selbst Auguste Stolberg ihn auf den Abstand zwischen ihm und Lili aufmerksam gemacht und ihm nicht undeutlich zu verstehen gegeben, dass seine Braut nicht fähig sei, ein Herz, wie das seinige, zu würdigen<sup>61</sup>. Jedoch, wenn wir auch nicht Lili ganz von Schuld freisprechen wollen, so viel ist nicht zu bezweifeln, dass ein weibliches Wesen, bei dessen scheiden von der Erde der Gatte, dem Lili später die Hand gereicht hat, es eine Stunde der Gnade nannte, wo Gott ihm diesen schönen Geist zugesellt habe und durch sie auf ihn so viel Segen habe fallen lassen, dass ein solches Wesen es wert war, nicht bloß zum flüchtigen Liebesrausch zu begeistern, sondern mit Mühen und Opfern erkämpft zu werden, und er hat sich selbst wohl am meisten anzuklagen, dass Lili, die auch auf ihn viel Segen hätte fallen lassen können, ohne dass er ihr den Lorbeerkranz des Dichters zum Opfer zu bringen hatte, ihm verloren ging. Sein Lebensweg wäre freilich ein anderer geworden und hätte vielleicht Weimar nicht berührt.

Goethes Poesie hatte in den glücklichen Wochen, welche der Schweizerreise folgten, wieder „eine neue Schwingung“ erhalten. Außer dem Höhenlied wurden einige Szenen des Fausts geschrieben. Auch an den Egmont ward die Hand gelegt. Er wählte einen historischen Stoff, um aus dem engen bürgerlichen Keris, in welchem sich seit dem Götze seine dramatische Muse bewegt hatte, auf einen weiteren Schauplatz hinauszutreten. Die Erhebung der nordamerikanischen Staaten zog damals die Augen der Welt

---

<sup>61</sup> Dein gut Wort wirkte in mir, „da sprach's auf einmal in mir: Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein, zu verlangen, dass dich ganz das Mädchen erkennte und so erkennend liebte, erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?“ Br. an Aug. Stolberg, S. 103.

auf sich und war im Verkehr mit den freiheitschwärmenden Stolbergen und den Schweizer Freunden unstreitig häufig der Gegenstand belebten Gesprächs, so dass er die Idee zu diesem Drama vielleicht schon aus der Schweiz mit sich nahm. Der Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft bot ein ähnliches Gemälde dar, wie „fest gegründete Zustände sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können.“ Wie er in den Schicksalen des Götz von Berlichingen die letzten Zeiten der Selbsthilfe des freien Ritters geschildert hatte, so beschloss er die niederländische Volkserhebung, deren Situationen ihm höchst dramatisch erschienen waren, um die Person des Egmont zu gruppieren, „dessen menschlich-ritterliche Größe ihm am meisten behagte.“ Er widmete jenen Ereignissen ein fleißiges Studium und griff dann gleich die Hauptszenen an, „ohne sich um die allenfallsige Verbindung zu bekümmern.“ Die Arbeit ging sehr rasch vonstatten, so dass er dem Vater, der ihn zu dieser Arbeit besonders ermuntert hatte, bald mehrere Szenen vorlesen konnte. Dieser gewann eine ganz eigene Neigung zu dieser Dichtung, weil er hoffte, dass der Ruhm des Sohnes dadurch vermehrt werden sollte. Das Drama, versichert der Dichter, sei schon im Oktober „beinah zustande gebracht.“ Später hat er es jedoch so fleißig erweitert und überarbeitet, dass von der ursprünglichen Form nicht viel übrig geblieben ist. Damals konnten auch nur Szenen, keine größere ruhig durchdachte Komposition zustande kommen. Goethe war in einen Strudel von auf- und niederwogenden, in heftigem Widerstreit gegeneinander schlagenden Gefühlen hineingeraten, der seine Energie zu zerstören und ihn seinem Genius untreu zu machen drohte.

Überdies gab es in diesen Herbsttagen der äußern „Zerstreuungen die Menge“. Zimmermann kam im Herbst nach Frankfurt und wohnte bei der Goethe'schen Familie. Er war sehr für den jungen Dichter eingenommen; er nennt ihn in einem Brief einen der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je in der Welt erschienen seien, und äußert noch in seinem Werk „von der Einsamkeit“: „Wer ihn gesehen hat, weiß, wie er durch Anmut die Kraft seines Geistes zudeckt und durch Freundlichkeit den Ernst seiner einsamen Stunden.“ Seiner Tochter erwies Goethe die Aufmerksamkeit eines Liebhabers. Es ist ein seltsamer, leicht der Missdeutung unterworfenen Zug in dem Wesen unsers Dichters, dass er im Liebesunglück durch ein zärtliches Anschließen an andere weibliche Herzen Zerstreuung und Trost suchte. Mit-

ten in der Klage um Lili führen seine Briefe an „Gustchen“ die Sprache schwärmerischer Liebe und Verehrung, sie ist ihm „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlägt“, und eben an diese schreibt er am 20. Sept., wie er auf dem Ball einen „süßen Mädchen“ Gesellschaft geleistet habe, und setzt hinzu: „Wenn ich dir mein gegenwärtig Verhältnis zu mehr recht leiben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! Wenn ich Dir lebhaft! – Nein, wenn ich’s könnte, ich dürft’s nicht, Du hieltest’s nicht aus. Ich auch nicht, wenn alles auf einmal stürmte, und wenn Natur nicht in ihrer täglichen Einrichtung uns einige Körner Vergessenheit schlucken ließe.“

In der zweiten Hälfte des Septembers verweilte auch der Herzog von Weimar nebst mehreren hohen Herrschaften in Frankfurt, im Begriff, die fürstliche Braut heimzuholen. Auch Goethe wurde wieder freundlichst empfangen; „ich bin“, schreibt er an Lavater, „seit vierzehn Tagen ganz in Schauen der großen Welt.“ Am 12. Oktober kam das fürstliche Paar nach Frankfurt zurück. Goethe, entschlossen, Frankfurt zu verlassen, folgte der wiederholten Einladung zu einem Besuch in Weimar. Es war ein günstiges Zusammentreffen der Umstände, dass er um diese Zeit unter der Leitung des Malers Kraus, eines gebornen Frankfurters, der längere Zeit in Weimar in Verbindung mit den vorzüglichsten Männern der dortigen höheren Gesellschaft gelebt hatte, wie er auch später wieder dahin zurückkehrte, seine Übungen im Zeichnen fortsetzte und durch ihn mit den Personen und den Verhältnissen, denen er bald nahe treten sollte, bekannt und gewissermaßen unter ihnen im Voraus heimisch wurde. Die weimarschen Herrschaften, die auf der Rückreise nur einen Tag in Frankfurt blieben, verabredeten mit Goethe, er möge sich bereit halten, mit dem Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben war, um einen in Straßburg verfertigten wagen zu erwarten, und am bestimmten Tag über Frankfurt kommen sollte, nach Weimar zu reisen. Er nahm daher überall Abschied, auch von Lili, und die Koffer wurden gepackt. Aber weder der Wagen noch eine Nachricht trafen zur bestimmten Zeit in Frankfurt ein. Um nicht zweimal Abschied zu nehmen und mit lästigen Besuchen überhäuft zu werden, ließ er sich als abwesend angeben, musste sich nun aber still zu Hause und auf seinem Zimmer halten. Er förderte während dieser acht Tage freiwilliger Gefangenschaft seine Arbeit am Egmont. In der Dunkelheit wagte er es einige Mal das Haus zu verlassen und, in einen großen Mantel gehüllt, die Straßen der Stadt zu

durchwandern. Eines Abends stand er an Lilis Fenster; er hörte ihre Stimme; sie sang zum Klavier das Lied „Ach, wie ziehst du mich unwiderstehlich“, das er gegen Beginn des Jahres an sie gedichtet hatte; ihm war es, als ob sie es ausdrucksvoller, als je, sänge. Nachdem sie das Lied geendet, sah er an dem Schatten, der auf die Vorhänge fiel, dass sie im Zimmer auf und ab ging. Schwer ward es ihm, die so liebe Nähe zu verlassen, der Entschluss der Entsagung begann zu wanken. In Leipzig war er in einem ähnlichen Moment der mit der Gewalt der Erinnerung ihn bestürmenden Rührung zu der Geliebten geeilt, ihr alles Unrecht abzubitten. Doch diesmal war es vorbei und das Geschehene nicht mehr rückgängig zu machen.

Da noch einige Tage ohne Nachricht verstrichen, so fing auch Goethe an, den Zweifeln des Vaters beizustimmen, der gleich anfangs der Meinung war, dass man mit dem Hofkavalier und dem neuen Wagen den jungen übermütigen Dichter nur zum Besten gehabt habe. Da jedoch die Entfernung von Frankfurt eine Notwendigkeit geworden war, so brachte der Vater die Reise nach Italien in Vorschlag, und Goethe beschloss, zuerst nach Heidelberg zu gehen, wo Herr von Kalb vielleicht auf seiner Durchreise noch anzutreffen sei, und wenn weiter keine Nachricht komme, den Weg über Tirol oder Graubünden nach Italien zu nehmen.

In der Frühe des 30. Oktobers fuhr er die Bergstraße entlang dem Süden zu. In dem uns erhaltenen Blatt des Reisetagebuchs ruft er noch Lili ein Lebewohl zu: „Es hat sich entschieden; wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen; mir ist in dem Augenblick weder bang für dich, noch für mich, so verworren es aussieht.“ Merck, „der so oft das Ziel seiner Wanderungen war“, fährt er diesmal vorüber: „Nein, Bruder, du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Teil nehmen, die durch Teilnehmung noch verworrener werden!“

In Heidelberg wohnte er bei Fräulein Delf, welche seine Verlobung mit Lili vermittelt hatte; es verlangte ihn, mit ihr noch einmal von der glücklichen Vergangenheit sich zu unterhalten. Doch fand er sie wider Erwarten nicht so teilnehmend, als sonst. Sie lobte vielmehr den Entschluss der Trennung, welche sie für etwas Unvermeidliches ansah, in das man sich ergeben

müsse, und hatte für den Freund schon einen neuen Heiratsplan in Bereitschaft. In einer Nacht ward er durch das Horn des Postillons geweckt. Es war eine Stafette von Frankfurt. Herr von Kalb, der über die bestimmte Zeit auf den neuen wagen hatte warten müssen, und dann über Mannheim nach Frankfurt gefahren war, sandte eilige Botschaft. In seinem schreiben drückte er die Erwartung aus, der Frühling werde sogleich zurückkehren und ihm nicht die Beschämung bereiten, ohne den erwarteten Gast in Weimar anzukommen. So sehr auch Goethe des neuen Reiseplans sich gefreut hatte, so überwog doch die Erinnerung an die Güte, die ihm von Seiten des herzoglichen Paares widerfahren war, und er schämte sich fast seines seltsamen Seitensprungs. Er eilte nach Frankfurt zurück. Den 7. November langte er in Weimar an.

Es war der Zug seines Innern, der ihn in neue, ungekannte Lebensverhältnisse hineinführte, der ahnungsvolle Trieb des Genius, der sein Schicksal ins ich trägt – Goethe pflegte ihn später das Dämonische zu nennen, um einen Punkt zu finden, wo Schicksal und Naturbestimmung in der Leitung des menschlichen Lebens zusammentreffen. Die bisherige Sphäre seiner Existenz hatte er in ihren Freuden, in ihren Leiden nach allen Seiten durchwandert und war von der Fülle ihrer Erscheinungen geistig durchdrungen. Allein weil das äußere Leben mit seinen Verhältnissen ihn einengte, so war das Gleichgewicht zwischen dem Leben und der innern Gemütswelt gestört, und seine titanischen Entwürfe klingen zuletzt in sanfte Liebeslieder aus. Nach diesen Stürmen des Gemüts war die Verpflanzung auf einen andern Boden, war jede Erweiterung des Daseins, ein neuer Kreis der Tätigkeit ein Schritt zur Beruhigung, nach der sein Inneres hinstrebte; alles dies konnte seine bisherige Umgebung ihm nicht gewähren. Ob es eine Gunst des Glückes war, ob sein Genius ihn richtig geleitet, indem er ihn an den Hof zog, ist eine Frage, die man viel diskutieren, aber nie entscheiden kann; denn die Möglichkeiten individueller Entwicklung sind Träume, und nur das Leben hat Realität. Am klarsten hat Goethe wohl selbst in einem sechs Jahre später geschriebenen Brief an die Mutter auf die Frage geantwortet: „Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zu brachte. Unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiss zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hat-

te mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandte Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war, wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nötig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war; und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklicheren Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat.“

## Zweites Buch

### Weimarsche Lehrjahre

Lass mich ein Gleichnis brauchen. Wenn du eine glühende Masse Eisen auf dem Herd siehst, so denkst du nicht, dass so viel Schlacken d'rin stecken, als sich offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrat, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!

Goethe an Jacobi, 1782.

### 1. Kapitel: 1776

Während der glücklichen Friedenszeit, welche den Stürmen des siebenjährigen Krieges folgte, begann am weimarschen Hof unter der Pflege der Herzogin Anna Amalia das geistige Leben seine ersten Blüten zu entfalten und die Augen Deutschlands auf sich zu ziehen<sup>62</sup>. Die Herzogin, „die den Fürsten und den Menschen in sich zu vereinigen wusste“, nährte unter der treuesten Erfüllung ihrer Regentenpflicht ein aus tiefem inneren Drang hervorgehendes Streben nach Ausbildung ihrer Talente und Erweiterung ihrer Kenntnisse. Ein freier hoher Sinn, das Erbteil ihres Stammes – sei war eine braunschweigsche Prinzessin und Nichte Friedrichs des Großen – hob sie über das nichtige Treiben und die beengenden Schranken des Hoflebens empor; sie zog die Herzen an und wusste Liebe und Freude um sich zu verbreiten. In diesem Geist leitete sie auch die Ausbildung ihrer Söhne Karl August und Konstantin, denen sie (1762) in dem Grafen Görtz einen vortrefflichen Erzieher gab. Dass sie ihnen mehr als die herkömmliche Prinzenerziehung zu geben suchte, gab sie dadurch zu erkennen, dass 1772 Wieland, der damals in der Sonnenhöhe seines Dichterruhmes stand, nach Weimar berufen ward, um den Unterricht der Prinzen zu vollenden.

---

<sup>62</sup> Vgl. zu dem Folgenden: W. Wachsmuth, Weimars Musenhof in den Jahren 1772 bis 1807, Berlin, 1844. Riemer's Mitteilungen über Goethe, Berlin 1841. 2 Bde.

Wieland ward der Geistesgenosse, der Lehrer der Herzogin; in der lebhaften Teilnahme an allen geistigen Interessen verschaffte sie sich eine zweite Jugend, nachdem, wie sie selbst bekennt, „die schönste Frühlingszeit ihrer Jahre nichts als Aufopferung für andere gewesen war.“ Dass dieser Trieb nach geistreicher Unterhaltung nicht, wie an den meisten Höfen, auch dem preußischen, im Verkehr mit französischen Schöngeistern Befriedigung suchte, sondern der deutschen Bildung förderlich ward, verdanken wir zumeist dem Einfluss Wielands. Das deutsche Theater ward, bis der Schlossbrand von 1774 diese Genüsse unterbrach, begünstigt; Wielands *Alceste* (1773) welche Schweitzer komponierte, war ein Versuch, eine deutsche Oper zu begründen.

Wielands weiche Natur war zwar nicht geeignet, ein geniales Leben um sich zu schaffen; aber seine heitere, geistvolle Geselligkeit regte doch die Liebe zur schönen Literatur vielfach an. Männer von Geist und Talent schlossen sich ihm an und trugen zur Belebung der Zirkel des Hofes bei. Bertuch, seit 1775 geheimer Kabinettssekretär, und Karl Ludwig von Knebel, der 1774 die Erziehung des Prinzen Konstantin übernahm, entwickelten ihre literarische Tätigkeit unter seiner Leitung. Siegmund von Seckendorf und der liebenswürdige, joviale von Einsiedel, später Kammerherr am „verwitweten Hof“, verwandten ebenfalls ihre poetischen und musikalischen Talente zur Unterhaltung des Hofes. Die Anmut der Frauen erhöhte den Zauber dieser Zusammenkünfte, in denen ein jedes Mitglied seine Individualität frei geltend machen konnte, von keinem Zwang der Etikette, nur vom Gesetz der edlen Sitte beherrscht.

Mit Karl Augusts Regierungsantritt (3. September 1775), dem rasch die Vermählung mit der edlen, liebreizenden Luise von Hessen-Darmstadt folgte, kam ein frisches Wehen eines jugendlich kräftigen Geistes über den weimarschen Staat und im Besondern über die Kreise des Hofes. Ein junger achtzehnjähriger Fürst, von dem schon 1771 Friedrich II., der ihn in Braunschweig sah, äußerte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige, den der Statthalter von Dalberg eine Fürstenseele nannte, wie er noch nie gesehen, fühlte den heißesten Drang, Neues zu schaffen und Leben um sich zu wecken; das kleine Land war ein zu enger Schauplatz für solche Fülle edler Kräfte. Der innern Würde, der geistigen Hoheit sich bewusst, verschmähte er den eitlen Schein des fürstlichen Ranges, warf gern das Zeremoniell der Hofsitte und

die herkömmlichen steifen Formen von sich, um nur die Natur und das rein Menschliche walten und gelten zu lassen. Der Trieb zu freier Übung der jugendlichen Kräfte, zum vollen Genuss des Daseins, zu innigem Leben mit der Natur („sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden“, wie er selbst dies volle Gefühl des Lebens bezeichnet) äußerte sich anfänglich noch in unklarer Gährung der genialen Jugendfülle, als ein Brausen und Stürmen, und die zart fühlende junge Herzogin hatte manchen Verstoß gegen Anstand und Sitte zu ertragen und zu verzeihen. Allein diese jugendlichen Exzentrizitäten verhüllten nur hin und wieder den Adel seiner sittlichen Natur, und nie verlor er das Ziel seines Strebens aus den Augen. In Goethe ward ihm ein Freund beschieden, wie ihn sein volles Herz bedurfte, der Genius, der imstande war ihn zu fassen und dadurch zu leiten. Er dachte groß genug, den Dichter des Götz und der Leiden Werthers, welcher die Männer der gesetzlichen Staatsordnung und die Moralisten gegen sich aufgebracht hatte, in seine Nähe zu ziehen. In diesem hohen Sinn, der stets kleinliche Bedenken großen Zwecken unterordnete, hat er stets gehandelt, und nur dadurch ist Weimars Glanzperiode hervorgerufen worden.

Bewunderung und Liebe kamen Goethe bei seiner Ankunft in Weimar entgegen; „Wie ein Stern“, sagt Knebel, „ging er unter uns auf.“ Männer und Frauen waren von der Liebenswürdigkeit des genialen Jünglings wie bezaubert. „Ich sah ihn“, sagt der berühmte Arzt Hufeland, „in Weimar erscheinen in voller Kraft und Blüte der Jugend und des anfangenden Mannesalters. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orestes im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenia machte; man glaube einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit in einem Mann, als damals an Goethe. Unglaublich war der mächtige Einfluss, den er damals auf gänzliche Umgestaltung der kleinen weimarschen Welt hatte.“ – „Bemerge“, so zeichnet ihn der Physiognomiker Lavater, „die Lage und Form dieser gedankenreichen Stirn, bemerge das mit einem fort gehenden Schnellblick durchdringende, verliebte, sanft geschweifte, nicht sehr tief liegende, helle, leicht bewegliche Auge, die so sanft sich darüber hinschleichenden Augenbrauen, diese an sich allein so dichterische Nase, diesen so eigentlich poetischen Übergang zum lippichten, von schneller Empfindung gleichsam sanft zitternden und das schwebende Zittern zurückhaltenden Mund, dies männliche Kinn, dies offene, markige Ohr – wer ist, der absprechen könnte diesem Gesicht Genie, ganz wahres Genie!“

Der Nimbus des Dichterruhms erhöhte den poetischen Reiz seiner ganzen persönlichen Erscheinung; der Wertherfrack (nach dem Schnitt der leichteren englischen Mode), in dem er auftrat, ward Hoftracht, der Herzog legte ihn an und machte ihn denen, die ihn sich nicht anschaffen wollten, zum Geschenk nur Wieland ward ausgenommen (nach Böttigers Bericht). Auch dieser, der dem jungen Dichter zu zürnen Ursache hatte und jetzt Gefahr lief, durch ihn beiseite gedrängt zu werden, ward gleich am ersten Tag von Goethes Anwesenheit, als er an der Mittagstafel beim Kammerpräsidenten von Kalb an der Seite „des herrlichen Jünglings“ saß, „von allem Missmut radikal geheilt.“ Noch nach mehr als zwanzig Jahren äußerte er gegen Böttiger: „Sein Zauber hat mich in der ersten Zeit seines Hierseins dahin gebracht, dass ich ganz in ihn verliebt war und ihn wirklich anbetete.“ Dieser Enthusiasmus des weichmütigen Dichters, der „jung ward, wenn er leibte“, ergießt sich in seinen Briefen aus jener Zeit in Ausdrücken einer schwärmerischen Liebe. „O bester Bruder“, schreibt er am 10. November an Jacobi, „was soll ich Dir von Goethe sagen? Wie ganz der Mensch beim ersten Anblick nach meinem Herzen war! ... Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Tautropfen von der Morgensonne.“ – „Ich lebe nun“, heißt es in einem späteren Brief an Zimmermann, „neun Wochen mit Goethe, und lebe nun seit unserer Seelenvereinigung, die so unvermerkt und ohne allen Effort nach und nach zustande gekommen, ganz in ihm. Er ist in jedem Betracht und von allen Seiten das größte, beste, herrlichste menschliche Wesen, das Gott geschaffen hat ... Möcht' ich's der ganzen Welt sagen dürfen! Möcht' alle Welt den liebenswürdigsten der Menschen so kennen, so durchschauen, so leiben, wie ich! Heut' war eine Stunde, wo ich ihn erst in seiner ganzen Herrlichkeit, der ganzen schönen gefühlvollen, reinen Menschheit sah“ – und in einem Brief an Merck die schönen Zeilen, die zugleich den schreibenden ehren: „Wissen Sie ein ander Beispiel, dass jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat? – Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, dass er mir so schön über'n Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können.“ Dieser Rausch musste freilich mit der Zeit verfliegen, es traten auch Perioden der Entfremdung ein, wo Wieland den Freunden seinen Missmut vorklagte; doch sobald sich Goethe freundlich näherte, war die alte Liebe wieder da, und ein wohlwollendes Verhältnis blieb zwischen beiden Dichtern.

Goethes Wesen schwankte damals zwischen den Extremen. Doch war das burschikose Benehmen, das geniale Brausen und Stürmen, worin er sich bei seinem Eintritt in die weimarschen Verhältnisse zu gefallen schien, weit weniger sein eigenstes Wesen, als die weiche, nach Stille sich sehrende Gefühlsschwärmerei. Nicht ohne tiefe Wunden des Herzens hatte er sich von Frankfurt losgerissen, und es war das humoristische Treiben eine künstliche Hülle, welche die Sehnsucht seines Innern verdeckte, eine äußere Erscheinung, deren Leere er schmerzlich empfand. Allein er heilt es zunächst für seine Aufgabe, ganz dem Hof zu leben, der ihn gastlich aufgenommen hatte, und den jungen Herzog als genialer Gesellschafter, als munterer Genosse seiner jugendlich stürmenden Genusssucht an sich zu fesseln. In dieser Festlust vergingen die ersten Wochen seines Aufenthalts in Weimar. Jagden, Ausflüge, Bälle und Maskeraden drängten sich.

In den letzten Tagen des Novembers kamen auch die Brüder Stolberg auf ihrer Rückreise aus der Schweiz nach Weimar. „Hier wird's uns recht wohl“, schreibt Christian Stolberg an die Schwester, „wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf [diesen Namen führt Goethe lange im engern Freundesbunde] und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland sind wir ‚bras dessus bras dessous.‘“ Es folgten lustige Schlittenpartien und Eisfahrten. Goethe führte auch diese edle Klopstock'sche Kunst in Weimar ein; zum Erstaunen der Residenz zeigte sich auch die junge Herzogin als eine gewandte Schlittschuhläuferin. Auf der Eisbahn dieses Winters entstand das „Eislebenslied“, das jetzt mit der Überschrift „Mut“ unter seinen Gedichten steht („Sorglos über die Fläche weg“ etc.) Nach einer solchen Eisfahrt sitzt er am 22. Dezember auf Wielands Zimmer, um für Lavater einige Beiträge zu den zuletzt übersandten Kapiteln der Physiognomik „zusammenzustoppeln“ – „kurz genug und, will's Gott, bündig und treffend, denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirtschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde ... Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werter, und wir einander täglich verbundener. Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfach Menschen zu sehen. Mir geht alles nach Herzenswunsch<sup>63</sup>.“

---

<sup>63</sup> Über den Aufenthalt in Waldeck s. Düntzers Aufsatz „Goethe in Waldeck“ in Herrigs und Viehoffs Archiv III. 1. S. 237 f.

Die schönen Wald- und Berggegenden, die er jetzt in Gesellschaft von Einsiedel, Bertuch und dem jüngeren von Kalb aufsuchte, waren ihm schon durch Kraus' Zeichnungen im Voraus lieb geworden. Entfernt von dem rauschenden Treiben des Hoflebens fühlte er die alten Empfindungen in seiner Brust widerklingen. Er erquickt sich am Lesen der Bibel und treibt vom Rektor in Bürgel eine Odyssee auf, weil ihm unter einfachen Menschen glücklich und friedlich ums Herz ist; „unmöglich ist, die zu entbehren in dieser Homerisch einfachen Welt“. Im Ton brüderlicher Vertraulichkeit berichtet er dem Herzog, der nach Gotha sich begeben hatte, von allen Vorgefallenheiten der kleinen Winterreise und den verschwiegensten Gefühlen. „Wie ich so in der Nacht“, heißt es in dem Brief, „gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang'  
All mein' Lust und all mein Sang,  
Bist, ach! Nun all mein Schmerz, und doch  
All mein Sang bist du noch.

An mehreren Stellen spricht sich die Empfänglichkeit für den Reiz der auch im Winterschmuck schönen Natur aus. „Wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten [des Forstbeamten] führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloss der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtental. Die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb.“ Die Vermutung liegt nahe, dass in diesen Tagen das Gedicht „an ein goldenes Herz, das er am Hals trug“ entstanden sei. Der Brief des Herzogs aus Gotha ist höchst bezeichnend für die Innigkeit ihres freundschaftlichen Verhältnisses: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den jenaschen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloss ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welches ihr leichtes, lustiges Wesen in Samt und Seide gehüllt, dass mir's ganz schwindlig und übel wird. – Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, dass Du hierher kommst, die Leute sind gar zu neugierig auf Dich.“ Goethe folge der Einladung; er schrieb

schon am 31. Dezember aus Erfurt an Lavater: „Ich lerne täglich mehr steuern auf der Woge der Menschheit, bin tief in See.“

In jenem Brief des Herzogs finden wir schon das vertrauliche Du, dessen er sich später im Verkehr mit Goethe immer bediente, und dieser durfte es erwidern; doch machte Goethe von dieser Erlaubnis nur Gebrauch, wenn er mit ihm allein war, und auch nur in der ersten Zeit. Zwischen Fürst und dichter ward der Freundesbund mehr und mehr zur innigsten Vertraulichkeit, so dass Goethes Nähe dem Herzog unentbehrlich ward, und sie bald unzertrennlich wurden. Oft speisten sie allein miteinander, Goethe schlief mehrmals auf des Herzogs Zimmer und wachte bei ihm während seiner Unpässlichkeit.

Die Karnevalslust des Genielesbens führte in das neue Jahr ein; auch Goethe verschweigt seinem Merck nicht, dass er es toll genug treibe und des Teufels Zeug mache. Aber er wusste zugleich die Lustbarkeiten des Hofes wie Szenen eines Dramas zu behandeln und sie durch geistvollen Humor poetisch zu beleben. Ward daher auch seinen dichterischen Arbeiten viel kostbare Zeit entzogen, so war sei doch für seine geistige Fortbildung keine verlorn, indem nur aus einem Poesie erfüllten Dasein sein Genius neue Stärkung gewann, und seine Dichtungen nur wie reife Früchte vom Baum des Lebens fielen. Dass die joviale Losgebundenheit nicht in leere Posse ausartete, dafür bürgten außer ihm und seinem fürstlichen Freunde auch die Namen der geistreichen Männer, die sich um sie und mit ihnen bewegten. Wie sehr jedoch Goethe die Seele dieser humoristischen Unterhaltungen war, lassen uns am besten die eine Zeitlang in diesem Kreis beleibten Matinéés erkennen, derbe Spottgedichte in der Manier der Goethe'schen Puppenspiele und Fastnachtspossen mit gründlicher Verehrung des Haus Sachs, worin man es darauf anlegte, sich gegenseitig zu satirisieren. Auch Merck sandte solche poetische Epsiteln als „Matinéés des Rezensenten“ ein. Einsiedel, dessen komisches Talent hier den freiesten Spielraum fand, zog in dem „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft vom 6. Januar 1776“ sämtliche Mitglieder durch; aus der auf Goethe bezüglichen Stelle, die zugleich für diesen charakteristisch ist, mag man auf den Ton dieser Stegreifgedicht schließen:

Dem Ausbund aller dort von weiten  
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten;  
Fürcht' nur sein ungeschliffnes Reiten;

Denn sein verfluchter Galgenwitz  
Fährt aus ihm wie Geschoss und Blitz.  
's ist Genie von Geist und Kraft:  
(Wie eben unser Herrgott Kurzweil schafft):  
Meint, er könn' uns alle übersehn,  
Täten vor ihm 'rum auf Vieren gehen.  
Wenn der Fratz so mit einem spricht,  
Schaut er einem stier ins Angesicht,  
Glaubt, er könn's fein riechen an,  
Was wäre hinter jedermann usw.

Es gehört demnach eigentlich hierher, was Goethe bei einer früheren Veranlassung von Hans Sachs bemerkt: „Wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten; es schien diese Art so bequem zur Poesie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde.“ Daher flocht er auch in den nächsten Frühlingstagen dem „verkannten“ – „wirklich meisterlichen Dichter“ einen Kranz: Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung. Unter dem Bild des würdigen Meistersängers hat sich zugleich unser Dichter selbst geschildert, der ebenso offenen Blicks in Natur und Welt hinauschaute und sie ebenso treu und wahr in Ernst und Humor darstellte. Diese Dichtung gab Veranlassung, dass Wieland in seinem Merkur zum ersten Mal wieder auf den Wert des wackern Hans Sachs aufmerksam machte, und Bertuch eine Ausgabe desselben ankündigte.

Im Januar hatte sich's schon entschieden, dass Goethe von Weimar nicht wieder loskomme. „Karl August“, schreibt Wieland, „kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten.“ Der Herzog suchte ihn nach und nach in den weimarschen Staatsdienst hineinzuziehen. Offen schreibt Goethe darüber am 22. Januar an Merck: „Ich bin nun in alle Hof- und politischen Händel verwickelt und werde fast nicht wieder loskommen. Meine Lage ist vorteilhaft genug, und die Herzogtümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptkonditionen der neuen Einrichtung sein, ob ich gleich mehr als jemals am Platz bin, das durchaus ... [Jämmerliche] dieser zeitlichen Herrlichkeit zu erkennen.“ Eben weil er das erkannte, kehrte noch oft der Kampf in seine Brust zurück: „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder

gehe“, äußert er noch unterm 29. Januar. Er fühlte, dass er mit dem Ergreifen der neuen Lebensaufgabe mit seiner Jugend breche, dass er seine Unabhängigkeit und vielleicht seine Dichterkunft den Anforderungen der neuen Umgebung zum Opfer bringe. Aus dieser Gemütsregung bricht wie ein rührender Schmerzenslaut „Wanders Nachtlid“ hervor, das er am 12. Februar „am Hang des Ettersberges“ niederschrieb:

Der du von dem Himmel bist,  
Alle Freud' und Schmerzen stillest,  
Den, der doppelt elend ist,  
Doppelt mit Erquickung füllest.  
Ach, ich bin des Treibens müde!  
Was soll an die Qual und Lust.  
Süßer Friede,  
Komm, ach komm in meine Brust!

Tags zuvor hatte er an die Freundin Stolberg geschrieben: „Könntest Du mein Schweigen verstehen, liebes Gustchen! Ich kann, ich kann nichts sagen!“

Um diese Zeit nahm er schon als Gast an den Sitzungen des geheimen Konzils teil und spricht in seinem Brief seine, feste Entschlossenheit aus, wie einer, der mit seinem Schiff in die hohe See steuert. „Den Hof habe ich nun probiert“, schreibt er an Merck (8. März), „nun will ich auch das Regiment probieren, und so immerfort ... Ich streife was Ehrliches in Thüringen herum und kenne schon ein brav Fleck davon; das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen“, und um dieselbe Zeit an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt, voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen.“ In demselben Bild schildert er seinmutvolles Einschreiten in die neue Laufbahn in dem Gedicht „Seefahrt“ (Sept. 1776):

„Doch er steht männlich an dem Steuer;  
Mit dem schiff spielen Wind und Wellen,  
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.  
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe  
Und vertrauet, scheiternd oder landend,  
Seinen Göttern.“

Um die Zustimmung der Eltern zu Goethes Anstellung in weimarschen Staatsdiensten einzuholen, schrieb der jüngere von Kalb, der bald darauf seinem Vater, als dieser sich von Staatsgeschäften zurückzog, in der Kammerpräsidentenstelle folgte, an Vater Goethe einen Brief, in dem man die Worte des Herzogs wieder erkennt: „Die wechselseitige Neigung des Herzogs gegen ihren vortrefflichen Sohn, das unumschränkte Vertrauen, so er in ihn setzt, macht es beiden unmöglich, sich voneinander zu trennen. Nie würde er darauf verfallen sein, meinem Goethe eine andere Stelle, einen andern Charakter als den von seinem Freund anzutragen. Der Herzog weiß es zu gut, dass alle andern unter seinem Wert sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nötig machten. Mit Beibehaltung seiner gänzlichen Freiheit, der Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste ganz zu verlassen, wenn er will, wird unser junger, edler Fürst, in der Voraussetzung, dass Sie unfähig sind, Ihre Einwilligung dazu zu versagen, Ihren Sohn unter dem Titel eines geheimen Legationsrats mit einem Gehalt von 1200 Talern in sein Ministerium ziehen. – Gern unternähm’ ich, Ihnen die Verhältnisse Ihres Sohnes zu bezeichnen, wenn ich mich dazu vermögen fühlte. Denken Sie Sich ihn als den vertrautesten Freund unsers lieben Herzogs, ohne welchen er keinen Tag existieren kann, von allen braven Jungen bis zur Schwärmerei geliebt, alles, was wider uns war, vernichtet, und Sie werden Sich noch immer zu wenig denken.“ Die behagliche Schilderung, welche Rat Goethe dem Konsul Schönborn von dieser Wendung des Schicksals seines Sohnes gibt, lässt uns nicht zweifeln, dass die Zustimmung mit Freuden erteilt ward, entsprach doch dessen neue Stellung ganz den früheren, väterlichen Plänen. Das Dekret der Ernennung zum „geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Konzil“ ward erst am 11. Juni ausgefertigt. Die das Motiv der Anstellung enthaltenden Worte „wegen seiner uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu uns und unsers daher fließenden Zutrauens und Gewissheit“ wurden eigenhändig vom Herzog an die Stelle herkömmlicher Kanzleiphrasen hineinkorrigiert.

Mit dem Frühjahr richtete sich Goethe häuslich ein. Er mietete sich das kleine Jägerhaus an der Belvedereschen Allee (später zum Stadtgericht umgebaut). Bald darauf vertauscht’ er es mit „einem lieben Gärtchen vorm Tor an der Ilm – schöne Wiesen in einem Tal –“, das er am 16. April in Besitz nahm; das alte Häuschen darin ließ er reparieren. „Da lass ich mir“, schreibt er an Auguste Stolberg am 18. Mai, „von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine

Seele komme, und ich wieder von vorn mög' anfangen zu tragen und zu leiden... Es ist eine herrliche Empfindung, da draußen im Feld allein zu sitzen.“

In dieses Frühjahr fällt außer andern zahlreichen Ausflügen mit dem Herzog eine kurze Reise nach Leipzig. Das Wiedersehen der Stätte seiner ersten Jugendfreuden ergriff sein Gemüt mit wehmütiger Erinnerung: „Alles ist wie's war, nur ich bin anders – nur das ist geblieben, was die reinsten Verhältnisse zu mir hatte damals.“ Er sah „sein erstes Mädchen“ wieder und begrüßte manchen Freund der Jugendtage, auch seinen lieben Oeser. Dieser ward gewissermaßen als weimarscher Hofmaler engagiert und kam noch in diesem Jahr und seitdem fast jedes Jahr nach Weimar hinüber, wo man seiner Kunst und seines Rats oft bedurfte. Corona Schröter fesselte ihren Dichter, der sie in Jugendliedern schon besungen hatte, durch ihr Talent und ihre Liebenswürdigkeit so sehr, dass er den Herzog bewog, sie als Kammersängerin nach Weimar zu berufen. Hierin bestand zunächst Goethes „Regieren“, dass er seinen Einfluss auf den Herzog benutzte, um ausgezeichnete Talente nach Weimar zu ziehen und trefflichen Leistungen Unterstützung zu verschaffen. „Wenn Goethes Idee stattfindet“, schreibt Wieland an Merck, „so wird Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während allgemeine Sündflut die übrige Welt bedeckt.“

Schon Ende Februar veranstaltete Goethe eine Unterzeichnung zu einem ansehnlichen Geldbeitrag (65 Louisdor), welcher zu einem freiwilligen Geschenk für Bürger bestimmt wurde, um ihn zur Fortsetzung seiner Übertragung der homerischen Gedichte, von der einige Proben bekannt gemacht waren, aufzumuntern. „Dass Bürger Dichter ist“, heißt es in dem Aufsatz Goethes, „sind wir alle überzeugt; dass er den Homer ganz fühlen und innig lieben muss, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuten; dass Homers Welt wieder ganz in ihm auflebt, ... sieht man mit einem Blick auf die Übersetzung... Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden fortzufahren... Denn es wird sich nicht so leicht wieder finden, dass ein Dichter von dem Gefühl so viel Liebe zu eines andern Werk fassen mag... Er fahre fort mit Lieb' und Freude der Jugend... strebe nach der goldenen, einfachen, lebendigen Bestimmtheit des Originals, kurz, tue das Seinige.“ Die Hoffnung blieb unerfüllt. Da indes das Geld zu Bürgers Gunsten bestimmt war, so be-

schlossen später die Unterzeichner, dem hilfsbedürftigen Dichter jene Unterstützung angedeihen zu lassen, wenn gleich die Bedingung unerfüllt geblieben war.

In ähnlicher Weise wandte Goethe seinem durch häusliches Ungemach schwer bedrängten Jugendfreund Jung eine unerwartete Hilfe zu. Es war gerade ein Tag, wo Jung eine Schuld von siebenzig Talern bezahlen sollte, die er nicht zusammenzubringen imstande war. Er und seine Frau brachten die Stunden mit Weinen und Gebet hin, dass es, wie Jung sagt, einen Stein hätte erbarmen sollen. Da trat der Postbote ein und brachte einen Brief von Goethes Hand, beschwert mit dreißig Louisdor. Ohne Jungs Wissen hatte Goethe den Anfang von dessen Lebensgeschichte („Stillings Jugend“) zum Druck befördert und übersandte das Honorar, welches in einer Zeit, wo Goethes Stella mit zwanzig Talern honoriert wird, sicherlich nicht bloß aus des Verlegers Kasse floss. Unter Freudentränen fielen die beiden Ehegatten sich in die Arme.

Lenz, der Schicksalsgenosse Bürgers, dem nach seinem eigenen Bekenntnis „zum Dichter warme Luft und Glückseligkeit des Herzens fehlte“, suchte jetzt die Sonne seines Freundes auf, die er stets in verworrener Bahn umkreiste. Unglücklich durch die Unmöglichkeit, ihn zu erreichen, beneidete er ihn mehr, als er ihn verehrte und liebte. Im März erschien er in Weimar. Goethe leistete gerade dem Herzog während einer Unpässlichkeit Gesellschaft, als ihm eine Karte überbracht ward mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz.“ Der Herzog befahl den wunderlichen Ankömmling sogleich zu holen und gewährte ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt in Weimar. Er war einer von den „Genies“, welche bei den Weimarer Hofleuten und Philistern übel angeschrieben waren und von denen man noch lange nachher zu klatschen wusste, wie sie von dem Legationsrat Bertuch als Chatouiller des Herzogs „gekleidet und gefüttert“ worden seien. Lenz ließ sich's wohl sein und gab durch seine Albernheiten, indem er, wie Wieland sich äußert, alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich machte, viel Stoff zum Schwatzen und Lachen. Eine arge Taktlosigkeit, eine „Eselei“, nach dem Ausdruck Goethes, dem sie großen Ärger bereitete, weil die Herzogin Luise dadurch verletzt war, bewirkte im Herbst seine plötzliche Entfernung. Er ging wieder in die oberen Rheingegenden zurück. In Schlossers Haus zu Emmendingen zeigten sich die ersten Anfälle von Wahnsinn. Geheilt, begab er sich später nach

Russland und starb 1792 in Moskau, wo er zuletzt von Almosen gelebt hatte; der Stolz, der ihn einst von einer Stelle an Goethes Seite träumen ließ, war ihm auch im Elend geblieben.

Im Juni erschien auch ein anderes „Genie“ der Sturm- und Drangperiode, Goethes Landsmann und Jugendfreund Klinger. Der Empfang war herzlich. „Am Montag“ [den 24. Juni], schreibt Klinger an einen Schweizer Freund, „kam ich hier an, lag an Goethes Hals, und er umfasste mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Junge!“, und kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!“, und immer mehr Liebe. Denn er wusste kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O, was ist von Goethe zu sagen! Ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! ... Hier sind die Götter, hier ist der Sitz des Großen! ... Glaub' von allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht alles den großen simplen Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, dass wir's nicht begreifen.“ Indes konnte Goethe auf die Dauer mit Klingers Natursitte und kraftgenialischer Derbheit nicht harmonieren; Goethe sagte es ihm offen, dass seine Gegenwart ihn drücke. Im Oktober verließ Klinger Weimar und erhielt in Leipzig eine Anstellung als Theaterdichter.

Unter denen, die damals nach dem neuen Musensitz wallfahrteten, treffen wir auch einen Mann der alten Schule, Vater Gleim, den Sänger Friedrichs und Beschützer deutscher Musen; er war mit Wieland innig befreundet, der früher mit dem Gedanken umgegangen war, ihn an den weimarschen Hof zu ziehen. Goethe führte sich in seine Bekanntschaft durch ein ähnliches geistreiches Inkognito ein, wie es uns von Gießen her bekannt ist. Gleim befand sich im Kreis der Herzogin Amalie und las aus einem Göttinger Musenalmanach vor. Ein junger Mann in grünem Jagdrock war inzwischen eingetreten und erbot sich ihn abzulösen. Nachdem er einiges aus dem Buch gelesen, kam der Humor der Improvisation über ihn, und der Strom genialen Witzes und neckender Satire ergoss sich im buntesten Rhythmus, so dass Gleim, der selbst im Ton der Matinéés getroffen ward, endlich erstaunt aufsprang und rief: „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“<sup>64</sup>

---

<sup>64</sup> Diese Anekdote erzählt Falk in seinem Buch: Goethe aus näherem persönlichen Umgang dargestellt, 1832 (2. A. 1836), einer Schrift, die übrigens ebenso unzuverlässig ist, wie Böttigers Literarische Zustände etc. 2 Bde. 1838.

An eine Berufung gealterter Zelebritäten ward jetzt in Weimar nicht gedacht. Man suchte die noch ungebrochenen jugendlichen Kräfte auf den weimarschen Boden zu verpflanzen. Goethes Anstellung war nur der Anfang. Leopold zu Stolberg war zum Kammerherrn designiert; mit Herder waren Unterhandlungen im Gang. Dass sich über diese Berufungen aus der Fremde die im Hofdienst und Aktenstaub ergrauten Beamten entsetzten, war sehr erklärlich, und die Stimmen der Unzufriedenheit über Goethes einflussreiche Stellung äußerten sich so laut, dass der Herzog für nötig hielt, folgende seine Verfahren rechtfertigende Erklärung zu den Akten zu geben, ein Kleinode edlen Fürstensinns: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Ort zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn missbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, dass durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesamten Untertanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urteil der Welt, welches vielleicht missbilligt, dass ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Kollegium setze, ohne dass er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen; ich aber Sorge und arbeite, wie jeder andere, der seine Pflicht tun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können.“ Dessen ungeachtet setzten Hass und Neid ihre Angriffe im Stillen fort, und mancherlei Klageleider und Verleumdungen, welche über Thüringens Berge hinaussummten, brachten das Weimarer Genieleben weit und breit in Verruf. Graf Görtz, Oberhofmeister der jungen Herzogin, bis er 1778 Weimar verließ, wird von Wieland namentlich beschuldigt, das weimarsche Leben in übeln Ruf gebracht zu haben. „Wegen Goethe“, schreibt er am 5. Juli an Merck, „bitte ich Sie ewig ruhig zu sein. Das Schicksal hat ihn in Affektion genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, dass er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge tun und eine glänzende Rolle spielen wird. Lasst die schäbichsten Kerls schwatzen. Graf Görtz rüstet sich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen, und dort alles gegen Goethe und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur

einmal und seht selbst, wie wir's treiben; es gereut Euch gewiss nicht. Nächstens geht Goethe mit dem Herzog auf vierzehn Tage oder drei Wochen nach Ilmenau. Das erste, was er jetzt zu tun hat, ist sehen. Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unserer Sachen wenig mehr fehlen, denn er ist dahinter wie ein Feind, und dann lasst die Kerlchens kommen. Er hat bei all seiner anscheinenden und wirklichen Naturwildheit im kleinen Finger mehr conduite und savoir faire, als alle Hofschranzen ... zusammengekommen in Leib' und Seele“. Dass dies verleumderische Getreibe niedriger Kabale auch in den nächstfolgenden Jahren nicht ermüdete, lassen manche Äußerungen in Briefen aus jener Zeit schließen.

Übertriebene Gerüchte von des Herzogs Neigung zum Trunk, veranlasst durch einzelne Verletzungen anständiger Sitte, drangen auch zu Klopstock und veranlassten ihn, da sich's zugleich um die Entscheidung der Zukunft seines geliebten Stolberg handelte, zu einem derben Scheltbrief an Goethe (unterm 8. Mai), dem er es freistellte, dem Herzog denselben mitzuteilen. Der rücksichtslose Ton dieses Briefes, wenn gleich Klopstock diese Offenheit für einen Beweis von Freundschaft wollte angesehen wissen, verdiente wohl die ruhigstolze Antwort Goethes: „Verschonem Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein Paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, dass ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müsst' als ein Schulknabe en Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns und über die Sache. Glauben Sie mir, dass mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte. – Dem Herzog tat's einen Augenblick weh, dass es ein Klopstock wäre. Er leibt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, will's Gott, besser, als er uns gesehen hat. Goethe.“ –

In der erst Ende August erfolgenden Rückantwort erklärte Klopstock, dass Goethe nicht wert sei, dass er ihm diesen Beweis von Freundschaft gegeben habe. „Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört.“ Bevor Goethe diesen Brief in Händen hatte, sprach er seinen Unmut über Stolbergs Benehmen in einem Briefchen an dessen Schwester aus (30. August): „Von Fritz habe ich noch keinen Brief.

Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritz, dass er in ein wirkendes Leben kommt, als dass er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen – er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein, man lässt ihm alles, und nun kommt er nicht. – Und die, die man so behandelt, sind Karl August Herzog zu Sachsen, und Dein Goethe, Gustchen!“ Stolberg ging nicht nach Weimar, sondern trat in Oldenburg-Eutinische Staatsdienste. Der Bruch mit ihm und Klopstock war hiermit entschieden. Auch das liebevolle Verhältnis zu Auguste Stolberg ermattete nach und nach; nur in einigen wenigen Briefchen der nächsten Jahre zuckt das Flämmchen noch einige Mal auf, bis es erlischt. Das letzte Briefblättchen ist vom Jahr 1782. Noch einmal begrüßten sie sich auf den letzten Stufen des Lebens. Sie ward mit einem Grafen Bernstorff vermählt.

Einen glücklicheren Ausgang nahmen die Unterhandlungen, welche auf Goethes Veranlassung, im Beginn des Jahres mit Herder angeknüpft waren, dem das seit mehreren Jahren erledigte Amt eines Generalsuperintendenten und Oberhofpredigers angetragen wurde. Auch dieser stand noch einige Zeit im Kampf mit sich, indem ihm zu derselben Zeit die Aussicht auf eine Göttinger Professur eröffnet war. Gegner und Nieder in Göttingen suchten seine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen und wussten es durchzusetzen, dass von London aus auf ein gelehrtes Kolloquium gedrungen ward. Herder war Göttingen dadurch verleidet, und er knüpfte seinen unsterblichen Namen an Weimar an. Wie Herders Gattin berichtet, empfing ihn Goethe „als ein treuer liebender Freund“. Auch über diese Berufung machte man in Weimar Glossen und sprengte alberne Gerüchte aus, dass er in Stiefel und Sporen die Kanzel besteige und nicht zu predigen verstehe. Dies Weimar verdiente seine Größen nicht, und man konnte auch späterhin noch mit Recht sagen, dass es ein doppeltes Weimar gebe; das eine habe sich nie in das andere finden können und es nie verstanden. Der überraschende Eindruck von Herders Antrittspredigt am 20. Oktober ließ die misswollenden Stimmen verstummen. Sein geistliches Amt, dass er durch seine Persönlichkeit und sein wirken wieder zu Ehren bringen wollte, erschwerte ihm indes seine Stellung zum Hof, und er sah dem genialen Treiben nur aus der Ferne und mit geistlicher Strenge zu. Doch sagte sein Ernst gleich anfangs der Herzogin Luise sehr zu, und der Oberhofmeister von

Görtz ward sein vertrauter Freund. Sein starkes Selbstgefühl hatte für seine Umgebung etwas Drückendes; selbst Goethe gegenüber konnte er die hofmeisterliche Haltung, welche dieser sich früher hatte gefallen lassen, nicht vergessen. Anfangs fand daher zwischen ihnen nur geringe Berührung statt; doch folgten später wieder einige Jahre eines innigen geistigen Verkehrs.

Goethe gehörte vor der Hand mehr dem Herzog, als denjenigen Freunden, welche, wie Herder, auf gleicher Höhe geistiger Kultur ihm zum Austausch ernsten Gedankenverkehrs die Hand reichen konnten. Doch, während es in den Augen der Meisten den Schein hatte, als sei er nur der Genosse seiner Vergnügungen, bewährte er sich als der einsichtsvolle Fürstentpädagoge, der seinen fürstlichen Freund durch eine sanfte, des Ziels sich stets bewusste Leitung vor den hart an seinen Wegen liegenden Abgründen bewahrte, die vielen Keime des Edeln und Großen, die in seiner Seele schlummerten, weckte und, ohne ein lästiger Mahner zu werden, ihm die Pflichten seiner hohen Stellung stets gegenwärtig hielt. Dabei beobachtete er fortwährend die zarteste Diskretion und ließ das Publikum von seinem vertrauteren Verhältnis zum Herzog nie etwas merken. In dem schönen Gedicht „Ilmenau“, das sieben Jahre später dem Geburtstag des Herzogs gewidmet ward, blickt Goethe auf die Zeit der ersten Entwicklung der jungen Fürstenseele zurück, wie auf ein Traumbild, das ein heiterer Tag verscheucht habe, und schildert uns den Fürsten in jener jugendlich brausenden Gärung:

Ein edles Herz, vom Wege der Natur  
Durch enges Schicksal abgeleitet,  
Das, ahnungsvoll, nun auf der rechten Spur  
Bald mit sich selbst und bald mit Zauberschatten streitet,  
Und, was ihm das Geschick durch die Geburt geschenkt,  
Mit Müh' und Schweiß erst zu erringen denkt –  
Kein liebevolles Wort kann seinen Geist enthüllen,  
Und kein Gesang die hohen Wogen stillen.

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht  
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?  
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,  
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?

Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los  
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schoß.

Gewiss, ihm geben auch die Jahre  
Die rechte Richtung seiner Kraft.  
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre  
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.  
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,  
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmalz  
Der Unfall lauert an der Seite  
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.  
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung  
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,  
Und von unmutiger Bewegung  
Ruht er unmutig wieder aus,  
Und düster wild an heitern Tagen,  
Unbändig, ohne froh zu sein,  
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,  
Auf einem harten Lager ein.

Goethe konnte diesen leitenden Einfluss auf ihn gewinnen, weil er, was der Herzog offen von sich selbst äußerte – „ich muss mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zulassen“ – auch an seinen eigenen Innern erfahren und selbst aller seiner Kraft bedurft hatte, sich aus dem Strudel der Leidenschaften empor zu ringen. Auch in Weimar trat dieser Kampf ihm noch manchmal wieder nahe. Allein sobald er sich entschieden hatte, sich den Staatsgeschäften zu widmen, stand auch der Entschluss der Selbstbeherrschung bei ihm fest, und er ging dem Fürsten in praktischer Geschäftstätigkeit und in der Resignation, die sie auferlegte, mit seinem Beispiel voran.

„Du kennst lang' die Pflichten deines Standes  
Und schränkst nach und nach die freie Seele ein.  
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,  
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;  
Allein, wer Andre wohl zu leiten strebt,  
Muss fähig sein, viel zu entbehren.“

Daher werden wir uns die Worte Knebels, der sonst nicht mit Lob freigebig ist, deuten können: „Wenn Sie den Herzog leib haben müssen, so bedenken Sie, dass ihm Goethe zwei Dritteile seiner Existenz gegeben.“ – Welche geräuschlos aufsprießenden und gedeihenden Schöpfungen aus diesen ununterbrochenen Anregungen hervorgingen, lässt uns eine Stelle in einer Festrede des Kanzlers von Müller, der hierüber besser als jeder andere zu urteilen imstande war, überblicken: „Von dem Augenblick an, da Goethe in Weimar eintraf, webten sich dicht und dichter die goldnen Fäden eines Verhältnisses, das, zu zart für die Darstellung, nur in seinen Wirkungen belauscht und betrachtet werden mag. War es dem Fürsten schon in den ersten Tagen seiner Regierung gelungen, sein Besitztum so herrlich zu erweitern, fand sein wissbegierig-tatendurstiger Geist in jeder besieigten Schwierigkeit neue Ermunterung, so mussten die Anforderungen, die er an sich selbst zu steter Auffassung und Fortbildung des Reinmenschlichen machte, sich mit jedem Jahr steigern. Ein freies Naturleben schien höchstes Gut, körperliche Abhärtung notwendige Bedingung geistiger Stärke und Wirksamkeit. Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn; die Naturwissenschaften und, was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, in Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft, Berge und Wälder sinnenden Blickes durchstreift, besäet, befruchtet, in dunklen Schachten und gruben der Erde verborgenen Schätzen mutig nachgespürt, in heitern Gartenschöpfungen Natur und Kunst anmutig verschlungen.“

Schon bei dem ersten längeren Aufenthalt in Ilmenau, vom 18. Juli bis um die Mitte des Augusts 1776, ward von Goethe der Plan angeregt, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen. Dieser schöne „entfernte Winkel des Landes“, welcher durch das Eingehen des Bergwerks, durch häufige Feuersbrünste und andere Unfälle sehr verarmt war, gewann seitdem seine besondere Liebe und Fürsorge; er kehrte oft, wenn er sich aus dem Zwang des Hof- und Geschäftslebens hinaussehnte, in dies stille, anmutige Tal zurück, in welchem die Muse der Poesie ihm zwischen Wald bewachsenen Höhen gern und willig begegnete. Der Herzog entschädigte sich hier ebenfalls für den Druck der „spanischen Stiefeln“ des Hofes durch die Freuden der Jagd und freudiges Naturleben, oft mit unersättlichem Ungestüm; die abenteuerlichen Fahrten von Stutzerbach, einem im Wald gelegenen Dorf,

wurden in ein besonderes Tagebuch eingetragen, worin jeder der Teilnehmer abwechselnd eine Seite schrieb. Wie weit man in dieser Ungebundenheit sich manchmal vergessen mochte, darauf deutet der Widerwille hin, den Goethe einige Jahre später bei Erinnerung jener Szenen empfand<sup>65</sup>. Das Glück der Weltvergessenheit, welche die Freunde damals mit dem Worte „Dumpfheit“ zu bezeichnen pflegten, lassen uns die tief gefühlten, „dem Schicksal“ überschriebenen, Zeilen, welche Goethe am 3. August 1776 in Ilmenau, Morgens während des Zeichnens, niederschrieb, nachempfinden:

„Was weiß ich, was mir hier gefällt,  
In dieser engen kleinen Welt  
Mit leisem Zauberband mich hält!  
Mein Karl und ich vergessen hier,  
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;  
Und, ach ich fühl's, im Stillen werden wir  
Zu neuen Szenen vorbereitet.  
Du hast uns lieb, du gabst uns das Gefühl,  
Dass ohne dich wir nur vergebens sinnen,  
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl  
Voreilig dir niemals was abgewinnen.  
Du hast für uns das rechte Maß getroffen,  
In reine Dumpfheit uns gehüllt,  
Dass wir, von Lebenskraft erfüllt,  
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Die Schönheit der Gebirgsgegend trieb ihn wieder zum Zeichnen, und selbst auf Jagden führte er sein Portefeuille mit sich. Auch Maler Kraus war in Gesellschaft des Herzogs dort. Doch meint Goethe aufs Neue einzusehen, dass er kein Künstler werde, indem ihm manchmal „der malerischste Fleck nicht geriete, während etwas ganz Gemeines freundlich und lieblich werde.“ Auch ein neuer dramatischer Entwurf „der Falke“ beschäftigte ihn. Er scheint durch die Erinnerung an Lili hervorgerufen zu sein. Einige Wochen vor der Ilmenauer Exkursion hatte er die Nachricht von ihrer Verlobung mit Herrn von Türkheim, Inhaber eines Straßburger Bankiergeschäfts, erhalten, welcher schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe um ihre Hand ge-

---

<sup>65</sup> Am 2. Juli 1781 schrieb Goethe aus Ilmenau an Charlotte von Stein: „Ich sehen mich recht von hier weg. Die Geister der alten Zeiten lassen mir hier keine frohe Stunde. Ich habe keinen Berg besteigen mögen, die unangenehmen Erinnerungen haben alles befleckt.“

worben hatte. Wir haben eine Äußerung des Dichters, dass „seine Giovanna viel von Lili haben werde.“ Näheres ist uns über dies Drama, das bald hernach aufgegeben ward, nicht bekannt.

Wenn wir mit diesem ruhigen Versenken in den Genuss des eigenen Selbst, in den stillen Reiz der Natur das gleichzeitige an Merck gerichtete Selbstbekenntnis, „dass er viel auszustehen gehabt habe, dadurch nun auch ganz in sich gekehrt sei“, zusammengehalten, so kann es uns nicht befremden, dass schon damals die Idee der Iphigenie auf Tauris in seiner Seele aufging. Den Grundzug zu diesem Seelengemälde, die durch Resignation erlangene Beruhigung eines Abkömmlings des wilden Titanengeschlechts, fand er in seinem eigenen Innern; auch er hatte dem Titanentreiben sich entwunden, auch er konnte jetzt von sich sagen, er sei „von fremden Zonen herverschlagen und durch die Freundschaft fest gebannt“ (im Gedicht „Ilmenau“). Zugleich sah er dies Bild sanft ergebener Resignation von einer schönen, weiblichen Seele zurückgespiegelt. Die junge Herzogin, „in Gestalt und Wesen eines Engels“, aber nicht von so leichtem poetischen Sinn, wie Amalia, um mit Lust und Laune auf das heitere Spiel des Lebens einzugehen, fand sich in dem weimarschen Hofleben nicht heimisch und sah manchen Exzentrizitäten, die von der Bahn strenger Fürstensitte, in der sie erzogen war, abschweiften, mit stillem Schmerz zu, wenn sie gleich mit fürstlicher Hoheit ihren Unmut verbarg und unterdrückte. Goethe fühlte mit ihr und wirkte mit unablässigem Bemühen dahin, sie mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen. Auch mit ihrem Bruder, dem Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, der gegen den September zum Besuch nach Weimar kam – „eine große, feste, treue Natur mit einer geraden tüchtigen Existenz“ – ward er innig befreundet. Durch dies vertrauliche Anschließen an die Glieder der fürstlichen Familie ward es ihm möglich, dem Glück der beiden Gatten die Fürsorge eines treuen Freundes zu widmen. Mit der Zuversicht des Gelingens schreibt er an Lavater (16. September): „Wegen Karl und Luise sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen reiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind.“ Er sah diese Hoffnung mehr und mehr in Erfüllung gehen.

Zu dramatischen Arbeiten fand Goethe noch eine äußere Anregung in den Bedürfnissen des Liebhabertheaters, das er bald nach seiner Ankunft in Weimar begründete und viele Jahre hindurch mit großer Tätigkeit leitete, bis aufs neue eine öffentliche Bühne errichtet wurde. Durch jene Privatbüh-

ne ward die dramatische Kunst und der Genuss an theatralischen Vorstellungen aufs engste mit den Vergnügungen des Hofes in Verbindung gebracht und die Poesie unmittelbar ins Leben eingeführt. Als Schauplatz diente ein Teil der herzoglichen Wohnung, seit 1779 der Redoutensaal, im Sommer auch ein Saal des Ettersburger Schlosses. Manche Aufführungen fanden auf freier Waldbühne zu Belvedere, Tiefurt oder Ettersburg statt. Alles, was Talent hatte, wurde zur Mitwirkung bei diesen Vorstellungen herbeigezogen und folgte gern dem lockenden Schimmer der Hoffeste und der davon ausgehenden Auszeichnung, zumal da selbst der Herzog und Prinz Constantin in mehreren Fällen eine geeignete Rolle übernahmen. Goethe erntete sowohl in Heldenrollen als in komischen Partien großen Beifall, besonders schien er in humoristischen Rollen unübertrefflich. In diesen zeichnete auch Einsiedel sich aus. Knebel glänzte mit seiner kräftigen Gestalt und seinem voll klingenden Organ in rollen, welche Pathos und Würde erforderten. Die bedeutendsten weiblichen Rollen fielen Corona Schröter zu, welche durch ihre schöne anmutige Gestalt, so wie durch ihr vielseitiges, künstlerisches Talent ihr Publikum stets zur Bewunderung hinriss. Mitglieder der herzoglichen Kapelle, denen sich Dilettanten anschlossen, bestritten die Musik. Kraus malte Dekorationen und Kostüme, wobei ihn Goethes erfinderischer Geist und Amalies künstlerischer Fleiß unterstützten; in wichtigen Fällen ward auch Oeser herbeigeholt. Dem unermüdlichen Maschinisten Mieding hat Goethe in dem Gedicht „auf Miedings Tod“ (1782) ein schönes Denkmal gesetzt, auf das die Hand des Dichters einen zierlich geflochtenen Kranz der Liebe und Anerkennung für Corona Schröter legte.

Mehrere der Stücke, die man zur Aufführung brachte, wurden von den weimarschen Dichtern verfasst. Am fleißigsten waren Einsiedel und Seckendorf, welcher Poet und Komponist in einer Person war. Auch wurden extemporierte Stücke versucht, zu denen vorher nur der Plan entworfen wurde. Goethe ließ im Herbst 1776 seine ‚Mitschuldigen‘ aufführen, worin er den Alcest, Corona die Sophie spielte. Für die anmutige Amalie Kotzebue, die Schwester des bekannten Dichters, welche sich zu der Übernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht hatte verstehen wollen, schrieb Goethe das kleine Familiendrama ‚die Geschwister‘, worin er als Wilhelm, sie als Marianne auftrat. Eine andere Beziehung zu ihr, als diese äußere Veranlassung, hat schwerlich stattgefunden. Das Stück erinnert vielmehr an das Verhältnis Goethes zu seiner Schwester Cornelia, dessen leidenschaftliche Zärtlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterleibe berührte. Das sitt-

lich Bedenkliche, welches in der hier vorgeführten Handlung von dem Überschreiten dieser Grenzen und dem Übergang zu leidenschaftlicher Annäherung unzertrennlich ist, hat der Dichter mit ebenso großer Zartheit als psychologischer Feinheit behandelt. Die Zeichnung ist klarer und sicherer, als in der sentimental zerfließenden Stella. Goethe ist schon auf dem Weg, sich von den Fehlern des letzten Frankfurters Jahres loszumachen, und nur, wer die Chronologie so durcheinander wirft, dass er ihn Erwin, Claudine und Stella zur Unterhaltung des Weimarer Hofes abfassen lässt, kann behaupten, seine Poesie sei in Weimar von ihrer Höhe herab gegangen.

Ein zweites Stück, Lila, ward auf der Reise nach Leipzig und Dessau begonnen, welche Goethe und den Herzog den größten Teil des Dezembers von Weimar fern heilt. Es war bestimmt, die Herzogin Luise zu ihrem Geburtstag (30. Januar) zu erfreuen. Die Grundidee dieses Singspiels ist die homöopathische Heilung einer Gemütskrankheit und gibt ein neues Zeugnis, wie Goethe aus dem Phantastischen ins Reale hinüberstrebt. Es gilt hier, ein durch Phantasiegebilde zerrüttetes Gemüt dadurch zu heilen, dass ihm das Wirkliche phantastisch gegenübertritt, bis es dieses wieder erkennt und mit Liebe umfasst. Dies Sujet gab zugleich Gelegenheit, durch feenartigen Pomp das Auge zu ergötzen und einen Bühnenglanz zu entfalten, welcher der Bedeutung des festlichen Tages angemessen war. Dem Drama ist erst durch spätere Umarbeitung (1778) die Form gegeben, in der wir es besitzen; nur die Lieder aus Lila wurden damals gedruckt.

Um dieselbe Zeit<sup>66</sup> verfasste Goethe auch das Monodrama Proserpina. In einer edlen, in effektvollen Übergängen vom Tragischen zum Elegischen sich bewegenden, im schönsten Rhythmus dahinschwebenden Sprache schildert die kurz zuvor von Pluto geraubte Proserpina ihren Schmerz, ihre Sehnsucht nach der Oberwelt, ihre Hoffnung und die durch den verhängnisvollen Genuss des Granatapfels herbeigeführte Täuschung. Die erhabene Dichtung verdiente nicht, dass Goethe sie später in den „Triumph der Emp-

---

<sup>66</sup> Es ist nicht glaublich, was Riemer berichtet, dass Proserpina zum Geburtstag der Herzogin Luise gedichtet worden sei. Die Stelle aus Goethes Brief an Oeser, von dem er den Prospekt eines Parks für sein „neues Stück“ zu erhalten wünscht, ist unstreitig auf Lila zu beziehen. Es wäre doch unzeit gewesen, zur Feier des Geburtstags der jungen Herzogin, die sich in die neuen Verhältnisse noch nicht finden gelernt hatte, die geraubte Proserpina vorzuführen, welche ihr Geschick bejammert, das sie von dem Ort der Freude und aus dem Kreis ihrer Gespielinnen zu der Einsamkeit des Tartarus verdammt hat, und den Zuruf der Parzen: „Du bist unser“, mit Ausbrüchen des Abscheus und Hasses gegen ihren Gemahl und ihre neue Umgebung erwidert.

findsamkeit“ einschaltete, wo ihre Wirkung vernichtet wurde. Goethe fand damals an diesen rhetorischen Monodramen Gefallen und entwarf bald darauf noch ein zweites: „Nero, wie er vor dem Volk agiert und während dessen die Nachricht von einer Verschwörung erhält“; doch wurde dies nicht ausgeführt. Daneben waren Ballette und Redoutenaufzüge zu arrangieren. Jedoch mitten „in anhaltendem Reiben und Treiben des Lebens“ stärkte er sich in gesunder Einsicht in das Wesen der Sachen und schaute mit klarem Blick zurück und vorwärts. Am Eingang des neuen Jahres 1777 steht sein Bekenntnis an Lavater (8. Januar): „Es mag so lange währen, als es will, so habe ich doch ein Musterstückchen des bunten Treibens der Welt recht herzlich mitgenossen. Verdruss, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Not, Abenteuer, Langeweile, Hass, Albernheiten, Torheit, Freude, Erwartetes und Unversehens, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fallen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flitter ausgestattet; es ist eine treffliche Wirtschaft. Und bei allem, lieber Bruder, Gott sei Dank, in mir und meinen wahren Endzwecken ganz glücklich. Ich habe keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönem Wanderschnitt mir entgegenkommen sehe.“

## **2. Kapitel: 1777, 1778**

Als Goethe in seinen alten Tagen in Momenten lebhafter Jugenderinnerung seiner Liebe zu Lili gedachte, äußerte er mit tiefer Bewegung, dass er nie wieder wie damals geliebt habe, und alle späteren Liebesverhältnisse in Vergleich mit jenem nur oberflächlich gewesen seien. Dies Wort wird durch sein Leben bestätigt. Wie oft auch sein Herz der Liebe sich wieder geöffnet hat, so reicht doch dieses Gefühl, mag es als unruhvolle Leidenschaft oder als schwärmerische Freundschaft sein Innerstes aufregen und beschäftigen, nicht an jene jugendliche Liebesglut, in der das ganze Dasein, geistiges und sinnliches, zu einer Flamme zusammenschlägt, welche, durch die Zukunft ahnungsvoll voranleuchtend, ein unendliches Lebensglück zu verkünden und zu verbürgen scheint. Daher hat auch Goethes Liebespoesie, wie oft auch das Feuer der Leidenschaft und das Glück des Liebesgenusses in seinen Gedichten wiederkehrt, doch die Zauberklänge der Jugendlieder, die nur einmal in unserer Literatur vorhanden sind, nicht wieder gefunden. Es war aber das Bedürfnis eines glücklichen häuslichen Verhältnisses, eines liebevollen Familienlebens in Goethes Natur tief begründet. Dass er dies Entbehren auf der Mittagshöhe seines Lebens schmerzlich empfunden hat,

spricht sich in seinem Leben und Dichten deutlich genug aus; auch fehlte es, wie Riemeier berichtet, nicht an Versuchen und ernstesten Bewerbungen, die aus unbekanntem Ursachen erfolglos blieben. Eine seltsame romantische Befangenheit ist es, die Sorge für Weib und Kind mit seinem dichterischen Beruf für unverträglich zu halten. Von seiner ersten Sturm- und Drangperiode mag das gelten. Nach seinem Eintritt in den weimarschen Staatsdienst, wo er mit Anstrengung nach Beruhigung und Resignation strebte, würden in einem reinen Familienleben sich die schönsten Seiten seines Gemüts und sittlichen Charakters entwickelt haben, und er wäre nicht dahin gebracht worden, in minder würdigen Verhältnissen, wie seine nachmalige Ehe war, für die entbehrten Gatten- und Vaterfreuden einen Ersatz zu suchen. Wie ihm Frauenliebe unentbehrlich war, ebenso mächtig war der Zug zu der Natur und Unschuld der Kinderwelt; was uns schon Werther erkennen lässt, wiederholt sich in Weimar, wo er oft die Spiele der Kinder teilt und gegen einen hypochondrischen Freund äußert, der Umgang mit Kindern erhalte ihn froh und jung.

Diese Liebesinnigkeit und Liebebedürftigkeit ging aus der Tiefe seiner sittlichen Natur hervor. Es gehört zu seinen letzten Geständnissen, dass es das Ewig-Weibliche sei, was uns hinanziehe, womit die mündliche Äußerung zusammenstimmt, dass er das Ideale nie anders, als unter der Form des Weibes, habe begreifen können. Und wer hätte das Ideal reiner Weiblichkeit wärmer gefühlt, klarer dargestellt, als er? Es hatte aber seine lebendige Empfänglichkeit für die Reize weiblicher Anmut in der leidenschaftlichen Erregbarkeit seiner sinnlichen Natur eine gefährliche Begleiterin, die ihn leicht von der Bahn der Sitte fortriss und ihn verlockte, für das, was er entbehrte, im flüchtigen Rausch des Sinnengenusses Befriedigung zu suchen. Amors geheimnisvoller Schleier verhüllt die Siege des schönen jungen Mannes, welche durch das, was ihm die Natur verliehen, ihm leicht gemacht wurden. Vornehmlich mochte wohl im Beginn des Weimarer Lebens seine Lippe „gewohnt sein von der Liebe süßem Glück zu schwellen, und wie eine goldne Himmelspforte lallende Seligkeit aus und ein zu stammeln“, klagt er doch bald nach diesem, von den Küssen „ringsumfassender Liebe“ durchglühten, Gedichte („an den Geist des Johannes Secundus“) mit reuigem Rückblick, „dass er immer der ganz sinnliche Mensch bleibe.“ Dass die reizende Corona Schröter gegen seine Liebesbewerbung nicht unempfindlich blieb, leidet wohl keinen Zweifel, wenn auch nur leise Andeutungen uns in dies Verhältnis blicken lassen. Allerdings ließ sich Goethe manchmal von der

Leidenschaft hinreißen, und, die ihre Macht nicht kennen und erfahren haben, haben es leicht, darüber abzuurteilen; aber man vergesse daneben nicht, die sittliche Stärke anzuerkennen, mit der er den überflutenden Strom in sein ruhiges Bett zurückdrängte und die Selbstbeherrschung zum Grundsatz seines Lebens machte. Nicht in dem Freisein von Fehlern, sondern in der Beherrschung derselben besteht die Tugend.

Eine Fügung des gütigen Geschicks, das ihm in der Leitung seines Lebensganges stets so hilfreich entgegenkam, dass er es oft mit dankbaren Rückblicken segnen muss, müssen wir es nennen, dass gleich in dem ersten Jahr seines Weimarer Aufenthalts in Charlotte von Stein ein schützender Genius ihm begegnete<sup>67</sup>.

Charlotte, die älteste Tochter des Hofmarschalls von Schardt, war schon als Hofdame der Herzogin Amalie eine der anmutigsten Gestalten im Kreis der Fürstin. Seit 1764 war sie mit dem herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, einem Mann von sehr geschätztem Charakter, verheiratet. Mit dem Hof blieb sie in innigem Verkehr. Eine feine gesellschaftliche Bildung, frühzeitige Teilnahme an allen den geistigen Anregungen, welche das Lebeselement des weimarschen Hofzirkels geworden waren, gaben ihrem Wesen eine Eleganz und Sicherheit, welche, verbundene mit Schönheit und vielseitig ausgebildetem künstlerischen Talent, sie zu einer der vorzüglichsten Zierden der höheren Gesellschaftskreise machten. Aus der Tiefe ihres Gemüts floss das klare Bewusstsein über sich und die Welt, jene Ruhe und Milde, wodurch sie Streitendes zu versöhnen und Exzentrisches in die Schranken der Sitte zurückzuleiten wusste. So erwarb sie sich die Achtung aller und das Vertrauen der Besten. Das redendste Zeugnis gibt ihr die innige, nur durch den Tod gelöste Freundschaft mit der zartfühlenden Herzogin Luise.

Frau von Stein schloss ihr dreiunddreißigstes Jahr, als Goethe sie zum ersten Mal sah. Es ist bereits erwähnt, wie sehr ihr Bild durch Zimmermanns Schilderung schon im voraus in seiner Seele lebendig geworden war. Die Bekanntschaft wuchs bald zu inniger Verehrung und Anhänglichkeit, aus der bald die Flamme der Leidenschaft emporschlug. Diese Heftigkeit der Liebe wies sie von sich; sie sah das Gefahrvolle eines Verhältnisses voraus, in welchem die Pflicht mit der leidenschaftlichen Neigung den schweren

---

<sup>67</sup> Über dies Verhältnis belehren uns die Briefe Goethes an Frau von Stein, hgg. von A. Schöll, b. j. 2 Bände, 1848 – mit schätzbaren Einleitungen des Herausgebers.

Kampf zu bestehen haben würde. Und doch konnte sie auch nicht allzu streng von dem jungen Mann sich weg wenden, der Liebe flehend mit solcher Wärme sich ihr hingab, dass sie darin eine tiefere Empfindung erkannte, als die flüchtige, vom Reiz des Augenblicks erregte Neigung. In dem Maß, als seine Liebe sich zu diesem edleren und reineren Gefühl läuterte, fand sie bei ihr die entsprechende Erwidernng. Es musste ihr als ein schöner Beruf erscheinen, das stürmische, noch im verworrenen Treiben des Lebens hin- und herschwankende Gemüt des jungen Dichters zu besänftigen, mit sich und der Welt zu versöhnen und seiner höheren Bestimmung entgegenzuführen. Mit besonnener Selbstbeherrschung und weiblichem Zartgefühl wies sie die Liebe ihres schwärmerischen Verehrers in die sittlichen Schranken, in denen sie „ohne dass ihr Gewissen sie anklagte“ – man wird an bekannte Worte der Königin in Schillers Don Carlos erinnert – zwölf Jahre hindurch, die reichste, zu immer höherer Vollendung und Reife sich steigernde Entwicklungszeit unsers Dichters, fortbestand, als „das reinste, schönste, wahrste Verhältnis, das er außer seiner Schwester je zu einem Weib gehabt.“ Dies trübte nicht ihr häusliches Glück, störte nicht Goethes freundschaftliches Verhältnis zu ihrem Gatten, ja es blieb sogar verschont von dem Urteil der Welt, das sie anfangs fürchtete, weil diese bekanntlich solche Verbindungen mit Argusaugen bewacht. Daher konnte späterhin Schiller an seinen Freund Körner berichten, man sage in Weimar, dass ihr Umgang mit Goethe ganz rein und untadelhaft sei. Es ist anziehend, wie der jüngere Dichter in diesem Brief den Eindruck schildert, den die damals 45jährige Frau auf ihn machte: „... eine wahrhaftig eigene interessante Erscheinung, von der ich begreife, dass Goethe sich so ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen sein (?), aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen. Diese Frau besitzt über 1000 Briefe von Goethe, und aus Italien hat er ihr noch jede Woche geschrieben.“

Die ersten Jahrgänge dieser Briefsammlung, von der ein Teil in Goethes Reiseschilderungen verarbeitet worden ist, sind jetzt veröffentlicht und gestatten uns die Innigkeit dieses Verhältnisses in den lebendigsten Mitteilungen nachzuempfinden und seinen Einfluss auf Goethes Seelenleben, der in einzelnen Gedichten „an Lida“ und vornehmlich in seinem Torquato Tasso die poetische Verherrlichung gefunden hat, zu würdigen.

Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte  
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,  
Als das Geheimnis einer edlen Liebe,  
Dem holden Lied bescheiden anvertraut.

Wie Beatrice noch einem jeden, der von Dante durch die Räume des Paradieses geführt wird, im Strahlenkranze entgegentritt, so wird auch Charlotte von Stein unvergessen bleiben, so lange noch deutsche Herzen von Goethes Torquato Tasso erwärmt und erhoben werden.

Schon mit dem Jahr 1777 geht der anfänglich stürmische Ton der Briefe in einen ruhigeren über. Goethe nennt sie häufig die Besänftigerin, die seinem brausenden Blut Linderung gibt. Geleitet von dieser Liebe, zieht sich sein Gemüt mehr und mehr aus der genialen Brausezeit heraus und gewinnt eine besonnene Fassung und „einen täglich wachsenden Frieden“. Während er fühlt, dass nach andern Seiten hin „die Blüte des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr welkt“ und „sich eiserne Reifen um sein Herz legen“, ist ihm bei der Freundin eine Stätte zarten Verständnisses und reiner Teilnahme aufbehalten, und „eine Liebe und Vertrauen ohne Grenzen ist ihm zur Gewohnheit geworden“; sie ist sein zweites Selbst, an das er alles richtet“, so dass er sich auch in der Entfernung stets zu ausführlichen Mitteilungen an sie gedrungen fühlt. Der sittliche Einfluss dieser Freundschaft bewährt sich im Fortgang seines Lebens mehr und mehr. Je größer der Drang der Geschäfte wird, desto erhebender fühlt er die Stärkung, die von der Freundin in seine Seele fließt. Ihre Gegenwart macht das nichtige Getriebe, das ihn oft quält, erträglich, ein freundlich Gesicht von ihr macht ihm die Anstrengung leicht, und im Gespräch mit ihr erholt er sich von dem Zwang des Tages; so wird ihm „ihr Wesen und ihre Liebe einer süßen Musik vergleichbar, die uns in die Höhe hebt und unsern Sorgen und Schmerzen eine weiche Wolke unterbreitet.“ In dieser reinen Ätherhöhe erhielt sich ihre Seelengemeinschaft, nachdem Goethe sein dreißigstes Lebensjahr zurückgelegt hatte, viele Jahre hindurch ohne eine Schwankung, und es wird sich im Verlauf der Erzählung noch manche Gelegenheit darbieten, auf diesen seltenen Liebesbund zurückzukommen.

Schon im zweiten Jahr des Weimarer Aufenthalts bemerkt man bei Goethe den Übergang in eine neue Lebens- und Dichterepoche, der den Mitlebenden rätselhaft bleiben musste; doch war dieser in seinem innersten Wesen schon früher vorbereitet. Seinem lebendigen Sinn für die äußere

Welt, seinem kecken Humor, in welchem der Geist des Dichters ganz auf das bunte Treiben der Menge gerichtet schien, stand, dem Auge der Menge verborgen, die Neigung zu stiller Beschaulichkeit und Zurückgezogenheit von der Welt zur Seite. Manche frühere Vorgänge haben schon diese Doppelnatur unsers Dichters vor uns enthüllt, und eine richtige Auffassung derselben gibt uns das Verständnis seines Lebens an die Hand. Schmerzliche Erfahrungen, die ihm bei seiner offenen und geraden Hingebung an die Welt nicht erspart wurden, Übersättigung im lustigen Jagen nach Vergnügungen, bei denen sein Inneres unbefriedigt blieb, endlich das immer innigere Vertiefen in Natur und Gemüt, woran die gesteigerte Tätigkeit und die durch zarte weibliche Freundschaft befestigte sittliche Besonnenheit gleichen Anteil hatten, alles dies verlieh nach und nach seiner kontemplativen Richtung das Übergewicht. In seinem Leben und Dichten zeigte sich eine Veränderung, in die sich anfangs selbst seine nächste Umgebung nicht zu finden wusste, und die nur bei reich begabten Naturen von innen heraus und ohne Künste des Scheins herbeigeführt wird. Sie ging daher in Goethe nicht urplötzlich vor sich. Auch in seinem stilleren Lebensgang wird der muntere Humor noch manchmal entfesselt und entreißt dem sittlichen Ernst auf eine Weile die Zügel.

Von den nächsten Folgen dieser Veränderung wurden die Freunde getroffen, die an seine offene und lebendige Mitteilung gewöhnt waren. Wieland stimmt schon im Februar 1777 diese Klage an und legt sich den Grund auf seine Weise aus. „Was für herrliche Stunden und halbe Tage lebt' ich mit ihm im ersten Jahr! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber – er teilt sich nicht mehr mit.“ Damit stimmt den Goethes gleichzeitige Äußerung an Lavater: „Ich bin stiller in mir als je, schreibe niemanden, höre von niemanden, mich kümmert außer meinem Kreis nun gar nichts.“ In dem glücklichen Gefühl dieser Zurückgezogenheit vergaß er, dass er gegen die den entfernten Freunden schuldigen Rücksichten verstieß, und es konnte sein Schwager Schlosser wohl mit Recht ungehalten sein, dass er ihm durch einen Bedienten einen Brief hatte schreiben lassen. Sicherlich entbehrte auch die Schwester, „abgeschnitten von allem, was gut und schön in der Welt ist“

(so klagten die letzten Zeilen ihres Briefes an Frau von Stein unterm 20. Oktober 1776), des gewohnten freundlichen Trostes seiner Briefe. Ihren Tod hatte er nicht so nahe geglaubt. Die Trauerbotschaft traf ihn am 16. Juni; in seinem Tagebuch bezeichnet er ihn mit den Worten: Dunkler, zerrissener Tag, und die folgenden Tage mit: Leiden und Träume. Seinen Schmerz sprechen die Verse aus, die ihm eine herrliche Sommer-Mondnacht eingab:

Alles gaben Götter, die unendlichen,  
Ihren Lieblingen ganz,  
Alle Freuden die unendlichen,  
Alle Schmerzen die unendlichen ganz;

und mehr noch die beglückwünschenden Briefe bei Schlossers Verlobung mit Johanne Fahlmer im November desselben Jahres. „Gott segne Dich“, schreibt er an die Braut, „und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn’s Dir wohl geht. Mir ist’s wunderbarlich auf Deinen Brief; mich freut’s, und ich kann’s noch nicht zu Recht legen. – Dass Du meine Schwester sein kannst, macht mir meinen unverschmerzbaeren Verlust wieder neu; also verzeihe meine Tränen bei Deinem Glück. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir, und halte Dich so warm, wie’s mich hält, und gebe, dass ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat.“ Mit eben der tiefen Rührung äußert er in dem gleichzeitigen Brief an seine Mutter: „Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde heilt, abgehauen worden; dass die Äste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen“, eine Bestätigung seiner in dem ersten Trauerbrief nach Cornelias Tod ausgesprochenen Worte, dass wir heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden.

Die Frühlings- und Sommermonate lebte Goethe meist, soweit es seine Amtsgeschäfte erlaubten, in seinem Garten an der Ilm, wo er mit dem Anbau eines Altans und der Anpflanzung von Bäumen und Hecken beschäftigt war, „die noch jetzt das hoch gewölbte schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halb Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde wie Einheimische gern

empfang und geistig und leiblich zu bewirten pflegte“<sup>68</sup>. In diesem Glück der Stille war ihm das Zeichnen wieder sehr lieb geworden und füllte auch bei dem Ilmenauer Aufenthalt (im August) die einsamen Stunden aus. Außer landschaftlichen Gegenständen zeichnete er besonders Portraits, sein eigenes und die seiner Freunde und Freundinnen, Wielands, der Frau von Stein, der Corona Schröter und anderer. Auch bildete sich unter den Rückblicken auf die hinter ihm liegende Bildungsperiode der Plan zu dem Roman ‚Wilhelm Meisters Lehrjahre‘ aus, dessen erstes Buch in dem Jahr 1777 verfasst ward. Die Fortsetzung und Überarbeitung dieser Dichtung, zu der die nächstfolgenden Jahre noch reichhaltigen Stoff von Lebenserfahrungen hinzutragen, zieht sich durch eine lange Reihe von Jahren. An den schönen Zug, den er dem Helden dieses Romans leiht, für die Pflege der Verlassenen zu sorgen, werden wir, wie schon durch ein früheres Beispiel, gerade damals durch die väterliche Fürsorge erinnert, mit der sich Goethe eines Schweizer Hirtenknaben, Peter Imbaumgarten, annahm. Dieser hatte dem Baron von Lindau, einem jungen Hannoveraner, mit dem Goethe auf der Schweizerreise befreundet wurde, das Leben gerettet und war von ihm als Pflegling angenommen. Nach dem frühen Tod seines Beschützers, der ihm ein Vermächtnis aussetzte, nahm ihn Goethe zu sich. In den jetzt bekannt gewordenen Briefen Goethes haben wir den Beweis, „wie sehr ihm der Junge am Herzen lag“ und wie väterlich er für seine Ausbildung Sorge trug.

In Ilmenau hielt er sich von den lustigen Gebirgsstreifereien mehr entfernt. In Stutzerbach jedoch war wieder der alte Humor erwacht; er tanzte im Freien mit den Bauernmädchen bis tief in die Nacht. Dafür ward er mit einer schmerzhaften Geschwulst der Backe bestraft, wodurch er in Eisenach, wohin sich im Beginn des Septembers der Herzog mit seinem Jagdgefolge begab, das Zimmer zu hüten gezwungen wurde. Während die Gefährten auf Jagden auszogen, ersinnt er „eine Tollheit, eine komische Oper, ‚die Empfindsamen‘, so toll und grob als möglich“, und fängt gleich an, sie sei-

---

<sup>68</sup> Riemers Worte, II. S. 42. In ähnlicher Weise spricht sich Goethe als Greis aus:

Übermütig sieht's nicht aus,  
Hohes Dach und niedres Haus;  
Allen, die daselbst verkehrt,  
Ward ein guter Mut beschert.  
Schlanker Bäume grüner Flor,  
Selbstgepflanzter, wuchs empor.  
Geistig ging zugleich all dort  
Schaffen, Hegen, Wachsen fort.

nem Schreiber zu diktieren. Die Gestalt, in der wir das Stück unter dem Title ‚der Triumph der Empfindsamkeit‘ besitzen, weicht von der ersten sehr ab. „Einmal war es kürzer, einfacher, man könnte sagen, ländlicher, idyllischer, dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels“<sup>69</sup>. In die spätere Bearbeitung ward das Monodram „Proserpina“, wie Goethe selbst einräumt, „freventlich“ eingeschaltet und die ernste Tendenz dieser Dichtung zerstört, während das Stück selbst dadurch an Einheit und Plan verliert.

Die Idee zu dieser Parodie der Sentimentalität wurde zunächst durch die Zuschriften mancher empfindsamen Jünglinge veranlasst, welche bei Goethe, als dem Dichter des Werther, Rat und Trost suchten. So sehr auch Teilnahme für fremde Seelenleiden in seinem Charakter lag – unsere Erzählung hat bald von schönen Beweisen derselben zu berichten – so entging ihm auch nicht die komische Seite der krankhaften Sentimentalität, welche grillenhafte Einbildungen und romanhafte Selbstquälereien an die Stelle wahrer Empfindung setzte. Goethes gesudne Natur hatte diesen Krankheitsstoff, der in der Zeit lag, stets wieder hinausgeworfen, indem er ihn dichterisch bearbeitete; aber weil er durch seine eigenen früheren Dichtungen ihm neue Nahrung gegeben hatte, so schonte seine Satire auf seinem jetzigen freien Standpunkt auch jene nicht, und Wieland konnte sich bei diesem Stück über die Verspottung seiner Alceste damit trösten, dass es dem Werther um nichts besser erging. Mit diesem Scherz war aber keine Verurteilung seiner Jugendsichtung ausgesprochen. Er war zwar über die Wertherperiode hinausgegangen, aber dass er mit seinen Jugendgefühlen nicht gebrochen hatte, kann eine Vergleichung der Briefe an Charlotte von Stein mit den Wertherbriefen am besten lehren. Es ist noch dieselbe Lyrik des Herzens, dasselbe zarte Einleben der Seele in die Romantik der Natur. Wie eine bekannte Melodie klingt es uns an, wenn er von der Wartburg herab an die Freundin schreibt (13. September, abends 9 Uhr): „Hier oben! Wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte. In dem grausen, linden Dämmer des Monds die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabgänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schlossbergs und Schlosses unten alles finster hält und drüben an den sachten

---

<sup>69</sup> S. Riemer, II. S. 626.

Wänden sich noch anfasst; wie die nackten Felsspitzen im Mond roten, und die lieblichen Auen und Täler ferner hinunter, und das ferne Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt. Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, dass der belebende Genuss mir heute mangelt. Wie der lang' Gebundene reck' ich erst meine Glieder; aber mit dem rechten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut. Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier über jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchen hier! O man sollte weder schreiben noch zeichnen!“

Acht Tage darauf, am 21. September, kam Merck zum Besuch nach Eisenach, wo er eine Woche mit Goethe und dem Herzog zusammen verlebte. Auch der Herzog fühlte sich von der Tüchtigkeit und Einsicht des erfahrenen Mannes angezogen, und vertrauliche Gespräche zwischen den drei Männern wurden oft bis tief in die Stunden der Nacht fortgesetzt. Die edle Natur des Fürsten, „den die Esel“, wie Merck sich in seiner derben Weise in einem Brief an Nicolai ausdrückt, „zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist“, gewann seine vollste Verehrung. „Ich würde“, schreibt er in eben jenem Brief, „aus Liebe zu ihm eben das tun, was Goethe tut, ... er ist einer der respektabelsten und gescheitesten Menschen, den ich je gesehen habe;“ und in einem andern Brief an eine Freundin: „Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch, und wird's in Goethes Gesellschaft noch mehr werden; alles was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen.“ Der Herzog stand seitdem mit Merck in lebhaftem Briefwechsel und bediente sich vornehmlich seines Rats bei Einkäufen von Kunstwerken. Erst im Frühling 1779 kam Merck auf anderthalb Monate zu Besuch nach Weimar und genoss am Hof Auszeichnung und Liebe. Dass sich in seinem freundschaftlichen Verhältnis zu Goethe nichts veränderte, geht zur Genüge aus den Bemerkungen hervor, die Goethe nach Abreise des Freundes in sein Tagebuch schrieb: „Gute Wirkung von Mercks Gegenwart. Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt ... Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich tue und wie ich's tue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standort, so gibt das schöne Gewissheit.“ Dass eben derselbe grade Mann nicht geäußert haben kann, was ihm von Falk in den Mund gelegt wird und so oft nachgeschrieben worden ist: „Was, Teufel, fällt dem Wolfgang ein, hier in Weimar am

Hof herumzuschranzen und zu scherwenzen, andere zu hudeln oder, was mir alles eins ist, hudeln zu lassen? Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu tun?“ – darüber ist wohl kein Wort zu verlieren.

Am 10. Oktober kehrte Goethe in sein Gartenhaus zurück, nach welchem ein Gefühl von Heimweh ihn oft aus der Ferne hingezogen hatte – „kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes oder, wie die Schwaben sagen, einen mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden“ nennt es selbst Wieland. Der reinste Friede wehte hier um die weich gestimmte Seele des Dichters, und das Gefühl des Glücks wird an manchen Stellen seines Tagebuchs und seiner Briefe ein Gebet des Dankes. Den Tag seines Eintritts in Weimar beging er mit gerührtem Rückblick auf die Bahn, die ihn bis hierher gebracht. „Mit einem Blick auf den Morgen, da ich vor zwei Jahren zuerst in Weimar aufwachte, und nun bis hierher, ist mir wunderbar fröhlich und rührend geworden: Was mir das Schicksal alles gegeben hat, und wie nach und nach, wie man Kindern Freuden macht, dass ich jedes Gut erst ganz ausgekostet, mir so ganz eigen gemacht habe, das sich in die von mir ehedem entferntesten Gefühle und Zustände lieblich bin hineingeleitet worden.“ – „Heiliges Schicksal!“ – so schreibt er beim Erwachen am Morgen des 14. November. – „Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffiert über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armut unter meinem halbfaulen Dach, ich bat dich, mir’s zu lassen; aber du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupt gezogen, wie eine Nachtmütze. Lass mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick.“ Daher glaubt er auch, wenn er Komponist wäre, würde ihm die Melodie des Amens am herrlichsten geraten. Um jene Zeit entstand wahrscheinlich das Gedichtchen „Hoffnung“, dessen Jahreszahl 1775 jedenfalls irrig ist:

Schaff, das Tagwerk meiner Hände,  
Hohes Glück, dass ich’s vollende!  
Lass, o lass mich nicht ermatten.  
Nein, es sind nicht leere Träume!  
Jetzt nur Stangen diese Bäume  
Geben einst noch Frucht und Schatten.

Doch mit Ende November rief es ihn aus diesem glücklich-häuslichen Zustand wieder hinaus auf Abenteuerfahrten. Die Eisenacher Bauern beklagten sich seit längerer Zeit über die Verheerungen, welche die wilden

Schweine anrichteten. Der Herzog veranstaltete daher eine große Jagdpartie. Goethe konnte nicht umhin, dieser beizuwohnen, erbat sich jedoch die Erlaubnis, nach einem kleinen Umweg sich anschließen zu dürfen. Er entwarf sich den Plan zu einer Harzreise, den er vor den Vertrautesten, auch vor der Frau von Stein, verborgen hielt. In dieser Winterreise veranlassten ihn mehrere Gründe. Der nächste, den seine Erzählung<sup>70</sup> uns verschweigt, war unstreitig die Unlust, sich wochenlang auf Schweinehatzen und Jagdstreifereien umher zu treiben. War ihm auch die Ruhe in Weimar nicht gegönnt, so konnte er dafür das Glück erhebender Einsamkeit in einer großartigen Gebirgslandschaft genießen, und „alles Winterwesen hatte überdies in jener Zeit für ihn große Reize.“ Dann aber war es auch, seit er sich der Wiederherstellung des Ilmenauer Bergwerkes mit Eifer angenommen hatte, ein lang gehegter Wunsch, das ganze Berg- und Hüttenwesen durch unmittelbares Anschauen kennen zu lernen, und „was die Bergwerke betraf, so war ja in ihren Tiefen weder Winter noch Sommer merkbar.“ Zugleich konnte er durch diese Reise sich noch eine andere Last vom Herzen wälzen.

Victor Leberecht Plessing, der Sohn des Superintendenten zu Wernigerode, war einer von jenen Jünglingen, die durch sentimentale Überspanntheit und düstere Selbstqual sich aufrieben und ins Unglück stürzten. „Ein dunkles Gefühl“, so schildert Plessing in einem zwölf Jahre später geschriebenen Brief seinen damaligen Zustand, „spiegelte mir ein glänzendes Ideal vor, das ich mit blinder Leidenschaft, als eine Geliebte, immer verfolgte. Allein ich fand sie im gewöhnlichen Leben nicht, konnte sie also nicht genießen, und doch war meine Leidenschaft unbegrenzt gegen sie. Hierdurch wurde ich auch ... zu den ausschweifendsten Begeisterungen und Bedürfnissen in der höheren Liebe, und hernach zu einem gänzlichen Überdruß des Lebens gebracht.“ Eine Schilderung solchen Inhalts übersandte er an Goethe in einem ausführlichen Schreiben, welches „fast das Wunderbarste war, was diesem in jener selbstquälerischen Art vor Augen gekommen.“ Da die Antwort ausblieb, so folgte ein zweiter, heftigerer Brief, worin Plessing auf Antwort und Erklärung drang und Goethe feierlichst beschwor, sie ihm nicht zu versagen. Da in solchen Zuständen mit einer schriftlichen Anmahnung nicht viel auszurichten ist, zumal bei einem Unbekannten, so

---

<sup>70</sup> Als Episode in Goethes „Kampagne in Frankreich“ eingeschaltet.

war es Goethes Absicht, durch eine persönliche Begegnung den Versuch zu machen, ob dem Unglücklichen zu raten und zu helfen sei.

Am 29. November ritt er, indem er sich vom Jagdfolge trennte, dem Ettersberg zu und gelangte nach Sondershausen, wo er die Nacht blieb. Am folgenden Tag ergötzte er sich an der schönen Aussicht vom Kyffhäuser, deren er sich schon einmal erfreut hatte, als er am letzten Maitag 1776 auf dieser Höhe an der Seite des Herzogs die Sonne hatte aufgehen sehen<sup>71</sup>; diesmal war es ein schöner Wintertag „in unendlicher gleicher Reinheit.“ Er reiste in strengstem Inkognito und hatte eine herzige Freude daran, wie er dadurch sein Verhältnis zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte: „Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probestein; ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, eines mit dem andern macht mir Spaß. – Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studiert, oder ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen jedermann, und bin überall wohl aufgenommen.“

Im Gasthof zu Ilfeld, wo er am zweiten Reisetag nach mancherlei Gefährlichkeiten erst sehr spät, durch einen Boten mit der Laterne geleitet, eintraf, hatte seine Aufnahme einige Schwierigkeit. Kommissarien der höchsten Höfe waren in dem Gasthof versammelt und beschmausten ein beendiges Geschäft. Er erhielt Unterkunft in des Wirts Bett hinter einem Bretterschlag in der Gaststube, durch dessen Astlücke er die lustige Gesellschaft mit humoristischem Ergötzen übersehen konnte. Am 1. Dezember begab er sich früh auf den Weg nach Elbingerode, entzückt über die Gebirgsnatur, in die er eintrat, so dass er beständig zeichnend die erhebenden Eindrücke fest zu halten suchte. Im düsteren Schneegewölk schwebte hoch ein Geier über ihm. Da begann er die herrliche Ode:

Dem Geier gleich,  
Der auf schweren Morgenwolken  
Mit sanftem Fittig ruhend  
Nach Beute schaut,  
Schwebe mein Lied –

welche durch die Einzelheiten dieser Reise ihre Erläuterung erhält und zugleich auf die reine Gemütsstimmung des Dichters während dieser Gebirgsreise ein Licht wirft.

---

<sup>71</sup> S. das Nähere über das Abenteuer dieses Besuchs in den Bl. Für lit. Unterh. 1850. Nro. 34.

Aber den Einsamen hüll'  
In deine Goldwolken;  
Umgib mit Wintergrün,  
Bis die Rose heranreift,  
Die feuchten Haare,  
O Liebe, deines Dichters.

Mit der dämmernden Fackel  
Leuchtest du ihm  
Durch die Furten bei Nacht,  
Über grundlose Wege  
Auf öden Gefilden.  
Mit dem tausendfarbigen Morgen  
Lachst du ins Herz ihm;  
Mit dem biegenden Sturm  
Trägst du ihn hoch empor.

Am Nachmittag des 1. Dezembers und fast den ganzen folgenden Tag durchkletterte Goethe das Labyrinth der Baumannshöhle. „Freilich verschwanden vor dem ruhigen Blick alle die Wunderbilder, die sich eine düster wirkende Einbildungskraft so gern aus formlosen Gestalten erschaffen mag; dafür bleib aber auch das eigene Wahre desto reiner zurück, und ich fühlte mich dadurch gar schön bereichert.“

Er wandte sich darauf nach Wernigerode, um Plessing zu besuchen. Wir erkennen dessen Selbstschilderung wieder in der Strophe der Ode:

Aber wer heilet die Schmerzen  
Des, dem Balsam zu Gift ward?  
Der sich Menschenhass  
Aus der Fülle der Liebe trank?  
Erst verachtet, nun ein Verächter,  
Zehrt er heimlich auf  
Seinen eigenen Wert  
In ungenügender Selbstsucht.

Goethe führte sich im Plessing'schen Haus als ein Maler aus Gotha ein. Das Gespräch kam bald auf Weimar und Goethe. Plessing teilte dem Fremden seine Beschwerde über dessen gleichgültiges Schweigen mit, und indem er sein Herz ihm auszuschütten begann, hatte Goethe eine Vorlesung

der ihm wohlbekannten Blätter geduldig anzuhören. Er entschuldigte das Schweigen des viel beschäftigten Mannes und versuchte dann, auf den Gemütszustand des Jünglings eingehend, ihn auf Heilmittel seiner Krankheit, Anschließen an Natur und Wirklichkeit in irgendeinem tätigen Sinn hinzu- lenken; aber alle Versuche wurden mit der Versicherung, es könne und solle ihm nichts in dieser Welt genügen, entschieden abgewiesen. Goethe glaubte sich jetzt von jeder weiteren Pflicht entbunden und ritt des folgenden Tages in der Frühe fort, indem er die Ablehnung einer Einladung mit einem Billet, das er dem Kellner hinterließ, entschuldigte. Später erhielt Goethe von Plessing einen besuch in Weimar. Obwohl er sein heftiges Begehren nach leidenschaftlicher Freundschaft und innigster Verbindung nicht erwidern konnte, so unterhielt er mit ihm doch ein briefliches Verhältnis<sup>72</sup> und besuchte ihn 1792 in Duisburg, wo er eine Professur an der Universität bekleidete. Plessing endete sein Leben, das nach der Versicherung eines seiner Freunde recht das eines Unglücklichen war, zu Duisburg 1806.

In den nächsten acht Tagen beschäftigte sich Goethe mit den Bergwerken des Harzes. Er begab sich nach Goslar, stieg in den Rammelsberg hinab und besah die Hütten an der Ocker. Dann ging's nach Klausthal, wo er in die Karoline und Dorothee hinein fuhr; ein sich loslösendes Stück Wacke<sup>73</sup> von 5-6 Zentnern, das vor ihm nieder rutschte und einen Mann zu Boden schlug, hätte auch ihn beinahe zerschmettert. Die einfache, biedere Sitte des armen Gebirgsvolkes tat seinem Gemüt sehr wohl. „Wie sehr ich wieder“, schreibt er aus Goslar an Frau von Stein, „auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Klassen von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiss vor Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, grader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren –.“ Und einige Tage später aus Klaustal: „Der Nutzen, den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes, einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich; es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich-wollüstigen Abspannung wieder zu einem kräftigen Leben zusammenzieht.“

---

<sup>72</sup> In Plessings Nachlass fand sich ein Packet Briefe Goethes an Plessing. Sollten diese nicht noch der Öffentlichkeit übergeben werden? Vgl. über Plessing: F. A. Krummacher und seine Freunde, von Möller, 1849.

<sup>73</sup> kleinerer [verwitternder] Gesteinsbrocken

Der Gipfelpunkt der Reisefreude war das Besteigen des Brockens am 10. Dezember, dessen Schnee behangener Scheitel ihm der Altar des lieblichsten Dankes ward. Er gibt seiner Freundin eine anmutige Schilderung dieser erhöhenden Wanderstunden. „Wie ich zum Torfhaus kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und diskursiv redete ich vom Brocken, und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehen, und wie oft er Sommers droben gewesen wäre, und wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. Die Berge waren im Nebel, man sah nichts, und so, sagt’ er, ist’s auch jetzt oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen, und wer nicht alle Tritte weiß etc... Ich war still und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagt er zu mir: Nun können Sie den Brocken sehen. Ich trat ans Fenster, und er lag vor mir klar, wie mein Gesicht im Spiegel. Da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht, niemanden – und er sagte: Ich will mit Ihnen gehen. – – Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugnis meiner Freudentränen, und wär’s nicht an sie, hielt’ ich’s für Sünde zu schreiben. Ich hab’s nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit, und heute Nacht bis früh war er im Mondschein sichtbar und finster auch in der Morgendämmerung, da ich aufbrach.“ In sein Tagebuch schrieb er die Worte: „Was ist der Mensch, dass Du sein gedenkest.“

In den nächsten Tagen besuchte er noch unter vielen Anstrengungen die Bergwerke von Andreasberg, Königshütte und andere und ritt über Duderstadt und Mühlhausen durch Nebel und Koth nach Eisenach, wo er am 15. Dezember gegen Mittag eintraf und „die Brüder der Jagd auf der Fährte des Wildes“ begleitete. Beim prasselnden Kaminfeuer ergötzte er sie abends durch die Erzählung seiner Abenteuer. Am 16. war er schon wieder in Weimar und beendigte in den nächsten ruhigen Wochen das erste Buch des Wilhelm Meister, so wie sein Lustspiel „Die Empfindsamen“, bis ihn das neue Jahr wieder in das bunteste Treiben hineinriss: Schweinhatzen, Schlittenfahrten, Redouten, extemporierte Komödien in Ettersburg, Theaterproben zur Aufführung des Westindiens von Einsiedel, worin Goethe, der Herzog, Prinz Konstantin etc. neben dem berühmten Schauspieler Eckhof, der von Gotha herüberkam, spielten (13. Januar).

Mitten in diese rauschenden Januarfreuden traf der Tod des Fräulein von Laßberg, welche (angeblich, weil sie sich von ihrem Gelebten verlassen

glaubte) in der Ilm unweit der Schlossbrücke ihrem Leben ein Ende machte. Die Leiche, welche am 17. gefunden wurde, hatte man zu Frau von Stein gebracht. Ein tiefes Mitgefühl, den Schlussworten des Werther zu vergleichen, zittert in den ergreifenden Zeilen, worin Goethe seiner Freundin mitteilt, wie er mit dem Gärtner die Uferstelle der unglücklichen Tat zu einem Plätzchen des Andenkens an die „arme Christel“ herrichtet. „Man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde... Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug... Diese einladende Trauer hat gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz, der aus beiden leuchtet, lockt uns.“ In diesen letzten Worten ist das Gefühl ausgesprochen, aus dem sie geheimnisvoll lockende Ballade „der Fischer“ entsprungen ist, die um jene Zeit gedichtet ward. Jenem Ereignis schließt sich auch das wehmutsvolle Lied „An den Mond“ an, aus welchem in der jetzigen Form die momentanen Beziehungen entfernt sind:

Füllest wieder 's liebe Tal  
Still mit Nebelglanz,  
Lösest endlich auch einmal  
Meine Seele ganz.

In dieser Stimmung fühlte er sich „zu theatralischem Leichtsinn nur gezwungen.“ Doch ward sein Lustspiel, dessen Spott über die Empfindsamen jetzt ihn selbst verletzen musste, unter dem Titel „die geflickte Braut“ am Geburtstag der Herzogin zur Aufführung gebracht. Seckendorf hatte die Musik zu den Gesängen und der Ballette, deren acht darin vorkamen, geliefert.

Wie sehr das Mitgefühl mit den Leiden anderer Goethe auch zu tätigen Eingreifen und Helfen anzutreiben vermochte, erkennen wir aus einem im Jahr 1778 angeknüpften Verhältnis zu einem Unglücklichen, über welches erst seit kurzem die Urkunden<sup>74</sup> vorliegen; sie reden seinem Charakter ein schönes Zeugnis. Er fühlte zu zart, als dass er außer einer kurzen Andeutung selbst davon hätte berichten mögen. Ein nicht ohne seine Schuld verarmter Mann wandte sich von Gera aus an ihn mit einer Bitte um Unterstützung. Er schien nach der Vorstellung, die sich Goethe aus den Briefen von ihm machte, derselben wert zu sein. Mit einem wohlwollenden Antwort-

---

<sup>74</sup> Goethes Briefe an seinen Schützling s. in Schölls Briefen und Aufsätzen etc. S. 165-189.

schreiben, das mit den Worten beginnt: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige nicht Kräfte genug hat, alle zu retten, die der Sturm an seine Küste treibt“ – schickt er ihm „eine kleine Beihilfe“. Er fuhr seitdem mit Zusendungen von Geld und Kleidungsstücken fort und suchte dem hypochondrischen Mann, der dem Selbstmord nahe zu sein schien, Mut einzusprechen und Rat zu erteilen. „Sie sind mir nicht zur Last“, schreibt er in dem köstlichen Brief vom 23. November 1778, „vielmehr lehrt mich's wirtschaften; ich vertändele viel von meinem Einkommen, das ich für die Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, dass Ihre Tränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muss geben. Aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewicht den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht... Hassen sie die armen Menschenfreunde mit Klauseln und Kautelen nicht; man muss recht fleißig beten, um bei so viel widrigen Erfahrungen den jugendlichen guten Willen, Mut und Leichtsin (die Ingredienzien des Wohltuns) zu erhalten. Und es ist mehr eine Wohltat von Gott, wenn er uns, da man selten was tun kann, einmal einen wirklich Elenden erleichtern heißt.“ Mit dem nächsten Jahr setzte er seinem Schützling ein Jährliches von 100 Talern aus: „Kann ich mehr für Sie tun, will ich's gerne.“ Da Goethe ihn nicht überreden konnte, in Jena sich einzuquartieren, was er ihm mit ausführlicher Darlegung der Gründe als rätlich darstellte, so ward ihm auf die Bürgschaft seines Beschützers ein Unterkommen in Ilmenau verschafft, wo er sich unter dem angenommenen Namen Kraft aufhielt; dem Herzog und dem Hof wurde das ganze Verhältnis verborgen gehalten. Goethe nutzte die Kenntnisse des Mannes in dem Ilmenauer Bergwerksangelegenheiten und bei Steuerrechnungen, und ließ seinen Pflegling Peter, der nach Ilmenau geschickt wurde, um die Jägerei zu erlernen, von ihm unterrichten, wofür ihm eine Zulage der jährlichen Unterstützung gegeben wurde. 1781 setzte Goethe diese auf 200 Taler fest – „so viel kann ich entbehren“ – aber er „möchte ihn auch gerne mit dem Wenigen, was er für ihn tun kann, vergnügt und zufrieden wissen.“ Dies ist der letzte Wunsch, mit dem die Reihe der uns erhaltenen Briefe schließt (3. September 1783). Es ist möglich, dass er bei der Wiedereröffnung des Bergbaues ein kleines Amt erheilt; Goethe gedenkt seiner in den Tages- und Jahresheften erst bei dem Jahr 1792.

Das Jahr 1778 brachte Goethe viel Unruhe und Arbeit; aber er hatte trotzdem „schönen Mut und freies Leben.“ Die Ansprüche Österreichs auf Niederbayern nach dem Tod des kinderlosen Kurfürsten Max Joseph III. stellten einen neuen Krieg zwischen den deutschen Großmächten in Aussicht, der die kleineren deutschen Fürsten zu einem engen Anschließen an Preußen drängte, indem Friedrich der Große für die Wahrung des Reichszustandes zu den Waffen griff. Auch Goethe war von dem „erwachten Kriegsgefühl“ des jungen Herzogs mitberührt und deutet darauf hin, dass sich dem Großneffen Friedrichs die schönste Gelegenheit biete, „alte Rechte“, nämlich die der älteren sächsischen Linie, unter Umständen geltend zu machen. Politische Beweggründe veranlassten daher im Mai eine Reise nach Dessau und Berlin, auf der Goethe dem Herzog zur Seite war. In Dessau sah er seinen alten Freund Behrisch wieder. Mit großem Entzücken verweilte er in den Wörlitzer Parkanlagen: „Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der elysischen Felder; in der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt eins in das andere, keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt, man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt.“

Der Aufenthalt in Berlin und Potsdam dauerte vom 15. bis 23. Mai. Goethe erfreute sich an den Prachtbauten, den großartigen Anlagen und Anstalten, die er hier kennen lernte, und schaute in „das Uhrwerk, das eine große Walze treibt,“ dem „großen Fritz“ und den Zelebritäten des preußischen Hofes trat er sehr nahe. Dennoch ward ihm die Jämmerlichkeit des Hoftreibens aufs Neue recht klar; „je größer die Welt, desto garstiger.“ Gegen diese Welt „befestigt er seine Seele, wie ein Schloss“ und hält an sich, wofür er denn „gelegentlich für stolz ausgeschrieen wird.“ – „Aber den Wert, den wieder dies Abenteuer für mich, für uns alle hat, nenne ich nicht mit Namen.“ Am 1. Juni trafen die Reisenden wieder in Weimar ein, „alle Lande“ – schreibt Wieland an Merck – „wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll.“ Als er nach einigen Tagen den Fürsten wieder sah, äußerte er an denselben Freund: „Sein Anschauen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger je mehr überzeugt, dass ihn Goethe recht geführt, und dass er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner so genannten Favoritenschaft haben wird.“

Die Anschauung des Wörlitzers Parks hatte bei Goethe und dem Herzog den Wunsch rege gemacht, um Weimar etwas Ähnliches zu schaffen. Die einzige parkartige Anlage, die sich daselbst fand, war der Stern, ein mit hochstämmigen Bäumen und Büschen wohl ausgestatteter Platz mit uralten geradlinigen Gängen. Nach Goethes Plan und Zeichnung wurde die Umgestaltung dieser Anlagen begonnen, welche, nach und nach bis zur Belvedereschen Chaussee fortgeführt, noch jetzt der schönste Schmuck sind, womit Natur und Kunst vereint die kleine Residenz beschenkt haben. Der Anfang wurde damit gemacht, dass man die felsigen Abhänge am linken Ufer der Ilm durch Behauen und Anlage von Wegen verschönerte und mit den Spaziergängen des Sterns verband. Es war die Absicht, die Herzogin Luise an ihrem Namenstag, den 9. Juli<sup>75</sup>, in den waldigen Anlagen des Sterns durch ein heiteres Fest, welches an die älteren italienischen Wald- und Buschfabeln erinnern sollte, zu überraschen, und mancherlei Vorbereitungen wurden im Stillen dazu getroffen. Allein eine heftige Wasserflut, welche am 1. Juli den Stern überschwemmte, vereitelte dies; man musste dem Fest eine andere geistreiche Einkleidung geben. Goethe ersah sich dazu einen wüsten und wenig besuchten Platz an dem höher gelegenen Ufer der Ilm, ließ ihn in drei Tagen und Nächten zu einer Naturbühne herrichten und eine so genannte Einsiedelei bauen, ein Zimmerchen mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. Wegen der Abgelegenheit des Platzes und der die Spaziergänge unterbrechenden Überschwemmung hatte man in der Stadt nichts davon vermutet, und der Herzogin wie ihrer Umgebung waren alle diese Anstalten verborgen geblieben.

Auf die an sie ergangene Einladung erschien die Herzogin mit ihrem Gefolge zur festgesetzten Stunde in den bezeichneten Anlagen und ward am Eingang des Platzes von verkleideten Camaldulenser-Mönchen, unter denen sich auch Goethe und der Herzog befanden, mit einem von Seckendorf verfassten Dramolet empfangen und unter Musik erst in die Hütte, dann in den dahinter sich öffnenden Lustplatz zur Tafel geführt. „Ein über Felsen herabstürzender Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubrin-

---

<sup>75</sup> S. die Schilderung des Luisenfestes in Goethes Werken unter den biographischen Einzelheiten, wo es fälschlich dem 25. August zugeteilt ist, was Viehoff nicht hätte in Schutz nehmen sollen. Riemer hat das Richtige, was auch durch Wielands Brief an Merck vom 3. Juli, der die Überschwemmung erwähnt, und Amalies Brief vom 29. August, der nur von dem Souper am 22. August und keinem andern Fest spricht, bestätigt wird. Auch hat Viehoff die Jahreszahlen verwechselt.

ger unablässig unterhalten wurde und malerisch genug angelegt war, erteilte dem Ganzen ein frisches romantisches Wesen. Das Ganze war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine durchaus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Haus, dass es fast einem Märchen glich.“

Da die Herzogin Amalie diesem Fest fehlte und erst einige Wochen später von ihrer in Mercks Begleitung unternommenen Kunstreise aus den Rheingegenden zurückkehrte, so veranstaltete Goethe auch für sie eine Überraschung, die ganz im Geschmack der Verehrerin Rembrandscher Gemälde war. In der Einsiedelei bewirtete er sie am Abend des 22. Augusts mit Wieland, von Einsiedel, Frau von Stein und Fräulein von Göchhausen. „Wie wir nun aufgestanden waren“, erzählt Wieland in einem Brief an Merck, „und die Türe öffneten, siehe, da stellte sich uns durch geheime Anstalt des Archimagus ein Anblick dar, der mehr einer realisierten dichterischen Vision als einer Naturszene ähnlich sah: Das ganze Ufer der Ilm ganz in Rembrands Geschmack beleuchtet – ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das im Ganzen einen Effekt machte, der über allen Ausdruck geht. Die Herzogin war davon entzückt, wie wir alle. Als wir die kleine Treppe der Einsiedelei herabstiegen und zwischen Felsenstücken und Buschwerken längs der Ilm gegen die Brücke, die diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verbindet, hingingen, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge kleiner Rembrandscher Nachtstücke, die man ewig hätte vor sich sehen mögen, und die nun durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein Leben und ein Wunderbares bekamen, das für meine poetische Wenigkeit gar as Herrliches war. Ich hätte Goethe vor Liebe fressen mögen.“

Es war eine idyllische Zeit, wo man das Leben mit den Reizen der Poesie zu schmücken nicht irre ward, wenn gleich an Schlesiens Grenzen zwei deutsche Armeen drohend gegen einander standen. Die glänzend in Szene gesetzte Aufführung des Jahrmarktsfestes von Plundersweilern, welche auf dem Ettersburger Theater zur Feier des Geburtstags der Herzogin Amalie stattfand, setzte den Hof und halb Weimar wochenlang in Bewegung. Goethe ordnete das Ganze an, die Herzogin arbeitete mit an dem Gemälde des Bänkelsängers. „Drei Wochen vorher“, schreibt Fräulein von Göchhausen an Goethes Mutter, der eine Kopie des Bänkelsängergemäldes, „das von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird“, übersandt wurde, „war des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und unsere Fürstin, Dr. Wolf, Kraus etc. purzelten immer über-

einander her ob der großen Arbeit und Fleißes.“ Ein großes Bankett und ein „mächtiger“ Ball, der bis an den hellen Morgen dauerte, schlossen sich daran. Am 6. November fand die zweite Vorstellung statt. Goethe machte den Marktschreier, den Haman und Mardochai.

Unter andern Geschäften hatte Goethe auch für mehrere neue Bauten in Weimar zu sorgen; der Wiederaufbau des abgebrannten Fürstenschlosses wurde in Angriff genommen. Daher warf er sich in das Studium der Baukunst und übte sich in architektonischen Zeichnungen, besonders der verschiedenen Säulenordnungen, immer bemüht, was er auch unternahm, gründlich zu betreiben. Für größere poetische Arbeiten mangelte mehr die ruhige Sammlung und reine Stimmung, als die Zeit. Wilhelm Meister blieb fürs erste ohne Fortsetzung. Am Egmont wurden gegen Ende des Jahres einige Szenen geschrieben, vornehmlich die zwischen Alba und seinem Sohn und Albas Monolog. Das Tagebuch dieses Jahres schließt mit den Worten: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, dass abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammendrängen scheint. Hoffnung auf Leichtigkeit durch Gewohnheit. Bevorstehende neue Ekelverhältnisse durch die Kriegskommission. Durch Ruhe und Gewandtheit geht doch alles durch.“

### **3. Kapitel: 1779**

Goethe bürdete sich eine neue Last von Arbeiten auf, indem er im Januar 1779 zu seinen bisherigen Geschäften die Kriegs- und Wegbaukommission übernahm. Die Kriegsbewegung wegen der bayrischen Erbfolge hatte auch die kleineren norddeutschen Staaten zu Rüstungen genötigt, und es zeigte sich dabei in Weimar das Bedürfnis, in diesen seither vernachlässigten Zweig der Verwaltung mehr Ordnung und raschere Tätigkeit zu bringen. In dieser amtlichen Wirksamkeit Goethes treten aufs Neue die Energie seines sittlichen Charakters, die sichere Konsequenz der Pflichterfüllung hervor. Nach einem Ausdruck seines Tagebuchs „badet“ er sich in seinem Geschäft, bemüht sich überall, um nicht von fremden Rat und Beistand abhängig zu sein, eine selbstständige Einsicht in den Geschäftsgang und die Zustände zu gewinnen, und sucht „immer das Nötige im Augenblick, es sei Hohes oder Tiefes, zu finden.“ Dass diese vielfache Geschäftstätigkeit mit seinem dichterischen Talent in Widerspruch stehe, verhehlt er sich nicht; er fühlt, dass während ihm anders ohne Mühe gerät, diese ihm immer neue

Überwindung und Anstrengung koste. Aber er erkennt zu gleicher Zeit den heilsamen, innerlich stärkenden sittlichen Einfluss eines in nützlichem, praktischem Wirken sich bewegenden Daseins. „Der Druck der Geschäfte ist sehr schön der Seele; wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Elender ist nichts, als der behagliche Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben wird ihm Ekel“ (Tagebuch). „Der Mensch“ – schreibt er seinem Schützling Kraft – „muss sein Handwerk haben.“ Wiederholt ergeht er sich im Lob einer solchen einfachen, immer auf das Nötige gerichteten Tätigkeit. „Aber es ist auch nicht für mich“, urteilt er in seinem Tagebuch mit gewohntem klarem Blick über sich selbst; „ich darf nicht von dem mir vorgeschriebenen Weg abgehen; mein Dasein ist einmal nicht einfach. Nur wünsche ich, dass nach und nach alles Anmaßliche versiegen möge, mir aber schöne Kraft übrig bleibe, die wahren Röhren nebeneinander in gleicher Höhe aufzupumpen. Den Punkt der Vereinigung des Mannigfaltigen zu finden, bleibt immer ein Geheimnis, weil die Individualität eines jeden darin besonders zu Rat gehen muss und niemandem angehören darf.“ Ihm gefällt besonders bei den neu übernommenen Geschäftszweigen, dass sie seien produktive Phantasie nicht in Anspruch nehmen, weil er nichts hervorbringen, nur Ordnung zu halten habe. Sie stören daher seine poetische Stimmung nicht, vielmehr klingt diese nach beendigtem Geschäft nur desto reiner hervor. Überhaupt aber gereicht die gesteigerte sittliche Kraft der künstlerischen zum Gewinn, und die nächsten beiden Jahre sind reich an poetischen Hervorbringungen.

Für diese war es besonders günstig, dass er durch sein Amt häufig zu einsamen Reisen durch die zerstreuten weimarschen Ländchen veranlasst ward. Dem Pferd, das ihn aus Weimar fort trägt, wachsen unmerklich Pegasusflügel. Sein Gemüt, das sich innerhalb der Kreise des Hoflebens mehr und mehr in sich zurückgezogen hatte und sich vor den Menschen zu verschließen anfing, öffnete sich wieder liebevoller der Welt im Verkehr mit der einfachen Natur und Tätigkeit des Landvolks, mit den „guten in der Stille lebenden Menschen.“ Er beobachtet sie stets mit innigster Teilnahme, ist, wo er kann, bemüht, ihre Lage zu erleichtern, und entwirft Pläne, der Armut zu steuern, weshalb er sich unter dem Beirat des tüchtigen Landkommissarius Bätty angelegentlich mit Verbesserung des Ackerbaus und der Wiesenkultur beschäftigt. „Das Elend“, bemerkt er in seinem Tagebuch, „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab von meinen Gedanken und ringe mit dem unerkannten Engel, und sollt’

ich mir die Hüfte ausrenken. Es weiß kein Mensch, was ich tue, und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen.“

Viel Herzeleid verursachten Goethe und dem Herzog die häufig wiederkehrenden Feuersbrünste, die bei der Bauart der Dörfer, die er einem zierlich und künstlich zusammengebauten Holzstoß vergleicht, immer schnell verheerend um sich griffen. Es gelang ihm nach vielem Bemühen, den Herzog zu einer Feuerordnung und zur Verbesserung der Löschanstalten zu bewegen. Wie weit man in solchen Anordnungen und Einrichtungen damals noch hinter unserer Zeit zurück war, davon liefert uns die Schilderung, welche uns Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ (16. Buch) von einem Brand in der Frankfurter Judengasse macht, einen eklatanten Beweis. Ohne Ordnung war dabei eine Anzahl Menschen mit Wassertragen beschäftigt, mit vollen Eimern sich hindrängend, mit leeren herwärts. Goethe, schon als Jüngling gewohnt, im Augenblick das Nötige zu tun, bemühte sich, eine Gasse zu bilden, wo man die Eimer herauf- und hinabreichte, ward aber von seinen vornehmen jungen Freunden, die in Schuhen und seidenen Kleidern neugierig hinzugetretne waren, mit Kopfschütteln betrachtet und belächelt; der Vorfall ward eine Stadtgeschichte, und ein solches Vergessen seines aristokratischen Standes galt für eine seiner poetischen Exzentrizitäten. Allein, gleich dem Jüngling der Wertherzeit, war auch der weimarsche Minister in solchen Fällen zu persönlicher Hilfeleistung stets bereit. Zu Apolda war er im Juli 1779 mitten im Feuer, so dass die Fußsohlen ihm schmerzten. Während er am 25. Juni 1780 in Ettersburg mit dem lebhaftesten Mutwillen an einem Lustspiel diktiert, jagt ihn die Nachricht von dem Feuer in Großbrennbach fort, und geschwind ist er in den Flammen. „Ich habe ermahnt“, heißt es in einem Brief an Frau von Stein, „gebeten, getröstet, beruhigt und meine ganze Sorgfalt auf die Kirche gewendet, die noch in Gefahr stand als ich kam, und wo außer dem Gebäude noch viel Frucht, die dem Herrn gehört, auf dem Boden zu Grund gegangen wäre... Aus dem Teich wollte niemand schöpfen; denn, vom Wind getrieben, schlug die Flamme der nächsten Häuser wirbelnd hinein. Ich trat hinzu und rief: Es geht, es geht, ihr Kinder, und gleich warne ihrer wieder da, die schöpften; aber bald musst' ich meinen Platz verlassen, weil's allenfalls nur wenig Augenblicke auszuhalten war. Meine Augenbrauen sind versengt, und das Wasser, in meinen Schuhen siedend, hat mir die Zehen gebrüht. Ein wenig zu ruhen, legte ich mich nach Mitternacht, da alles noch brannte und knisterte, im Wirtshaus aufs Bett.“

Wenden wir uns von diesen Episoden, die zu dem Charakterbild des rüstig wirkenden Mannes bedeutsame Züge liefern, zu dem Dichter zurück, so geleitet uns Iphigenie in seinen frisch erblühenden zweiten Geistesfrühling. Schon vor drei Jahren konzipiert, gewann die Idee dieses Dramas erst jetzt feste Gestalt und drängte zu rascher Ausführung. „Den ganzen Tag brüt’ ich über Iphigenie, dass mir der Kopf ganz wüst ist; eine Musik hab’ ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden“, schreibt er am 14. Februar. Mit diesem Tag begann die Ausarbeitung der Dichtung unter guter Vorbedeutung: Die Musik der Seele sollte in sie überfließen. Die ersten drei Akte schrieb er während der Rundreise im Herzogtum im Februar und März, größtenteils in späten Abendstunden, indes er bei Tage die Straßen besichtigte und in Begleitung des Hauptmanns v. Castrop die junge Mannschaft zum Militärdienst aushob. Besonders wurde sein Werk durch einige ruhige Tage (2., 3., 4. März), die er in dem freundlichen Dornburger Schloss verlebte, gefördert, so dass es „sich formte und Glieder bekam“. In Apolda aber ward er, während „eine Szene ihn sehr plagte und nicht hinabrollen wollte“, durch Lärm und durch die Klagen der vielen Sollicitanten<sup>76</sup> um alle Stimmung gebracht: „Hier will das Drama gar nicht fort; der König von Tauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte.“ In Allstedt wurden die drei ersten Akte zusammengearbeitet und dann in Weimar vorgelesen. Auf dem Schwalbenstein bei Ilmenau schrieb er am 19. März den vierten Akt und beendigte das ganze Drama am 28. Die erste Aufführung, die von Augenzeugen als eine meisterhafte gerühmt wird, fand am 6. April des folgenden Jahres statt<sup>77</sup>. Corona Schröter spielte die Iphigenie, Knebel den Thoas, Prinz Constantin den Pylades. Goethe glänzte in der Rolle des Orestes, und außer Hufeland bekennt auch Fräulein von Göchhausen seiner Mutter, ihn in ihrem Leben nie so schön gesehen zu haben. Der Dichter war erfreut, „die gar gute Wirkung besonders auf reine Menschen wahrzunehmen.“ Schon am 12. April wurde die Vorstellung wiederholt. Schon damals erntete Goethe, wie Knebel berichtet, von dieser Dichtung Bewunderung und Ruhm. „Viele fanden“, fügt er hinzu, „in dem

---

<sup>76</sup> Bittsteller

<sup>77</sup> Gegen Riemers Angabe beweisen die Briefe an Frau von Stein (I. 293 ff.) augenscheinlich, das man sich erst im Frühling 1780 mit dem Einstudieren der Rollen und Proben beschäftigte; wie hätte auch die am 28. März 1779 vollendete Iphigenie schon am 6. April desselben Jahres auf einem Liebhabertheater in Szene gesetzt werden können! Über das Verhältnis der ersten und zweiten Bearbeitung der Iphigenie s. A. Stahrs Einleitung zu: Goethes Iphigenie auf Tauris in ihrer ersten Gestalt, Oldenburg 1839.

Bild der Iphigenia den Charakter der jungen Herzogin.“ Dass die erste Grundidee von ihr entnommen zu sein schient, ist schon oben angedeutet worden. Doch ist das feinere Gewebe dieser aus der Tiefe der Seele geschöpften Dichtung aus den Fäden gebildet, die sich durch des Dichters Gemütskämpfe und innere Erfahrungen, in denen er sich läuterte und zu bewusster Selbstbeherrschung und Sicherheit emporarbeitete, hindurch ziehen. Dass die milde, gottergebene, auf der Reinheit und Klarheit ihres Wesens ruhende Weiblichkeit das kranke, verworrene Gemüt heilt und alles Streitende versöhnt, ist die schöne Idee, von der das Drama getragen wird.

Die erste Bearbeitung, in der es nur in kleinen Kreisen durch Aufführung und handschriftliche Mitteilung bekannt wurde, hat nicht bloß in der Durchführung der Handlung, sondern selbst in den einzigen Gedanken ganz den Gang der neueren; aber in der künstlerischen Form steht sie weit hinter dieser zurück und wird daher in diesem Sinn von Goethe ein bloßer Entwurf genannt. Sie ist in Prosa niedergeschrieben, die indes von den unbewusst sich geltend machenden Forderungen des dramatischen Ideals schon dem jambischen Rhythmus angenähert wird und stellenweise schon die reine Versform annimmt. Daher machte auch der Dichter späterhin den Versuch, diese Prosa ähnlich den freien Rhythmen seiner Oden in Verszeilen aufzulösen; eine nach diesen Versabteilungen angefertigte Abschrift begleitete ihn auf dem Weg nach Italien, wo die edle Dichtung durch die reinste Kunstform verklärt ward.

Da Goethe sich bewusst war, dass er dies Ideal, nach dem er strebte, noch nicht errungen habe, so machte er während der ersten zehn Jahre seines Weimarer Aufenthalts keine seiner neueren Dichtungen bekannt. Die älteren Sachen raffte indes der Berliner Buchdrucker Himburg zusammen und gab 1779 „J. W. Goethes Schriften“ schon in dritter Auflage heraus. Diese vervollständigte er noch mit einem vierten Band, der die vermischten kleineren Gedichte und Aufsätze aus Goethes Jugendzeit enthält. Indem er sich die Sammlung und Verbreitung der Schriften des Dichters zum Verdienst anrechnete, übersandte er sogar an ihn einige Exemplare und – bot ihm, wenn er es wünsche, einiges Berliner Porzellan zum Geschenk. Dies veranlasste Goethe zu folgendem Scherzgedicht:

Lang' verdorrte, halbverweste Blätter vor'ger Jahre,  
Ausgekämmte, auch geweiht' und abgeschnitt'ne Haare,  
Alte Wämser, ausgetret'ne Schuh' und schwarzes Linnen

(Was sie nicht um's leid'ge Geld beginnen!)  
Haben sie für bar und gut  
Neuerdings dem Publikum gegeben.  
Was man ändern nach dem Tode tut,  
Tut man mir bei meinem Leben.  
Doch ich schreibe nicht um Porzellan noch Brot,  
Für die Himburg's bin ich tot.

Von dem Egmont, den er in der Hoffnung, vor Juni fertig zu werden, wieder vorgenommen hatte, riefen ihn der Besuch Mercks und die Sommerlustbarkeiten des Hofes ab, in denen unter dem Thyrsusstab der Herzogin Amalie sich noch einmal der alte Humor recht herzlich austobte. „Da doch das Theater“, schreibt sie an Merck, „den Gang der Welt darstellen soll, so amüsieren wir uns hier mit Farcen-Spielen, und finden, dass wir damit der Sache am nächsten kommen.“ Der Gipfel des ausgelassenen Frohsinns war die Feier des Geburtstages des Herzogs, wo zu Ettersburg Einsiedels neue Posse, Orpheus und Eurydice, aufgeführt ward. Wieland wurde diesmal der Spaß zu arg, als darin die zärtliche Arie aus seiner Alceste „weine nicht, du meines Lebens Abgott“ auf das lächerlichste parodiert und unter Posthornbegleitung zum allgemeinen Gelächter abgesunden wurde; er ging weg und klagte in seinen Briefen über den Mangel an Delikatesse, Zucht und Scham. Die Kunde von solchen Vorgängen flog bei dem damaligen engherzigen Treiben der Deutschen schnell durch alle Gae. „Ist ein Fastnachtsspiel gleich Hochverrat?“, dachte Goethe wie sein Egmont, als sich bei „Woldemars Kreuzerhöhungsgeschichte“ alle empfindsamen Seelen entsetzten<sup>78</sup>.

Der erste Band von Jacobis Woldemar war erschienen. Während die Verehrer der hier im Gewand des Romans dargelegten Gefühlphilosophie ihn mit großem Beifall aufnahmen, konnte Goethe bei seinem damaligen klaren, aller abstrakten Sentimentalität abholden Denkweise, die ihn schon weit und weiter von Jacobi entfernt und ihren Briefwechsel unterbrochen hatte, sich mit dem Geruch des Buchs, wie er es nannte, nicht befreunden. Als er an einem Tag des Augusts zu Ettersburg daraus vorlas, kam, wie in dem Triumph der Empfindsamkeit, „der alte Teufel des Humors“ über ihn. Das verdammlich befundene Buch wurde zur wohlverdienten Strafe und ändern zum abschreckenden Beispiel mit den Ecken des Bandes an einen

---

<sup>78</sup> Über diese damals viel besprochene Angelegenheit s. die Briefe von Jacobi und Johanne Schlosser in dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 51 ff.

Baum genagelt, dass die Blätter im Wind flatterten, und Goethe hielt aus dem Wipfel des Baums zum großen Ergötzend er Gesellschaft dem Buch eine humoristische Standrede. Wenn man die Sache ernsthaft nahm, so war dies allerdings eine Verletzung der Rücksicht, die der Jugendfreundschaft gebührte; allein es war dabei auch nicht auf das große Publikum abgesehen, und im weimarschen Kreis war man daran gewöhnt, sich und andere bei humoristischen Einfällen nicht zu schonen. In dem durch die schnell verbreitete Kunde hiervon veranlassten geharnischten Briefe Jacobis ist die verletzte Eitelkeit ebenso maßlos, wie in den früheren Briefen die Zärtlichkeit. Goethe tat der an sich harmlose Vorfall leid; aber er wollte sich auf Jacobis herausfordernden Brief nicht schriftlich auf Explikationen einlassen. Bei seinem Besuch in Emmendingen suchte er die Frau Schlosser zu überzeugen, wie diese ausführlich an Jacobi berichtete, dass der Scherz ganz arglos gewesen sei; wäre Jacobi zugegen gewesen, er würde in den Mutwillen mit eingestimmt haben. Wie Goethe die Sache ansah, charakterisiert am besten seine Erwiderung auf eine Anfrage Lavaters, (noch im Jahr 1781!): „Eigentlich ist's eine verlegene und verjäherte Geschichte, eine Albernheit, die Du am besten ignorierst... Der leichtsinnig trunkene Grimm, die mutwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen und besonders gegen den Geruch von Prätension wüten, sind Dir in mir zu wohlbekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weiß Du auch.“ Im Jahre 1782 wurde durch einen Brief Goethes an Jacobi das alte freundliche Verhältnis wieder angeknüpft. In den Worten: „Wenn man älter und die Welt enger wird, denkt man denn freilich manchmal mit Wunden an die Zeiten, wo man sich zum Zeitvertreib Freunde verscherzt und in leichtsinnigem Übermut die Wunden, die man schlägt, nicht fühlen kann, noch zu heilen bemüht ist“, erkennt man, dass ihn die Folgen jenes unbewachten, launigen Augenblicks schmerzten.

Goethe machte sich während dieses Sommers mit den Ettersburger Lustbarkeiten wenig zu schaffen. Weit ernsthaftere Pläne beschäftigten seinen Geist. In den ersten Tagen des Augusts wurden zwischen ihm und seinem fürstlichen Freunde „unaussprechliche Dinge“, wie es eine Bemerkung seines Tagebuchs bezeichnet, „in großer interessanter Unterredung durchgesprochen.“ Wenn er seine Freude ausdrückt, dass der Herzog in wahrer Erkenntnis der Dinge wachse, dass er bald über die große Krisis hinweg sei und schöne Hoffnung gebe, auch auf diesen Felsen noch hinaufzukommen, so ist nicht zu zweifeln, dass der Reise, welche sie unter sich

insgeheim verabredeten, die Absicht zugrunde lag, sich auf eine Weile aus den seitherigen Verhältnissen herauszuziehen, damit der Übergang zu einer ernstesten Auffassung des Lebens weniger bemerkbar und auffallend sei.

Auch Goethe trat mit ernstem Blick in Vergangenheit und Zukunft an den Eingang der neuen Lebensepoche, zu der seine innere Entwicklung schon seit längerer Zeit hingestrebt hatte. Aus seinem Tagebuch ist uns ein denkwürdiges geheimes Bekenntnis und Selbstgespräch aufbewahrt worden, das er kurz vor dem Antritt der Reise niederschrieb:

„Zu Hause aufgeräumt, meine Papiere durchgesehen, und alle alten Schalen verbrannt. Andere Zeiten, andere Sorgen! Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wissbegierde der Jugend; wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen, imaginativen Verhältnissen meine Wollust gefunden habe; wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht, was ich damals schreibe; wie kurzsinzig in menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe; wie des Tuns, auch des zweckmäßigen, Denkens und Dichtens so wenig; wie in Zeit verderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage vertan; wie wenig mir davon zunutze kommen, und da die Hälfte des Lebens nun vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt, sondern vielmehr ich nur dastehe, wie einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit, dass ich im Treiben der Welt bin, seit 1775 Oktober, getraue ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter und gebe Lichte, dass wir uns nicht selbst soviel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige tun, und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge, dass man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden.“

Am Nachmittag seines Geburtstages sagte ihm der Herzog seinen Titel als Geheimrat – „wie er's denn“, scherzt Wieland, „vorhin schon allezeit war.“ Das Ernennungsdekret ist am 5. September ausgestellt; eine Gehaltserhöhung um 200 Taler erhielt er erst im nächsten Jahr. Weimars große Männer haben dem Land wenig Kosten gemacht; aber dennoch muss Wieland berichten: „Der Hass der hiesigen Menschen gegen unsern Mann, der

im Grunde doch keiner Seele Leides getan hat, ist, seitdem er Geh. Rat heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wut grenzt.“ Wie hochherzig Karl August über den Wert seiner Staatsdiener dachte, davon gibt sein Brief an Knebel (4. Oktober 1781), als dieser aus seinen Diensten treten wollte, ein unvergängliches Zeugnis. „Die Kanzelistenseelen, die ihm die Semmel, die er mehr habe, beneiden, weil er nicht gleich Ihnen Maultierhandwerk treibe“, waren und bleiben auch Goethes unversöhnliche Feinde, konnte doch sogar Schiller, als er sich während Goethes italienischer Reise zum ersten Mal in Weimar aufhielt, in seine Briefe die Äußerung einfließen lassen, dass Goethe andere wie Lasttiere für sich schwitzen lasse und in Italien seine Besoldung „für Nichtstun“ verzehre!

Am 12. September reisten der Herzog, Goethe und der Oberforstmeister von Wedel, des Herzogs vertrauter Jugendfreund und ein immer heiterer Gesellschafter, von einem Jäger und Goethes bewährtem Diener Philipp Seidel, den er schon von Frankfurt mitgebracht hatte, begleitet, mit wenig beschwerendem Gepäck von Weimar ab. Niemand erfuhr, wohin die Reise gehen sollte, man dachte nur an einen Ausflug in die Rheingegend. Die Reisenden Beobachteten, so viel wie möglich, das Inkognito, und noch in Kassel gelang es ihnen, selbst Georg Forster zu täuschen und seine anziehenden Schilderungen von seinen Reisen in der Südsee angehören, ohne dass er den Herzog erkannte. IN Frankfurt wohnten sie im Goethe'schen Haus und wurden von Frau Aja, die noch „in ihrer alten Kraft und Liebe war“, mit allem, was heitere Laune und splendide Gastlichkeit gewähren konnte, bewirtet. Der alte Rat Goethe erlebte noch die Freude, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, die damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte. Doch fand ihn Goethe sehr verändert und stiller; sein Gedächtnis hatte abgenommen. „Es mag ihn mächtiglich ergötzt haben“, schreibt Fräulein von Göchhausen, „dass der Geh. Rat, sein Sohn, den Herzog in Frankfurt sehen ließ“, Worte, aus denen erhellt, wie man in Weimar die in damaligen Zeiten, wo die Fürsten nur in Pomp und Etikette reisten, höchst auffallende Reisemanier bspöttelte. „Des Wunders“, heißt es in einem Brief der Frau von la Roche an Merck, „aller der Leute von Adel, Kaufstand und Wirten ist gewiss sehr groß; denn wir sind nun wirklich auf dem Fleck, wo das Einfachste uns mehr Staunen macht, als die verworrenste Caprice... Frau Aja gönne ich von ganzer Seele die innige Zufriedenheit, die dieser Besuch ihr geben musste. Mutterfreuden sind wohl unter den süßesten der Erde, und ich möchte wohl sagen, dass vielleicht keine Mutter

lebt, die diese Freuden so sehr verdient, als Frau Goethe. Sie waren auch glücklich, vertrauter Freund und Zuschauer zu sein.“

Von Frankfurt ging die Reise rheinaufwärts. In den großen Städten wurde, was Kunst- und Naturaliensammlungen Belehrendes und Genussreiches darboten, mit Sorgfalt betrachtet; vor allem aber war der Sinn auf freien, frischen Genuss der Natur gerichtet. Auf keiner Reise hat sich Goethe mit reinerer Poesiefülle den erhabenen Naturszenen gegenübergeföhlt, als auf dieser Herbstwanderung durch die Alpen. Schon in den süddeutschen Rheingegenden ward ihm so wohl ums Herz, „ein willkommener Atem weht durchs ganze Land; man wird auch wie die Trauben reif und süß in der Seele.“ Er föhlt sich in der Stimmung eines Pilgers, und ihm ist, als habe er vom Elternhaus her „einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichen Freundschaft abgebetet.“ – „Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft“, fährt sein Brief an Frau von Stein fort, „treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berg oder im Vogelflug sieht.“ Überall standen die Denksteine seiner Jugenderinnerungen an seinem Weg. Am 25. Oktober verweilte er wieder an Friederikes Seite in der Sesenheimer Laube und schied mit Frieden im Herzen. Tags darauf besuchte er Lili und fand sie „mit eine Puppe von sieben Wochen spielen.“ Er ward mit Verwunderung und Freude empfangen und blieb bei ihr zu Tisch; ihr Gemahl, Herr von Türkheim, war gerade abwesend. Er erkundigte sich nach allem und „fand zu seinem Ergötzen, dass die gute Kreatur recht glücklich verheiratet sei.“ In Emmendingen war er am Grabe seiner Schwester; ihr Haushalt erschien ihm „wie eine Tafel, worauf eine geleibte Gestalt stand, die nun wegge- löscht ist.“ Von dort wurde die Reise über Freiburg und die Hölle nach Basel fortgesetzt. „Die Schweiz liegt vor uns, und wir hoffen mit Beistand des Himmels in den großen Gestalten der Welt uns umzutreiben und unsere Geister im Erhabenen der Natur zu baden.“ Dies Wonnegefühl des Erhabenen, „das die Seele ganz ausfüllt und ihr die schöne Ruhe gibt“, durchringt die Schilderung der Reise durch das Birschtal, welche, damals für Frau von Stein diktiert, der erste in der Reihe der meisterhaften „Briefe aus der Schweiz“ ist, die längst einen Platz unter seinen Schriften erhalten haben; wir können sie daher als bekannt voraussetzen. Über Münster zogen die Reisenden nach Biel, von wo aus sie die Rousseau-Insel besuchten, und dann über Murten durch die schöne Landschaft nach Bern. Hier ward dies-

mal nur eine kurze Rast gemacht; sie eilten dem Berner Oberland zu und fuhren am 9. Oktober von Thun aus über den See nach Unterseen. Während der Fahrt las Goethe aus der Bodmer'schen Übersetzung des Homer vor, welche meistens die Wirtshausunterhaltung ausmachte. In den nächsten vier Tagen durchzogen sie bei schönem Wetter das Lauterbrunnen- und Haslital und erstiegen mehrere Höhen. Wedel wurde mehrmals durch Schwindel zum Umkehren genötigt, von dem Goethe und der Herzog sich längst befreit hatten. Der Anblick des Staubbachs rief die schöne Ode: „Gesang der Geister über den Wassern“ hervor. „Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen Lichtern, Tageszeiten und Standpunkten.“

Über Thuns kehrten die Reisenden nach Bern zurück, wo sie, mehrere Tage verweilend, viele bedeutende Künstler und Gelehrte kennen lernten. Nach einem Besuch der Ufer des Neuenburger Sees kamen sie am 22. nach Lausanne und sahen den Genfer See, „den Meister von allen Seen.“ Nicht minder wurde dort Goethes Auge und Herz durch die liebliche Madame Branconi<sup>79</sup> gefesselt, die auch an ihm ein sichtliches Wohlgefallen fand, „sie kommt mir so schön und angenehm vor, dass ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart still fragte, ob's auch wahr sein möchte, dass sie so schön sei. Einen Geist, ein Leben, einen Offenmut, dass man eben nicht weiß, woran man ist!“

Auf Anraten Mercks, dessen Schwiegereltern im Juraland wohnten, wurde von Nyon aus eine Seitentour nach dem Joux-Tal unternommen, und der Dent de Vaulion so wie die Dole, die höchste Spitze des Juragebirges, erstiegen. Von diesem Unternehmen berichtet uns in einfach großartiger Schilderung der Brief, welchen er in den nächsten Rasttagen in Genf für Frau von Stein diktierte und unter die „Briefe aus der Schweiz“ aufgenommen hat. In Genf lernte Goethe außer andern bedeutenden Männern auch den großen Naturforscher Saussure, den Erforscher der Alpenkette, kennen. Auf dessen Gutachten hin wurde auch trotz der vorgerückten Jahreszeit die Reise in die Savoyer Eisgebirge gewagt, so sehr man auch von anderer Seite versucht hatte den Herzog davon abzuhalten, indem man sogar eine Staats- und Gewissenssache daraus hatte machen wollen. Wedel

---

<sup>79</sup> Über diese damals viel besprochene Angelegenheit s. die Briefe von Jacobi und Johanne Schlosser in dem Briefwechsel zwischen Goethe und F. H. Jacobi S. 51 ff.

trennte sich auf eine Weile von den Reisenden und zog mit den Pferden vorauf durchs Waadtland nach Wallis. Die erhabene Natur, deren Anblick sie sich nicht ohne große Anstrengungen verschafften, schildern uns Goethes Reisebriefe in ihrer unübertrefflichen edlen Simplizität. „Unterwegs ist es meine Art, die schönen Gegenden zu genießen, dass ich mir meine abwesenden Freunde wechselweise herbeirufe und mich mit ihnen über die herrlichen Gegenstände unterhalte. Komm' ich in ein Wirtshaus, so ist ausruhen, mich rückerinnern und an Sie schreiben eins, wenn schon manchmal die allzu sehr ausgespannte Seele in sich selbst zusammenfiele und mit einem halben Schlaf sich erholte.“ Der Herausgeber der Briefe an Frau von Stein fügt mit Recht die Bemerkung hinzu: „dass diese Beschreibungen unter und nach so anstrengenden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnesstärke und Seelenreinheit gemacht werden konnten, lässt uns wunderbar durch all die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes entgegenleuchten.“

Bemerkenswert ist dabei, dass der Ausdruck der zarten Lyrik der Naturbetrachtung, worin der vorzüglichste Reiz seiner früheren Schilderungen besteht, in diesen Briefen mehr zurücktritt, wogegen die ruhige Auffassung der wechselnden Naturbilder schon die klare Einsicht des wissenschaftlichen Naturforschers vorbereitet. Daher vermögen z.B. die Wolkenbildungen und Wolkenzüge, „die Wirtschaft“ der Nebel dauernd die Aufmerksamkeit des scharfsichtigen Beobachters zu fesseln, so dass er „bei diesen Gegenständen länger verweilen und an solchen Orten mehrere Tage zubringen zu können“ wünscht. „Die Wolken“, heißt es in einer für seine damalige Naturbetrachtung sehr bezeichnenden Stelle der Reisebriefe, „eine dem Menschen von Jugend auf so merkwürdige Lufterscheinung, ist man auf dem platten Land doch nur als etwas Fremdes, Überirdisches anzusehen gewohnt. Man betrachtet sie nur als Gäste, als Streichvögel, die, unter einem andern Himmel geboren, von dieser oder jener Gegend bei uns augenblicklich vorbeigezogen kommen, als prächtige Teppiche, womit die Götter ihre Herrlichkeit vor unsern Augen verschließen. Hier aber ist man von ihnen selbst, wie sie sich erzeugen, eingehüllt, und die ewige innerliche Kraft der Natur fühlt man sich ahnungsvoll durch jede Nerve bewegen.“ In seinen Bemerkungen über das Volk begegnen wir derselben Anhänglichkeit an die einfache, reine Sitte der in beschränkter Stille tätigen, mit der Armut ringenden Menschen, wie in früheren Reisebriefen: „Eins glaub' ich überall zu bemerken: Je weiter man von der Landstraße und dem größeren Gewer-

be der Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen abkommt, je mehr in den Gebirgen die Menschen beschränkt, abgeschnitten und auf die allerersten Bedürfnisse des Lebens zurückgewiesen sind, je mehr sie sich von einem einfachen, langsamen, unveränderlichen Erwerbe nähren: Desto besser, willfähriger, freundlicher, uneigennütziger, gastfreier bei ihrer Armut hab' ich sie gefunden.“

Zu St. Moritz im untern Wallis trafen Goethe und der Herzog auf ihrer Rückkehr aus Savoyen wieder mit Wedel zusammen und zogen das Rhonetal aufwärts. Als jedoch in Oberwallis die Pferde nur mit Mühe fortzuschaffen und schwer unterzubringen waren, so ward eine abermalige Trennung beschlossen. Wedel reiste mit den Pferden über Lausanne und Bern nach Luzern, um dort den Herzog zu erwarten, welcher mit Goethe den Versuch machen wollte, zu Fuß über den Gotthard nach Uri zu gelangen. Dieser Teil der Reise war der beschwerlichste und gefahrvollste. Bis Oberwald, zwei Stunden von Münster, konnten sie noch mit einem Maultier, welches das Gepäck trug, vordringen. Hier wurden zwei Führer mitgenommen. Am Rhonegletscher vorbei durchschritten sie – es war der 12. November – zu Fünfen, von Lawinen bedroht, die weit ausgedehnte, einsame Schneefläche; außer einem Lämmergeier ward nichts Lebendes erblickt. Der Zug ging hinter einander fort. Der Vorderste, der die Bahn brach, saß oft bis über den Gürtel im Schnee. Die Führer selbst sahen dies kühne Unternehmen als ein Abenteuer an, womit sie sich in der Folge gegen andere Fremde was zu Gute tun könnten. Mit einbrechender Nacht langten sie nach einem sechsstündigen Marsch in Realp an, wo sie bei den Kapuzinern ein Obdach fanden. Am folgenden Tag erreichten sie nach einigen Stunden Wegs das Hospital im Urserental, wo Goethe zum ersten Mal wieder die Bahn seiner vorigen Schweizerreise betrat. Die munteren Wanderer stiegen noch an der Reuß aufwärts nach dem Gipfel des Gotthard, wo sie bei den Kapuzinern eine Nacht rasteten. Die grimmige Kälte erlaubte kaum, auf Augenblicke vor die Tür zu treten, um den Anblick der ringsum gelagerten, Schnee bedeckten Gipfel zu genießen. Lebhaft ergriff hier Goethe die Erinnerung an die Tage, wo er sich hier vor vier Jahren „mit ganz andern Sorgen, Gesinnungen, Plänen und Hoffnungen“ aufheilt und von Sehnsucht nach der Geliebten ergriffen, Italien den Rücken wandte, wodurch er, sein Schicksal nicht ahnend, „seiner jetzigen Bestimmung entgegenging.“ Aufs neue tauchten diesmal Gedanken an eine Reise nach Italien auf, aber es ward beschlossen umzukehren. „Auch jetzt reizt mich Italien nicht“, schreibt er an Frau von

Stein. „Dass dem Herzog diese Reise nichts nützen würde jetzo, dass es nicht gut wäre, länger vom Haus zu bleiben, dass ich Euch wieder sehen werde, alles wendet mein Auge zum zweiten Mal von dem gelobten Land ab, ohne das zu sehen ich hoffentlich nicht sterben werde.“ Vom Gotthard reiste er mit dem Herzog durch Uri über den Vierwaldstätter See nach Luzern, wo sie wieder mit Wedel zusammentrafen; sie ritten dann nach Zürich, wo sie, um Lavater recht zu genießen, bis zum 2. Dezember verweilten.

Lavater wieder zu sehen, „nach der ganzen Schweiz den reinen Eindruck von ihm zu nehmen, sich mit ihm im Stillen über den Herzog zu freuen,“ dem noch des Freundes mild redende Lippe das Haupt mit köstlichem Öl salben solle – diese frohe Aussicht begleitete Goethe während seiner Reise, und seine Briefe an Lavater sprechen eine gehobene Pilgerstimmung in herzlichsten Worten aus. Schon von Thun aus schrieb er ihm am 8. Oktober: „Ja, lieber Bruder, Dich wieder zu sehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese Jahre her und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören. Wir wollen wechselseitig Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken... Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen; sie können nichts davon sehen noch hören. Was sich davon offenbaren lässt, freu' ich mich in Dein Herz zu legen.“ Diese verehrungsvolle Liebe konnte sich daher zu der Hoffnung erheben, dass sie künftig einander noch mehr werden würden, und ließ vergessen, dass ihre Ansichten über Geist und Natur, Göttliches und Menschliches sich noch schärfer als vordem geschieden hatten. Doch verschwieg Goethe, als er zu Genf durch Tobler die Handschrift von Lavaters poetischer Bearbeitung der Offenbarung Johannis erhielt, weder sich noch dem Verfasser, dass ihm das Ganze fatal sei, dass er das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden könne, und sie daher wohl tun würden, einander ihre Partikular-Religionen ungehudelt zu lassen. Er fügt dann die für ihren beiderseitigen Standpunkt höchst bezeichnende Äußerung hinzu: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichnis vom ungerechten Haushalter, vom verlorne Sohn, vom Sämann, von der Perle, vom Groschen usw. göttlicher – wenn je was Göttliches Dasein soll – als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher.“

Es waren glückliche Stunden der reinsten Seelenstimmung, der innigsten Herzensgemeinschaft, welche er aufs Neue an Lavaters Seite erlebte; dies Wiedersehen ward für ihn, wie er gehofft hatte, „Siegel und oberste Spitze der ganzen Reise“: Kein Mund spreche die Trefflichkeit dieses Menschen aus; er sei „die Blüte der Menschheit“. Ein herrliches Bekenntnis legt er als ein Zeugnis jener gesegneten Stunden der Freundschaft ab: „Es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuss im Wirken hat, und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut... Die Wahrheit ist einem doch immer neu, und wenn man wieder so einen ganz wahren Menschen sieht, meint man, man käme erst auf die Welt. Aber auch ist's im Moralischen wie mit einer Brunnenkur... Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammen leben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist. Gebe Gott, dass unter mehr großen Vorteilen auch dieser uns nach Hause begleite, dass wir unsere Seelen offen behalten, und wir die guten Seelen auch zu öffnen vermögen.“

Die Reisenden gingen von Zürich an den Bodensee und von da nach Schaffhausen, wo Lavater sie überraschte und noch einen Tag mit ihnen zubrachte. Im Fischhaus am Rheinfall gerieten Goethe und Lavater in eine ausführliche Abhandlung über das Erhabene, deren der Herzog noch in einem späteren Brief an Knebel mit sichtlicher Freude gedenkt. Hier nahmen sie am 8. Dezember vom Schweizerland Abschied.

Während der Heimkehr aus der Schweizer Gebirgsgegend reifte noch eine liebliche, poetische Frucht der Reise, das Singspiel ‚Jery und Bätely‘, eine Schweizeridylle in dramatischer Form, durchweht von der reinen Gebirgsluft der Alpen, in die es uns versetzt. Es sind „edle Naturen in Bauernkleidern“, deren Handlung uns anschaulich machen soll, wie der Mann des Mädchens spröden Sinn bezwingt und ihre Liebe gewinnt, indem er sich für sie in Gefahr begibt und ihr dadurch vertrauen auf seinen Beistand einflößt. Am 29. Dezember sandte der Dichter das Stück von Frankfurt aus an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich, und abermals in zweiter Abschrift den 30. Januar 1780 mit einer ins Einzelne gehenden Anweisung über die Komposition; er sprach darin den Wunsch aus, dass „der reine, einfache Adel der Natur in einem wahren angemessenen Ausdruck sich immer gleich bleibe.“ Später ward in Italien das kleine Drama nochmals überarbeitet.

In Stuttgart bekam der Herzog Lust, an den Hof zu gehen und verweilte eine ganze Woche dort, indem die Schneider erst in Bewegung gesetzt wurden, um die einfache Garderobe der Touristen mit Hofkleidern zu vertauschen. Herzog Karl von Württemberg bezeugte dem Herzog von Weimar, ohne das Inkognito zu brechen, die möglichste Aufmerksamkeit. Goethe wohnte nebst dem Herzog den Feierlichkeiten des Jahrestages der Militärakademie bei. Hier sah der damals zwanzigjährige Schiller, im Stillen bereits mit seinem dramatischen Erstlingswerk beschäftigt, zum ersten Mal den Dichter vor sich, an dessen Götz und Werther er sich erwärmt hatte und dem er die Bahn des Ruhmes nachzuschreiten begann.

Das „Herumschleppen an den Höfen“ – der Weg ging über Karlsruhe, Mannheim, Darmstadt nach Frankfurt – wollte übrigens Goethe nicht behagen. „Der Herzog“, schreibt er an Frau von Stein, „ist munter und erkennt sich nach und nach im alten Element wieder, beträgt sich vortrefflich und macht köstliche Anmerkungen. Von mir kann ich das nicht rühmen; ich stehe von der ganzen Nation ein für allemal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes... Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt; ich spüre jetzt manchmal kaum, dass ich in der Schweiz war.“ Dabei lag auch die Besorgnis nahe, dass da Hofleben wieder in der Seele des Herzogs die reinen eindrücke, die sie in der Schweiz erhalten hatte, verlöschen könne, womit denn auch die Äußerung der Herzogin Amalie: „Gott gebe, dass die weimarsche Atmosphäre nichts wieder verdirbt!“, übereinstimmt. Am 13. Januar 1780 trafen sie nach einer Abwesenheit von vier Monaten in Weimar wieder ein. Erst hier arbeitete er, zum Teil während ihn eine damals Europa durchwandernde Schnupfenseuche ans Zimmer fesselte, die zweite Hälfte der Briefe aus der Schweiz aus, die Beschreibung der Reise von Martinach durch Wallis auf den Gipfel des Gotthard. Sie verdient ganz die Bewunderung, die ihr beim ersten Vorlesen im weimarschen Hofkreis gezollt ward; Wieland bezeichnete sie als eine von seinen meisterhaften Produktionen, die mit dem ihm eigenen großen Sinn gedacht und geschrieben sei. Goethe befand sich diesmal in dem Fall, die Lobsprüche Wielands mit einer gleichen Spende erwidern zu können, indem dieser während des letzten Winters den ‚Oberon‘ beendet hatte. Er erhielt von Goethe einen Lorbeerkranz zugesandt. Wie ernst und aufrichtig dies gemeint war, geht aus den schönen anerkennenden Worten an Lavater hervor: „Solange Poesie Poesie, Gold Gold, Kristall Kristall bleibt, wird auch Oberon als ein Meisterstück poetischer Kunst

geliebt und bewundert werden.“ Vergessen wir dabei nicht, dass diese schönen Blüten der Wieland’schen Poesie vom „Wintermärchen“ bis zu „Gandalin“ und „Oberon“, womit sie den glücklichen Wettstreit mit Ariost versuchte, sich am Strahl des Goethe’schen Genius entfalteteten, dass diese Dichtungen ohne die Einwirkung Goethes, der dem ermatteten Dichtergeist Wielands neue Kraft und Wärme mitteilte, in unsere Literatur sicherlich nicht vorhanden sein würden.

Den Herzog fand man nach der Rückkehr sehr zu seinem Vorteil verändert; doch ward alles andere fast über der großen Neuigkeit vergessen, dass er sich das Haar abschneiden ließ und „einen Schwedenkopf trug“. Wieland rühmt auch die Besonnenheit in Goethes öffentlichem Benehmen. Die neidischen Gemüter fingen an, sich zu beruhigen. Goethe selbst schrieb um jene Zeit in sein Tagebuch die Bemerkung: „Ich fühle nach und nach ein allgemeines Zutrauen, du gebe Gott, dass ich’s verdienen möge, nicht wie’s leicht ist, sondern wie ich’s wünsche. Was ich trage an mir und andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefste Stille, in der ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ Dieser ernsten Stimmung, mit der er mit seinem fürstlichen Freund eine neue Lebensperiode (dies Wort gebraucht er selbst) antrat, entsprach es, dass er so wie der Herzog sich am nächsten Johannisfest in die Freimaurerloge aufnehmen ließen. Dass er sich in seinen Erwartungen getäuscht fand, geht aus den Worten, die er später in Rom gegen Moritz äußerte, hervor: „Auch Sie können noch so schwach sein, darin etwas zu suchen?“

Das dankbare Gefühl, mit welchem Goethe auf den glücklichen Verlauf der Reise (Wieland nannte sie eins der meisterhaftesten Dramata Goethes) und ihre segensreichen Folgen blickte, veranlasste ihn zu dem Entwurf eines Monuments, das in den neuen Parkanlagen einen Platz finden sollte, „um dem Herzog in guten Augenblicken eine fröhliche Erinnerung an die glücklich vollbrachte Reise zu sein.“ Er teilte seine Idee ausführlich in einem Brief an Lavater mit, weil er durch ihn eine geschickte Zeichnung eines Denkmals von Füßli’s Künstlerhand zu erwirken hoffte. Das Projekt wurde später aufgegeben. Seiner Idee nach sollte auf der einen Seite des viereckigen Monuments die Inschrift stehen: „Fortunae duci reduci natisque Genio et Termino ex volo (Dem hin- und heimführenden Glück und seinen Söhnen dem Genius und Terminus nach einem Gelübde); Abbildungen dieser Gott-

heiten sollten die übrigen Felder einnehmen. Die Erläuterung dieses Entwurfs verrät aufs sinnigste seine dankbare Empfindung: „Sowohl auf dieser Reise, als im ganzen Leben, sind wir diesen Gottheiten sehr zu Schuldnern geworden. Das erste Mal, dass wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loch in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauch des Glücks fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, alles mit günstiger Sonne und Gestirnen; den ganzen Weg, den wir machen, begleitet von einem guten Geist, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, dass, wenn ich zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind; und dann am Ende, dass wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir aufhören, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder zurückkehren sollten, das wieder einen unglaublichen Einfluss auf unsere Zurückgelassenen hat und haben wird: Das alles zusammen gibt mir eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten durch die Menschen Gott verehrt haben.“

#### **4. Kapitel: 1780. 1781**

„Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich teurer, und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu tun und in nichts Größerem. Diese Begierde, die Pyramide meines Daseins, deren Basis mir angegeben und gegründet ist, so hoch als möglich in die Luft zu spitzen, überwiegt alles andere und lässt kaum augenblickliches Vergessen zu. Ich darf mich nicht säumen; ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Turm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, es war kühn entworfen, und, wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen.“

Diese aus frischer Lebensfreudigkeit, aus dem Frohgefühl einer zum höchsten hinan strebenden Tätigkeit hervorquellenden Worte, die er im Sommer des Jahres 1780 an Lavater aussprach, stehen als eine erhebende Inschrift über dem Eingang zu den beiden folgenden Lebensjahren unsers Dichters, zu denen das Jahr der Iphigenie und der Schweizerreise die Vorhalle und Weihe war. Aus der Mannigfaltigkeit einer nach allen Seiten tas-

tenden unermüdlichen Tätigkeit entwickelte sich kein Geist zu immer größerer Klarheit und Sicherheit; mit innigem Behagen erfüllt ihn das Bewusstsein der Planmäßigkeit und Umsicht in Geschäften, das Gefühl der Selbstbeherrschung und sittlichen Stärke, und, auf dem sichern Mittelpunkt seiner Individualität ruhend, breitet er sich mit einer wundersamen Elastizität des Geistes in den Gebieten des Wissens aus. Sorge und Missmut über die lästigen Forderungen des Tages zeihen nur hin und wieder gleich leichten Wölkchen an dem reinen Äther der Seele vorüber; die Liebe und die Poesie steigen jetzt in voller Reinheit als Morgen- und Abendstern des Daseins vor dem geweihten Auge des Dichters empor.

Seine Amtsgeschäfte bleiben die bisherigen; aber sie greifen minder störend in den Gang seines Inneren ein, wenn er auch mitunter über die „leidige“ Kriegskommission klagt (einen lästigen, hemmenden Kollegen ward er jetzt zu seiner Freude los), und in seinem Tagebuch bemerkt, dass er sich's recht sauer werden lasse; doch meint er, viel saurer würde es ihm noch werden, wenn er sich als einen Leibeigenen und Tagelöhner um der Bedürfnisse willen ansehen müsse. „Glauben Sie mir“, schreibt er der Mutter, „dass ein großer Teil des guten Muts, womit ich trage und wirke, aus dem Gedanken quillt, dass alle diese Aufopferungen freiwillig sind, und dass ich nur dürfte Postpferde anspannen lassen, um das Notdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe bei Ihnen wieder zu finden.“ In dieser Geschäftstätigkeit begegnen wir wiederholt dem mit den Jahren mehr und mehr zunehmenden Sinn für Ordnung und Genauigkeit. In der Kriegskommissions-Repository will er es „So sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten.“ Dies erstreckt sich auch auf seine Privatangelegenheiten; er merkt in seinem Tagebuch manchen aufräumenden und ordnenden Tag an und schreibt an Lavater: „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung und lass sie lieber heften, wie ich es mit den Deinigen auch tun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewissheit in sich selbst vermehren.“ In allem zeigt sich ein konsequentes Bemühen, mäßiger und haushälterischer zu sein und besonders die Zeit, den kostbaren Schatz, zu sparen. Dennoch finden wir ihn nicht in jener Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit, in die er sich früher periodisch aus dem Treiben der Welt rettete, so dass er den Freunden launisch und kalt erscheinen konnte. Sein Herz öffnet sich mehr der Freundschaft; nicht bloß der bewährten Freundin teilt er das Geheimste seiner Seele mit, auch die Freunde zog er

durch die Milde, die jetzt sein Gemüt durchwehte, enger an sich. Wieland berichtet, er sei so sanft und gutmütig gegen alle Leute, dass er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei. Mit Knebel verkehrte er inniger, denn je. Herder, er sich bis dahin nur kalt und hofmeisterlich gegen ihn verhalten hatte, so dass Goethe gegen Lavater (August 1780) klagt, er mache sich und andern das Leben sauer, näherte sich ihm, und es schloss sich seit 1781 wieder ein engeres Freundschaftsband. Wahrscheinlich ist er gemeint, wenn Goethe in den Schlussworten seines Tagebuchs von 1781 seine Freude äußert, die dicke Haut mehrerer Personen durchbrochen zu haben. In diesem erneuten Streben nach freundschaftlichen Verbindungen erwachte auch das Verlangen, Lessing aufzusuchen; schon war der Plan zu einer Reise nach Wolfenbüttel gefasst, als er die Nachricht von dem Tod des großen Mannes erhielt, dessen Wert er mit immer gleicher Verehrung anerkannt hat. Freunde früherer Jahre besuchten ihn in Weimar, unter ihnen Behrisch und Götter. Mit Merck traf er im Herbst 1780 auf einen Tag zusammen, meinte jedoch, die Zusammenkunft habe ihm zugleich geschadet und genützt, was sich nun einmal in dieser Welt nicht trennen lasse. Besonders erfreute ihn das längere Zusammensein mit seinem Jugendfreund, dem Musiker Kayser, mit dem er viele Gespräche über Musik hatte. Goethe bemühte sich, für die Fortbildung seines Freundes zu sorgen. Kayser wurde nach Wien geschickt, um sein Talent unter Glucks Leitung auszubilden. Karl August und Goethe versahen ihn mit dem nötigen Geld. „Glaub’ mir“, schreibt er damals an seine Freundin, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohltätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuss im Gutes tun gegeben, den ich ganz verloren hatte. Ich tat’s aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei.“ In der Äußerung, dass auf diesem beweglichen Erdball nur in der wahren Liebe, der Wohltätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe sei, spricht sich der sittliche Friede seines Innern in einfach schönen Worten aus.

Mit diesem frohen Selbstgefühl floss auch die Freude über die Entwicklung seines jungen, fürstlichen Freundes zusammen, der ihm täglich zu wachsen und „von den Fesseln, an denen ihn die Geister führten“, sich mehr und mehr frei zu machen schien. In vertraulicher Mitteilung unterdrückt er auch nicht ganz den Unwillen, wenn er ihn zwischen großen und törichten Unternehmungen hin und her schwanken sieht und beklagt dabei, dass ein Fürst, der etwas angreifen wolle, nie in die Gelegenheit komme, die Dinge im Alltagsgang von unten auf zu sehen. Aber wiederholt hat er denn

auch Anlass, den „guten, braven“ Sinn des Herzogs in mancher „sinnigen Unterredung“ anzuerkennen. Ihr Verkehr bestand in alter Innigkeit fort. Noch waren sie zusammen auf häufigen Ausflügen nach den thüringischen Städten, nach Leipzig und Dessau. Doch versucht Goethe schon, sich nach und nach von den Exkursionen des allzu beweglichen Fürsten zurückzuziehen, da der Gewinn an Lebenserfahrung und Naturgenuss nicht mehr den Verlust der Zeit aufwog, zumal da Goethe außerdem durch sein Amt zu wiederholten Streifzügen durch das weimarsche Land genötigt ward.

Wenn wir uns erinnern, wie viel Wert Goethe darauf legte, in des Herzogs Seele die in der Schweiz erhaltenen, sittlichen Eindrücke und männlichen Entschlüsse lebendig zu erhalten, so werden wir nicht verkennen, dass der bald nach der Rückkehr mit Eifer ergriffene Plan, das Leben des Herzogs Bernhard von Weimar, des ruhmvollen Vorfahren seines Fürsten, zu beschreiben, in enger Beziehung zu jener Absicht steht. Goethe erkannte, dass in dem Charakter „dieses als Helden und Herrschers sehr merkwürdigen Mannes, der in seiner kurzen Laufbahn ein Liebling des Schicksals und der Menschen gewesen sei, manche Züge sich fänden, die in dem Fürsten, dem er nahe stand, wiederkehrten. Ihn wollte er daher als lebendiges Zeugnis des Ruhm gekrönten, kühnen Strebens hinstellen, ein anziehendes Charakterbild des in verworrener Zeit mutvoll handelnden Mannes. Man möchte fragen, warum nicht der Dichter des Götz und Egmont die dramatische Kunstform der historischen Erzählung vorzog. Allein die Mühe, die ihn noch immer von den historischen Szenen des Egmont zurückschreckte, mochte ihm ein ähnliches Unternehmen bedenklich erscheinen lassen, zumal die Rücksichten auf den Hof seine dichterische Freiheit beengt haben würden. Er entschloss sich daher zu einer historischen Darstellung und war im Frühjahr 1780 mit dem Sammeln des Materials eifrigst beschäftigt. Der Herzog interessierte sich sehr für das Werk. Er erwirkte für Goethe die Benutzung des gothaschen Archivs und versuchte auch, obwohl vergeblich, bei einem gewissen Albrecht Friedrich von Erlach, Baron von Spiez, die Herzog Bernhard betreffenden Papiere aus dem Erlach'schen Familienarchiv zu Spiez bei Bern mitgeteilt zu erhalten. „Zur Geschichte Herzog Bernhards“, schreibt Goethe am 7. April an Merck, „habe ich viele Dokumente und Collectaneen zusammengebracht [der in Ilmenau sich aufhaltende Kraft war ihm beim Exzerpieren besonders behilflich], kann sie schon ziemlich erzählen, und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anekdoten recht zierlich zusammengelegt, ausge-

schmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn einmal bei schöner trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Luftfeuer zum Vergnügen des Publici brennen lassen.“ An Lavater berichtet er noch im Juni, dass er die Zeit erwarte, wo es ihm vielleicht glücken werde, ein Feuerwerk daraus zu machen. Wir kennen bereits Goethes Eigentümlichkeit – er selbst bezeichnet sie als eine seiner Unarten – ein Projekt rasch zu ergreifen und dann bei vermindertem Interesse liegen zu lassen. Durch andere Pläne von größerem poetischen Reiz ward nach und nach die historische Arbeit in den Hintergrund geschoben. Er sah bei fortgesetztem Studium ein, dass das Leben Bernhards sich nicht als ein einzelnes biographisches Gemälde absondern lasse, sondern sich auf dem weiten Tummelplatz des dreißigjährigen Krieges ausbreite und zu einer Darstellung der gleichzeitigen, politischen Verhältnisse und einer Geschichte des Krieges erweitere. Die Ereignisse des jugendlichen Helden „machten kein Bild“, und wo dieser Kunstform nicht Genüge geleistet ward, ließ sich unser Dichter nicht fesseln. Auch Schiller brachte seinen Vorsatz, Bernhard zum Helden einer Tragödie zu machen, wohl aus gleichen Gründen nicht zur Ausführung. Überdies war zu einer umfassenden, historischen Arbeit über jene verworrene Epoche der deutschen Geschichte ein folgerechtes, gründliches Geschichtsstudium erforderlich, wozu es Goethe damals an Zeit und Lust gebrach, weshalb er zu dem Ausweg sich entschlossen hatte, nur einen ersten Band zu schreiben und auf die Darstellung der welthistorischen Begebenheiten in Bernhards letzter Lebensperiode zu verzichten. Auch dies unterblieb<sup>80</sup>. Übrigens waren diese historischen Studien für in nicht ohne Gewinn; sie schlossen sich an die Vorstudien zum Götz und Egmont, die ihm die tiefere Einsicht in die Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts verschafft hatten, in richtiger Folge an und führten ihn zu einer gründlicheren Kenntnis des siebzehnten Jahrhunderts. Häufiger als früherhin finden wir unter den Werken, deren Lektüre ihn beschäftigte, auch Geschichtswerke verzeichnet. Mittelbar kam diese Anregung des historischen Sinnes dem Egmont zugute, zu dem er im Jahre 1781 zurückkehrte.

---

<sup>80</sup> Die Materialien wurden später Woltmann überlassen, der die Biographie nach Goethes Plan ausführen und (s. deutsche Briefe S. 80) 1799 sie in sein Journal aufnehmen wollte; später wurden deshalb mit Luden Unterhandlungen angeknüpft (s. dessen Rückblicke in mein Leben S. 105 ff.). Goethe erlebte noch die Herausgabe des Werks: Herzog Bernhard der Große von Sachsen-Weimar, biographisch dargestellt von Dr. Bernhard Röse, Weimar 1828. 29. 2 Teile.

Goethe wissenschaftliche Studien wandten sich nach der Schweizerreise mit immer größerer Entschiedenheit den Naturwissenschaften zu. In dem einige Jahre früher niedergeschriebenen aphoristischen Aufsatz „Die Natur“ spricht sich noch jene pantheistische Mystik der Naturbetrachtung aus, deren ahnungsvolle Antithesen seine Dichtung so schön kleiden: „Wir sind von ihr umgeben und umschlungen – unvermögend aus ihr herauszutreten und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen – sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht – sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich – jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles eins aus – man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstrebt; man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will – sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht; ihre Krone ist die Liebe, nur durch sie kommt man ihr nahe – durch ein Paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos – sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen, ich vertraue mich ihr, sie mag mit mir schalten, sie wird ihr Werk nicht hassen.“ In Bezug zu diesen Aphorismen bezeichnete Goethe die Stufe der Einsicht, zu der sich damals sein Geist ausgebildet hatte, als „einen Komparativ, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt sei“, und blickt „nicht ohne Lächeln“ auf jene Vorstufe zurück. Dieser gehört auch der Entwurf zu einem Roman ‚Über das Weltall‘ an, den er 1781 durchdachte. Die Idee zu demselben ward wahrscheinlich durch Buffons „Epochen der Natur“ angeregt, ein Werk, das der Goethe’schen Naturanschauung höchst förderlich entgegenkam, indem es die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Beziehungen sich begegnendes Ganzes auffasste. „Ich akquiesziere dabei“, schreibt er am 7. April 1780 an Merck, „und leide nicht, dass jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman [eine Äußerung Georg Forsters]. Es ist leichter das zu sagen, als es ihm in die Zähne zu beweisen. Es soll mir keiner etwas gegen ihn sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganze machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese, als das erste Kapitel Mosis zu sein.“ Wiederholt begegnen wir seinen Bemühungen, sich des Details der Naturerscheinungen durch Sammlungen, Versuche und Lektüre zu bemächtigen. Reisebeschreibungen widmete er ein fleißiges Studium; besonders gewährte ihm Saussures Beschreibung der Alpenreise hohen Genuss und reiche Belehrung. Seit

mehreren Jahren war durch das Interesse für den Bergbau die Erforschung der Gebirgsbildung ihm nahe gelegt. Er ergab sich jetzt, wie er gegen Merck äußert, den mineralogischen Forschungen „mit einer völligen Leidenschaft“ und hatte große Freude daran. Besonders benutzte er dazu den Aufenthalt in Ilmenau und die Streifzüge durch das Thüringerland. „Wir sind“, schreibt er am 7. September 1780 von dort, „Auf die hohen Gipfel gestiegen und in die Tiefen der Erde eingekrochen, und möchten gar zu gern der großen formenden Hand nächste Spuren entdecken. Es kommt gewiss noch ein Mensch, der darüber klar sieht. Wir wollen ihm vorarbeiten. Wir haben recht schöne, große Sachen entdeckt, die der Seele einen Schwung geben und sie in der Wahrheit ausweiten.“ Einen jungen Mann, der auf der Freiburger Bergakademie gute Studien gemacht hatte, ließ er die thüringischen und die benachbarten Gebirge durchreisen, um seine mineralogischen Sammlungen zu vervollständigen, und brachte dadurch „die meisten Stein- und Gebirgsarten aus allen diesen Gegenden beisammen.“ – „Durch dieses alles zusammen“, fährt er in dem Brief an Merck (Oktober 1780) fort, „und durch die Krämereien einiger Vorgänger bin ich imstande, einen kleinen Aufsatz zu liefern, der gewiss interessant sein soll. Ich habe jetzt die allgemeinsten Ideen und gewiss einen reinen Begriff, wie alles aufeinander steht und liegt, ohne Prätension, auszuführen, wie es aufeinander gekommen ist. Da ich einmal nichts aus Büchern lernen kann, so fang’ ich erst jetzt an, nachdem ich die meilenlangen Blätter unserer Gegenden umgeschlagne haben, auch die Erfahrungen anderer zu studieren und zu nutzen... Ich bin überzeugt, dass bei so viel Versuchen und Hilfsmittel ein einziger großer Mensch, der mit den Füßen oder dem Geist die Welt umlaufen könnte, diesen seltsamen zusammengebauten Ball ein für allemal erkennen und uns beschreiben könnte.“ Dies Studium ward ein neuer geistiger Berührungspunkt zwischen Goethe und Merck, welcher sich durch seine mineralogischen Forschungen die Anerkennung der Meister der Wissenschaft erwarb.

Mit gleichem Eifer warf er sich im folgenden Jahr auf das Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn schon in seinen Jugendjahren lebhaft angezogen hatte. Die Übungen im Zeichnen und die Physiognomik führten ihn häufig dahin zurück. Was in Lavaters physiognomischen Fragmenten von Tierschädeln vorkommt, ist von Goethes Hand. Jetzt begann er unter Anleitung des Professors Loder zu Jena ein genaues wissenschaftliches Studium, weshalb er sich im Oktober 1781 einige Zeit dort aufhielt, und suchte durch mündlichen Vortrag seinen Kenntnissen mehr Zusammenhang

und Klarheit zu geben. Er schrieb darüber im November an Merck und an Lavater: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichen-Akademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen lässt. Habe dabei den Vorteil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir wert sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muss. Diejenigen Teile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen.“

Die Zeichenschule, die er hier erwähnt, bestand seit kurzem unter der Leitung des Malers Kraus und pflegte seit 1779 den Geburtstag des Herzogs durch eine öffentliche Ausstellung ihrer Zeichnungen zu feiern. Goethe widmete diesem, durch ihn hervorgerufenen Institut seine tätige Teilnahme. Seine eigenen Übungen im Zeichnen wurden auch in diesen Jahren fortgesetzt. Von Landschaften ging er mehr zum Kopieren ausgezeichneter Kupferstiche über, in denen er die menschliche Gestalt studieren konnte; daher übte er sich auch im Zeichnen nach dem Nackten, wovon der Schluss der Werther'schen Schweizerbriefe uns in ausführlicher Schilderung Bericht erstattet. Er machte auch Versuche im Porzellanmalen, um der Freundin eine Freude zu machen. Die durch Merck angeregte Liebhaberei des Herzogs, wertvolle Handzeichnungen und Kupferstiche zu sammeln, verschaffte auch Goethe eine gründlichere Einsicht in die Geschichte der Kunst und die Richtungen der einzelnen Malerschulen, und er fing selbst an, für sich zu sammeln. Außer den Niederländern fand jetzt auch die deutsche und italienische Schule gebührende Beachtung. Vor Albrecht Dürer gesteht er alle Tage mehr Respekt zu bekommen. Nach Rafael ward kopiert. „Ach Gott“, ruft er beim Anblick der schönen Caracche aus, „dass man so lange leben muss, eh' man so was sieht und sehen lernt!“ Besonders bemühte er sich, solche Blätter zu erhalten, wo „die erste unmittelbarste Äußerung des Künstlergeistes“ ausgedrückt war. Damals wurde auch die später so innige Freundschaft mit dem Maler Tischbein angeknüpft, der, von Rom zurückkehrend, durch Lavater dem Herzog und Goethe empfohlen war. Es glückte

Goethes Verwendung beim Herzog von Gotha, ihm ein Reisestipendium zu erwirken. Fügen wir noch hinzu, dass er manche Stunde mit dem Bildhauer Klauer zusammen war, der damals unter andern auch des Dichters Büste verfertigte, dass er sich mit Kayser über musikalische Arbeiten besprach, und man sich um diese Zeit in Weimar mit der Aufführung größerer Musikwerke, z.B. des Händel'schen Messias, beschäftigte, so zeigt sich uns ein Streben, wie die Natur, auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch eigene Anschauung kennen zu lernen.

Auch die dramatische Kunst ward noch wie vordem in Ehren gehalten. Ein neues Theater war eingerichtet worden, und Goethe wirkte bei Theaterproben und Aufführungen eben so eifrig mit, wie bei Feuerspritzenproben und Feuersbrünsten, die mehr denn je im Sommer 1780 seine Sorge in Anspruch nahmen. Im Anfang des Frühlings wurde Iphigenie einstudiert. In Seckendorfs Kallisto spielte Goethe „eine schlechte Rolle mit großem Fleiß.“ Auch Jery und Bätely (nach Seckendorfs Komposition) schloss sich an. „Ist Kallisto ein schlechtes Stück“, so äußert er sich nach diesen Aufführungen, „und Bätely schlecht komponiert, es unterhält mich doch. Das Theatralische ist noch eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe.“ Die Wahrheit dieser Bemerkung beweisen die in jenen Jahren gearbeiteten ersten Bücher des Wilhelm Meister.

Während des Sommers 1780 war wieder „Lust und Leben“ in Ettersburg. „Das dramatische Wesen“, schreibt Herzogin Amalie an Merck, „hat seinen glücklichen Fortgang, und Freund Wolf tut treulich das Seinige dazu.“ Auch „der alte Oeser“ kam im Juni wieder an und brachte nicht nur wieder herrliche Kunstsachen mit, sondern nahm sich auch der Dekorationsmalerei an. Goethe, welcher schon im März sich mit dem Entwurf zum Torquato Tasso trug, sah sich dadurch veranlasst, nochmals die humoristische Dichtung früherer Zeit wieder zu erwecken. Da ihn das durch die Iphigenie veranlasste Studium des Euripides mehr mit dem griechischen Drama vertraut gemacht hatte, so erheiterte er sich damals manche Stunde mit der Lektüre der Komödien des Aristophanes und wählte sich eine derselben, ‚die Vögel‘, zu einer freien Bearbeitung aus. Diese ward mitten unter vielfachen Geschäften in der frohen Lauen einiger Sonntagsstunden zustande gebracht. Er wollte, um den Stoff kurz zusammenzudrängen, nur „den Rahm abschöpfen.“ Der Epilog ließ eine Fortsetzung hoffen, die indes unterblieben ist. Nur die Hauptmotive sind dem griechischen Komödiendich-

ter, „dem ungezogenen Liebling der Grazien“, entlehnt; im Übrigen lässt der Dichter seine Lauen frei walten und würzt sein Lustspiel mit Beziehungen auf moderne Verhältnisse. Zwei Literaten, die mit ihrer Existenz unzufrieden sind, weil sie in ihrer Heimat immer weniger haben, als sie brauchen, und für ihre Mühe, im Wirtshaus zu sitzen, nicht einmal bezahlt werden, suchen den Schuhu<sup>81</sup> auf, den großen Kritikus, der mit allem unzufrieden ist, mit allen Malkontenten<sup>82</sup> in Korrespondenz steht, und dem man deshalb große Kenntnis zuschreibt. Durch diesen hoffen sie zu der Stadt ihrer Hoffnungen gewiesen zu werden, wo sie alle Tage an eine wohl besetzte Tafel geladen werden, wo vornehme Leute bereit sind, die Vorteile ihres Standes mit ihnen zu teilen, wo die reichen Leute Zinsen geben, damit man ihnen nur das Geld abnimmt und verwahrt, und wo ein Mann, der ein gutes Buch geschrieben hat, gleich auf Zeitlebens in allem freigehalten wird. Von dem Schuhu abgewiesen, geraten sie unter die Krallen der Vögel, welche sie dadurch zu gewinnen wissen, dass sie ihnen vorschwatzen, die Vögel seien das erste, urälteste Geschlecht, vom Schicksal bestimmt, Herren des Himmels und der Erde zu sein, und das Reich der Lüfte sei das größte und unüberwindlichste, das über alle Reiche herrschen werde, wenn sie es mit vereinten Kräften einzurichten und ihre Macht zu gebrauchen lernen. Die politisch-soziale Tendenz dieses Lustspiels, worin manche Ideen der späteren Revolutionszeiten anklingen, hat ihre Grundzüge schon in der Dichtung des Aristophanes.

Die Aufführung zu Ettersburg (18. August), bei der Goethe den Treufreund spielte, machte, wie Wieland an Merck berichtet, „einen gar possi-lichen Effekt.“ – „Außer der mächtigen Freude“, fährt er fort, „die der Herzog und die Herzogin Mutter an diesem aristophanischen Schwank gehabt hat, ist's auch für Goethes Freunde tröstlich zu sehen, dass er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Satz hat.“ Diese poetische Lauen verließ ihn auch nicht, wenn er sich im Winter durch die Hofvergnügungen, genötigt sah, „im Dienste der Eitelkeit die Feste der Torheit zu schmücken und mit Maskenzügen und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Not zu übertäuben.“ Er schließt diese Klage an Lavater mit der Bemerkung, dass es noch gehe, da er diese Sachen als Künstler traktiere; er hätte hinzufügen können, dass die anmutige Ge-

---

<sup>81</sup> Uhu: (landschaftlich veraltend) Schuhu

<sup>82</sup> Unzufriedene, Missvergnügte

genwart der geliebten Freundin ihm bei diesen Hoffesten manche frohe Stunde bereitete. Sie war ihm zur Seite in der Maske der „Nacht“ in dem ‚Aufzug des Winters‘, welcher unter den Maskenzügen in Goethes Gedichten abgedruckt ist, Er erwähnt in den einleitenden Zeilen, dass die meisten Programme, sowie die zu den Aufzügen bestimmten und dieselben gewissermaßen erklärenden Gedichte verloren gegangen seien. Auch der ‚Zug der Lappländer‘ wird in diesen Winter gesetzt, obwohl er nicht, wie angegeben, zum Geburtsfest der Herzogin stattfinden konnte, wo Iphigenie aufgeführt wurde. Durch eine Maskengesellschaft wurde auch bei einem der Hoffeste das Geeicht ‚Epiphantias‘, die Sendung der „drei Könige aus fernem Morgenland“, dramatisch dargestellt.

Eine größere humoristische Dichtung, das ‚Neueste von Plundersweilern‘, war bestimmt, die Herzogin Mutter zum Weihnachtsfest 1780 zu erheitern. Da sie den Personen ihres nächsten Kreises eine Weihnachtsfreude zu machen pflegte, so überraschte man auch sie diesmal mit einer Gabe, einem von Kraus nach Goethes Erfindung und Entwurf ausgeführtem Gemälde, das die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre, in satirischen Bildern darstellte. Nachdem es enthüllt war, trat Goethe in der Rolle des Marktschreiers von Plundersweilern herein und rezitierte das erklärende Gedicht, während die ihn begleitende „lustige Person“ die einzelnen Gegenstände nach der Reihe mit der Pritsche bezeichnete. Das Jahrzehnt der Sturm- und Drangperiode wird in einzelnen Gruppen aufs ergötzlichste porträtiert. Einige Anwesende fühlten sich empfindlich getroffen; allein auch Goethe hatte seine Jugendwerke nicht geschont.

Über den Wert der jüngsten, deutschen Literaturepoche wurde um diese Zeit viel hin und her gestritten. Das wegwerfende Urteil, welches Friedrich II. in seiner Schrift ‚de la littérature allemande‘ über die vaterländische Literatur ausgesprochen hatte, erregte durch die Persönlichkeit ihres Verfassers großes Aufsehen, obwohl sie nur dazu dienen konnte, den Standpunkt des französisch gebildeten Königs zu charakterisieren, der über das, was er kennen zu lernen nicht der Mühe wert geachtet hatte, auch nicht zu urteilen fähig war. Für die deutsche Literatur wurde indes manche Lanze gebrochen. Goethe diktierte in Bezug darauf am 6. Januar 1781 ein ‚Gespräch über die deutsche Literatur‘, über das Merck, dem er es zugesandt hatte, mit vielem Lob an Georg Forster berichtete. Vielleicht wird es noch wieder aufgefunden. Der Verfasser unterließ die Herausgabe, so wie

die anfangs beabsichtigte Hinzufügung eines zweiten Stücks, da inzwischen Möser in seinem „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur“ denselben Gegenstand mit gewohnter Klarheit und Umsicht behandelt hatte. Goethes Brief, worin er Möser's Tochter, Frau von Voigts, für die Übersendung dieser Schrift dankt (vom 21. Juni 1781), ist ein Beweis, dass er, obgleich sein Götz in der Abhandlung des Königs eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke genannt war, doch den großen Herrscher schon damals ebenso human beurteilte, wie später in „Dichtung und Wahrheit“; es dünkt ihn, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme, und ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Zepter führe, müsse die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Über seine eigenen Bestrebungen äußert er mit ebenso großem Sinn als Bescheidenheit: „Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er soll versichert sein, dass ich mich noch täglich nach den besten Überlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und dass ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unsern Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend immer näher zu kommen.“

In diesem Sinn für die ewig lebendige Natur, in diesem Streben nach dem Höchsten war ihm „die schöne unverwelkliche Gattin mit Himmelsband verbunden“, welche die Ode ‚Meine Göttin‘ mit unvergleichlicher Anmut schildert. Diese duftige Blume der Poesie pflückte er am 5. September 1780 zu Kaltennordheim, als er das Thüringer Gebirge durchstreifte, und zum Behelf seiner mineralogischen Sammlung „an jeden Stein klopfte“, nebenbei in Gesellschaft des Herzogs und Steins mit Ochsenkauf und Besichtigung der Anstalten zur Wiesenbewässerung beschäftigt. Wie er immer seine Bilder von der augenblicklichen Anschauung zu entnehmen pflegt, so weiß er auch für seine geistige Tätigkeit Vergleichspunkte zu treffen, indem er in einem gleichzeitigen Brief seinen Kopf einer Mühle mit viel Gängen vergleicht, wo zugleich geschrotet, gemahlen, gewalkt und Öl gestoßen wird, und in Bezug auf den poetischen Trieb hinzugefügt, er entziehe diesen Springwerken so viel möglich die Wasser und schlage sie auf Mühlen und in die Wässerungen; aber ehe er sich's versehe, ziehe ein böser Genius den Zapfen, und alles springe und sprudele.

Die Bäche der Goethe'schen Poesie sprudelten in den Jahren, die wir jetzt betrachten, in herrlichster Reinheit und Lebendigkeit, bald in munterem jugendlichen Sprung von Fels zu Fels hernieder hüpfend, bald in ruhiger Bahn fortströmend und zu klarer Fülle und Tiefe sich erweiternd. Während jener Herbstexkursionen gewann Tasso, den er schon im März konzipiert und durchdacht hatte, eine festere Gestalt, so dass er sich im Oktober zu der Ausarbeitung der ersten Szenen entschloss. In wenigen Wochen rückte das Drama bis zu der ersten Szene des zweiten Akts vor. Die Geschäfte des Dezembers, „wo er sich's sehr sauer werden lassen musste“, und die Zerstreuung des Winters ließen ihn die Arbeit erst mit dem Frühling wieder aufnehmen; nach vielen Unterbrechungen ward der zweite Akt erst im Herbst 1781 abgeschlossen. Diese Dichtung hat zwar ihre klassische Form erst durch die spätere Umdichtung erhalten, indem sie anfangs, wie er später bemerkt, „in poetischer Prosa geschrieben war und etwas Weichliches und Nebelhaftes hatte“; allein indem gerade diesen beiden Akten das „Herzblut“ des Dichters eingeflößt ward, stehen sie im innigsten Zusammenhang mit dem Seelenleben und den Verhältnissen Goethes in den Jahren, wo sie zuerst entworfen wurden. Er hatte die Stellung, welche der Dichter neben den bloß praktischen Männern am Hof einnimmt, durch angenehme wie durch bittere Erfahrung kennen gelernt, und wenn er auch sich zum Geschäftsmann herabbildete, so fühlte er doch den Widerspruch, in den die poetische Natur mit den Forderungen des Lebens tritt. Daher hatte er in dem Antonio nicht bloß seine Neider zu schildern, sondern ihm auch den Teil seines eigenen Wesens zu leihen, den er zu einer beschränkteren Sphäre der geistigen Tätigkeit zwang. Vornehmlich aber gab er in den ersten beiden Akten des Tasso seinem Verhältnis zu Frau von Stein den poetischen Ausdruck; das Drama ward zunächst als ein Dankopfer auf dem Alter der Liebe niedergelegt.

Während die Tasso-Dichtung sich von seinem Inneren löste, war diese Liebe zu einer Reinheit und Seelenharmonie gediehen, die kein Missklang mehr störte. Was ihm die Freundin in den Zeiten seines Kampfes mit innern und äußern Zuständen gewesen war, wie sie ihm als die Vertraute seines Herzens beruhigend und ermutigend zur Seite gestanden hatte, wie sie noch stets die Seele des Dichtens und Strebens war, das ward hier zum seelenvollsten Geständnis. In der ‚Prinzessin Leonore‘ zeichnete er das Ideal zarter Weiblichkeit, wie er es in ihr erfasst hatte. Er bekennt ihr daher unumwunden, was er am Tasso schreibe, an sie zu richten, wie denn auch sie

ihm geäußert, was Tasso sage, sich zueignen zu wollen. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch die liebenswürdige Gräfin Leonore in Goethes damaligem Umgangskreis aufsuchen; zu diesem Bild scheint die schöne Marquise Branconi gegessen zu haben, welche er in Weimar zwei Tage bewirtete und „von deren schöner Gegenwart er noch einige Tage den Nachklang genoss.“

Dergleichen Studien nach dem Leben kamen ihm auch beim Wilhelm Meister zustatten, in welchem viel aus seiner „epischen Vorratskammer und politisch-moralisch-dramatischen Tasche“ sich verarbeiten ließ. Das Material des zweiten und dritten Buches ward in diesen Jahren in manchen einsamen Stunden durchdacht. Ein Brief an die Freundin (7. Juni 1780) erzählt uns, wie er auf dem Ritt von Erfurt nach Gotha seine „Lieblingssituation“ (Mignon und der Harfenspieler?) ausführt und das Detail so lebhaft in sich entstehen lässt, „dass er zuletzt bitterlich zu weinen anfängt.“ – „Ich wollte gerne“, fügt er dann hinzu, „Geld drum geben, wenn das Kapitel von Wilhelm Meister aufgeschrieben wäre, aber man brächte mich eher zum Sprung durchs Feuer. Diktieren könnt’ ich’s noch allenfalls, wenn ich nur immer einen Reiseschreiber bei mir hätte. Zwischen so einer Stunde, wo die Dinge so lebendig in mir werden, und meinem Zustand in diesem Augenblick, wo ich jetzt schreibe, ist ein Unterschied wie Traum und Wachen.“ Es war ihm damals bereits das Diktieren so zur Gewohnheit geworden, dass er scherzweise äußerte, er verlerne fast das Schreiben.

Auch in der Ilmenauer Septembertagen war dieser Roman eins der „Springwerke“, die der Genius manchmal sprudeln ließ, und es ist wohl nicht zu bezweifeln, dass die Szenen des zweiten Buches, wo Wilhelm, seine Handelsgeschäfte vergessend, in dem heiteren Landstädtchen am Fuß des Gebirges lange im Verkehr mit der wandernden Schauspielertruppe und Seiltänzern die Tage hinlebt, uns auf diesen Boden versetzen<sup>83</sup>. Die Hauptzüge des dritten Buchs, in welchem Wilhelm mit dem Grafen und der Gräfin zusammengeführt wird, gingen aus psychologischen Beobachtungen des Jahres 1781 hervor, wo er überdies, wie die Briefe an Lavater dartun, sich der Seelenkunde mit wissenschaftlicher Gründlichkeit widmete, was ebenso wenig, wie früherhin die physiognomischen Studien, für seine Dichtungen verloren ging. Er verweilte im März dieses Jahres mehrere Tage bei dem Grafen Werther zu Neunheiligen in Gesellschaft des Herzogs, welcher der

---

<sup>83</sup> Vgl. B. R. Abeken, ein Stück aus Goethes Leben, 1845. S. 48 ff.

lebenswürdigen Gräfin mit besonderer Neigung zugetan war. Der Graf, vormals Gesandter in Spanien, ein Mann von Welterfahrung und Kenntnissen, hatte aus den früheren Verhältnissen ein steifes, zeremonielles Wesen heimgebracht, das ihn zugleich lächerlich und seiner Umgebung unerträglich machte: Züge, die wir in dem Grafen des Romans wieder finden. Die Gräfin dagegen war eine der seltensten weiblichen Erscheinungen und dadurch für Goethe im eigentlichen Sinn ein Studium, wodurch er „neue Begriffe“ erhielt. Schön, doch zart und kränklich, sah sie aus und war, wie er sich ausdrückt, eine schöne Seele, die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehend erhebt. Mit einer bewundernswürdigen Seelengüte verband sie eine richtige Beurteilung der größeren wie der kleinern Verhältnisse des Lebens: „Sie kennt die Welt; sie hat Welt.“ Goethe sah an ihr in dem vollendetsten Bild, was „große Welt“, „Welthaben“ bedeute; was in der Kunst das Genie, das habe sie in der Kunst des Lebens. Er richtete die Sorgfalt des forschenden Naturbeobachters dahin, die feinen Züge ihres Wesens „zu erobern“, und schuf nach diesem Urbild die anmutige Gräfin, welche seinem Wilhelm Meister die Sphäre höherer Weiblichkeit zuerst eröffnet. In dieser ließ er die Bildung seines Helden, „seines dramatischen Ebenbildes“, weiterführen, nachdem er ihn aus dem Schauspielerleben und den theatralischen Liebhabereien herausgezogen hatte. Auch dieser Roman des Lebens sollte zuletzt zum Zeugnis werden, dass Erhebung und Friede der Seele nur in der Hingebung an das Ideal-Weibliche zu finden sei. Dieser Grundidee der größeren Dichtung klingt auch in mehreren lyrischen Gedichten an. Dem Jahr 1781 gehören „der Becher“, „an Lida“, „Nachtgedanken“ an, zarte lyrische Blüten, doch nicht mehr mit der Farbenglut der jugendlichen Leidenschaft, sondern in einer an die griechische Lyrik sich anlehnenden Form, welche er durch die Nachdichtung des anakreontischen Lieder „an die Zikade“ lieb gewonnen hatte. „Der Becher“ folgt im ‚Tiefurter Journal‘, gleichfalls mit der Überschrift „Aus dem Griechischen“, gleich nach dem Gedicht „An die Heuschrecke“. Dies handschriftliche Journal, aus anonymen Beiträgen bestehend, ward im August 1781 von der Herzogin Amalie gestiftet und anfangs nur in dem Kreis der ihr Befreundeten mitgeteilt. Mehrere Abschriften haben sich davon erhalten.

In diesem engern Kreis der Freunde sah Goethe damals seinen Welt, für die er lebte und dichtete, wie er durch den Mund seines Tasso dankbar aussprechen lässt. Die Dichtungen der weimarschen Jahre gingen nur Merck,

Lavater und der Mutter in Abschriften zu. Das größere Publikum erfuhr wenig von dem Dichter, dessen Jugendprodukte die stürmischen Geister heraufbeschworen hatte, deren kühne Wildheit damals aufs Neue in Schillers Räubern die enthusiastische Jugend zum Beifall hinriss. Daher konnte Küttner in seinen 1781 erschienenen „Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten“ mit Behagen berichten, dass nach und nach das überschreiende Lob, welches die trunkenen Bewunderer Goethe zugejauchzt hätten, verhalle. Je mehr Goethe daher dem Beifall der Menge sich entrückt sah, desto größeren Wert hatte für ihn die Überraschung, welche ihm die Herzogin Amalie mit dem ihr eigenen Zartsinne in Tiefurt, seit 1781 ihrem gewöhnlichen Sommeraufenthalt, zu seinem Geburtstag veranstaltete. In der Mooshütte des Tiefurter Parks ward Minervas Geburt in chinesischen Schatten, mit Reimen und Musik von Seckendorf, aufgeführt. Maler Kraus stellte den Jupiter, der Herzog den Vulcan, Corona Schröter die Minerva vor, welche aus dem gespaltenen Haupt Jupiters, wozu man einen kolossalen Pappenkopf hergerichtet hatte, langsam emporstieg. Minerva fand im Buch des Schicksals diesen Tag als einen der glücklichsten bezeichnet, an welchem vor 32 Jahren einer der besten und weisesten Menschen der Welt geschenkt worden sei. Ein Genius schrieb Goethes Namen in die Wolken, Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr dargebrachten Göttergeschenke, die Leier des Apoll, die Blumenkränze der Musen etc. In feurigen Inschriften traten „Iphigenie“ und „Faust“ hervor. Die Peitsche des Momus, auf deren Riemen aves (die Vögel) stand, hatte sie beiseite gelegt; dieser kam jedoch zum Schluss des Stücks wieder und hing auch diese zu den übrigen Weihgeschenken.

Die weimarschen Auszeichnungen überbot noch die glänzende Aufnahme, welche Goethe am gothaschen Hof bei dem durch Geist und gründliche wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Herzog Ernst II. und dem Prinzen August erwiesen ward und damals in Weimar viel Aufsehen erregt zu haben scheint. Doch zog es ihn aus der Welt immer wieder zu dem Kleinod zurück, worin sein herz Ziel und Beruhigung alles Strebens und Verlangens fand, „seiner lieben Lotte“; diese Begrüßung mit dem vormals schon verehrten Namen nebst dem traulichen Du konnte sie dem dringenden Verlangen des treu ausharrenden Verehrers, der jetzt sein Noviziat überstanden zu haben glaubte, nicht länger verweigern. „Deine Liebe ist das schöne Licht aller meiner Tage, Dein Beifall ist mein bester Ruhm, und wenn ich einen guten Namen von außen recht schätze, so ist’s um Deinetwillen.“

## 5. Kapitel: 1782

Goethe schloss das Jahr 1781 mit behaglichem Rückblick auf die Ordnung und Konsequenz seiner Tätigkeit, und es schienen mit dem neuen „die schönsten Aussichten“ vor ihm zu liegen. Immer besser wusste er sich in das Beschwerliche seiner Ämter zu schicken und „sich die Rüstung nach seinem Leib zurechtzuschallen.“ Nachdem es ihm gelungen war, in dem Geschäftsbereich der Kriegskommission Ordnung herzustellen, war ihm nicht bange, einer noch größeren Aufgabe seinen ordnenden und leitenden Tätigkeit zu widmen. „Sind auch“, sagte er sich, „Dinge, die mir nicht anstehen, so komme ich darüber gar leicht weg, weil es ein Artikel meines Glaubens ist, dass wir durch Standhaftigkeit und Treue in dem gegenwärtigen Zustand ganz allein der höheren Stufe eines folgenden Wert und sie zu betreten fähig werden, es sei nun hier zeitlich oder dort ewig.“ Eine mannigfaltige Tätigkeit dünkte ihm ein Bedürfnis seines Lebens, und er war von sich überzeugt, „in dem geringsten Dorf und auf einer wüsten Insel ebenso betriebsam sein zu müssen, um nur zu leben.“ Manchmal fällt es ihm schon schwer aufs Herz, „dass das Leben so stark vorrückt“, und es leidet die ernstere Stimmung seltener eine Unterbrechung. Diesmal war ihm daher „die Narrenrolle“, welche die Karnevalszeit ihm aufzwang, mehr als je zuwider. Die Wintervergügungen waren im Beginn dieses Jahres sehr glänzend und rauschend, weil mehrere hohe Gäste, unter ihnen der Prinz August von Gotha und der regierende Herzog von Meiningen, die in Weimar längere Zeit weilten, vom Herzog mit gewohnter Gastlichkeit bewirtet und auf ausgesuchte Weise unterhalten wurden. „Seit Anfang des Jahres“, schreibt Goethe an Knebel, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu reiben, habe hergeben müssen, die von andern Expeditionen schon herzlich müde ist.“ Zu den sechs Redoutenaufzügen wurden von ihm mehrere Programme entworfen und einige poetische Gaben, die sich jetzt unter seinen Gedichten finden, dienten zur festlichen Ausstattung. In dem Aufzug der weiblichen Tugenden (am 1. Februar) hatte er Gelegenheit, der Herzogin Luise eine Artigkeit zu erweisen, indem die weiblichen Tugenden in einem Reigen, nachdem jede es zu tun abgelehnt hatte, ihr durch die Bescheidenheit Kränze überreichen ließen, die mit dem Band, worauf Goethes Gedicht stand, geflochten waren. Der Aufzug der vier Weltalter, mit einem gehaltvollen Gedicht, ward veranstaltet, auch der Aufzug des Winters wiederholt.

Zum Geburtstag der Herzogin ordnete Goethe ein Ballet, das meist von Kindern gegeben wurde. Aus einem Bericht des Fräuleins von Göchhausen erfahren wir den näheren Inhalt: „Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen; Feen, Gnomen und Nymphen taten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft, geöffnet, und – Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Dekoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet.“ Zum Schluss brachte Amor der Herzogin ein Band mit dem lieblichen Begrüßungsgedicht, das unter den Maskenzügen aufbewahrt ist.

Mehrere Äußerungen in Goethes Briefen lassen erkennen, dass ihm bei alle dem nicht froh zumute war. Noch nie hatte er das Ende des Karnevals so sehnsüchtig herbeigewünscht, wie diesmal, und mit Verlangen kehrte er zurück „zu den Wohnungen der Weisheit und Güte.“ Überdies war seine Gesundheit leidend; schon am 8. Februar schreibt der Herzog an Knebel, Goethe gehe gelb und bleich umher und flicke an sich herum. Es war daher für Geist und Körper heilsam, dass im März ihn die übliche Rundreise im weimarschen Land, wenn gleich zu „dem albernen Geschäft der Rekrutenaushebung“, aus der Stadt entführte. In den ersten Tagen der Reise vollendete er das Gedicht ‚Auf Miedings Tod‘, des unermüdeten Theatermaschinisten, der am 27. Januar gestorben war. Diese Elegie, voll tiefen Sinns in anspruchsloser Form, geht, gleich wie „Hans Sachs poetische Sendung“, von einem beschränkten Kreis aus, um ihn vor uns zu einer allgemein menschlichen Lebenssphäre zu erweitern, und wir finden hier im Kleinen, die für Goethes künstlerisches Verfahren charakteristischen Grundzüge wieder. Nicht nur der Tod macht alle gleich; auch im Leben haben Hohe und Nieder darin ein gleiches Geschick, dass jedem die Aufgabe gestellt ist, seinen Wirkungskreis durch treue Tätigkeit auszufüllen. Indem er dem wackeren Mieding die Worte der Anerkennung weihet, wird ihm die Dichtung die

„eigene Parentation“, und eine höhere Wehmut, als die Totenklage um den aus engem Kreis des Wirkens Geschiedenen, schlingt die bescheidenen Blumen zu einem schönen Kranz liebevollen Andenkens zusammen. In der weimarschen Gesellschaft wurde dies Gedicht mit lebhafter Anerkennung aufgenommen.

Kaum war am 16. März dies abgeschlossen, als Goethe nächsten Tages wieder den ‚Egmont‘ vornahm, worin ihm „der fatale vierte Akt“, den er ganz umarbeiten musste, noch immer zu schaffen machte. Um noch mehr historische Züge darein zu verweben, studierte er Stradas Werk über den niederländischen Krieg und „fand gar treffliche Schilderungen von Personen“ darin. „Zum Egmont“, schreibt er am 20. März, „habe ich Hoffnung, doch wird’s langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich’s noch zu schreiben hätte, schriebe ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht.“ Goethe brachte dies Drama gewissermaßen zum Abschluss, obwohl er sich auch jetzt noch nicht recht befriedigt fühlte. Als er es an Justus Möser übersandte, schrieb er unter dem 5. Mai an dessen Tochter: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne dass ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein sollte. Legen Sie es, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor, und denn bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben sowohl um sein Lob als um seinen Tadel zu tun. Ich wünsche zu wissen, von welcher Seite er es ansieht.“ So bescheiden, so streng gegen sich selbst waren unsere größten Dichter, so unermüdlich rangen sie darnach, die Gebilde ihrer Kunst in möglichster Vollendung ihrer Nation und der Nachwelt zu übergeben.

An diese Geschäftsreise schloss sich, nach einer nur dreitägigen Rast in Weimar, am 28. März eine zweite nach dem Fürstentum Eisenach, wo er mit dem Herzog, der damals den Wunsch hegte, sich mit diesem etwas vernachlässigten Landesteil näher bekannt zu machen, in dem abgebrannten Kreuzburg zusammentraf und mit ihm und dem Landkommisarius Bätty mehrere Ortschaften bereiste. Die Zerstreungen und Störungen dieser beschwerlichen Reise ließen an die größeren poetischen Arbeiten nicht denken, und nur einige flüchtige Eingebungen des Augenblicks wurden in

poetische Form gefasst. Es entstanden die ersten jener Epigramme, in denen Goethe die antike Form nachzuahmen suchte, wahrscheinlich veranlasst durch die ihm im März übersandte Tobler'sche Übersetzung von Gedichten der griechischen Anthologie. Sie sind nebst einigen späteren unter der Überschrift „Antiker Form sich nähernd“ seinen Gedichten eingereiht. „Ich bin“, schreibt er, „auf dieser Wanderung auf den Geschmack von Inschriften gekommen, und es werden bald die Steine zu reden anfangen.“ Es wurden auch wirklich mehrere derselben als Inschriften im Weimarer und Tiefurter Park angebracht. Einem Stein in dem traulichen Gärtchen des Dichters ward das Epigramm „Erwählter Fels“ eingegraben, als ein Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte.“ Wie dieses, erhalten auch andere ihren zarten dichterischen Hauch von der Liebe zu der Freundin; die Gedichtchen „Versuchung“ und „Ferne“ waren Briefen an sie beigelegt. Vielleicht sind auch die Oden „Ganymed“, „Grenzen der Menschheit“, „das Göttliche“ in diese Frühlingstage zu setzen; jedenfalls gehört die letztere dem Jahre 1782 an. An die Stelle des früheren Prometheischen Trotzes tritt in diesen Gedichten das Gefühl des demütigen, der Schranken des Daseins bewussten Hingebens and as Ewige und Göttliche, das in den Gesetzen der Natur und dem Wirken der Menschheit waltet, und dem der Mensch sich dadurch nähert, dass er, „hilfreich und gut, unermüdet das Nützliche und Rechte schafft.“

Dieses durch sein eigenes Wirken wahr zu machen, sehen wir ihn auf dieser Reise treulich bemüht. Von Eisenach aus schreibt er an seine Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich wie einem Schoßkind ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstentums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könnte ich von Glück sagen, und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, so würde man uns vor dem Tod selig preisen können. Liebste Lotte, dass doch der Mensch so viel für sich tun kann und so wenig für andere! Dass es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nutzen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht oder sehe vor mir, es wird werden. Für andere arbeite ich mich ab und erlange nichts. Für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir alles auf einem Kissen überreicht.“

Er beschäftigte sich auf dieser Reise angelegentlich mit landwirtschaftlichen Plänen; auch in dem Epigramm „dem Ackersmann“ finden wir

die sinnige Betrachtung des Landbaus wieder. Er hatte ein tiefes Mitgefühl für die mühevollen Lage der niederen Stände; allein er erkannte mehr und mehr, dass der Wurzel des Übels nicht beizukommen sei. Indem er am Schluss der Reise in einem Brief an Knebel seine Freude ausspricht, dass er jetzt von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben wisse – auch gegen die Freundin äußert er, dass er in Beurteilung des Bodens und der Landesart immer zunehme – fügt er ein offenes, wehmütiges Bekenntnis hinzu: „So steige ich durch alle Stände aufwärts, sehe den Bauersmann der Erde das Notdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte. Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrierten Saft aus den Leibern. Und so geht's weiter, und wir haben's so weit gebracht, dass oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten in einem beigebracht werden kann.“ Zu solchen Betrachtungen fühlt er sich jetzt umso mehr aufgelegt, als mit dieser Reise auch ein mehrtägiger Aufenthalt erst am gothaschen, später am meiningschen Hof verbunden war. Er genoss hier eine ausgezeichnete Aufnahme. Stets bemüht, jede Stellung, die ihm das Leben auferlegte, als eine Kunstaufgabe zu behandeln, hatte er auch in den letzten Jahren die Maximen des feinen Umgangs, „des Welthabens“, über die er mit der Freundin wiederholt theoretisiert hatte, mehr und mehr praktisch auszuüben gesucht, und scheint in diesen fürstlichen Verhältnissen die Rolle des eleganten Hofmanns mit anmutiger Leichtigkeit durchgeführt zu haben, so dass er sich in dem Bewusstsein „glücklich fühlte, an jedem Ort in richtigem Verhältnis zu seinem und anderer Vergnügen existieren zu können.“ Doch fügt er für die Freundin bei nächster Gelegenheit hinzu: „Die Seele aber wird immer tiefer in sich selbst zurückgeführt, je mehr man die Menschen nach ihrer und nicht nach seiner Art behandelt; man verhält sich zu ihnen wie der Musiker zum Instrument, und ich könnte es nicht acht Tage treiben, wenn mein Geist nicht in der glückseligen Gemeinschaft mit dem Einigen lebte.“ Daher muss er auch bekennen, recht zu einem Privatmenschen erschaffen zu sein und nicht zu begreifen, wie ihn das Schicksal in eine Staatsverwaltung und eine fürstliche Familie habe einfließen mögen.

Eine neue Exkursion oder vielmehr diplomatische Mission an die kleinen thüringischen Höfe in der ersten Hälfte des Mais gab ihm aufs neue Gelegenheit, sich mit Geschick in den parquetierten Sälen der Fürsten-

schlösser zu bewegen. Er meldet darüber am 12. Mai seiner Freundin von Meiningen aus: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie Du weißt, alles als Übung behandle, so hat auch dies Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzogen gehabt, die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Türflügeln zwei Pagen und die gnädigen Herrn im Audienzgemach. Morgen geh' ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen Ende der Woche nach Rudolstadt gehen, da ich einmal auf dem Wege bin und hiermit alle thüringischen Höfe absolviere.“ Als einen glücklichen Tag aber bezeichnet er den, wo er mit dem Bergrat Baum zu Friedrichsrode „in den Eingeweiden der Erde herumkroch und sich recht was zu Gute tat.“ Das Wirken dieses tüchtigen Mannes in einem engen, doch sehr mannigfaltigen Kreis dünkte ihm fast beneidenswert. „Er versicherte, es ginge nichts über das Vergnügen ein Bergmann zu sein, und wenn er auch die Gaben hätte und er könnte Minister sein, würde er es ausschlagen, meint er, und ich glaube es gerne – besonders wenn er recht wüsste, was das hieße, Minister sein.“ Diesen Kontrast, die vom Hofzeremoniell umgebene Exzellenz und den nach der Einfachheit der Natur sich sehnenden Dichter, zeichnet ein kleines nach der Koburger Hofkomödie hingeworfenes Scherzgedicht, durch dessen Lächeln der Ernst hindurchblickt:

Man läuft, man drängt, man reißt mich mit!  
Was hat das zu bedeuten?  
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt  
Erblick' ich schon von weiten.  
Ein Dichter, der so manches litt,  
Fährt her, begafft von Leuten,  
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,  
Begrüßt von allen Seiten.  
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit  
Und lässt ihn vieles leiden.  
Er muss bei stolzem Tritt und Schritt  
Ein armes Volk beneiden.  
O Pegase! O nimm ihn mit  
In der Begeist' rung Weiten;  
Er gibt gewiss für einen Ritt  
Das Sechsgespann mit Freuden.

Gerade in diesen Tagen beschäftigten sich seine Gedanken mit einem Abschiedsgedicht an seinen Garten, dessen ländliche Stille er in diesem Frühling mit einer städtischen Wohnung vertauschte. Die zunehmenden Geschäfte hatten dies längst nötig gemacht; doch zögerte er so lange als möglich, weil er es sich „ärger als den Tod“ dachte, sich von seinem Garten zu trennen. Er gab endlich den freundlichen Vorstellungen der Herzogin Amalie nach, die ihm zugleich versprochen hatte, „da er so fein artig sei“, ihm einen Teil der Möbel für die neue Wohnung machen zu lassen. Am 1. Juni zog er in diese nach weimarschem Maßstab „geräumige und prächtige“ Wohnung ein. Nicht nur für seine Staatsgeschäfte, sondern auch für seine Kunst- und Naturaliensammlungen war ihm der größere Raum von vielem Nutzen. Daher freute er sich bald dieses neuen Quartiers, in welchem er sich, wie Wieland bemerkt, auf ministerialischen Fuß einzurichten begann; sein Garten ward jetzt die Zuflucht seiner Mußestunden. Es wünschte ihn damals jemand zu kaufen; aber „jede Rose sagte zu mir: Und du willst uns weg geben? In dem Augenblick fühlt’ ich, dass ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte.“

Bald nach seinem Einzug in die neue Wohnung erhielt er das Diplom, womit Kaiser Joseph II. ihn in den Adelsstand erhob; die Absicht des Herzogs, dies zu erwirken, war ihm schon gegen Ende des vorigen Jahres mitgeteilt worden. Wie wenig Wert er indes auf diese Standeserhöhung legte, sieht man aus der Äußerung an die Freundin, er sei so wunderbar gebaut, dass er sich nichts dabei denken könne. In der weimarschen Gesellschaft machte die Sache nicht viel Aufsehen, weil sie nicht unerwartet kam, und man gleich darauf sich über ein wichtigeres Hofereignis zu verwundern hatte. Der Kammerpräsident von Kalb wurde auf einmal (jedoch „auf’s ehrenvollste“!) entlassen. „Jeden Tag, je tiefer ich in die Sachen eindringe“, äußerte Goethe gegen Knebel, „sehe ich, wie notwendig dieser Schritt war. Als Geschäftsmann hat er sich mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, und als Mensch abscheulich aufgeführt.“ – „Der Schlag“, schreibt Wieland an Merck, „kam ihm so unerwartet, als dem Publico, welches sich noch nicht davon erholen kann. Goethe, heißt es, soll einstweilen die Kammerpräsidentenstelle nur versehen. Man nenne es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seine Stelle im Geheimen Konzil aufzugeben, in der Kammer präsidieren“; darauf folgt noch einiges Achselzucken, ob man z.B. dem Homer das Kommando einer Flotte übergeben hätte, woraus wir auf die bedenklichen und neidischen Gesichter der Residenz schließen mögen. Eine Ernen-

nung Goethes zum Kammerpräsidenten hat nicht stattgefunden, obwohl er es tatsächlich in den nächsten Jahren war. Das herzogliche Reskript an die Kammer vom 11. Juni (ein Erlass an den geheimen Rat Goethe ist von gleichem Inhalt) bezeichnet die Anordnung als interimistisch und fährt dann fort:

„Die Geschäfte Eures Departements gehen vorerst in der zeitherigen Ordnung und in dem hergebrachten gewöhnlichen Gang unter der Leitung des jedes Mal vorsitzenden Geheimen Kammerrats fort. Ihr zusammen expediert die kurrenten und ordinären, durch Etat und andere Vorschriften bestimmten Angelegenheiten, so wie zeither geschehen. So viel hingegen alle etwas beträchtlicheren, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfällenheiten anbelangt, geht unsere Intention dahin, dass, da wir unseren Geheimen Rat Goethe Gelegenheit, sich mit denen Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfällenheiten mit demselben Rücksprache halten, ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienst-Verrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, so wie außer denselbigen, mit allen ihm nötig scheinenden Informationen an Händen gehen, die von ihm verlangten Akten ihm verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet.“

Wenn Goethe auch wohl scherzend äußerte, es gehe ihm wie dem Treufreund in seinen Vögeln, ihm werde ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen, so fühlt er doch den ganzen Ernst seines neuen Berufs, dem er alle seine Kräfte „aufopfernd“ zu widmen bereit steht. In einem Brief an Knebel spricht er sich am offensten darüber aus: „Nun hab’ ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, dass ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links... Dabei bin ich vergnügter, als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fach, das Gute zu wünschen und halb zu tun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muss ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten, sondern hell gleich gerade auf mich. Dass ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen notwendigen Dingen

und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, dass ich über diese Dinge mit niemanden spreche, und also bitte ich Dich auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vorteil, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urteilen, und man muss tun, was man muss.“

Die Einsprache, welche der Dichter in ihm gegen diese Amtsbürde erhob, hat er in der Romanze „der Sänger“ („Was hör’ ich draußen vor dem Tor“ etc.) aufs anmutigste eingekleidet: „Die goldne Kette gib mir nicht“ – Sie entstand in diesem oder dem vorhergehenden Jahre nebst andern romanzen- und balladenartigen kleineren Gedichten, die zu den Perlen goethescher Poesie gehören. Teils wurden sie in die ersten Bücher des Wilhelm Meister eingeschaltet, teils zu dem Singspiel „die Fischerin“ verwendet. Anregung und Motive zu diesen Balladen verdankte er mehrfach der Herder’schen Sammlung von Volksliedern, die seit ihrem ersten Entstehen seinen Zug zur volksmäßigen Dichtung genährt hatte und von ihm daher mit vielen Beiträgen ausgestattet worden war. Dort findet sich auch das Motiv zum „Erlkönig“; doch nur der Poesie Goethes konnte es gelingen, das gespenstische Bild durch die Schauer der nächtlichen Waldeinsamkeit so ergreifend zu beleben. Die Ballade vom Wassermann so wie die den Schluss des Singspiels bildenden Brautlieder sind, mit Ausnahme des Schlussverses, wörtlich daher entnommen.

Zu der Ausarbeitung der Fischerin hatte Goethe noch mitten unter den Zerstreuungen der ersten Hälfte des Jahres Zeit und heitern Humor gehabt, so dass am 1. Juli die erste Probe stattfinden konnte; Corona Schröter hatte die Rolle des Dortchen (Goethe spielte nicht mit). Das Stück war zur Vorstellung auf der Naturbühne im Tiefurter Park eingerichtet, wo es mit überraschendem Effekt am 22. Juli zum ersten Mal aufgeführt, und am 18. September schlechter wiederholt wurde. Die Zuschauer, für die ein bedecktes Amphitheater erbaut war, saßen so, dass sie den sich schlängelnden Fluss vor sich hatten. Als nun in der Mitte des Stücks der Vater die Nachbarn herbeiruft, um das verschwundene Dortchen aufzusuchen, „sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Selten hat man eine schönere Wir-

kung gesehen; sie dauerte unter mancherlei Abwechslungen bis an das Ende des Stücks, da denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte.“ Eine unwillkommene Schlusszene hätte leicht schlimm ablaufen und alle gute Laune verderben können: Die von Neugierigen überlastete Ilmbrücke brach zusammen, und viele stürzten in den Fluss. Da sie aber mit dem Schrecken und dem kalten Bad davon kamen, ohne dass jemand Schaden genommen, so machte dieser Vorfall die Ergötzlichkeit des Schauspiels nur noch vollkommener.

Dem Dichter schien von dieser Aufführung nichts übrig zu bleiben, als der Verdross, dass seine liebe Lotte es nicht mit angesehen hatte. Ein Missverständnis, wie sich nachher ergab, drohte gerade um die Zeit der ersten Vorstellung ihn um ihre Liebe zu bringen. Es wird uns solch ein Moment beachtenswert, weil wir in seinen schmerzvollen Herzenergießungen den weich hinschmelzenden Dichter des Tasso wieder finden, und zugleich erkennen, welch ein Schatz ihm eine Liebe sein musste, deren leisteste Störung „ein Erdbeben in den innersten Festen der Tiefe seines Herzens“ erregte. „So tief Deine Liebe drang und mir wohl machte, so tief hat der Schmerz die Wege gefunden und zieht mich in mir selbst zusammen; ich kann nicht weinen und weiß nicht wohin.“ Als nach wenig Tagen der Einlang der Seelen sich hergestellt hatte, schreibt er ihr: „Du bist herzlich gut und leib, aber Du kannst auch nicht zu viel tun; denn nur ein Hauch, nur ein Laut, der nicht stimmend von Dir zu mir herüberkommt, verändert die ganze Atmosphäre um mich.“ Sie ist ihm „die Seele seines Lebens, Treibens und Schreibens“ geworden.

Auch Wilhelm Meister ward in diesem Jahr rascher gefördert. Nachdem er im Juni das zweite Buch zum Abschluss gebracht hatte, machte ihm die Bearbeitung des dritten viele frohe Stunden, in denen er wieder lebhaft inne wurde, dass er eigentlich zum Schriftsteller geboren sei; denn es gewähre ihm mehr als jemals eine reine Freude, wenn er etwas nach seinen Gedanken gut geschrieben habe. Einige Abschnitte wurden der Freundin in die Feder diktiert. Dem herzoglichen Paar las er das zweite Buch vor, und „es ward gut aufgenommen.“ Ebenso munterte ihn die Herzogin Amalie durch ihre anhängliche Anerkennung auf. Goethe schenkte ihr zu ihrem Geburtstag (24. Oktober) eine Abschrift von allen seinen ungedruckten Schriften. Indem sie Knebel davon berichtet, fügt sie hinzu: „Sollte das einem nicht schmeicheln, lieber Knebel? Ich bin aber auch ganz stolz darüber.“

Nachdem die Zerstreungen des Spätsommers vorüber waren, wo Goethe, besonders während er Septemberreise des Herzogs nach Dessau und Dresden ins Lustlager des Kurfürsten von Sachsen, für die Unterhaltung des lange Zeit in Weimar verweilenden Prinzen August von Gotha zu sorgen hatte, folgte für ihn eine glückliche Zeit, wo er wieder „ganz sich selbst leben konnte.“ Er fühlte, dass er mit dem Schluss dieses Jahres an die Grenze einer inhaltsreichen Lebensepoche gelangt sei, und, wie er es in ruhigen Stunden liebte, beschäftigten ihn in dieser gesammelten Stimmung die Rückblicke auf den zurückgelegten Lebensweg. Einigen Einfluss auf diese Betrachtungen des eigenen Lebens hatte ohne Zweifel die Lektüre von Rousseaus Bekenntnissen und Briefen, für welche er ein begeistertes Interesse äußert. „Alle Briefe an mich seit 72“, äußert er unter dem 21. November in einem Brief an Knebel, „und viele Papiere jener Zeiten lagen bei mir in Päckchen ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! Mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Tal vom Hügel gesehen wird. Meine jetzige Stimmung macht diese Operation erträglich und möglich. Ich seh' es als einen Wink des Schicksals an. Auf alle Weise macht's Epoche in mir.“ Damals knüpfte er auch den freundschaftlichen Verkehr mit Friedr. Jacobi durch herzliche Worte wieder an und wälzte dadurch ein drückendes Gefühl vom Herzen. Erfreut, dass Jacobi die dargebotene Hand der Versöhnung ergriff, sandte er ihm (17. November) die Iphigenie: „Dass sich mein Geist mit dem Deinen unterhalte, wie mir das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreungen vier Wochen eine stille Unterhaltung mit höheren Wesen war.“ Jacobi antwortete mit jenem jugendlichen Liebesenthusiasmus, wie ihn die Freunde empfanden, als sie, aneinander gelehnt, auf den im Mondschein zitternden Spiegel des Rheins nieder blickten und in der Unendlichkeit des Geistes und der Liebe schwelgten. „Ich habe Dein Paquet, Du Lieber! Und ich hang' an Deinem Hals. O, ganz anders, wie ehemals, Bruder! Unaussprechlich! Wortlos, bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! – So viel ich wollte, könnt' ich weinen, aber ich mag der Tränen nicht los sein, die mir wie Saft und Blut durch alle Nerven und Adern dringen.“ So entbehrte er den auch diese Freundschaft nicht, um die Erinnerung der Jugend ganz und rein genießen zu können. Selbst für seinen jetzigen Ministerialberuf wusste er einen Gesichtspunkt aufzufinden, der diesen mit der Tätigkeit des Jünglings in Parallele stellen ließ, und wenn er Knebel freudig gesteht, dass

er sein jugendliches Glück wiederhergestellt finde, so fügt er hinzu: „Wie ich mir in meinem väterlichen Haus nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lass’ ich jetzt den Geheimrat sehr gut bestehen kann“: – was denn doch im Grunde nur die Maxime war, nach der er bewusst oder unbewusst zu allen Zeiten handelte.

Es ist uns somit kein Rätsel, was ihm gerade damals, wo die Gefühlswelt seiner Jugend wieder in ihm lebendig wurde, seinen Werther in die Hand gab und ihm Lust machte, diese Jugendliteratur in ihrem ursprünglichen Sinn und Geist zu überarbeiten und zu ergänzen. Mit Recht nannte er dies Geschäft ein delikates und gefährliches; auch dürfte kaum behauptet werden, dass der Roman, kleine Verbesserungen des gereiften Geschmacks abgerechnet, durch die Vervollständigung gewonnen habe<sup>84</sup>. Die Milderung des Verhältnisses zwischen Albert und Lotte, dessen frühere Schilderung das Kestner’sche Ehepaar verletzt hatte, hat der Dichtung etwas von dem leidenschaftlichen Schwung genommen, der ihr so wesentlich ist, und die Einschaltung der Geschichte des Bauerburschen, welcher aus Eifersucht einen andern Knecht erschlägt, bringt ein fremdes Element hinein, das den reinen lyrisch-elegischen Eindruck stört und als Motiv zu Werthers Katastrophe entbehrlich ist. Es erinnert uns diese Erzählung, die dem Dichter vielleicht durch einen wirklichen Vorfall nahe gelegt wurde, an ein ernstes Wort, das er von Ilmenau aus unterm 9. September 1780 in einem Brief an seine Freundin äußerte: „Heute früh haben wir alle Mörder, Diebe und Hehler vorführen lassen und sie alle gefragt und konfrontiert. Ich wollte anfangs nicht mit, denn ich fliehe das Unreine –; es ist ein groß Studium der Menschheit und der Physiognomik, wo man gern die Hand auf den Mund legt und Gott die Ehre gibt, dem allein ist die Kraft und der Verstand etc. in Ewigkeit. Amen.“ Gleich darauf hatte er ein langes Gespräch mit dem Herzog über den Wert und Unwert menschlicher Taten. Hiermit betrat er wieder das Gebiet seines Werther, und da er kurz zuvor seinen Roman zum ersten Mal ganz gelesen und ihn wieder lieb gewonnen hatte, so mochte Werthers Verteidigung des offenkundigen Verbrechens ihm schon damals als eine notwendige Ergänzung zu der einseitigen Auffassung, mit der dieser, als entschiedener Gefühlsmensch, die menschlichen Verhältnisse be-

---

<sup>84</sup> Über die Veränderungen der neuen Ausgabe s. Düntzer in den Studien etc. S. 176 ff.

trachtet, erscheinen. Aber was uns in jener Erzählung verletzt, ist eben – das Unreine.

Mit dieser Arbeit am Werther hängt das Fragment von Werthers Reisen, welches, als ‚erste Abteilung der Briefe aus der Schweiz‘, erst 1806 den Werken Goethes eingereiht wurde, dem Geist und wahrscheinlich auch der Zeit nach zusammen. Es sollten diese aphoristischen Betrachtungen „das Herankommen Werthers bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen und den Widerstreit des von seinem jugendlichen Wahn geforderten Naturlebens mit der bürgerlichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung schildern.“ Nach einer mündlichen Äußerung des Dichters wollte er, um objektiv zu werden, die Briefe unter mehrere verteilen. Dass er sie in den einleitenden Worten für Mitteilungen aus Werthers Papieren ausgibt, ist vielleicht eine Hindeutung, dass manche Blätter aus Goethes Jugendperiode, welche ihm die damalige Durchsicht seiner älteren Papiere in die Hand gab, eingeschaltet oder bei der Ausführung benutzt sein mögen. Auf die Dauer vermochte ein solcher Plan ihn nicht zu fesseln, und es ist wohl kein Gewicht auf seine Äußerung zu legen, er habe die beabsichtigte Fortsetzung unterlassen, weil die Schweizer sehr unwillig darüber geworden seien; denn außer dem zweiten der Fragmente ist von der Schweiz kaum die Rede, und ebenso wenig war die Fortsetzung dieser Romanbriefe ihrer bezeichneten Tendenz nach von der Lokalität und den Zuständen der Schweiz abhängig.

Die naturwissenschaftlichen Studien hatten nebenher ihren ununterbrochenen Fortgang. Er spricht seine Freude aus, dass er seine Osteologie an den Fingern herzuzählen und bei jedem Tierskelett die Teile nach den Namen, welche man den menschlichen beilegt, sogleich zu finden und zu vergleichen wisse; er berichtet in einem andern Brief, die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, sich der Ökonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgebe ihn wie Bacons großes Salomonisches Haus. Aus einer Äußerung an die Freundin unterm 10. Oktober, dass er sich nur mit Mühe vom Aristoteles losgerissen habe, um zu Pachtsachen und Triftangelegenheiten überzugehen, dürfen wir schließen, dass er sich damals angelegentlich mit der Naturgeschichte des großen griechischen Naturforschers beschäftigt habe. Für seine geognostischen Zwecke ließ er die Charpentier'sche mineralogische Karte erweitern, so dass sie vom Harz bis an den Fichtelberg, von dem Riesengebir-

ge bis an die Rhön reichte, und machte den Versuch, darauf nach Charpentiers Vorgang die Gebirgsarten mit symbolischen Zeichen einzutragen, um sich dadurch eine klare Übersicht des Ganzen zu verschaffen. Da er sich stets durch das Bemühen, andern seine wissenschaftlichen Resultate zu verdeutlichen, in Einsicht und Zusammenhang gefördert fand, so übte er bei der Freundin sein didaktisches Talent, und manche der Abendstunden, die er ihr nach vollendeten Geschäften des Tages zu widmen pflegte, ward mit geologischen Erörterungen ausgefüllt.

Gegen Weihnachten machte er mit dem Herzog, den er im September, obgleich „sehr freundlich eingeladen“, wahrscheinlich um nicht mit dem großen Hofgefolge zu ziehen, zu begleiten abgelehnt hatte, eine Reise nach Leipzig. Er verweilte dort noch einige Tage länger als der Herzog und kehrte am 2. oder 3. Januar nach Weimar zurück. „Seit 69 [1768], da ich von hier wegging“, heißt es in einem Brief an Charlotte von Stein vom 27. Dezember, „bin ich nie über ein Paar Tage hier gewesen; auch habe ich nur meine alten Bekannten besucht, und Leipzig war mir immer so eng, wie jene ersten Jahre. Diesmal mache ich mich mit der Stadt auf eine neue Weise bekannt, und es ist mir eine neue, kleine Welt.“ Einige Tage später lässt er sich noch weiter darüber aus: „Ich wünschte mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier beisammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer gibt einen allgemeinen Ton an, und jeder produziert sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, tätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichtum, Wissenschaft, Talente, Besitztümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr gut genießen und nutzen kann.“ Er rühmt, dass man ihm mit großer Achtung begegne, wogegen auch er freundlich, aufmerksam, gesprächig und zuvorkommend gegen jedermann sei. Er nahm Teil an einem glänzenden Ball, war im Konzert, „sah und hörte viel“, besonders suchte er sich den Genuss der in Privatbesitz befindlichen Kunstsachen zu verschaffen, wobei ihm sein alter Oeser wieder getreulich an die Hand ging. Es gemahnt uns wie ein Blatt aus den ersten Jugendjahren, wenn er an die Freundin schreibt: „Wie süß ist es, mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht, und was er will, und der, um dieses Leben anmutig zu genießen, keinen superlunatischen Aufschwung nötig hat, sondern in dem reinen Kreis sittlicher und

sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, dass der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke anderer doppelt und dreifach genießen kann, so wirst Du wohl nicht einen glücklicheren denken können. So ist Oeser, und was müsste ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist. Wir haben ein Portefeuille aus Winklers Kabinett zusammen durchgesehen. Bei jedem Blatt hab' ich Dich herbeigewünscht, immer eins köstlicher, als das andere.“ Blickt er dann zurück auf die Zeit vor 15 Jahren, so muss er ausrufen: „Was sich der Mensch kümmerlich durch Stufen hinaufarbeiten muss!“ So knüpfte er auch bei diesem Aufenthalt an der Stätte glücklicher Jugendtage den Abschluss einer reichen Lebensperiode mit dem Anfang zusammen.

## **6. Kapitel: Von 1783 bis zur italienischen Reise, 1786**

Nach seiner Rückkehr fand Goethe in Weimar eine ruhige Zeit. Der Januar, sonst mit Hoflustbarkeiten angefüllt, die sein erfinderisches Talent in Anspruch zu nehmen pflegten, verfloss geräuschlos; der 30. Januar ward diesmal nicht, wie sonst, durch dramatische Aufführungen gefeiert, sondern Goethe nahm nur an der stillen Feier des Geburtstages der regierenden Herzogin in Amalies Abendzirkel teil. Weimar harrete gespannt des Ereignisses, das in der Frühe des zweiten Februars Stadt und Land in die freundlichste Bewegung versetzte. Die Hoffnung des Landes war endlich erfüllt, der Erbprinz war geboren. Der Jubel war über die Maßen groß; die Ankunft des Prinzen, äußert Wieland, hat allen Leuten den Kopf verrückt. „Kaum erscholl“, heißt es in Herders Dankpredigt, „die lang erwünschte Nachricht, so ging die allgemeine Freude schon dem Morgen voraus; die dunkle Nacht ward Licht und Regung. Mit Ungeduld erwartete man die öffentlichen lauten Zeugen davon ins Land, und Haufen drängten sich am frühen Morgen in den Tempel, um Gott durch Lieder und stille Gebete zu danken.“ Am 5. Februar fand die feierliche Taufe Karl Friedrichs statt, zu der die gothaschen und dessauschen Herrschaften herübergekommen waren. Wielands Kantate ward gesungen, und Herder heilt die herrliche Taufrede, von der Wieland sagt, er habe geredet, wie ein Gott. Am Sonntag darauf war kirchliche Feier, welche durch eine Kantate von Herder erhöht wurde, und am Abend ein Fackelzug der Bürger. Auch zum Kirchgang der Herzogin am 9. März wurden Festlichkeiten angeordnet. Verschiedene Festzüge geleiteten sie in die Kirche; des Abends erschienen zwei Fackelzüge, einer der her-

zoglichen Jägerei und einer der jenaschen Studenten. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger in festlichem Jagdaufzug bei Fackelschein und Musik durch die Stadt. Am 13. März ward ein öffentlicher Ritteraufzug und Kavalkade in Maskenkleidern veranstaltet, wobei 139 Personen und 89 Pferde erschienen, ein Fest, dessen sinnvolle Anordnung dem Sitze der Muses alle Ehre machte.

Der Freude des Herzogs, sich in einem Sohn und Erben verjüngt zu sehen, fehlte auch der tiefere sittliche Einfluss nicht. In dieser Beziehung schreibt Goethe an Knebel: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, aber doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiff, durch die Schwere und Ruhe. Die Herzogin ist gar wohl und glücklich; denn freilich konnte der Genuss ihr durch nichts anderes gegeben werden.“ Der Herzog selbst spricht die edle Fürstengesinnung, die ihn jetzt ernster, als je vorher, beseelte, in den schönen Worten aus, womit er Mercks Glückwunschsreiben erwiderte: „Sie haben Recht, dass Sie Sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren; nun aber ist ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethes und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, dass wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: Auch er war ein Maler! Wünschen sie mir Glück zu diesem Vorhaben.“ Die tätigere Teilnahme Karl Augusts an den Landesangelegenheiten finden wir in Goethes Äußerungen wiederholt anerkannt. So schreibt er im Juni an die Freundin: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; wir haben über viel dinge gar gut gesprochen; es klärt sich vieles in ihm auf, und er wird gewiss in sich glücklicher und gegen andere wohlthätiger werden.“ Mit der Offenheit und Zartheit einer edlen Freundesseele stellte er in dem köstlichen Gedicht „Ilmenau, am 3. September“, das dem Geburtstag des Herzogs gewidmet ward, die Zeichnung der gegenwärtigen Reise des strebenden Fürsten neben das entschwundene Traumbild seiner ungestümen Jugend, nicht schmeichelnd, sondern mit ernster Hinweisung auf das höhere Ziel fürstlicher Pflichten:

So wandle Du – der Lohn ist nicht gering –  
Nicht schwankend hin, wie jener Sämman ging,  
Dass bald ein Korn, des Zufalls leichtes Spiel,  
Hier auf den Weg, dort zwischen Dornen fiel;  
Nein! Streue, klug und reich, mit männlich steter Hand  
Den Segen aus auf ein geackert Land.  
Dann lass es ruh. Die Ernte wird erscheinen,  
Und Dich beglücken und die Deinen.

Zu jener Art von Gelegenheitsdichtung, womit Goethe sonst die Feste des Hofes verschönert hatte, ließ er sich jetzt nur selten noch bereit finden und äußerte wohl gelegentlich der Freundin, er habe längst aufgehört „Großmeister der Affen zu sein“. Bei den Festlichkeiten zur Geburt des Erbprinzen verhielt sich seine Muse auffallend schweigsam, so dass es seiner in vollem Entzücken über die glückliche Botschaft schwelgenden Mutter unbegreiflich war und sie gegen die Herzogin Amalie bemerkte, ihr Sohn müsse sich mit den Musen überworfen haben. Es scheinen ihn damals einige unangenehme Geschäftsvorfälle um die poetische Stimmung gebracht zu haben, so dass er mit dem Gedichtchen „Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen“ nur ein schwaches Lebenszeichen seiner Poesie geben konnte. Es wird freilich berichtet, er habe zur Feier des Kirchganges der Herzogin ein großes Drama bearbeitet, es seien jedoch davon nur zwei Akte fertig geworden. Dies ist wohl eine Verwechslung mit dem Trauerspiel ‚Elpenor‘, von welchem im März der zweite Akt beendet wurde.

Die Tragödie ‚Elpenor‘ ward im August 1781 angefangen, als der Dichter gleichzeitig bemüht war, seiner Iphigenie mehr Harmonie im Stil zu geben. Die erneute Beschäftigung mit dem griechischen Drama führte ihn zu der Bearbeitung eines tragischen Stoffs, in welchem die Idee der antiken Tragödie sich durchführen ließ. Dass er jetzt die Fortsetzung des Tasso unterließ und einen Gegenstand, der seiner Subjektivität ferner lag, dramatisch zu bearbeiten unternahm, ist nur aus der ihm eigentümlichen geistigen Beweglichkeit und Unruhe zu erklären, welche ihm selten ein konsequentes Ausharren bei einer und derselben Arbeit gestattete. Treffend verglich er sich daher, als er die ersten beiden Akte des Tasso seinen Schweizer Freunden zusandte, den Verschwendern, „die in dem Augenblick, wenn über Mangel an Einnahme, überspannte Schulden und Ausgaben geklagt wird, gleichsam von einem Geist des Widerspruchs außer sich gesetzt, sich in

neue Verbindungen von Unkosten zu stürzen pflegen.“ Auch dies neue Drama ward nur bis zum Schluss des zweiten Akts geführt und hatte nicht das Glück des Tasso, unter Italiens Himmel noch einmal in verklärter Gestalt in des Dichters Seele aufzuerstehen und in unvergänglicher Schönheit mit ihm die Unsterblichkeit zu teilen. Das den Goethe'schen Dramen eingereihete Bruchstück ist nach dem ersten Entwurf abgedruckt, ohne die überarbeitende Fürsorge des Dichters zu erfahren, nur dass die dem jambischen Maß sich nähernde rhythmische Prosa, in der es, ähnlich wie anfangs Iphigenie und Tasso, abgefasst war, von einer andern Hand in Verszeilen abgeteilt ward, was indes ein Missgriff ist, da lückenhafte und fehlerhaft gemessene Verse mehr den Genuss stören, als die anspruchslos auftretende Prosa. Die Exposition des Dramas, welche die vorhandenen beiden Akte geben, ist sehr dramatisch und trägt den Stil der hohen Tragödie. Schwere Verbrechen des Fürstenhauses stehen, wie im Geschlechte der Tantaliden, im Hintergrund. Der hoffnungsvoll in die Welt eintretende Jüngling erhält den Beruf sie zu rächen und zu sühnen, und legt in die Hände der Mutter das Rachegeübde ab. Diese leidenschaftliche Steigerung der Handlung spannt auf eine erschütternde tragische Entwicklung. Allein eben hierdurch ward diese dramatische Arbeit dem Dichter entfremdet, der lieber das stille Natur- und Gemütsleben oder die Kämpfe in den Tiefen der Seele, als die tragische Handlung schilderte.

Übrigens hielt auch die Last der neu übernommenen Amtsgeschäfte, „die Rolle des Alhafi“, in den nächsten Jahren Goethes poetische Tätigkeit nieder. In allen seinen Briefen und Äußerungen fühlt man eine gedrücktere Stimmung durch, als unter den früheren Geschäften, wo er heiter von sich sagte, dass ihn das Lumpige nicht um seinen guten Humor bringe. Nicht mehr mit solchem scherzhaften Ton wirft er jetzt eine Beschwerde hin, z.B. er sei von Arbeiten gesotten und gebraten; es gehe ihm so viel durch den Kopf, dass er manchmal die Schiefertafel abwischen müsse, um wieder rechnen zu können; das Gegenwärtige dringe so auf ihn zu, dass er nur sehen müsse, wie er durchkomme. Noch unmutiger äußert er einmal seiner Freundin, es sei ein sauer Stückchen Brot, wenn man darauf angenommen sei, die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen; das ganze Jahr suche ihn kein angenehmes Geschäft auf, und er werde von Not und Ungeschick der Menschen hin und her gezogen. In sehr niedergeschlagener Stimmung ist der Brief der Teilnahme an Jacobi nach dem Tod der Frau (1784) geschrieben. „Ich bin“, heißt es zum Schluss, „ein armer Sklave der Pflicht, mit

welcher mich das Schicksal vermählt hat; drum verzeihe, wenn ich trocken und träge scheine.“ Es spricht sich indes diese Unbehaglichkeit nicht in einer bitteren Weise aus, sondern mehr als Wehmut, die seinem Wesen eine große Milde verleiht und zuletzt in der Sehnsucht nach Italien ein bestimmteres Ziel erhält. Wer konnte nicht den unvergleichlich schönen, zarten Hauch sehnsüchtiger Wehmut, „Wanderers Nachtlid“? Er schrieb es am 7. September 1783 mit Bleistift an die Wand eines Bretterhäuschens auf dem Gickelhahn bei Ilmenau, in welchem er übernachtete.

Unter allen Gipfeln ist Ruh’;  
In allen Wäldern hörst du  
Keinen Laut!  
Die Vögelein schlafen im Walde;  
Warte nur! Balde, balde  
Schläfst auch du!

So die ursprüngliche, in der Sammlung der Gedichte ein wenig veränderte Form.

Seine Tätigkeit charakterisiert er durch „Stille und Ernst“, und in dieser Weise geht sie mit geringen Unterbrechungen in gleichem Schritt bis zur Reise nach Italien. Noch kurz vor derselben schreibt er an Jacobi: „ich lebe in einer Einsamkeit und Abgeschiedenheit von aller Welt, die mich zuletzt stumm wie einen Fisch macht.“ Auch der Herzog spricht schon 1783 von der „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten“, die er froh ist durch Akquisition einer neuen Handzeichnung oder eines Kupferstichs zuweilen „entrunzeln“ zu können. Dazu kam, dass die Leitung der Finanzsachen ihn manchmal in eine schwierige Stellung zum Hof und persönlich zum Herzog brachte. Goethe hielt „streng über seine Pläne und Grundsätze“; dahin gehörte namentlich, dass er den Herzog zu vermögen suchte, einen jährlichen Etat der Ausgaben festzusetzen, der nicht überschritten werde. Hierzu war indes der Herzog nicht zu bewegen, und dies soll Goethe die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet haben. Dahin deutet auch eine Stelle in einem Brief Wielands an Merck (3. Januar 1784): „Goethe schickt sich überaus gut in das, was er vorzustellen hat, ist im eigentlichen Verstand l’honnête homme à la cour; leidet aber nur allzu sichtlich an Seel’ und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir tut’s zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allen Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Inwendigen

nagen lässt. Seine Gesundheit schont er so viel wie möglich, auch hat er sie sehr vonnöten.“ Da solche bedenkliche Berichte auch zu dem Ohr der Mutter gedrungen waren und sie mit Besorgnis erfüllt hatten, so beruhigte sie Goethe in einem Brief am Schluss des Jahres 1783, der wenigstens die ernste resignierte Stimmung, die ihn jetzt beherrschte, nicht verbirgt:

„Sie haben mich nie mit dickem Kopf und Bauch gekannt, und dass man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will. Lassen Sie uns hübsch dieses Jahr daher als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zurückgelegt wird, mit Dank erkennen. Ich bin nach meiner Konstitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen und behalte noch Zeit und Kräfte für ein' und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüsste nicht mir einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne, und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht. Sie, von Ihrer Seite, vergnügen Sie Sich an meinem Dasein jetzt; und wenn ich auch vor Ihnen aus der Welt gehen sollte, ich habe Ihnen nicht zur Schande gelebt, hinterlasse gute Freunde und einen guten Namen, und so kann es Ihnen der beste Trost sein, dass ich nicht ganz sterbe. Indessen leben Sie ruhig; vielleicht gibt uns das Schicksal noch ein anmutiges Alter zusammen, das wir denn auch mit Dank ausleben wollen.“

Die Hoffnung ging in Erfüllung. Die Mutter bewahrte sich ihrer lebenswürdigen Heiterkeit bis in ein hohes Alter und umso ungetrübter, nachdem sie der Tod ihres Gemahls (27. Mai 1782) von den Quälereien seiner mürrischen Laune befreit hatte. Wie unerträglich diese in den letzten Jahren seines Lebens gewesen sei, lässt sich aus der herben Äußerung des Herzogs in einem Brief an Merck schließen: „Goethes Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen.“ Das vom Vater ererbte Vermögen setzte Goethe in Stand, auf seine Sammlungen und Reisen mehr zu verwenden, da er bis 1816 ein verhältnismäßig geringes Gehalt (1800 Taler) bezog.

Ein freudiger Moment in seiner amtlichen Wirksamkeit war es, dass die Vorbereitungen zur Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergbaus, für die er seit Jahren tätig gewesen war, endlich nach Beseitigung vieler Schwierigkeiten so weit gediehen waren, dass am 24. Februar 1784 die Eröffnung des

neuen Johannisschachtes stattfinden konnte. Als die Bergleute eintraten, um die fürstliche Kommission zu den Feierlichkeiten abzuholen, heilt Goethe die Festrede, welche aus seinem Nachlass jetzt unter seine Schriften aufgenommen ist. Beinahe wäre ihm der Versuch, ohne Hilfe des Konzeptes zu reden, misslungen. Mitten in ihrem Lauf stockte plötzlich die geläufige Rede, und eine ängstliche Pause trat ein; doch der Redner war nicht verlegen, sondern blickte fest und ruhig im Kreis umher, bis er den Faden wieder fand, worauf er die Rede wieder in raschem Fluss zum Ende führte. Der Stil dieser Eröffnungsrede ist herzlich und lebendig, obwohl ohne Wortfülle, indem Goethe auch in der rhetorischen Form nicht von der edlen Simplität ließ, die seiner Prosa wie seiner Dichtung eigen ist. Bescheiden schweigt er von dem, was sein Eifer für dies Unternehmen gewirkt hat und weist die Ehre desselben allein seinem Herzog zu; er erwähnt nur in Bezug auf sich, dass er diesem Augenblick seit acht Jahren, als so lange er diesem Land angehöre, mit Sehnsucht entgegengesehen habe und sich jetzt mit einem jeden freue, der heute sich zu freuen die nächste Ursache habe. Die Hoffnung für die Zukunft spricht er gegen den Schluss in schönen Worten aus: „Jede neue Anstalt ist wie ein Kind, dem man mit einer geringen Wohltat fort hilft, für die ein Erwachsener nicht danken würde, und so wünsche ich, dass ein jeder die unsrige ansehen möge. Es tue ein jeder, auch der Geringste, dasjenige, was er in seinem Kreis zu deren Beförderung tun kann, und so wird es gut gehen. Gleich zu Anfang, jetzo, meine Herren, ist es Zeit, dem Werk aufzuhelfen, es zu schützen, Hindernisse aus dem Weg zu räumen, Missverständnisse aufzuklären, widrige Leidenschaften zu unterdrücken, und dadurch zu dem gemeinen Besten mitzuwirken. Kommt dereinst der Bergbau in einen lebendigen Umtrieb, wird die Bewegung und Nahrung dadurch in diesen Gegenden stärker, erhebt sich die Stadt Ilmenau wieder zu ihrem alten Flor, so kann ein jeder, er sei, wer er wolle, er habe viel oder wenig getan, zu sich sagen: Auch ich bin nicht müßig geblieben, und auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebevoll angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an tun werden, segnen, und die Unsrigen diesen Segen genießen!“

Hatte er in Ilmenau die Freude genossen, ein lange vorbereitetes Werk zustande gebracht zu sehen, um der Natur etwas abzugewinnen, so ward diese, wenige Tage nach seiner Rückkehr, durch ein Ereignis getrübt,

in welchem ihm die zerstörende Kraft der Elemente vor die Augen trat. Infolge eines Eissturzes war die Saale aus ihren Ufern getreten, so dass in einem Teile von Jena das Wasser zwei bis drei Ellen hoch in Häusern und Straßen stand. Während der Wassernot brannte ein Dorf ab, wobei sechs Menschen das Leben verloren. Wir haben schon bei ähnlichen Unglücksfällen Goethes entschlossene und gewandte Tätigkeit kennen gelernt; auch diesmal gibt ihm der Herzog selbst in einem Brief an Merck das Zeugnis, er habe sich bei der Gefahr sehr brav gehalten und die besten Anstalten getroffen. – Auch an dem Ilmenauer Bergwerk sollte er erfahren, wie schnell die Natur das mühevollte Werk der Menschenhand zu zerstören vermag; ein bedeutender Stollenbruch machte elf Jahre später dem dortigen Bergbau ein Ende, und er „sah mit Betrübniß ein Werk, worauf so viel Zeit, Kraft und Geld verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.“

Da zu Goethes Geschäftskreis die oberste Verwaltung der herrschaftlichen Einkünfte gehörte, die vornehmlich in dem bestanden, was Berg und Flur eintrugen, so leuchtet ein, dass zwischen seiner amtlichen Stellung und seiner Liebe zu den Naturstudien eine enge Verbindung stattfand. Sie legten in den einförmigen Geschäftsgang ein höheres geistiges Interesse, ohne welches Goethe sich nicht einer Sache mit Eifer hinzugeben vermochte, und was als dilettantische Beschäftigung begonnen war, wuchs bald aus unscheinbarem Keim zu umfangreichen Forschungen empor. Die geologisch-mineralogischen Untersuchungen blieben vor der Hand sein Lieblingsfach, und mit jeder neuen Gebirgswanderung wuchs das Material und die Einsicht. Auf kleinern Ausflügen, die zunächst zur Erholung und Stärkung der Gesundheit unternommen wurden, war das Mineralogische sein vorzüglichstes Augenmerk, bis sich nach und nach die Liebe zur Botanik hinzugesellte.

Im September 1783 machte er wiederum eine Reise in den Harz. Auf dieser begleitete ihn der zehnjährige Fritz von Stein, der damals viel um ihn war und auch in Weimar eine Zeitlang in seinem Hause wohnte. „Unendlich“, so äußert dieser in späteren Jahren in einer Bemerkung zu einem Briefe Goethe, „war die Sorge und Liebe, mit der er mich behandelte.“ Der Knabe war ihm teuer als ein „Pfand“ von der geliebten Lotte; auch jetzt „leitet ihn ihre Liebe wie ein bekanntes Gestirn“, dessen Glanz auch nicht neben der schönen Branconi erblich, welche er zu Langenstein, ihrem damaligen Aufenthaltsorte, besuchte. „Ich werde Dir“, schreibt er von

Klausthal aus, „viel von der schönen Frau erzählen; sie wusste nicht, woran sie mit mir war, und gern hätte ich ihr gesagt, ich liebe, ich werde geliebt, und habe auch nicht einmal Freundschaft zu vergeben übrig.“ Den ersten schönen Reisetag hatte er am 11. September an der Roßtrappe. „Nachdem ich mich oben umgesehen hatte, stiegen wir ins Tal herunter, wo ich Dich hundertmal hingewünscht habe, als ich mit Fritz auf einem großen in den Fluss gestürzten Granitstück zu Mittag aß.“ Nachdem er darauf wieder die Baumannshöhle besucht hatte, wandte er sich nach Halberstadt, um am 14. September mit der Herzogin Amalie und dem braunschweigischen Hof, der sie bis dahin begleitete, zusammenzutreffen; er war sehr begierig, den Herzog von Braunschweig kennen zu lernen und brachte einen Tag in seiner Nähe zu. Am 18. kam er nach Klausthal, durchwanderte die Umgebung des Brockens und erstieg ihn am 21. September; diesmal übernachtete er auf der Höhe. Für die mineralogischen Sammlungen ward reiche Ausbeute gewonnen. „Ich habe mich recht mit Steinen angefütert; sie sollen, denke ich, wie die Kiesel den Auerhahn, zur Verdauung meiner übrigen schweren Winterspeise helfen.“ Er reiste darauf nach Göttingen, um die Bekanntschaft mehrerer Professoren zu machen, und, von Fritz getrieben, „der besonders den Riesen auf dem Winterkasten zu sehen“ wünschte, noch bis Kassel. Hier ginge er auch an den Hof und wurde sehr gut aufgenommen. Besonders erfreute ihn der Umgang mit dem gelehrten Naturforscher Sömmerring, dem er bei Füllung einer aërostatischen Kugel behilflich war – Experimente, die damals durch den Reiz der Neuheit die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen – sowie mit Georg Forster, welcher im nächsten Jahr, dem Ruf an die Universität zu Wilna folgend, auch in Weimar einen Besuch machte. Am 5. Oktober reiste er von Kassel ab und rasch über Eisenach nach Weimar zurück, wo sogleich neben vielen Geschäftsarbeiten ihn die Festlichkeiten am Hof in Beschlag nahmen, indem der Herzog Karl von Kurland und gleich darauf der Markgraf und der Erbprinz von Baden dort einige Wochen verweilten.

Im nächsten Jahr unternahm er wiederum eine mineralogische Harzwanderung in Begleitung des Malers Kraus, der ihm „alle Felsarten, nicht malerisch, sondern wie sie dem Mineralogen interessant sind, nach einer geheimen wissenschaftlichen Regel charakteristisch zeichnete.“ Diese schönen Zeichnungen, meist in Groß-Folioblättern, befinden sich noch unter den nachgelassenen Goethe'schen Sammlungen. An Merck schrieb er kurz vor der Reise: „Ich komme nunmehr wieder auf den Harz und werde meine

mineralogischen und oryktologischen Beobachtungen, in denen ich bisher unermüdet fort gefahren, immer weiter treiben. Ich fange an auf Resultate zu kommen, die ich auch bis jetzt noch für mich behalte, damit sie mir nicht weggeschnappt werden.“

In Gesellschaft Knebels durchforschte er um Pfingsten 1785 den Saalgrund und machte mit ihm gegen Ende des Juni eine mineralogische Reise durchs Fichtelgebirge. Sie tranken aus der Quelle des Mains und erstiegen mehrere Höhen, auch den Ochsenkopf. Aus den in Knebels Briefen enthaltenen Berichten von diesen Wanderungen geht hervor, dass es mit den mineralogischen Untersuchungen auf allen Schritten ganzer Ernst war und viel Gestein gesammelt wurde; indes tauchten daneben auch andere Interessen hervor. Goethe entwarf mehrere Zeichnungen, las seinen Freunden in den Abendstunden die zuletzt fertig gewordenen Abschnitte des Wilhelm Meister vor und unterhielt sich lebhaft über Shakespeares Hamlet, den sie zusammen lasen. Über Wunsiedel und Eger langten sie am 5. Juli in Karlsbad an, wo sie die Herzogin Luise, Frau von Stein, Herders und andere Weimarer Notabilitäten<sup>85</sup> antrafen. Knebel machte noch eine Reise nach Bayern und Tirol, von wo er, in mineralogischen Forschungen fortfahrend, anziehende Berichte einsandte. „Du siehst“, erwidert ihm Goethe, „wie notwendig jene ersten großen Begriffe sind, auf denen ich ruhe und zu ruhen empfehle, um über große und neue Gegenstände der Natur und Kultur richtig und leicht zu urteilen. Der Mensch ist mit seinem Wohnort so nahe verwandt, dass die Betrachtung über diesen auch uns über den Bewohner aufklären muss.“ Goethe blieb länger als die übrige weimarsche Gesellschaft in Karlsbad und setzte seine mineralogischen Untersuchungen im Erzgebirge fort, indem er die Umgegend von Johanngeorgenstadt und Schneeberg durchwanderte. Karlsbad wurde ihm seitdem sehr lieb; er fühlte sich nach dem Gebrauch dieses Bades so gesund und wohl, dass er bekannte, ihm eine ganz andere Existenz schuldig zu sein. Er kehrte daher auch im nächsten Jahr dahin zurück.

Neben der Mineralogie begann auch die Botanik mehr und mehr Goethes Interesse auf sich zu ziehen. Schon in den ersten Jahren seines Weimarer Aufenthalts hatte das Leben in der freien Natur, die Beachtung der Kultur des Bodens, des Wiesenbaus und des Forstwesens ihn nach und nach

---

<sup>85</sup> ohne Plural: (veraltert) Vornehmheit, meist im Plural: (gehoben) vornehme, berühmte Persönlichkeit

mit der Pflanzenwelt oberflächlich bekannt gemacht. Zur Förderung eines wissenschaftlichen Studiums diente die Anlegung eines botanischen Gartens bei Weimar, wozu der Herzog die Kenntnisse des tüchtigen Apothekers Dr. Bucholz benutzte, dessen gründliche Naturstudien für Goethe vielfach anregend und belehrend wurden. Um über botanische Gegenstände mehr Aufklärung zu erlangen, arbeitete Goethe sich in die Schriften Linnés hinein, von dem er bekennt, dass er nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf seine geistige Entwicklung gehabt habe. Er trat zu jenem in ein ähnliches Verhältnis, wie zu diesen. Unfähig, ein Überliefertes in sich aufzunehmen, musste er sich ihm gegenüber produktiv verhalten. „Indem ich“, sagt Goethe in dem Aufsatz „Geschichte meines botanischen Studiums“, „sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft aber willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen suchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor; das, was er mit Gewalt auseinander zu halten suchte, musste nach dem innersten Bedürfnis meines Wesens zu Vereinigung anstreben.“ Viel verdankte er auch den botanischen Schriften Rousseaus, dessen minder strenge, mehr übersichtliche Methode dem Dilettanten vornehmlich zusagen musste. Auch die Nähe der Universität Jena wusste Goethe, wie wir schon aus Früherem wissen, für seine wissenschaftlichen Studien zu nutzen. Besonders förderte ihn der Verkehr mit dem Hofrat Büttner, der von Göttingen nach Jena gezogen war, indem der Herzog seine reiche Privatbibliothek, die dem Sammler noch für Zeit seines Lebens zur Benutzung überlassen blieb, angekauft hatte. Indem Goethe die Anordnung und Aufstellung dieser Bibliothek zu leiten hatte, brachte ihn dies in ein näheres Verhältnis zu dem gelehrten Mann, der sich über Botanik mit besonderer Vorliebe unterhielt. Auch die botanischen Exkursionen fähiger Jünglinge machten ihn mehr und mehr mit der Landesflora bekannt. Einen munteren Burschen aus Ziegenhayn, Namens Dietrich, der in der Gewächskunde sich viel praktische Erfahrung gesammelt hatte, nahm er mit sich nach Karlsbad. In gebirgigen Gegenden immer zu Fuß, brachte dieser mit eifrigem Spürsinn alles Blühende zusammen und reichte ihm die Ausbeute wo möglich an Ort und Stelle sogleich in den Wagen herein, indem er die Linnéschen Bezeichnungen dabei ausrief. In Karlsbad selbst war er mit Sonnenaufgang im Gebirge und brachte Goethe eine reichliche Sammlung an den Brunnen, ehe er noch seine Becher geleert hatte. Dies erregte die Aufmerksamkeit kundiger Botaniker und leitete Unterhaltungen mit ihnen ein, aus denen Goethe manche wissenschaftliche Belehrung gewann. Wie

beschränkt nun auch noch die Kenntnis des Einzelnen sein mochte, sie erregte doch in Goethes Geist sogleich den Trieb, in dem Mannigfaltigen die Einheit zu finden, und dieser hängt mit den Grundsätzen seiner gesamten geistigen Tätigkeit zusammen. Was er damals für die Pflanze noch nicht fand, das Grundgesetz der Entwicklung, obwohl er schon gegen Merck von „hübschen Entdeckungen und Kombinationen in der Botanik“ spricht, das ward ihm zunächst im Knochenbau der Tiere klar.

Seitdem sich Goethe unter Loders Anleitung eifrig mit Anatomie und Osteologie beschäftigte, war sein Bemühen darauf gerichtet, einen allgemeinen Knochentypus zu finden. Er „musste deshalb annehmen, dass alle Abteilungen des Geschöpfes, im Einzelnen wie im Ganzen, bei allen Tieren aufzufinden sein möchten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete, vergleichende Anatomie beruht. Hier trat nun der seltsame Fall ein, dass man den Unterschied zwischen Affen und Menschen darin finden wollte, dass man jenem ein os intermaxillare [Zwischenknochen der oberen Kinnlade], diesem aber keines zuschrieb. Da nun aber genannter Teil darum hauptsächlich merkwürdig ist, weil die oberen Schneidezähne darin gefasst sind, so war nicht begreiflich, wie der Mensch Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, worin sie eingefügt stehen.“ Goethe suchte daher nach Spuren desselben und glaubte ihn zu entdecken, nur dass „dieser Knochen, der bei Tieren so außerordentlich vorgeschoben ist, sich bei Menschen auf ein sehr kleines Maß zurückzieht.“ Diese Ansicht entwickelte er 1784 in der Abhandlung: „Dem Menschen wie dem Tiere ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben.“ Indem er in einem Brief an Knebel den Grundgedanken dieser Schrift auseinandersetzt, charakterisiert er mit wenig Worten seine Naturanschauung: „Eine jede Kreatur ist nur ein Ton, eine Schattierung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studieren muss; sonst ist jedes Einzelne ein toter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkt ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darin verborgen liegt.“ Herder, dem er die Abhandlung vorlas, äußerte sich beifällig und nannte sie gegen Knebel einfach und schön; „der Mensch“, fügt er hinzu, „geht auf dem rechten Naturweg, und das Glück geht ihm entgegen.“ Sömmering indes, dem er eine Abschrift zusandte, nahm die Sache sehr gleichgültig auf; dies befremdete Goethe nicht; „einem Gelehrten von Profession“, schreibt er an Merck, „traue ich zu, dass er seine fünf Sinne ableugnet; es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu tun, sondern um das, was man da-

von gesagt hat.“ Er war sehr begierig auf das Urteil des berühmten holländischen Anatomen Peter Camper, dem er den Aufsatz in schöner Handschrift mit beigefügter lateinischer Übersetzung durch Merck mitteilte. Dieser lobte zwar Arbeit und Bemühung, versicherte aber nach wie vor, der Mensch habe keinen Zwischenknochen<sup>86</sup>. Erst die jüngere Naturforschung hat der Goethe'schen Auffassung Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihre Richtigkeit wird nicht mehr bezweifelt.

Der Ernst und die Zurückgezogenheit, in der Goethe jetzt lebte, teilte sich der ganzen höheren weimarschen Gesellschaft mit. Sobald er aufhörte, sie mit dem Zauberstab seines genialen Humors zu berühren, sobald er nicht mehr Spiel und Fest mit Poesie und Dekoration ausschmückte und dem geselligen Leben mit erfindungsreicher Kunst den Reiz des Neuen und Ungewöhnlichen gab, ward es in Weimar und Tiefurt sehr still; die Herzogin Mutter sagte: „Sie schlafen alle!“ Sie bewahrte sich noch ihre muntere Laune und vergnügte sich damals mit den Scherzen des Aristophanes, indem sie ihr Studium des Griechischen so weit gebracht hatte, um unter Wielands Anleitung das griechische Lustspiel im Original genießen zu können. „Ohne sie“, schreibt Wieland im Januar 1785, „würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges und Seelen tötendes Nest werden, als irgendeins in deutschen oder wälschen Landen.“ Auch der Herzog klagt um dieselbe Zeit gegen Knebel, die öffentliche Gesellschaft sei so insipid, als möglich, und fügt als Grund hinzu, dass die, welche sonst durch Jugend und Schönheit den Kreis des Hofes belebt hatten, nun älter geworden seien, und der weibliche Teil sich größtenteils verheiratet habe. Auch bei ihm hatten ja die Jahre eine Änderung hervorgebracht. Er widmete sich mehr den Geschäften, und in Wintertagen trat an die Stelle der abenteuerlichen Jagdfahrten die „Leidenschaft fürs l'Hombre“. Das Liebhabertheater, sonst der Mittelpunkt der Hofvergnügungen, hörte auf. Da man sich indes des Genusses theatralischer Vorstellungen nicht entwöhnen konnte, so engagierte man, anfänglich für die ersten drei Monate des Jahres 1784, die Schauspielertruppe eines Wiener Unternehmers Bellomo, welche bis 1791, wo die Hofbühne errichtet ward, in Weimar blieb und im Sommer in dem Badeort Lauchstedt spielte. „Die Gesellschaft“, berichtet der Herzog an Knebel, „ist eben nicht ausnehmend gut, doch hat sie das Glück, ziemlich

---

<sup>86</sup> Siehe darüber Goethe in den Briefen an Merck etc. hgg. von Wagner, 1835. Nr. 215., 217. und Campers Briefe Nr. 231., 232.

gute Stimmen zu besitzen und sehr guten Geschmack in Auswahl der komischen Opern zu haben; sie spielen meistens italienische Musik , deren Schönheit die Güte des Spieles und der Übersetzung ersetzt.“

Bei Goethe ging keine geistige Anregung verloren. Während Geschäfte und wissenschaftliche Forschungen seinen Geist eingeengt zu haben schienen, machte die unversiegbare Quelle seines dichterischen Genius sich immer wieder dazwischen Raum. Gleichzeitig mit der Abhandlung vom Knochenbau hatte er noch Laune genug, ein komisches Singspiel im italienischen Genre, Scherz, List und Rache, zu dichten: Die Mystifikation und Überlistung eines geizigen Pedanten durch die Schlaueit Scapins und Sapi-nes, ein Sujet, das in italienischen und französischen Operetten häufig wiederkehrt. Er schrieb das Stück vornehmlich in der Absicht, seinen Freund Kayser in Zürich dadurch zu fördern, indem er aus dessen Briefen von seiner italienischen Reise schloss, dass er den Geist der komischen Oper gut gefasst habe. Kayser griff die Komposition ernsthaft an, und Goethe trat mit ihm in lange briefliche Verhandlungen, in denen er ausführlich in die Einzelheiten der musikalischen Komposition einging; Riemer bemerkt, dass die Bekanntmachung dieser Briefe das beste Zeugnis von Goethes musikalischen Einsichten geben würde. Am Schluss des Jahres 1784 hatte der Dichter bereits zwei Akte in Händen, welche bei den Proben den größten Beifall aller Musikverständigen fanden. Goethe baute darauf die besten Hoffnungen für seinen Freund. Ein Brief an Knebel, der sich damals in München aufhielt, ist der schönste Beweis seiner treuen, freundschaftlichen Fürsorge: „Was sagst Du aber dazu? Wenn das Stück fertig wäre, wollte ich ihn nach München schicken; er sollte dort vor Kennern und Liebhabern nur in Konzerten einige Arien ohne Prätension produzieren, da er selbst ein trefflicher Klavierspieler ist, sich hören lassen, ohne den Virtuosen zu machen, ohne sich bezahlen zu lassen, solle sich empfehlen, den Geschmack des Publikums studieren, mir seine Gedanken schreiben, und ich könnte ihm alsdann, wenn ich besonders durch Deine Bemerkungen, was dort gefällt, was von Ernst und Scherz am meisten Effekt macht, genugsam unterrichtet wäre, ein Stück machen, das gewiss wirken sollte. – Ein Ähnliches habe ich auf Wien mit ihm vor. Er kann und wird sich poussieren. Du tust mir einen wesentlichen dienst, wenn Du ihm Freunde vorbereitest und dich um die Verhältnisse des Virtuositums erkundigst, damit er in ein bekannt Land komme. Dies ist's was mir jetzo sehr am Herzen liegt; hilf mir es ausführen!“ Diesen Erwartungen entsprach der Erfolg nicht. Kayser hatte, Goethes Ur-

teil zufolge, die Komposition nach altem Schnitt zu ausführlich, wenn auch stellenweise glücklich und mit Anmut im Ganzen, behandelt; dadurch häuften sich die Musikstücke dergestalt, dass drei Personen sie nicht zu leisten vermögen. Auch fehlte der Chor; der Gesang stieg nicht weiter, als bis zum Terzett, und man hätte, sagt Goethe, zuletzt die Theriakbüchsen des Doktors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen. „All unser Bemühen daher, uns im Einfachen und Beschränkten abzuschließen, ging verloren, als Mozart auftrat. Die Entführung aus dem Serail schlug alles nieder, und es ist auf dem Theater von unserm so sorgsam gearbeiteten Stück niemals die Rede gewesen.“ Einen Teil der Schuld des Misslingens schiebt er auf das Süjet, indem ein solcher frecher Betrug, wie er hier vorgestellt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz habe, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns könne die Kunst den Mangel des Gemüts nicht wohl entschuldigen.

Außerdem fuhr Goethe fort, seine Ansichten über dramatische Dichtung und theatralische Darstellung in die Schilderungen seines Wilhelm Meister zu verweben, dessen Bearbeitung ihn während der Jahre, von denen wir reden, in poetischen Mußestunden vornehmlich beschäftigte<sup>87</sup>. Das vierte Buch ward am 12. November 1783 beendet, gerade ein Jahr, nachdem er es angefangen hatte. Im Oktober 1784 wurde das fünfte, im November des folgenden Jahres das sechste Buch vollendet. Es wurde darauf der Entwurf zu sechs folgenden Büchern gemacht, von denen ihn das siebente im Frühling des Jahres 1786 beschäftigte. Von den Freunden, denen er einzelne Abschnitte mitteilte, erntete er reichlichen Beifall; doch fühlte und bekannte er selbst, dass er wegen der häufigen Unterbrechungen, unter denen das Werk nur langsam vorrückte, weit hinter seiner Idee zurückbleibe und nicht imstande sei, das Ganze zu übersehen. Im Jahre 1785 war er mit der Auslegung des Hamlet beschäftigt, ohne dass wir bestimmt erfahren, dass er damals schon beabsichtigte, sie in die Erzählung zu verflechten. Bei der späteren Überarbeitung des Romans wurde die Handschrift um ein Drittel verkürzt, und es ist aus einzelnen Hindeutungen zu schließen, dass der vor der italienischen Reise vollendete Teil jetzt die ersten vier Bücher nebst dem Anfang des fünften umfasst.

Diese dichterischen Produktionen Goethes konnten indes auf seine nächste Umgebung nur geringen Einfluss äußern, da sie nicht auf augen-

---

<sup>87</sup> S. Düntzer in den Studien etc. S. 265 f.

blickliche Wirkung berechnet waren, und seine Muse nicht mehr der Ergötzung des Augenblicks diene. Dagegen zog seine Liebe zur Naturwissenschaft mehr und mehr die Geister nach sich; er konnte schon gegen das Ende des Jahres 1783 die Bemerkung machen, Welt- und Naturgeschichte „rase“ in der weimarschen Gesellschaft. „Wir sind jetzt“, schreibt er am 14. November 1783 an Knebel, „ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausgegossen“, und fügt die Bitte hinzu, er möge ihm aus Nürnberg einen ausgesuchten Homann’schen Atlas der zur Zeit neuesten Karten und einen Globus senden. Goethe suchte „Proselyten zu machen“ und hatte die Freude, mehrere, selbst ältere Männer für die Naturwissenschaften zu gewinnen. In den mineralogischen Forschungen schloss sich mit ernstem wissenschaftlichem Eifer Hofrat von Voigt an ihn an, welcher seit 1783 in der Direktion des Ilmenauer Bergbaus ihm als Kollege zur Seite stand. Auch der Herzog ging mit lebhaftem Eifer auf diese Studien ein und ward durch die Gründung und Förderung nützlicher Anstalten in Weimar und Jena unter Deutschlands Fürsten einer der ersten Beschützer der naturwissenschaftlichen Studien. Man hört den Zögling Goethes reden, wenn er in einem Brief an Knebel (Dezember 1784) äußert: „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, so wahr, dass ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergibt. Sie fängt an leicht zu werden, so dass auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen. Sie ist so leicht wahr zu behandeln, dass sie den Geschmack zum Unwahren überwiegen kann; sie beweist und kehrt so bündig, dass das Größte, das Geheimnisvollste, das Zauberhafteste so ordentlich, einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muss doch endlich die armen, unwissenden Menschen von dem durst nach dem dunklen Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, dass das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so unaußerordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, dass er auch mich von aller andern Art von Bemerkungen und Lernen abhalte und mich immer auf dem ruhigen, bestimmten Weg leite, den uns der Naturforscher so natürlich vorschreibt.“

Herder, den es früher manchmal verstimmt hatte, immer von Gestein reden zu hören, trat jetzt, da er die naturwissenschaftlichen Abschnitte seiner Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit ausarbeitete, ebenfalls der Naturforschung näher. Goethe las mit ihm zusammen die ersten Kapitel, welche er, wie er gegen Knebel (Dezember 1783) bemerkt, köstlich fand. Er verhandelte mit ihm „an sehr guten Abenden“ die anziehends-

ten Probleme des Denkens und trieb sich, wie er sagt, durch Disputieren in seinen Naturansichten immer weiter. Manches ist aus diesen Gesprächen in Herders Werk übergegangen. Caroline Herder erzählt in einem ihrer Briefe von dem Beisammensein in einer schönen Mondnacht, wo Goethe sich über den Zustand der Seele nach dem Tod aussprach, „nur ein wenig nicht schwärmerisch genug für das überirdische Licht, in dem wir dahin gleiteten.“ Goethe war über diesen anregenden Verkehr mit Herder sehr erfreut. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück“, schreibt er unterm 12. November 1783 an Jacobi, „dass die leidigen Wolken, die Herder so lange von mir getrennt haben, endlich und, wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mussten.“ Ihn und Frau von Stein bezeichnet er als die einzigen Kapitalien in Weimar, von denen er Interessen ziehe. Ebenso anerkennend spricht sich Herders freundschaftliche Gesinnung aus, wenn er (2. März 1785) an Knebel schreibt: „Er (Goethe) trägt seinen Kopf und sein Herz immer auf der rechten Stelle und ist in jedem Schritt seines Lebens ein Mann. Wie viele gibt’s solcher?“ Ähnlich sprach sich Herder gegen Schiller (1787) bei dessen ersten Besuchen in Weimar aus; er nannte Goethe einen allumfassenden Geist und wollte ihn mehr noch als Geschäftsmann, denn als Dichter bewundert wissen; er habe einen klaren, universalischen Verstand, dabei das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens; alles, was er sei, sei er ganz, und er könne, wie Julius Cäsar, vieles zugleich sein. Überhaupt war jetzt in Weimar so sehr die Stimme des Misswillens verstummt, dass Schiller an Körner berichten konnte, Goethe werde von sehr vielen Menschen mit einer Art von Anbetung genannt und mehr noch als Mensch, denn als Schriftsteller, geliebt und bewundert.“

Friedrich Jacobi, der gemeinschaftliche Freund Goethes und Herders, die beide einen Briefwechsel mit ihm unterhielten, folgte im Herbst 1784 der wiederholt an ihn ergangenen Einladung zu einem Besuch in Weimar und „verlebte dort selige Tage.“ Mit Goethe verknüpfte ihn wieder ein Band offener und herzlicher Freundschaft, wie es die Jünglinge umschlungen hatte. Es war ein wehmütiger Abschied. Als er auf der Rückreise, das weiche Gemüt voll freudiger Erinnerung, von Koblenz rheinabwärts fuhr, breitete sich das Mondlicht wieder über den klaren Spiegel des Stroms und vergegenwärtigte ihm die schönsten Stunden der Jugendfreundschaft. „Ich habe Dich also wieder gesehen“, so beginnt der erste Brief nach seiner Rückkehr (Düsseldorf, 13. Oktober), „und viel mehr als das! Als ich wegging, war es mir nicht, als ob ich Dich verliese; ich war innig glücklicher, froher, heiterer,

als da ich kam. Du weißt, wie ich Eindrücke annehme und sie in mir haften. Auch die leistungste Berührung, die ich kaum im Augenblick selbst gewahr wurde, entwickelt sich im Stillen und wächst zu vollem Leben auf. So bin ich jetzt noch im seligsten Genuss Deiner und weiß von nichts, das mir vergangen wäre. Erhalte mich so; Du kannst es – Du weißt es!“

Jacobi war um jene Zeit mit Mendelssohn über Lessings Spinozismus in Streit geraten. Daher war über die Lehre des Spinoza vorzugsweise in Gesprächen mit Herder und Goethe verhandelt, welche eine nachhaltige Wirkung auch für den Letzteren hatten; in einem Brief vom 3. Dezember 1784 äußert er: „Du scheinst uns auch Lust und Liebe zur Metaphysik zurückgelassen zu haben.“ Er liest die philosophischen Abhandlungen Hemsterhuysens mit großem Anteil und berichtet seinem Freund, dass er sich am Spinoza übe und ihn wieder und wieder lese; er sei mit Herder in diesen Materien einverstanden, müsse jedoch, ehe er eine Silbe Metaphysisches schreibe, erst die Physika besser absolviert haben. „Ich kann nicht sagen“, bekennt er in Bezug auf Spinoza (9. Juni 1785), „dass ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, dass mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaubar vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben’s nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub’ ich ihn zu verstehen, das heißt, er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen.“ Jacobis Schrift „über die Lehre des Spinoza“, worin er im Herbst 1785 die Korrespondenzakten seines Streits mit Mendelssohn über Lessings Spinozismus veröffentlichte, wurde von Herder wie von Goethe mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Goethe fand, dass die Idee, welche Jacobi darin von der Lehre des Spinoza gebe, der Ansicht, die er sich davon gebildet, um vieles näher rücke, als nach dessen mündlichen Äußerungen zu erwarten gewesen, und glaubt, sie würden im Gespräch völlig zusammenkommen. Insbesondere aber protestiert er dagegen, dass sein Freund Spinozismus mit Atheismus zusammenwirft: „Spinoza beweist nicht das Dasein Gottes; das Dasein ist Gott, und wenn ihn andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn Theissimum und christianissimum nennen und preisen.“ Gegen die Schmähchrift, womit Mendelssohn Lessings Ehre gegen die Beschuldigung des Spinozismus retten zu müssen glaubte, schrieb Jacobi die Replik: Wider Mendelssohns Beschuldigungen in dessen Schreiben an die Freunde Lessings (1786). Goethe nahm an dem übermütigen Ton, womit in dieser Schrift die Gegner ab-

gefertigt wurden, Anstoß, und indem er die Selbstzufriedenheit und Selbstüberhebung seines Freundes in etwas herber Weise ahnte, „wenn Selbstgefühl sich in Verachtung anderer, auch der Geringsten, auslässt, muss es widrig ausfallen ... was sind wir denn alle, dass wir uns viel erheben dürfen?“, stellte er im Gegensatz zu der Jacobi'schen Glaubensphilosophie den Standpunkt seines spinozistischen Realismus fest; wenn Jacobi sage, man könne an Gott nur glauben, so halte er dagegen viel aufs Schauen und fühle in Spinozas Worten eine Ermutigung, sein ganzes Leben der Betrachtung der Dinge zu widmen, die er erreichen und von denen er sich eine entsprechende Idee bilden könne, ohne sich im mindesten zu bekümmern, wie weit er kommen könne und was ihm zugeschnitten sei. „Übrigens“, fügte er hinzu, „bist Du ein guter Mensch, dass man Dein Freund sein kann, ohne Deiner Meinung zu sein; denn wie wir voneinander abstehe, habe ich erst wieder aus dem Büchlein selbst gesehen.“<sup>88</sup> Die Wahrheit dieser Äußerung bestätigte sich nachmals mehrfach im Verlauf ihres Lebens und ist auch in den Worten an Eckermann (1827) ausgesprochen: „Er hatte mich persönlich lieb, ohne an meinen Bestrebungen Teil zu nehmen oder sie wohl gar zu billigen; es bedurfte daher der Freundschaft, um uns aneinander zu halten.“

Zwischen Lavater und Goethe führte um diese Zeit die Verschiedenheit der Religionsansichten eine völlige Auflösung der freundschaftlichen Verhältnisse herbei. Lavater konnte sich nicht dabei beruhigen, wie Goethe wünschte, die beiderseitigen Glaubensbekenntnisse „in zwei Kolumnen nebeneinander zu setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund zu errichten.“ Er suchte seinem Freund wiederholt den Zusammenhang seines christlichen Offenbarungsglaubens darzulegen, welchen Goethe auf seinem Standpunkt mit eben derselben Entschiedenheit von sich ablehnte, so sehr er ihn auch als individuelle Religionsansicht an andern ehren und lieben konnte. Er will kein Widerchrist, kein Unchrist sein, aber bezeichnet sich als einen dezidierten Nichtchristen. „Deinen Christus“, schreibt er 1781, „habe ich noch niemals so gern als in diesen Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlass, wenn man Dich das herrliche kristallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen, hochroten Trank schäumend füllen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müsstest ohne dasselbe elend werden. Bei dem

---

<sup>88</sup> Über diesen philosophischen Streit vgl. Schöll in den Briefen und Aufsätzen von Goethe etc. S. 193 ff. □

Wunsch und der Begierde, in einem Individuo alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, dass Dir ein Individuum genügt, ist es herrlich, dass aus alten Zeiten uns ein Bild übrig bleib, in das Du Dein alles übertragen und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst.“ Goethe sieht das Göttliche als eine der ganzen Menschheit zugeteilte und in ihr fortwirkende Offenbarung an. „Wir geben uns“, fährt er fort, „einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hin und beten als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern an. Ich weiß wohl, dass Du Dich darin nicht verändern kannst, und dass Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nötig, da Du Deinen Glauben und Lehre wiederholend predigst, Dir auch den unsrigen als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern könnt.“ Bald darauf gab Lavater den Pontius Pilatus heraus, wovon er im Frühjahr 1782 Goethe die ersten Bogen zusandte. In diesem seltsamen Werk ist die phantastische Subjektivität der Lavater'schen Religionsansicht auf die Spitze getrieben; er wollte darin eine Darstellung der Höhe und Tiefe, der Würde und des Verfalls der menschlichen Natur geben, „ein Magazin menschlicher, christlicher, poetischer, sittlicher Bemerkungen und Gefühle über den Menschen.“ Er gesteht selbst von diesem Buch, dass es ohne das Medium seines Ich ungenießbar sei; dass, wer es hasse, auch ihn hassen, wer es liebe, auch ihn lieben müsse. Auf Goethe machte es einen „widrigen“ Eindruck; es war ihm ein schlagender Beweis, „wie sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglauben durch das feinste und unauflöslichste Band zusammenknüpfen.“ Auch Karl August bekannte in einem Brief an Knebel, nicht zu begreifen, wie so etwas albernes, ganz geschmackloses, sozusagen Übelriechendes aus einem so wohl duftenden Lavater kommen könne. Mit dem Jahr 1782 ging das herzliche Verhältnis zu Ende; im folgenden Jahr werden die Briefe zu kleinen Blättchen; darin trifft man die Äußerung: „Ich fühl' erst jetzt, wie weit wir auseinander gekommen; ich kann Dir nichts schreiben.“ Bald war keine Berührung mehr zwischen den Männern, die noch wenige Jahre zuvor die seligsten Stunden freundschaftlicher Hingebung miteinander verlebt hatten. Als Lavater auf der Rückreise von Bremen nach Weimar kam, war Goethe in Italien. Aus späteren herben Äußerungen Goethes geht hervor, dass er nicht bloß an Lavaters mystischen Ex-

zentritäten Anstoß nahm, sondern auch an seinem Charakter irregeworden war und ihn für einen Heuchler hielt<sup>89</sup>.

Es lag in Goethes Wesen der Drang, aus dem Widerstreit der Meinungen sich mit Hilfe der Dichtkunst zu retten und sich auf eine poetische Höhe zurückzuziehen, welche ihm Ruhe und freien Umblick gewährte. Daher erwuchs aus den religionsphilosophischen Erörterungen mit Lavater, Jacobi und Herder das epische Gedicht ‚die Geheimnisse‘; es kam leider nicht über den viel versprechenden Eingang hinaus, sonst würden wir ein Goethisches Seitenstück zum Nathan besitzen. Die 48 schönen Stanzas, welche die Erzählung einleiten, waren im März 1785 vollendet. Der fromme Bruder Marcus, so wird uns hier erzählt, trifft, nachdem er in einer gebirgigen Gegend umhergeirrt ist, zuletzt im freundlichen Tal ein herrliches Gebäude an, dessen Sinnbild an der Pforte, das mit Rosen umschlungene Kreuz, auf Wohnung von frommen, geheimnisvollen Männern deutet. Er findet dort zwölf Ritter, welche nach überstandener mühe- und gefahrvollen Leben hier Gott im Stillen dienen und einem Oberen sich angeschlossen haben, der den Namen Humanus führt. – Über den weiteren Plan hat Goethe sich in späteren Jahren ausgesprochen. Indem der Dichter einen Verein der trefflichsten Männer hier versammelte, von denen jeder Gott auf seine Weise im Stillen verehrte, wollte er an ihnen „die verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen, welche in dem Menschen durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfnis, Gewohnheit entwickelt oder ihm eingedrückt werden“, zur Anschauung bringen. Sie haben sich um Humanus als ihren Oberen versammelt, indem sie sämtlich eine Ähnlichkeit, eine Annäherung zu ihm fühlen; die Idee der höchsten humanen Ausbildung bestreben sich alle zu verwirklichen, wenn auch einzeln unvollkommen. „Hier würde sich dann gefunden haben, dass jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüte und Frucht erreiche, worin sie jenen obern Führer und Vermittler sich angenaht, ja, sich mit ihm vollkommen vereinigt. Diese Epochen sollten in jenen zwölf Repräsentanten verkörpert und fixiert erscheinen, so dass man jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderbarer Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig müsste gefundene haben.“

Die hier ausgesprochene Achtung vor der Religiosität als schöner Individualität, eine Auffassung, welche Goethe ungeachtet seiner persönlichen

---

<sup>89</sup> Vgl. Düntzer. Goethe und Lavater, in den Monatsblättern zur allgemeinen Zeitung, 1847. S. 471 ff.

Ablehnung des positiven Offenbarungsglaubens an Fräulein von Klettenberg und Lavater gefesselt hatte, zog ihn auch zu der Fürstin Amalia von Gallitzin hin; er lernte diese seltene Frau, welche mit mehreren der hervorragendsten Geister Deutschlands in einem lebendigen, geistigen Verkehr stand, 1785 bei ihren Besuchen in Weimar kennen und verehren. In ähnlicher Weise, wie die Klettenberg, hatte sie das glänzende Leben der großen Welt mit frommer Zurückgezogenheit vertauscht. „Sie kam“, lauten Goethes Worte von ihr, „früh zu dem Gefühl, dass die Welt uns nichts gebe, dass man sich in sich selbst zurückziehen, dass man in einem beschränkten Kreis um Zeit und Ewigkeit besorgt sein müsse. Als die schönste Vermittlung zwischen beiden Welten entspross die Wohltätigkeit, die mildeste Wirkung einer ernstesten Asketik; das Leben füllte sich aus mit Religionsübung und Wohltun.“ In seinen Briefen an Jacobi nennt er sie eine herrliche, eine kostbare Seele, von der es ihn nicht Wunder nehme, dass sie die Herzen so anziehe; sie habe ihn durch ihre Gegenwart in mancherlei Gutem geweckt und gestärkt. Wahrscheinlich gab diese Bekanntschaft die nächste Veranlassung zu den ‚Bekenntnissen einer schönen Seele‘, welche jetzt das sechste Buch des Wilhelm Meister ausmachen. Idee und Entwurf scheinen aus jener Zeit zu stammen, wenngleich die genauere Ausführung der späteren Bearbeitung vorbehalten blieb. Er legte die Lebensschicksale des Fräuleins von Klettenberg zugrunde, deren Bild in der edlen, weiblichen Erscheinung der Fürstin wieder vor ihm erstanden war.

Im Sommer des Jahres 1786 verweilte Goethe wieder in Karlsbad, diesmal in Gesellschaft des Herzogs, dessen geistreiche Laune den geselligen Kreis, der sich um sie bildete, in liebenswürdiger Weise belebte. Goethe verband mit diesem Badeausflug einen weiteren Plan. Der Wunsch, Italien zu sehen, wohin schon seit seiner Kindheit sein Verlangen gerichtet war, und dort eine längere Mußezeit im Genuss der Natur und dem Studium der dort aufgehäuften Kunstschatze zu verleben, hatte sich zu einer heißen, fast krankhaften Sehnsucht gesteigert. Er musste einige Jahre her die alten römischen Schriftsteller meiden, weil es ihn in eine schmerzliche Stimmung versetzte, wenn das Bild Italiens in ihm lebhaft wurde; Herder spottete, dass er all sein Latein aus dem Spinoza lerne. Er hatte jetzt in Weimar eine Reihe von Lehrjahren durchgemacht, im Leben nach verschiedenen Seiten sich erprobt, in Kunst und Wissen in mannigfachen Richtungen sich versucht. Aber, unbefriedigt durch das Erreichte, fühlte er, dass die höchste Stufe der Ausbildung, wozu sich der Ruf in seinem Innern ankündigte, ihm

unter den bisherigen, den Geist nach und nach abstumpfenden, Verhältnissen zu erreichen verwehrt sei, dass er nur unter Italiens Himmel aus der Verworrenheit zur Klarheit, aus dem unsichern Hin- und Herschwanken zu einem festen Haltepunkt gelangen werde. „So alles zur rechten Zeit“, was er bei einem andern Anlass ausspricht, erfüllte sich auch diesmal. In der Jugendperiode würde der Aufenthalt in Italien mehr aufregend und verwirrend auf ihn gewirkt haben. Jetzt wandte er sich, von jedem falschen Streben befreit, sittlich und geistig geläutert, dahin, Er hatte sich durch vielseitige Studien so vorbereitet und vorgebildet, dass er von diesem Aufenthalt, als der hohen Schule seines Geistes, den größten Nutzen, der für ihn erreichbar war, ziehen konnte. Obwohl er Italien mit Recht das Land seiner Wiedergeburt nennt, hat es ihn doch nicht umgewandelt, nicht in neue Bahnen hineingetrieben; es hat nur die schon begonnene Richtung zu dem Ziel hingeführt, dem sie schrittweise entgegengegangen war. Es sind die Wanderjahre, die sich in naturgemäßer Entwicklung an die Lehrjahre anschließen, um die Bildung zur Meisterschaft zu vollenden. Daher erklärt es sich auch, weshalb er in Italien keine neuen Dichtungen schuf, sondern nur den Werken der letzten Jahren, die ihm mehr als Studien oder flüchtige Entwürfe erschienen, eine vollendetere Gestalt gab.

Goethe war zu dem Entschluss gekommen, seine Werke im Götschen'schen Verlag gesammelt herauszugeben. Zum Behelf der Redaktion hatte er seine sämtlichen Schriften, gedruckte wie ungedruckte, nach Karlsbad mitgenommen und war imstande, die vier ersten Bände, welche den größten Teil der schon gedruckten Schriften umfassen sollten, „unter der treuesten Mitwirkung Herders“ von dort an die Verlagshandlung abzuschicken. Es ist gewiss nicht ernstlich gemeint, wenn er äußert, er sei im Begriff gewesen, auch die ferneren vier Bände nachzuschicken. Wir möchten vielmehr eher anzunehmen berechtigt sein, dass der Anblick so vieler Entwürfe und fragmentarischen Arbeiten, welche ihm das Geschäft der Sammlung seiner Schriften aufs neue in die Hände gab, nicht wenig dazu beigetragen habe, den Entschluss zu einer Reise, wo er ganz seinem Genius leben könne, zur Reife zu bringen. Die Freunde in Karlsbad, denen er mehrere der angefangenen Dichtungen vorlas, hielten ihr Bedauern nicht zurück, dass so vieles Schöne nur Bruchstück geblieben sei, und ließen es an Ermunterungen zur Fortsetzung nicht fehlen. An seinem Geburtstag erhielt er von ihnen mehrere Gedichte im Namen seiner unternommenen, aber aufgegebenen, Werke, worin jedes nach seiner Art Beschwerde führte. Darunter zeichnete

sich ein Gedicht im Namen der Vögel aus, worin eine an Treufreund gesandte Deputation diesen inständig bat, er möchte das ihnen zugesagte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Herder suchte ihn zu überreden, er möge vor allen der Iphigenie noch einige Aufmerksamkeit schenken und anstatt taubes Gestein zu klopfen (auf Goethes mineralogische Liebhabereien anspielend) seine Werkzeuge an diese Arbeit wenden. Goethe nahm, was für deutsche Poesie ein unvergänglicher Segen ward, den handschriftlichen Schatz mit sich nach Italien, um ihn zu Meisterwerken auszuprägen.

Mit Goethes Reiseprojekt war nur der Herzog vertraut, und er, welcher nie vergaß, dass er in Goethe noch einen ganz andern Schatz zu hegen hatte, als den fleißigen Geschäftsmann, stellte seinen Absichten kein Hindernis entgegen. Vor den übrigen Freunden, selbst vor Herder, hielt Goethe seinen Plan noch verborgen und verriet erst vom italienischen Boden aus das Geheimnis. Er musste fürchten, dass sich ihm eine Reisebegleitung zugeselle, die ihm in der Verfolgung seiner nächsten Zwecke hinderlich werde. Zu den Studien, die er beabsichtigte, war ihm ungestörte Freiheit notwendig; nicht einmal von einem Bedienten ließ er sich begleiten. Karl August verließ schon vor ihm Karlsbad. Von dem jugendlichen Humor, den sie in den heiteren Stunden des ungebundenen Badelebens wieder gefunden hatten, ist uns ein Zeugnis geblieben in dem launigen Gedicht Goethes, womit er den Herzog beim Abschied durch die Bäuerinnen von Engelhaus, einem Dorf in der Nähe von Karlsbad, begrüßen ließ; in die Schlussworte: „So lass in Deines Herzens Schrein die Freunde desto fester sein!“, legte er den eigenen Herzenswunsch hinein. Goethe musste, um Aufsehen zu vermeiden und sein größeres Reiseprojekt nicht zu verraten, noch die Feier seines Geburtstages in Karlsbad abwarten. Am 3. September morgens 3 Uhr stahl er sich, wie er sich ausdrückt, in einer Postchaise fort und eilte dem Süden zu.

Sein letzter Gruß an die Freunde in der deutschen Heimat, gleichsam ein Denkstein an der Scheide zweier Lebensabschnitte, ist das durch Gehalt wie durch vollendet schöne Form ausgezeichnete Gedicht ‚Zueignung‘, womit die Ausgabe seiner gesammelten Schriften eröffnet wurde. In dem Sinn, wie er diese das Resultat eines halben Lebens nannte und ihnen das Zeugnis gab, dass sie keinen Buchstaben enthielten, der nicht gelebt, empfunden, genossen, gelitten, gedacht wäre, zeichnet er hier mit Meisterhand das allegorische Bild der Weihe des Dichters, welcher der Dichtung Schleier,

gewebt aus Morgenduft und Klarheit, aus der Hand der Wahrheit empfängt.

Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle  
Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft!  
Sogleich umsäuselt Abendwindeskühle,  
Umhaucht euch Blumen-Würzgeruch und Duft.  
Es schweigt das Wehen banger Erdgefühle,  
Zum Wolkenbette wandelt sich die Gruft,  
Besänftiget wird jede Lebenswelle,  
Der Tag wird lieblich, und die Nacht wird helle.

So kommt denn, Freunde, wenn auf euren Wegen  
Des Lebens Bürde schwer und schwerer drückt,  
Wenn eure Bahn ein frisch erneuter Segen  
Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt,  
Wir gehen vereint dem nächsten Tag entgegen!  
So leben wir, so wandeln wir beglückt.  
Und dann auch soll, wenn Enkel um uns trauern,  
Zu ihrer Lust noch unsre Liebe dauern.

## **Zweiter Band**

### **((Widmung))**

Ihro Kaiserlichen Hoheit

**der regierenden Frau Großherzogin**  
zu Sachsen-Weimar und Eisenach,

**Maria Paulowna,**  
Großfürstin von Russland,

**der hochsinnigen Kennerin und Pflegerin alles Schönen,**

widmet diese Biografie des größten deutschen Dichters  
mit den Gesinnungen der reinsten Ehrfurcht

der Verfasser.

## Drittes Buch

### Italienische Reisejahre und Revolutionsepoche

#### Klassizität der Poesie im Bund mit Kunststudien und spekulativer Naturforschung

„Es ist unglaublich, mit welcher Leichtigkeit er jetzt die Früchte eines wohl angewandten Lebens und einer anhaltenden Bildung an sich selber einerntet, wie bedeutend und sicher jetzt alle seine Schritte sind, wie ihn die Klarheit über sich selbst und über die Gegenstände vor jedem eiteln Streben und Herumtappen bewahrt.“

Schiller an  
Heinrich Meyer,  
1797.

#### 1. Kapitel: Italienische Reise - Herbst 1786 - 1788

Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n,  
Im dunkeln Laub die Gold-Orangen glüh'n,  
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,  
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht,  
Kennst du es wohl?  
Dahin! Dahin  
Möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n!

Die Sehnsucht, mit der sich Mignon nach ihrem Heimatland Italien hinüberträumt, hatte Goethe jahrelang in sich getragen; es war ihm, als wäre auch er durch ein unfreundliches Geschick unter einen raueren Himmel entführt worden. Er eilt über die Alpen wie in das Land seiner Jugenderin-

nerungen; er fühlt sich beim ersten Eintritt „in der Welt zu Hause, und nicht wie im Exil“; ihm ist zumute, als wäre er dort geboren und erzogen worden. Die Luft, die ihm von dort entgegenweht, ist ihm ein Hauch des Friedens und des Glückes, der jede Sorge verweht und „die Falten des Geistes aus-tilgt.“ Die ersten Klänge der fremden Sprache machen ihn so froh, wie wenn dem Verbannten zum ersten Mal wieder der traute Ton der Muttersprache entgegen klingt: „Die geliebte Sprache wird ihm lebendig und die Sprache des Gebrauchs.“ Sein Geist gewinnt wieder die jugendliche Elastizität; er fühlt sich erlöst von dem „Stocken und Schleichen.“ Alles wird ihm wieder lieb, was ihm von Jugend auf wert war. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle.“

Dies Entzücken begleitet ihn auf allen seinen Schritten; nie findet er seine Erwartungen getäuscht, weil sein Geist geübt ist, die Dinge, wie sie sind, zu sehen und abzulesen, „und er von aller Prätension sich völlig entäußert hat.“ Daher fühlte er sich auf einer Höhe der glücklichsten Empfindung, dass er noch in später Erinnerung zu dem Geständnis kam, im Vergleich mit Italien nicht wieder froh geworden zu sein: „Wohl hatte Mignon Recht, sich dahin zu sehnen!“ Wenn das Glück eben darin besteht, dass aus dem Genuss ein neues höheres Sehnen, aus dem Gewinn ein neues Streben sich erzeugt, so ward ihm dies in reichstem Maß in einem Land zuteil, wo Natur und Kunst für Geist und Sinn eine unerschöpfliche Fülle der Genüsse darbieten, wo Jahrtausende die Schätze einer hohen Kultur aufgehäuft haben. Wer mit Goethes klarem Auge, mit solch' empfänglichem, regem Geist an sie herantritt, „der den ganzen Tag im Gespräch ist mit den Dingen, so dass ihm keine Existenz mehr ein Rätsel ist,“ dem muss wohl im Vollgefühl einer gehobenen Existenz das Herz freudig emporschlagen, als sei es eine „Wiedergeburt“, eine „neue Lebenspoche, in der die Summe neu entwickelter Kräfte zusammenschließt“, wenn auch zuletzt die Überzeugung sich aufdrängt, dass er nun erst wert sei, einzutreten, dass er nun erst recht sehe, begreife und genieße. „Alles, was ich in dieser Epoche aufgeschrieben“, äußert Goethe später in einem Briefe an Schiller, „hat mehr den Charakter eines Menschen, der einem druck entgeht, als der in Freiheit lebt, eines Strebenden, der erst nach und nach gewahr wird, dass er den Gegenständen, die er sich zuzueignen denkt, nicht gewachsen ist, und der am Ende seiner Laufbahn fühlt, dass er erst jetzt fähig wäre, von vorn anzufangen.“

Goethes Schilderung seiner Reiseerlebnisse und Genüsse liegen in solcher Ausführlichkeit vor aller Augen, dass uns eine gedrängte Darstellung zur Pflicht wird. Sie sind größtenteils aus Tagebuchsblättern und Briefen an die Freunde und die geliebte Freundin zusammengestellt, und wenn auch die Beziehungen zu den einzelnen Personen durch die Redaktion mehr getilgt und in die Ferne gerückt sind, so treten doch Herder, Knebel und Charlotte von Stein deutlich genug als der Freundeskreis hervor, durch deren Liebe und Andenken ihm jede Freude geweiht wird, indem ihn dabei die Hoffnung künftigen gemeinschaftlichen Genusses der gewonnenen Schätze beglückt: „Ich habe schon Freudentränen vergossen, dass ich Euch Freude machen werde.“ Der Reiz dieser Reiseskizzen liegt im Individuellen, in der Wärme subjektiver Auffassung; oft möchte man sie die Wertherbriefe des Mannes nennen, indem die tiefste Lyrik des Herzens das Episch-Mannigfaltige der Schilderung beseelt. Über sein Verhältnis zu Frau von Stein spreche statt aller eine Stelle aus einem von Palermo datierten Brief: „Geliebteste, mein Herz ist bei Dir; und jetzt, da die weite Ferne, die Abwesenheit alles gleichsam weggeläutert hat, was die letzte Zeit über zwischen uns stockte, so brennt und leuchtet die schöne Flamme der Liebe, der Treue, des Andenkens wieder fröhlich in meinem Herzen.“

Die Freundschaft mit Herder stand in jenem Jahr auf der Höhe des Vertrauens und der Geistesgemeinschaft. Die Beziehungen zu Merck hatten sich gelockert, und von dem Idealismus Jacobis konnte er kein Verständnis seiner italienischen Studien hoffen. Herder dagegen stand ihm nahe durch seine sinnvolle Auffassung der griechisch-römischen Welt; seine „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ wurden Goethe „das liebste Evangelium“, und von Herders „zerstreuten Blättern“ und seinen „Gott“ überschriebenen philosophischen Abhandlungen spricht er mit großer Anerkennung und Wärme, was ihm Herder nach Übersendung der Iphigenie und des Egmont nicht mit Gleichem wieder vergalt. Herder besorgte die Ausgabe der Goethe'schen Schriften.

Goethes Freunde erwarteten von dem Aufenthalt in Italien einen Aufschwung seines poetischen Genius, Dichtungen, welche, wie einst Götz und Werther, die Bewunderung der Welt würden. Ihnen galt seine Beschäftigung mit Naturforschung und technischer Kunstübung nur als eine nutzlose Tändelei, wie es denn z.B. Körner unverantwortlich nennt, dass Goethe, solange für ihn etwas zu tun übrig bleibe, das seines Geistes würdig sei, sei-

ne Zeit im Naturgenuss verschwelge und mit Kräutern und Steinen vertändele. Wenn Goethe bei Gelegenheit seiner Iphigenie schreibt: „Es ist nicht das erste Mal, dass ich das Wichtigste nebenher tue, und wir wollen darüber nicht weiter grillisieren und rechten“, so weist er damit ohne Zweifel einen ähnlichen Vorwurf Herders zurück, der ihn stets daran erinnerte, dass die Welt vornehmlich auf sein poetisches Talent Anspruch zu machen habe. Goethe aber war es um harmonische Ausbildung seiner gesamten geistigen Individualität zu tun; darin nahm die Dichtkunst nur eine Stelle, und in Italien nur die zweite ein. Es mangelte damals unserem Dichter an Gegenständen, die als ein Selbsterlebtes sein ganzes Inneres in Bewegung setzten. War das stoffliche und pathologische Interesse, das ihn zu seinen bisherigen Dichtungen getrieben hatte, in den Hintergrund getreten, so machten sich in seinem nach Regel und Gesetz strebenden Geist umso mehr die Forderungen der reinen Kunstform geltend, und dieser glaubte er nur auf dem Weg der bildenden Kunst sich nähern zu können, da die Poetik ihm nur ein regelloses Schwanken zu sein schien. Er suchte außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, auf welcher er zu einer Vergleichung gelangen könne. „Ich bin im Land der Künste; lasst uns das Fach durcharbeiten, damit wir für unser übriges Leben Ruh' und Freude haben und an was andres gehen können“, um diesen Punkt schließen sich die Resultate der italienischen Reise zusammen. So wenig er sich's verhehlte, dass ihm zur technischen Ausübung der Kunst wenig natürliche Anlage geworden sei, fühlte er doch „zu dem, wozu er eigentlich keine Anlage hatte, einen weit größeren Trieb, als zu dem, was ihm von Natur leicht und bequem war,“ und gesteht, weit mehr auf das Technische der Malerei als auf die poetische Technik geachtet zu haben. Gelangte er dennoch endlich zu der Überzeugung, dass er auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht zu leisten habe und eigentlich zur Dichtkunst geboren sei, so konnte er sich daran erfreuen „zu sehen, wie Poesie und bildende Kunst wechselseitig aufeinander einwirken können.“ So erntete zuletzt der dichterische Genius die reife Frucht aller dieser Bestrebungen.

Seit vielen Jahren hatte Goethe sich in das geheimnisvolle Wirken und Weben der Natur mit so tief eingehendem Studium versenkt, dass sie in dem Lande, wo sie sich in den herrlichsten Formen und glanzvollsten Erscheinungen seinem Auge darstellte, wiederholt und lebhaft ihn in ihre Gebiete herüberziehen musste. Das Gesetz der Einheit und Harmonie, das ihn in den Werken der bildenden Kunst mit Bewunderung erfüllte, sucht er

auch in der Organisation der Pflanzenwelt auf, und die Betrachtung des farbenreichen südlichen Himmels wird ihm eine Aufforderung, dem Rätsel der Farbenbildung nachzuforschen. Obgleich er sich vorgenommen hat, „auf dieser Reise sich nicht mit Steinen zu schleppen“, wird er doch, sowie er sich ihnen naht, wieder von ihnen angezogen, und mineralogische Untersuchungen nehmen von Zeit zu Zeit seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Diese Vielseitigkeit und Vielgeschäftigkeit lag in der Natur seines Wesens und ist seit seiner Kindheit der Grundzug seiner geistigen Tätigkeit. Mag er sich auch manchmal darüber Vorwürfe machen, dass er zu viel treibe und dass es ein Fehler der Neueren sei, so zerstreut zu sein und unerreichbare Forderungen erfüllen zu wollen; mag es auch gestehen, endlich die Kapitalfehler zu entdecken, die ihn sein Leben lang verfolgt und gepeinigt hätten, nämlich die Scheu, das Handwerk der Sache, die er treiben wolle, zu lernen und auf eine Arbeit so viel Zeit zu wenden, als dazu erfordert werde: Dennoch reißt ihn der mächtigere Trieb immer wieder mit sich fort, und er vermag den neu erwachsenden Aufgaben sich nicht zu entziehen. Allein der Kern seines Wesens gelangt dennoch zu größerer Festigkeit; es ist kein vages Hin- und Herschweifen mehr, sondern er tritt an jede Frage mit dem Ernst des wissenschaftlichen Forschers.

Nur eins trat inmitten dieser friedlichen Geisteswelt ihm seltener die Seele, das große Völkerdrama, das auf Italiens und Siziliens Boden vom Beginn des Römerstaats an bis zu der tragischen Vernichtung der politischen Kräfte des italienischen Volks sich entwickelt hat. An der idealen Größe des römischen Geistes konnte er sich entzücken, wenn sie ihm in den Trümmern alter Bauwerke entgegentrat; allein er hieß zürnend den Führer schweigen, der ihm in einer lachenden Flur Siziliens von Hannibal erzählte. Das damals in tiefen Schlummer gesunkene, politische Leben Italiens mit seinen einher gebrachten Formen willkürlich-patriarchalisch regierten kleinen Staaten, wo nur erst leise das Licht der neuen Ideen in den Schriften eines Beccaria und Filangieri und in den Reformen Leopolds von Toskana aufzudämmern begann, bot von dieser Seite seinem Geist keine Anregung. Dass ihn von neuen poetischen Entwürfen der Plan, das Epos der Odyssee in dramatische Form einzuschließen, am lebhaftesten beschäftigte, ist uns der deutlichste Beweis, dass ihn nur noch die plastische Schönheit einer idyllischen Menschenwelt dauernd zu fesseln vermochte und die Welt der Taten keinen Reiz mehr für ihn hatte. Es war daher für unsere dramatische Literatur eine besondere Gunst des Schicksals, dass die reifere Ausbildung der künstlerischen

schen Einsicht und Technik sich mit dem stofflichen Gehalt älterer Entwürfe verschmelzen konnte, um diese zu den vollendetsten, dramatischen Dichtungen zu gestalten, bevor seine Poesie der epischen Richtung, die jetzt vorherrschend ward, sich hingab.

Iphigenie ward seine Begleiterin auf dem Weg nach Rom. Als mitten in der erhabnen Alpennatur sein poetischer Genius wieder Flügel erhielt, nahm er – es war auf der Höhe des Brenners, von wo die Alpenstraße sich nach Süden senkt – das Manuskript der Iphigenie aus dem Handschriften-Paket heraus, um sich in Stunden der Muße damit zu beschäftigen, sie in das edlere Gewand der metrischen Form zu kleiden. Am Ufer des Gardasees, wo er sich so glücklich fühlte im ersten Anhauch des südlichen Himmels und zugleich so einsam und getrennt von den Geliebtesten, schrieb er jenen herrlichen Monolog:

– Das Land der Griechen mit der Seele suchend,  
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle  
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber.

Rasch hatte er bis dahin das südliche Deutschland durchflogen, gleich als fürchte er noch zurückgerufen oder von einem Begleiter eingeholt zu werden. Er reiste bis Rom im strengsten Inkognito; sein Name war Möller; er galt für einen reisenden Kaufmann. Selbst den Naturalien- und Kunstsammlungen Münchens hatte er nur kurze Zeit gewidmet. In der Bildergalerie war ihm, als müsse er sein Auge erst wieder an Gemälde gewöhnen; am meisten erfreuten ihn die Skizzen von Rubens. Im Antikensaal sah er ein, dass sein Auge für diese Gegenstände zu wenig geübt sei. Auf dem Durchflug durch Tirol erhebt und erheitert sich sein Geist an dem Großen der umgebenden Natur; er beobachtet, wie auf seiner Schweizerreise, die Wolkenzüge und die Veränderungen des Wetters, die Gebirgsbildung und die neue Pflanzenwelt, welche ihm die Annäherung des Südens stufenweise verkündigte. In den fruchtbehangenen Gärten an den lieblichen Ufern des Gardasees begrüßte er mit schwärmerischem Entzücken den Reichtum der südlichen Vegetation, die ihm auf dem Weg nach Venedig im anmutigsten Wechsel der Flur zur Seite blieb. Besonders entzückte ihn in dem botanischen Garten zu Padua die Fülle fremder Pflanzen, welche seine Forschung lebhaft erregte: „Denn was ist Beschauen ohne Denken?“ Eine Fächerpalme, an der sich die Stufenfolge der Veränderungen ihrer Blätter recht vollendet darstellte, machte ihm aufs neue den Gedanken wieder lebendig,

„bei dem er in seiner botanischen Philosophie stecken geblieben war, ohne abzusehen, wie er sich entwirren solle“, nämlich, „dass man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus einer entwickeln könne“, ein Gedanke, der seitdem der Mittelpunkt aller seiner botanischen Untersuchungen ward.

In den großen Städten gab er sich vorzüglich der Betrachtung der Bauwerke und Kunstschatze hin. Das Amphitheater in Verona war das erste bedeutende Monument der alten Zeit, das er sah. Im Geschmack der heitern hellenischen Bauten hatte Palladio in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts seine Vaterstadt Vicenza mit Kirchen und Palästen geschmückt. Goethe ward durch die Anschauung derselben ein begeisterter Verehrer des ausgezeichneten Meisters. Er kaufte in Padua seine Werke und bekam durch die „Respekt vor den antiken Bauten“, während er die Verehrung der gotischen Bauwerke ganz los wurde: „Die Baukunst steigt“, schreibt er von Venedig aus, „wie ein alter Geist aus dem Grab hervor; sie heißt mich ihre Lehre, wie die Regeln einer ausgestorbenen Sprache, studieren, nicht um sie auszuüben oder mich an ihr lebendig zu erfreuen, sondern nur um die ehrwürdige, für ewig abgeschiedene Existenz der vergangenen Zeitalter in einem stillen Gemüt zu verehren.

Am 28. September konnte er freudig bewegt ausrufen: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name!“ Abends fünf Uhr stieg nach einer unterhaltenden Fahrt die alte Lagenstadt vor ihm aus dem Meer empor, das er zum ersten Mal in seinem Leben sah. Seinen Vorsatz, während eines Aufenthalts von zwei Wochen ein bis in die Einzelheiten vollständiges Bild der einzigen und reichhaltigen Stadt in sich aufzunehmen, führte er mit rastloser Geschäftigkeit aus. Stundenlang durchlief er ohne Führer die engen Gassen der Stadt, um sich „bis in die letzte bewohnte Ecke der Einwohner Sitte und Wesen zu merken.“ Er hört dem Erzähler auf der Riva zu, wohnt den öffentlichen Gerichtsverhandlungen bei, die ihm „unendlich besser gefallen, als unsere Stuben- und Kanzlei-Hockereien“, und besucht fleißig Oper und Schauspiel, um seine Ansichten über Drama und Deklamation zu erweitern. Da er in Venedig die Frühstunden auf seine Iphigenie verwandte, so bildete er sein Ohr für den Klang der fünffüßigen, italienischen Jamben; denn man vergesse nicht, wie weit wir noch in der Technik des dramatischen Verses zurück waren. Auch bestellte er sich den Gesang der Schiffer, aus Ariosts und Tassos Gedichten, welcher schon damals zu den halbverklungenen Sagen der Vorzeit gehörte.

Kirchen und Paläste mit ihren zahlreichen Schätzen aus der Blütezeit der Kunst gewährten täglich neuen Genuss, und selbst das Studium der Natur fand am Strand des Meeres an der „Wirtschaft der Seeschnecken, Patellen und Taschenkrebse“ eine anregende Beschäftigung.

Am 14. Oktober befand er sich auf dem Weg nach Ferrara. Den Unmut, den die Öde der Stadt erweckte, konnte kaum die Erinnerung an die Tage, welche der Gesang Ariosts und Tassos verherrlichte, verscheuchen. Der Ebenen überdrüssig, war er froh, als er in Cento zum ersten Mal die Apenninen sah. In Bologna verweilte er nur wenige Tage, da es ihn nach Rom vorwärts trieb. Die dortigen Gemäldesammlungen, welche viele ausgezeichnete Werke, namentlich von Domenichino, Guido Reni, Guercino da Cento und den Caraccis enthalten, ließen nur flüchtige Eindrücke zurück, und mit den Heiligenbildern konnte er sich nicht recht befreunden. Als lichte Punkte jedoch blieben in seiner Phantasie die heilige Cäcilia von Rafael, das Meisterwerk aus dessen letzter und höchster Kunstperiode, und eine heilige Agathe mit dem Ausdruck „einer gesunden, sichern Jungfräulichkeit.“ – „Ich habe mir“, äußert er, „die Gestalt wohl gemerkt und werde ihr im Geist meine Iphigenie vorlesen, und meine Heldin nichts sagen lassen, was diese Heilige nicht aussprechen möchte.“

Die Fortsetzung dieser Dichtung stockte jedoch, da die poetische Meditation unsers Dichters auf andere Fährten verlockt wurde. Er fühlte sich plötzlich angetrieben, den Plan einer Iphigenie in Delphi, gleichsam einen zweiten Teil seines Dramas, auszubilden. Schon die hellenische Sage kennt diese Erweiterung. Elektra, in gewisser Hoffnung, dass Orestes das Bild der Diana nach Delphi bringen werde, erscheint im Tempel des Apoll, um die Axt, die im Haus der Pelopiden so viel Unheil angerichtet hat, als Sühnopfer zu weihen. Zu ihr tritt ein Grieche und erzählt, wie er Orest und Pylades nach Tauris begleitet und die beiden Freunde zum Tode habe führen sehen. Indes sind diese nebst Iphigenie in Delphi angekommen. Der entflohene Grieche erkennt in Iphigenie die Priesterin, welche die Freunde geopfert habe, und entdeckt es Elektra. Diese, von leidenschaftlicher Wut ergriffen, entreißt das Beil wieder dem Altar, um Iphigenie damit zu morden, als eine glückliche Wendung den Irrtum aufklärt und eine rührende Szene des wieder Erkennens und der glücklichen Wiedervereinigung der Geschwister herbeiführt. Der Gegenstand lag noch mehr als der Elpenor innerhalb des Krei-

ses der Goethe'schen Poesie, wurde aber leider nicht wieder aufgenommen.

Um zur Zeit der großen Kirchenfeste im Beginn des Novembers in Rom zu sein, beschleunigte Goethe seine Weiterreise so sehr, dass er von Florenz sich schon nach drei Stunden losriss und die Betrachtung seiner Kunstschatze für die Rückreise aufsparte. Er nahm seinen Weg über Arezzo, Perugia und Foligno. Nach Assisi machte er eine Seitentour zu Fuß, um den herrlichen wohl, erhaltenen Minervatempel, jetzt die Kirche Maria della Minerva, zu betrachten; es war das zweite großartige Denkmal antiker Baukunst, das seinem Auge begegnete: „Was sich durch die Beschauung dieses Werkes in mir entwickelt, ist nicht auszusprechen und wird ewige Früchte bringen.“ Dass er die Konstruktion der sechs korinthischen Säulen, welche die Fassade bilden, richtiger als Palladio und Winckelmann erkannte und beurteilte, beweist uns, wie sehr sein Blick für architektonische Verhältnisse geschärft war. In Spoleto sah er das dritte Werk der Alten, in welchem ihm „derselbe große Sinn“ entgegen trat, die aus zehn Bogen gewölbte Wasserleitung, die zugleich Brücke von einem Berg bis zu einem andern ist. Neben solchen freudigen Momenten gab es auch, seit er das Gebiet der päpstlichen Herrschaft betreten hatte, Unzufriedenheit mit dem Vetturin und seinem schlechten Fuhrwerk, elende Beherbergung in den Wirtshäusern, Gefahr unter einer banditenartigen Gesellschaft; doch alles ward ihm erträglich durch den Gedanken, dass er der ersehnten Weltstadt sich näherte: „Ich will mich nicht beklagen, wenn sie mich auch auf Ixions Rad nach Rom schleppen.“ Die überall sich kundgebende Verwahrlosung des geistlichen Staates, der zu Zeremonien eines krassen Aberglaubens herabgesunkene, kirchliche Kultus regte indes seinen Unmut so sehr auf, dass sein Gedicht vom ewigen Juden wieder in seinem Geist lebendig ward und er die Idee des ‚Venio iterum crucifigi‘ aufs Neue ausbildete.

Allein jede Wolke war von seinem Gemüt weggeweht, als er am 28. Oktober unter der Porta del Popolo die Gewissheit hatte, in dem ewigen einzigen Rom zu sein. Überfüllt, überdrängt von dem Bedeutenden, das tagtäglich ein Neues seinem Geist sich darbietet, erkennt er, dass Rom eine Welt ist und man Jahre gebraucht, um sich nur erst darin gewahr zu werden; er tut nur die Augen auf und sieht und geht und kommt wieder, bis er abends müde ist vom Schauen und Staunen. Mit dem neuen Rom machte er sich wenig zu schaffen und im Glanz der Kirchenfeste, die er gleich nach

seinem Eintritt erwartungsvoll aufsuchte, regte sich seien „protestantische Erbsünde“. Es war vielmehr sein Geschäft, das ihm die schönste Befriedigung gewährte, „das alte Rom aus dem neuen herauszuklauben“, und es ging ihm bei Betrachtung der Stadt, „wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht“.

Nach Anleitung der Winckelmann'schen Kunstgeschichte begann er die alten Kunstwerke nach Epochen zu studieren. An den römischen Altertümern ging ihm der Sinn für die alte Geschichte auf; er wünschte in Rom den Tacitus zu lesen, und fühlte, dass sich in Rom Geschichte ganz anders lese, als an jedem Ort der Welt; „Inschriften, Münzen, von denen er sonst nichts wissen mochte. Alles drängte sich heran.“ Man begleitete ihn an der Hand seiner lebenswarmen Schilderungen zu dem Coliseo, der Rotonda, dem Apoll von Belvedere, der Sixtinischen Kapelle und anderen Kunstschatzen Roms, und man fühlt sich aufs tiefste ergriffen von dieser kindlichen, poesievollen Hingebung an das Schöne und Große der Gebilde der Kunst. Mehr und mehr gelangte er zu der Einsicht, dass er nicht nach Italien gekommen sei, um Lücken auszufüllen, sondern dass er weit in der Schule zurückgehen und durchaus umlernen müsse; er verglich sich daher mit einem Baumeister, der zu dem Turm, den er aufführen wollten, ein schlechtes Fundament gelegt hat; er wird es noch beizeiten gewahr und bricht gern wieder ab; seinen Grundriss sucht er zu erweitern, sich seines Grundes mehr zu versichern und freut sich schon im voraus der Festigkeit des künftigen Baues. Von der Klarheit und Befriedigung, in der er jetzt lebe, hatte er lange kein Gefühl gehabt. Darin erkannte er auch die sittliche Rückwirkung des Kunstgenusses; er fühlte, dass durch die anhaltende Betrachtung des Schönen und Erhabenen der Geist zum Ernst und zur Tüchtigkeit gestempelt werde, und auch der sittliche Mensch eine große Erneuerung erleide.

Goethes Reisezweck ward sehr dadurch begünstigt, dass er in Rom mit Landsleuten zusammentraf, die ihm aufs bereitwilligste förderlich zu sein bemüht waren. Wilhelm Tischbein, mit dem schon ein altes Verhältnis durch Briefe befestigt war, wurde sein bester Führer in Rom, wo er schon seit mehreren Jahren tätig war. „Ich werde nie“, schreibt Goethe im Januar, „und wenn auch mein Schicksal wäre, das schöne Land zum zweiten Mal zu besuchen, so viel in so kurzer Zeit lernen können, als jetzt in Gesellschaft dieses ausgebildeten, erfahrenen, feinen, richtigen, mir mit Leib und Seele anhängenden Mannes.“ Er stand der Geistesrichtung unseres Dichters um-

so näher, als auch er die Malerkunst mit der Poesie in Verbindung zu setzen suchte. Schon 1782 beschäftigte er sich mit Zeichnungen nach Goethes Gedichten und stellte eine Szene aus dem Götze in einem Gemälde dar. Jetzt versuchte er umgekehrt Goethe für die Idee zu gewinnen, Gedichte zu seinen Gemälden zu machen, ein Projekt, von dem kein Erfolg zu erwarten stand. Er malte während dieses freundschaftlichen Zusammenlebens das große Portrait Goethes, welches ihn darstellt, wie er als Reisender, in einen Mantel gehüllt und auf einem umgestürzten Obelisk ruhend, die tief im Hintergrund liegenden Ruinen der Campagna di Roma überschaute. Hofrat Reiffenstein, Direktor des Erziehungsinstituts für russische Künstler, belebte die geselligen Verhältnisse der fremden Künstlerkolonie, in der damals die Malerin Angelica Kaufmann als ein Stern erster Größe glänzte<sup>90</sup>. In diesem engeren Kreis von Kunstfreunden verkehrte Goethe am liebsten, da er eine Abneigung hatte, in Rom eine Rolle zu spielen. Er suchte sich wenigstens durch ein Halbkognito gegen die Zudringlichen zu schützen, um den Erörterungen über sich und seine poetischen Arbeiten zu entgehen. Indes musste er manchmal nachgeben, und selbst italienische Dichter bemühten sich um sein kritisches Urteil über ihre Werke. Der Abbate Monti, den er in dem Gesellschaftszirkel des Fürsten von Liechtenstein kennen gelernt hatte, las ihm sein neues Trauerspiel Aristodemus vor, das im Januar mit vielem Beifall, den besonders die deutsche Künstlerbank freigebig spendete, auf die Bühne gebracht ward. Die Folge dieser Bekanntschaft war, dass Goethe am 4. Januar mit einem schmeichelhaften Diplom in die Dichtergesellschaft der Arcadia aufgenommen ward.

Mit warmer Verehrung schloss sich in Rom Karl Philipp Moritz an ihn an, der arme, deutsche Gelehrte voll lebendigen Geistes, welchen ebenfalls das Verlangen nach den Wunderwerken des alten Roms über die Alpen geführt hatte<sup>91</sup>. „Es ist eine Wollust“, schreibt Moritz an einen Freund in der Heimat, „einen großen Mann zu sehen; wie arm empfinde ich dies jetzt. Wie

---

<sup>90</sup> Zur Erläuterung von Goethes Äußerungen über Angelica Kaufmann dient eine Stelle in Herders Briefen aus Rom: „Je mehr ich sie kennen lerne, desto mehr gewinne ich dieses seltene, jungfräuliche Kunstwesen lieber; eine wahre himmlische Muse voll Grazie, Feinheit, Bescheidenheit und einer ganz unnennbaren Güte des Herzens ... Ihr Eindruck wird mir wohl tun auf mein ganzes Leben; denn er ist von allen Buhlereien, aller Eitelkeit und Falschheit entfernt; sie weiß nichts davon und ist bei aller der demütigen Engelsklarheit und Unschuld, von der alle ihre Arbeiten zeugen, vielleicht die kultivierteste Frau in Europa.“

<sup>91</sup> Über K. Ph. Moritz s. Wilib. Alexis in Prutz' literarhistorischem Taschenbuch, 5. Jahrg. 1847. S. 3 - 71.

ein wohlthätiger Genius konnte mir Goethe nirgends gewünschter erscheinen, als hier. O, warum kannst Du nicht auch Dich an seines Geistes milder Flamme wärmen! Ich fühlte mich durch seinen Umgang veredelt; die schönsten Träume längst verflossener Jahre gehen in Erfüllung.“ Auf einem Spazierritt, den sie in den letzten Novembertagen zusammen gemacht hatten, brach Moritz den linken Arm, indem sein Pferd auf dem ausgeglätteten, durch einen Staubregen schlüpfrig gewordenen Pflaster in der Nähe des Pantheon stürzte. Er musste einige Monate hindurch das Bett hüten. In dieser Zeit nahm sich Goethe seiner aufs freundlichste an und ward sein „Wärter und Beichtvater, sein Finanzminister und geheimer Sekretär.“ Aber auch Goethe kamen seine vielseitigen antiquarischen und mythologischen Kenntnisse in Rom trefflich zustatten. Auch räumt er ein, dass er nicht gewagt haben würde, seien Iphigenie in jambisches Metrum zu übertragen, wenn er nicht in Moritz „Versuch einer deutschen Prosodie“ einen Leitstern gefunden hätte; durch die mündlichen Erörterungen des Verfassers fühlte er seine Einsicht noch mehr gefördert.

Die Umarbeitung der Iphigenie ward in Rom zu Ende geführt. Die Frühstunden waren ihr gewidmet. Der Dichter verfuhr dabei mit solcher Strenge, dass er gesteht, an manchen Versen sich stumpf gearbeitet zu haben. Er nennt sie in dem Brief vom 10. Januar 1787, womit er ihre Absendung an die Freunde in der Heimat begleitete, „sein Schmerzenskind, aus mehr als einem Sinn.“ – „Ob es mir gleich ganz gleichgültig ist, wie das Publikum diese Sachen betrachtet, so wünschte ich doch meinen Freunden einige Freude bereitet zu haben.“ Auch diese bescheidene Hoffnung sollte indes nur unvollkommen sich erfüllen. So einsam stand der Dichter mit seinem Meisterwerk, über dessen Wert jetzt nur eine Stimme der Anerkennung herrscht, dass man ihm von keiner Seite die Mühe, die er darauf gewandt hatte, recht Dank wusste. Die Freunde in Rom, denen er es vorlas, erwarteten etwas Berlichingisches und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden; nur „die zarte Seele Angelica nahm das Stück mit unglaublicher Innigkeit auf.“ Noch unerklärlicher ist, dass man im weimarschen Freundeskreis die Vorzüge der neuen Bearbeitung so wenig würdigte, dass man ihm durch die kühle Aufnahme ziemlich deutlich zu verstehen gab, man habe lieber das ältere das ältere Prosa-Drama zurückkehren sehen. „Ich merke wohl,“ schreibt Goethe einige Monate später, „dass es meiner Iphigenie wunderlich gegangen ist ... und dass im Grund mir nie-

mand für die unendlichen Bemühungen dankt; ... doch das soll mich nicht abschrecken, mit Tasso eine ähnliche Operation vorzunehmen.“

Inzwischen durchkreuzten sich im Beginn des neuen Jahres mancherlei Pläne wegen der Fortsetzung der Reise. Anfänglich sollte Rom das südlichste Ziel derselben sein; gleich nach Ostern wollte er Rom verlassen und über Florenz in die Heimat wieder zurückkehren. „Mein dringendsten Bedürfnis“, schreibt er, „wird befriedigt sein; ich bin von einer ungeheueren Leidenschaft und Krankheit geheilt, wieder zum Lebensgenuss, zum Genuss der Geschichte, der Dichtkunst, der Altertümer genesen und habe Vorrat auf Jahre lang auszubilden und zu komplettieren.“ Da ihm jedoch freundliche Stimmen aus der Heimat zuredeten, nicht zu eilen, um mit vollständigerem Gewinn nach Haus zurückzukehren, auch der Herzog ihn in einem gütigen teilnehmenden Brief auf unbestimmte Zeit von seinen amtlichen Pflichten entband und ihn über seine Entfernung beruhigte, so nahm er auch Neapel und Sizilien in seinen Plan auf, so dass er mit dem Frühjahr 1788 heimzukehren gedachte.

Goethe blieb in Rom diesmal nur bis gegen das Ende des Februars, nachdem er noch zuvor die „Karnevalstorheit“ an sich hatte vorübergehen lassen. Er war in diesen letzten Wochen „keinen Augenblick müßig“, „vom Morgen bis in die Nacht in Bewegung.“ Was er von Merkwürdigkeiten noch nicht gesehen hatte, suchte er auf, damit vor seiner Abreise nach Neapel „die Ernte wenigstens niedergemäht sei.“ Das Beste ward zum zweiten Mal betrachtet, und „das erste Staunen löste sich mehr in ein Mitleben und reineres Gefühl des Wertes der Sache auf;“ – „Meine Liebschaften“, äußerte er, „reinigen und entscheiden sich, und nun erst kann mein Gemüt dem Größeren und Echtesten mit gelassener Teilnahme sich entgegen heben.“ Um sich den großen Intentionen der Künstler durch Nachbildung und Nachahmung mehr zu nähern, zeichnete er fleißig römische Bauten und Kunstwerke; den Weimarer Freunden ward eine Sammlung von Zeichnungen zugesandt.

Am 22. Februar 1787 reiste er in Tischbeins Gesellschaft nach Neapel ab. Von seinen Manuskripten begleitete ihn nur der Tasso, zu dem er jetzt „die beste Hoffnung hatte.“ Zwar drängte sich ihm zugleich das Bedenken auf, ob er nicht besser tue, neue Gegenstände, an denen er lebendigeren Anteil nehme, mit frischem Mut zu unternehmen, und etwa die Iphigenie in Delphi zu schreiben, statt „sich mit den Grillen des Tasso herumzuschla-

gen.“ Allein er fühlte doch, dass er in diese Dichtung schon zu viel von dem eignen hineingelegt habe, als dass er sie fruchtlos aufgeben sollte. Es war jedoch dies zweite „Schmerzskind“ mit den schwermutvollen Zügen eines leidenden Dichterherzens nicht bestimmt, unter der heiteren Sonne Neapels und Siziliens ins Leben gerufen zu werden.

So wie er die lachenden Fluren Campaniens betritt, ergreift ihn die heitere Lust des Daseins, welche aus der üppigen Fülle der Natur ihm entgegen quillt und im munteren Lebensgenuss des Volks ihn umrauscht. Der Strom des Lebens reißt ihn mächtig mit sich fort; er gesteht sich selbst nicht mehr zu kennen und erst zur Besinnungen kommen zu müssen. „Neapel“, schreibt er, „ist ein Paradies; jedermann lebt in einer Art von trunkener Selbstvergessenheit. Mir geht es ebenso, ich erkenne mich kaum, ich schein mir ein ganz anderer Mensch.“ Mit Rührung gedenkt er seines Vaters, der von den Schönheiten Neapels einen unauslöschlichen Eindruck erhalten hatte, und meint, der habe nie ganz unglücklich werden können, weil er sich immer wieder nach Neapel versetzt habe. Im Gegensatz dieses Paradieses erschien ihm jetzt die Tiberstadt wie ein Kloster, an das er kaum noch zurückdenken mochte. Dort konnte er ganz den Studien der Kunst leben und im Geist das alte Rom aus den Ruinen wieder aufbauen. Hier war alles Leben und Gegenwart. Es ward ihm eine Lust, sich unter das Volksgewühl zu mischen, charakteristische Züge aufzuzeichnen und dem bunten Treiben mit entzücktem Staunen zuzuschauen. Besonders zog ihn das Schiffs- und Seewesen an, das den Kreis seiner Begriffe erweiterte. Nie hatte er die Reize des Meeres so gekannt, mochte es sich in glänzender Spiegelfläche vor ihm endlos ausbreiten oder die Pracht der sturmbewegten Wellen ihm den Ausruf entlocken, dass doch die Natur das einzige Buch sei, das auf allen Blättern großen Gehalt biete.

Die Ausbrüche des Vesuvs reizten seine Wissbegier mehrmals zum Anschauen dieser großartigen Naturphänomene. Seine Verwegenheit brachte ihn dabei in nicht geringe Gefahr. Der dritte Besuch, den er am 20. März in Begleitung von zwei Führern in der Absicht unternahm, einer eben ausbrechenden Lava möglichst nahe zu kommen, hätte leicht unglücklich enden können. Er hatte Verlangen, dem Punkt, wo die Lava aus dem Berge quillt, von hinten her nahe zu kommen und befand sich plötzlich auf dem glühenden Boden, aus dessen Ritzen ringsum der Dampf Sonne verfinsternd em-

por wirbelte. Der Führer ergriff ihn noch zu rechter Zeit und entriss ihm dem erstickenden Qualm.

In Gesellschaft Tischbeins besah Goethe auch die Kunstschätze und Überreste des Altertums in und um Neapel. Indes scheint er an Kunstgenüssen in Rom etwas übersättigt worden zu sein; sein Sinn gehörte jetzt zu sehr der Gegenwart, als dass er sich den Ernst der römischen Kunststudien hier hätte erhalten können. Die Betrachtung der Gräber der Städte Herculaneum und Pompeji gewährte ihm wenig mehr als eine flüchtige Befriedigung der Neugier, und es scheint von diesen ehrwürdigen Resten eines untergegangenen Daseins der Geisteshauch des Altertums nicht zu ihm gedrungen zu sein. Ein Ausflug zu den großartigen Trümmern von Pästum ward jedoch nicht unterlassen.

Da überhaupt Goethe in Neapel mehr genießen und beobachten, als studieren wollte, so gab er es auf, sich in das sonst beliebte Inkognito zu hüllen und machte daher manche unterhaltende und belehrende Bekanntschaft. Auch in Neapel war er durch seinen Werther empfohlen. Mit großer Teilnahme gedenkt er der Bekanntschaft mit dem trefflichen Filangieri, mit dem er sich in anregenden staatsphilosophischen Unterhaltungen erging. Da Tischbein auf Anraten des Malers Philipp Hackert, der damals als Künstler eines ausgezeichneten Rufes genoss und bei Hof großen Einfluss hatte, nach Neapel gekommen war und eine Zeitlang bei ihm wohnte, so kam Goethe auch mit diesem in ein freundschaftliches Verhältnis und gewann ihn sehr lieb. Er besuchte ihn auf einige Tage in seiner Wohnung im alten Schloss zu Caserta und bediente sich seines Rats bei seinen Übungen im Zeichnen. Hackert sagte zu ihm: „Sie haben Anlage, aber Sie können nichts machen. Bleiben Sie achtzehn Monate bei mir, so sollen Sie etwas hervorbringen, was Ihnen und Andern Freude macht“, eine Äußerung, welche, je richtiger sie war, umso mehr seinen Künstlerehrgeiz spornte, sich des Technischen gründlicher zu bemächtigen.

Der Fürst von Waldeck, welcher sich damals in Neapel aufhielt und unserm Dichter große Zuneigung bewies, hätte ihn fast zur Mitreise nach Griechenland überredet. Allein er heilt doch das Projekt der sizilianischen Reise fest und nahm für diese einen jungen deutschen Landschaftsmaler namens Kniep, welcher ihm von Tischbein empfohlen war und durch sein offenes Wesen bald sein Vertrauen und seine Zuneigung gewann, als Begleiter mit sich. Als Vertrag war zwischen ihnen verabredet, dass Goethe die Reisekos-

ten bestreite, Kniep dagegen für ihn Zeichnungen von Landschaften entwerfe; damit aber nach seiner Rückkehr für den jungen Maler ein ferneres Wirken entspringe, sollte er einige später auszuwählende Gegenstände für ihn bis zu einer bestimmten Summe ausführen.

Die Reise nach Sizilien trat Goethe mit frohen Erwartungen an. Schon die Überfahrt däuchte ihm nichts Geringes, weil eine Seereise „Noch in dem Kreis seiner Begriffe fehlte“ und „ihm die Welt erweiterte.“ Auf einer Corvette segelte er am 29. März nach Palermo ab. Während er die ersten Anfälle der Seekrankheit „ganz behaglich“, in seinem Kämmerchen ausgestreckt, überstand, nahm er zu seiner Unterhaltung auf der langsamen Fahrt den Tasso wieder vor, dessen Plan diese Tage hindurch ziemlich ins Klare gebracht ward. Am 2. April befand er sich in der reizenden Bucht von Palermo, im Hintergrund die von der Sonne beleuchtete Stadt, rechts den zierlich geformten Monte Pellegrino, links das weithin gestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen, alles vom jungen Grün des Frühlings bekleidet. Goethe und sein in Naturschönheiten eingeweihter Begleiter suchten sich gleich diese mannigfaltigen Prospekte malerisch zu entwickeln und sahen hier eine grenzenlose Ernte für den Künstler vor sich. Noch abends lockte sie der helle Schein des Vollmonds auf die Reede und hielt sie noch nach der Rückkehr lange Zeit auf dem Altan. „Nun verstehe ich erst“, ruft Goethe nach einer Schilderung seines Entzückens aus, „die Claude Lorrain, und habe Hoffnung, auch dereinst im Norden aus meiner Seele Schattenbilder dieser glücklichen Wohnung hervorzubringen.“

Sizilien erschien ihm als der eigentliche Schlussstein seiner Reise, die gepriesene Insel, um die schon die uralte Sage in bald ernster, bald lieblicher Dichtung spielt. Der Punkt, „wo die Räden der Weltgeschichte zusammenlaufen“, der ihm „nach Asien und Afrika deutete.“ Er erkannte jetzt, dass erst durch Sizilien das Bild von Italien vollständig werde, und hier der Schlüssel zu allem sei. Kein entschiedenes, leidenschaftliches Bestreben hielt ihn während dieser genussreichen Wochen in Spannung und Unruhe; gelassen und behaglich gab er sich den Gegenständen hin und drückte sich das Bild tief in die Seele. Manche eine Zeitlang zurückgedrängte Neigung trat wieder freier hervor; er ließ den Reiz des Augenblicks über sich gebieten. Seine Schilderungen von Sizilien lassen uns an den mannigfaltigsten Beobachtungen teilnehmen und die Vielseitigkeit seiner geistigen Interes-

sen aufs klarste überschauen; ihre poesievolle Klarheit gemahnt uns, wie der klare Duft, der an Siziliens Küsten ihm so reizend erschien.

Aufs genaueste betrachtete er auf seiner Rundreise durch die Insel alenthalben die Eigentümlichkeit des Bodens sowohl in mineralogischer als botanischer Hinsicht. Umgab ihn dann die Frühlingsnatur in solcher Herrlichkeit, wie in den glücklichen Tagen von Palermo, Girgenti und Taormina, so schlug wieder das Entzücken als reine Flamme der poetischen Begeisterung empor. „Wer dichtet nicht, dem diese schöne reine Sonne scheint, der diesen Hauch des Lebens in sich zieht“, sagte er uns noch in seiner auf Siziliens Flur versetzten Claudine.

Auch das Studium antiker Kunst heilt eine ergiebige Ernte auf dem klassischen, mit Trümmern alter Pracht übersäten Boden. Die Ruinen der Tempel von Segeste, Girgenti und Catania gehörten zu den großartigsten Anschauungen alter Baukunst, die ihm seine Reise gewährte, und durch Knieps Zeichnungen wurden sie auch zu weiterer Betrachtung festgehalten. Selbst aus den Münz- und Medaillensammlungen, welche er zu Palermo und Girgenti in einem noch nicht gekannten Reichtum kennen zu lernen Gelegenheit hatte, „lachte ihm ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst entgegen;“ er musste bekennen, bis jetzt wenig davon zu verstehen; doch war das Interesse für dies Studium seitdem bei ihm in seine Rechte getreten.

In Palermo, wo er bis zum 18. April blieb, war ihm ganz besonders wohl geworden, weniger in der ohne eigentlichen Kunstgeschmack erbauten und unreinlich gehaltenen Stadt, als in der über allen Ausdruck reizenden Umgebung. Aus jedem seiner Worte, womit er diese Genüsse zu schildern versucht, haucht uns das Gefühl des heitersten Seelenfriedens an, mag er uns längs der Wald bewachsenen Höhen, welche die Bucht umsäumen, oder in das fruchtreiche Tal, das der Orbetto durchschlängelt, geleiten oder uns den Pellerino hinauf zur Grotte der heiligen Rosalie führen, wo er, bei dem reizenden Bild der Heiligen niederkniend, einsam sich in die Träume seiner dichtenden Phantasie verliert. Die vergnügtesten Stunden brachte er im Stillen in dem öffentlichen Garten unmittelbar an der Reede zu. Geschmückt mit der üppigsten Fülle von blütenreichen Oleandern, Zitronenbäumen und andern Baumgruppen des Südens, die von großen Bassins, darin Gold- und Silberfische spielten, unterbrochen wurden, umspült von der plätschernden Welle des dunkeln Meeres, während über Land und Meer

der glanzvolle Duft des wolkenlosen Äthers schwebte, erschien er ihm wie ein Zaubergarten und entrückte ihn in eine poetische Welt. Die glückliche Insel der Phäaken, deren er schon einmal im Fruchtgarten Italiens eingedenk geworden war, tauchte vor ihm aus dem Meer hervor. Er eilte sich einen Homer zu kaufen und verstand die Odyssee niemals besser als jetzt. Sizilien hat ihn zum Homeriden geweiht, wie wir namentlich in dem Geständnis erkennen: „Was den Homer betrifft, ist mir wie eine Decke von den Augen gefallen; die Beschreibungen, die Gleichnisse etc. kommen uns poetisch vor und sind doch unsäglich natürlich, aber freilich mit einer Reinheit und Innigkeit gezeichnet, vor der man erschrickt;“ später gesteht er noch Schiller, „die Odyssee habe ihm aufgehört, ein Gedicht zu sein; sie habe ihm die Natur selbst geschienen.“

Nichts mehr war er jetzt ein schwermütvoll träumender Tasso, sondern der lebensmutige Odysseus, der, die Liebe zur Heimat im Herzen, von Küste zu Küste umherschweift und vieler Menschen Städte und Sitte kennen lernt.

Aus dem persönlichen Interesse, das er für diesen Ältervater aller Touristen fühlte, erwuchs der Entwurf zu einem Drama Nausikaa, in welchem er die Haupthandlung der Odyssee zu konzentrieren gedachte. Das einfache Sujet, dass ein Mädchen, welches bisher alle Bewerbungen von sich gewiesen hat, sich von einem Fremdling angezogen fühlt, ohne dass eine Verbindung möglich wird, „sollte durch den Reichtum der untergeordneten Motive und besonders durch das Meer- und Inselhafte der eigentlichen Ausführung und des besondern Tons erfreulich werden.“ Vornehmlich ward er dadurch an diesen Plan gefesselt, dass er alles aus eigenen Erfahrungen nach der Natur ausmalen konnte. Er beschäftigte sich anhaltend damit während seiner ganzen Reise. Schon einige Tage vor seiner Abreise von Palermo brachte er in seinem Lieblingsgarten den Entwurf zur Reife und konnte sich nicht enthalten, einige Stellen auszuführen. Diese Blättchen finden sich unter seinen fragmentarischen Dichtungen abgedruckt. Sie lassen nur soweit auf das Ganze schließen, dass man den idyllischen Charakter, den das Drama erhalten sollte, darin erkennt; dem dritten Akt war die Erzählung von Odysseus Abenteuern zugeteilt. Diesen scheint er noch kurz vor seiner Trennung von Sizilien durchdacht zu haben, als er zu Taormina, während Kniep mit Zeichnen beschäftigt war, zwischen den Orangenästen eines schlechten Bauerngartens die Einsamkeit suchte und „den Grundunter-

schied des Dramas und der Epopöe ins Auge fasste“, ein Thea, das er später als Epiker wieder aufnahm. Durch die nachfolgenden Zerstreuungen ward der sorgfältig bis ins kleinste Detail durchdachte Entwurf zurückgedrängt.

Er hatte schon am Tage vor seiner Abreise von Palermo sich zu beklagen, dass er von vielerlei Geistern verfolgt und versucht werde. Als er nach dem öffentlichen Garten gegangen war mit dem festen Vorsatz, seine dichterischen Träume fortzusetzen, ergriff ihn mitten unter der mannigfaltigen Pflanzenwelt aufs neue die Idee der Pflanzenmetamorphose, und „zerstört war sein guter poetischer Vorsatz, der Garten des Alcinous war verschwunden, ein Weltgarten hatte sich aufgetan.“ Diese Idee verfolgte er auch auf seiner Weiterreise in Betrachtung der reichen Vegetation der Insel. Von Neapel aus schreibt er darüber an Herder: „Ferner muss ich Dir vertrauen, dass ich dem Geheimnis der Pflanzenerzeugung und Organisation ganz nahe bin, und dass es das Einfachste ist, was nur gedacht werden kann. Unter diesem Himmel kann man die schönsten Beobachtungen machen. Den Hauptpunkt, wo der Keim steckt, habe ich ganz klar und zweifellos gefunden; alles Übrige seh’ ich auch schon im Ganzen und nur noch einige Punkte müssen bestimmt werden. Die Urpflanze wird das wunderlichste Geschöpf von der Welt, um welches mich die Natur selbst beneiden soll. Mit diesem Modell und dem Schlüssel dazu kann man alsdann noch Pflanzen ins Unendliche erfinden, die konsequent sein müssen, d.h. die, wenn sie auch nicht existieren, doch existieren könnten und nicht etwa malerische oder dichterische Schatten und Scheine sind, sondern eine innerliche Wahrheit und Notwendigkeit haben. Dasselbe Gesetz wird sich auf alles übrige Lebendige anwenden lassen.“ So entwickelte sich ein genialer Gedanke, den ein namhafter neuerer Naturforscher zu den luminosen zählt, welche für alle Zeit und die gesamte Menschheit ihre volle Geltung behalten.

Goethe nahm seinen Weg zuerst über Alcamo nach Girgenti, von hier, um auch das Innere der Insel kennen zu lernen, über Caltanissetta nach Catania, wo er am 1. Mai eintraf. Den Gipfel des Ätna in dieser Jahreszeit, wo der Schnee noch sehr tief lag, musste er aufgeben und sich mit dem niedrigeren Monte Rosso begnügen, von wo er unter heftigem Sturm einen flüchtigen Blick auf den lang ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus genoss. Eine ruhigere Ansicht dieser Küstenlandschaft gewährte ihm das Theater von Taormina, wo ihm das herrlichste Panorama vor Augen lag, der lange Gebirgsrücken des Ätna und die Meeresküste bis Kalabrien hin. Umso

niederschlagender war der Anblick des verwüsteten Messina, das sich nach dem schrecklichen Erbeben von 1783 noch nicht aus seinen Trümmern wieder erhoben hatte. Ein finsterner, despotischer Gouverneur machte es überdies für den Fremden zu einer Zyklophenhöhle, so dass Goethe nur mit einiger Odysseus-Gewandtheit, über die er uns ausführlich berichtet, sich den drohenden Folgen der Versäumnis einer Einladung entzog. Verdrießlich daher und ungeduldig ergriff er die erste beste Gelegenheit fort zu kommen und schiffte sich nach einem viertägigen Aufenthalt am 14. Mai auf einem französischen Kauffahrteischiff ein.

Verdruss und Langeweile begleiteten seine diesmalige Seereise mehr, als die vorige. Bei dem von Anfang an ungünstigen Wind rückte das Schiff nur langsam vorwärts, die Seekrankheit befiel ihn ärger als früher, und er konnte nicht einmal, wie auf der bequem eingerichteten Corvette, in seinem Kämmerchen die Einsamkeit aufsuchen, sondern musste zwischen einer dicht gedrängten Menge von Passagieren Platz nehmen. Erfreulicher verflossen die Stunden, wo er, mit Kniep auf dem Verdeck verweilend, an dem munteren Tummeln der Delfine oder an den malerischen Küsten Unteritaliens das Auge weiden konnte. Schon lag am dritten Tag der Fahrt Cap Minerva vor ihnen, der Vesuv ward sichtbar, über dem eine ungeheure Dampfwolke aufgetürmt war, links ließen sich die Felswände der Insel Capri unterscheiden. Völlige Windstille war eingetreten, und sie entzückten sich an dem Anblick des ruhigen, glänzenden Meeres und der Küste, als ein laut und lauter werdender Lärm unter den Passagieren sie herbeizog und blid mit der Gefahr bekannt machte, in der man sich befand. Das Schiff war in die Strömung um Capri geraten und trieb den Felsen zu, die es zu zertrümmern drohten. Alle ereiferten sich in ungestümen Reden gegen den Kapitän und den Steuermann, deren Ungeschicklichkeit man das Unheil zuschrieb, wie man denn von Beginn der Fahrt an ihnen kein rechtes Zutrauen hatte schenken wollen. Goethe, „dem von Jugend auf Anarchie verdrießlicher war, als der Tod“, war es unmöglich länger zu schweigen. Er stellte ihnen vor, dass gerade in diesem Augenblick ihr Lärmen und Schreien denen, von welchen noch allein Rettung zu hoffen sei, Ohr und Kopf verwirrten, so dass sie weder denken noch sich untereinander verständigen könnten. Darauf ermahnte er sie, ihr brünstiges Gebet zur Mutter Gottes zu richten, damit sie sich bei ihrem Sohn verwende und er jetzt tue, was er für seine Apostel getan habe, als auf dem See Tiberias schon die Wellen in das Schiff schlugen und er dem Wind zu ruhen gebot; ebenso könne er jetzt der Luft gebieten,

sich zu regen, wenn es anders sein heiliger Wille sei. Diese Worte taten die beste Wirkung. Man beruhigte sich; die Frauen lagen betend auf ihren Knien. Goethe begab sich in die Kajüte hinab und legte sich halb betäubt auf seine Matratze. Bald darauf eilte Kniep herunter und verkündigte, dass Rettung da sei; ein gelinder Windhauch hatte sich erhoben, man konnte von den Segeln Gebrauch machen, und es gelang aus der Strömung herauszukommen. Am folgenden Morgen (17. Mai) ließ das Schiff die gefährliche Felseninsel hinter sich und fuhr in den Golf von Neapel ein.

Während der beiden Wochen, die Goethe noch in Neapel zubrachte, bemühte er sich, manches zu sehen, was ihm beim vorigen Besuch noch entgangen war, wobei ihm Hackert und andere Freunde (Tischbein war nach Rom gereist) sich sehr gefällig bewiesen. Dem geselligen Zudrang entzog er sich jetzt weniger; die sizilianische Reise, meint er, habe ihn leutseliger und zutätiger gemacht. Am 3. Juni riss er sich los, von niemand bewegter und herzlicher scheidend, als von seinem treuherzigen Reisegefährten Kniep, dem er auch in der Ferne die beste Fürsorge zu widmen versprach, und fuhr „durch das unendliche Leben dieser unvergleichlichen Stadt halb betäubt hinaus, vergnügt jedoch, dass weder Reue noch Schmerz hinter ihm blieb.“

In Rom<sup>92</sup>, wo er am 6. Juni wieder anlangte, weihte ihn das Fronleichnamsfest schnell wieder zum Römer ein, nicht sowohl durch das fromme Festgewirr, als durch die Anschauung der nach Rafaels Cartonien gewirkten Teppiche, welche an diesem Tag öffentlich ausgehängt wurden; sie führten ihn wieder in den Kreis höherer Kunstbetrachtungen zurück. Rom war ihm jetzt vertrauter geworden; er hatte nichts mehr, was ihn überspannte, „sondern die Gegenstände hatten ihn jetzt zu sich hinauf gehoben.“ Der Trieb zur Ausübung der bildenden Kunst war durch diese Umgebung wieder aufs lebhafteste in ihm angeregt, und er schien Hackerts scharfe Mahnung beherzigen zu wollen, um durch Ausdauer über die Mängel des Dilettantismus hinauszukommen und „das Handwerk der Sache zu lernen.“ – „Ich mag nun“, äußerte er in einem seiner Briefe, „gar nichts mehr wissen, als etwas hervorzubringen und meinen Sinn recht zu üben; ich liege an dieser

---

<sup>92</sup> Zu Goethes Schilderung des zweiten Aufenthalts in Rom vgl. W. v. Humboldts Beurteilung in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, 1830. S. 353 ff. Die in Beilage I. angezogenen Briefe an Frau von Stein geben über die Motive seiner Abreise aus Rom einige nähere Aufschlüsse, wie sie auch dartun, dass der Herzog ihn nicht zurückrief.

Krankheit von Jugend auf krank, und gebe Gott, dass sie sich einmal auflöse.“ Mit Hackert, der auf kurze Zeit nach Rom kam, verlebte er vierzehn Tage auf dem Lande und sah sich durch seine Anleitung „sehr im Landschaftszeichnen gefördert.“ Diese Übungen wurden zunächst seine Aufgabe. Mehrere Ausflüge ins Gebirge, nach Tivoli, Frascati, Albano etc. wurden unternommen, um nach der Natur zu zeichnen. In Rom bezog er nach Tischbeins Abreise, der sich nach Neapel begab, dessen kühlen Saal und war hier während der heißen Sommermonate in friedlicher Abgeschlossenheit überaus tätig, um „seine Talente durchzuarbeiten“, als einer, der „nur der Mühe lebt“ und darin das reinste Glück empfindet. „Meine größte Freude ist“, schreibt er am 22. Juli, „dass mein Auge sich an sicheren Formen bildet und sich an Gestalt und Verhältnis leicht gewöhnt, und dabei mein alt Gefühl für Haltung und Ganzes recht lebhaft wiederkehrt.“

So viel er konnte, hütete er sich, in die Welt gezogen zu werden, um nicht aus der Ordnung zu kommen. Sein Umgang beschränkte sich auf den früheren engen Freundeskreis, und er hatte dankbar anzuerkennen, dass alle Künstler sich bemühten, sein Talent fortzubilden. Angelica Kaufmann bewies ihm ihre frühere, freundschaftliche Teilnahme. Verschaffelt, ein Sohn des Mannheimer Direktors, förderte ihn in der Perspektive. Mit Tripel, der seine Büste im Auftrag des Fürsten von Waldeck modellierte, hatte er belehrende Unterhaltungen in Bezug auf Bildhauerkunst, und er begann ebenfalls zu modellieren, um die menschliche Gestalt, die ihm zuletzt der Gipfel aller Kunst zu sein schien, genauer studieren zu können. Höchst unterrichtend war auch für ihn der Umgang mit Heinrich Meyer aus Zürich, der „den sichern, von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fortging“ und seine Aufmerksamkeit vornehmlich dahin richtete, „die zarten Abstufungen der früheren und späteren Kunst zu prüfen und kennen zu lernen.“ – „Er spricht niemals mit mir, ohne dass ich alles aufschreiben möchte, was er sagt, so bestimmt, richtig, die einzig wahre Linie bestimmend sind seine Worte. Sein Unterricht gibt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben.“ Die Hochschätzung, die sein ernstes Studium für ihn erweckte, hatte später eine innige Freundschaft mit Goethe und ein dauerndes geistiges Zusammenwirken zur Folge.

Auch die Einsicht in die Architektur schärfte Goethe durch Zeichenübungen und fand eine ungehoffte Gelegenheit, seine Kenntnisse nach die-

ser Seite hin zu erweitern, indem gerade damals umfassende Sammlungen von Zeichnungen griechischer und orientalischer Bauwerke nach Rom gebracht wurden.

Moritz war Goethe der liebste Gesellschafter, wenn gleich die Haltlosigkeit seines geistigen und sittlichen Wesens einer offenen Hingebung der Freundschaft im Wege stand. Ihm trug Goethe zum ersten Mal sein Pflanzensystem vor und brachte bei diesem Anlass die ersten Grundlinien desselben aufs Papier, erfreut, eine empfängliche Seele zu finden, der seine Vorstellungsart fasslich zu machen war. Moritz arbeitete an seiner Mythologie und konnte durch positive Kenntnisse auf dem Gebiet der Antiquitäten auch seinem Freund wieder nützlich werden. Ästhetische Gegenstände wurden zwischen ihnen vielfach durchgesprochen. Eine kleine Schrift von Moritz „über die bildende Nachahmung des Schönen“ (Berlin, 1788) erwuchs aus diesen Unterhaltungen.

Ungeachtet dieser ausgebreiteten Studien der bildenden Kunst entzog sich Goethe seinen poetischen Arbeiten nicht, wenngleich die weimarschen Freunde aufs neue klagen mochten, dass er das Wichtigste nebenher tue, und es klingt fast wie eine Rechtfertigung, wenn er dorthin die Worte richtet: „Dass ich zeichne und die Kunst studiere, hilft dem Dichtungsvermögen auf, statt es zu hindern; denn schreiben muss man nur wenig, zeichnen viel.“ Statt Tasso oder Nausikaa fortzusetzen, fühlte er sich am meisten zur Vollendung des Egmont aufgelegt. Zu dieser Wahl trug ohne Zweifel am meisten der Umstand bei, dass gerade damals ähnliche revolutionäre Szenen, wie er in seinem Drama geschildert hatte, in den Niederlanden vorgingen; in Brüssel erhob sich das Volk zur Verteidigung seiner von Joseph II. angetasteten Verfassung, in Holland stand die oranische und die patriotische Partei in Waffen gegeneinander. Goethe nennt die Überarbeitung dieses Dramas eine unsäglich schwere Aufgabe, die er ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und des Gemüts nicht zustande gebracht hätte; es galt das Werk durchzuarbeiten und zu vollenden, ohne es umzuschreiben. In einem der späteren Briefe äußert er, kein Stück habe er mit mehr Freiheit des Gemüts und mit mehr Gewissenhaftigkeit vollbracht, als dieses; er wisse, was er hineingearbeitet habe. Der 5. September, wo er die letzten Lücken in der Handschrift ausfüllte, erschien ihm wie ein festlicher Tag; sein Brief, der die Sendung nach Deutschland begleitete, sprach die Hoffnung aus, dass er seinen Freunden damit Freude machen werde. Diese ging indes

auch diesmal nur teilweise in Erfüllung. Es war immer schwer, von Herder eine Anerkennung zu erhalten. Seine Kritik betraf namentlich das Verhältnis Egmonts zu Klärchen und scheint in der Hauptsache auf die Punkte hinauszulaufen, welche Schillers bekannte Rezension hervorgehoben hat. Goethe konnte Anforderungen nicht befriedigen, die außerhalb seines Plans, ja außerhalb des Kreises seiner dramatischen Poesie lagen. Sein Drama sollte eben kein heroisches Trauerspiel sein, sondern das Gemälde eines edlen menschlichen Daseins, das sich mit frischer Lebenskraft und Freiheit auf dem Hintergrund einer trüben Zeit vor uns ausbreitet. Es weht darin der Hauch der frischen jugendlichen Lebensfreude, welche dem Dichter in Rom eine zweite Jugend bereitete. „Es hat doch im Grunde“, musste er sich schließlich gestehen, „niemand einen rechten Begriff von der Schwierigkeit der Kunst als der Künstler selbst.“

Auf die vier Monate eines stillen, anhaltenden Fleißes folgten genussreiche Ausflüge in den schönen Wochen des Herbstes, der nach einem drückend heißen Sommer doppelt willkommen war. Einige Septemberwochen verlebte Goethe in Gesellschaft des Hofrats Reiffenstein in Frascati, und fühlte sich „recht munter und lustig“; da ward „den ganzen Tag bis in die Nacht gezeichnet, gemalt, getuscht und geklebt, indes er nebenher auch die Umarbeitung des Singspiels ‚Erwin und Elmire‘ im anmutigen Versgewand zustande brachte. Im Oktober hielt er in Castel Gandolfo eine Villegiatur; mehrere Freunde und Freundinnen aus Rom fanden sich dort zusammen, und man gab sich dort, wie an Badeorten, einer zwanglosen, munter Geselligkeit hin. In den wenigen dort geschriebenen Briefen fühlt sich die Erregtheit seines Innern, und der rasche Wurf seines Stils lässt ahnen, dass in seinem Herzen etwas vorging; „mit Vorsatz irrend, zweckmäßig unklug, lässt er seine Leben mehr laufen, als er es führt, und weiß auf alle Fälle nicht, wo es hinaus will.“ An Herder berichtet er, er habe sogar einige Idyllen gefunden. Dies möchten die ersten Ansätze zu den „römischen Elegien“ sein, wenn auch die eigentliche Ausführung oder Fortsetzung mit einem späteren Liebesverhältnis in Verbindung steht.

Goethe hatte während seiner bisherigen Reise sein Herz sorgfältig, wie durch ein Gelübde, vor Liebesneigungen bewahrt, um sich dadurch nicht von seinen nähern und höhern Zwecken ablenken zu lassen, so dass er sich „von Frauen bis zur trocknen Unhöflichkeit entfernt hielt.“ Auf einem kleinen Gartenball zu Rom an einem schönen Juli-Abend, wo es recht lustig

herging, konnte er kaum bis zu Ende aushalten, weil die Mädchen ihn nicht mehr, „wie vor zehn Jahren“, anzogen; diese Ader, äußerte er damals, sei vertrocknet. Das erinnert uns an die Vorwürfe, welche in den römischen Elegien Amor dem Dichter wegen seines lässigen Dienstes macht, und die sophistischen Ermahnungen desselben, womit er ihm wieder das Glück der Jugend, Stoff zum Lied und Glanz der Erfindungen zu gewähren verspricht. Amor belebt ihm auch (in dem damals entstandenen Gedicht „Amor als Landschaftsmaler“) die farbenreiche Landschaft, indem er vor seinen Augen das anmutigste Mädchenbild entstehen lässt. Dieses ward in den heiteren Tagen von Castel Gandolfo gefunden. Eine junge Mailänderin hatte seine Neigung rasch und entschieden gewonnen. Unvorsichtig, wie in den Jugendtagen von Sesenheim und Wetzlar, gab er sich dieser Leidenschaft hin, ihre Gefahr nicht ahnend, und durch den Unterricht im Englischen, der wohl nur auf ein Spiel zärtlicher Annäherung hinauslaufen konnte, war bald der Vertraulichkeit ein Mittel gefunden. Nicht lange aber, so ward er in den schmerzlichsten Zustand versetzt, als er erfuhr, dass seine Geliebte Braut sei. Seitdem hielt er sich in rücksichtsvoller Entfernung und suchte ein offenes Freundschaftsverhältnis herzustellen. Wie weit ihm dies gelungen sei, lässt seine Erzählung nur zum Teil erkennen; sie ist verblasst und gibt absichtlich nicht die volle Wahrheit. Den Kampf einer tieferen Leidenschaft verrät das erst im Winter gedichtete Liedchen:

Eupido, loser, eigensinniger Knabe!  
Du batst mich um Quartier auf einige Stunden;  
Wie viele Tage und Nächte bist du geblieben,  
Und bist nun herrisch und Meister im Hause geworden! etc.

Dies sein damaliges „Leibliedchen“ symbolisch zu nehmen und auf den durch Kunst und Poesie überhaupt erregten Zustand seines Innern zu beziehen, kann uns nicht zugemutet werden. Das Wiedersehen der Gelebten beim Karneval, nachdem sie eine schwere Krankheit überstanden hatte, und den letzten Abschied vor der Abreise aus Rom hebt die Schilderung des Greises mit einer Innigkeit hervor, in der die leidenschaftliche Erregtheit des Gemüts noch nachzittert. Was dazwischen liegt, lässt sich nur ahnen. Es mögen manche Parallelen zu den idyllischen und schmerzlichen Szenen seiner jugendlichen Liebesverhältnisse unberührt geblieben sein. Die römischen Elegien berechtigen jedoch zu keinen Vermutungen.

Inzwischen ward Goethe durch die Nachricht aus der Heimat überrascht, dass im weimarschen Freundeskreis infolge seiner enthusiastischen Schilderungen des italienischen Himmels und des überreichen Kunstgenusses das Verlangen rege geworden sei, diese Freuden mit ihm zu teilen, und dass Herzogin Amalie mit ihrer Umgebung, sowie Herder, Anstalt träfen, noch diesen Herbst nach Italien aufzubrechen. Schon vor einem Jahr hatte er gefürchtet, durch eine solche Begleitung um den reinen Eindruck der Gegenstände gebracht zu werden. Jetzt schein es ihm nicht minder unendlich, in Rom der Führer von uneingeweihten Neulingen in der Kunstkennerchaft zu sein und überhaupt der Poesie der einfachen Lebensverhältnisse, in denen er sich jetzt frei und glücklich fühlte und „sich wieder frisch des humanen Zustands erfreute“, durch den Zwang, welchen ihm der eng geschlossene heimatliche Kreis auferlegen würde, entrückt zu werden. Er war daher bei sich entschieden, die Ankunft der Freunde in Italien nicht abzuwarten. Zuvörderst ging sein Rat an die Freunde dahin, weil der Herbst schon so weit vorgerückt sei, den Winter vorübergehen zu lassen und in der mittleren Jahreszeit bis Rom zu gelangen, was denn auch im nächsten Jahr zur Ausführung kam.

Höchst erfreulich war ihm dagegen die Ankunft seines Freundes Kayser, der zu den übrigen Künsten nun auch das lebhaftere Interesse für die Musik belebte, „einer von den Menschen, durch deren Nähe man gesunder wird.“ Die nächste Veranlassung zu dieser Reise gaben Goethes letzte dramatische Dichtungen. Da er zum Egmont eine passende Musik zu komponieren begonnen hatte, so war es rätlich befunden, dass Komponist und Dichter sich gegenseitig verständigten, und wie er bereits die früheren Singspiele Goethes komponiert hatte, so widmete er auch sein Talent den jüngsten kleineren dramatischen Dichtungen seines Freundes, die, wenn auch die Haupthandlung und die lyrische Zugabe beibehalten ward, doch im Übrigen völlig neue Arbeiten waren. Mit Kayser „studierte er erst recht die Gestalt des Singspiels“ und benutzte zugleich die Erfahrungen, welche ihm die lyrische Bühne Italiens an die Hand gab, wenn er gleich bekennen musste, dass die Opern ihm keine rechte Unterhaltung gewährten und ihn nur das innig und ewig Wahre erfreuen könne. Erwin und Elmire ward abgeschlossen und im Beginn des neuen Jahres abgesandt; im Februar folgte Claudine von Villabella, das lieblichste und gehaltvollste der Goethe'schen Singspiele: „Beide Stücke sind mehr gearbeitet, als man ihnen ansieht.“

Unter diesen Arbeiten trat endlich der Zug zur Poesie wieder mächtig und siegreich hervor; Goethe verschloss sich nicht länger der Überzeugung, dass er in der Ausübung der bildenden Kunst nur ein Dilettant bleibe, erfreut, auf dem rechten Weg der Betrachtung und des Studiums zu sein. „Täglich wird mir’s deutlicher“, bekennt er in einem Brief vom 22. Februar, „dass ich eigentlich zur Dichtkunst geboren bin, und dass ich die nächsten zehn Jahre, die ich höchstens noch arbeiten darf (!), dieses Talent excolieren und noch etwas Gutes machen sollte, da mir das Feuer der Jugend manches ohne großes Studium gelingen ließ. Von meinem längeren Aufenthalt in Rom werde ich den Vorteil haben, dass ich auf das Ausüben der bildenden Kunst Verzicht tue.“ Daher wandte er sich mit erneuter Liebe zu den älteren noch unvollendeten Dichtungen. Er ordnete seine kleinen Gedichte und suchte durch Stellung und Verbindung „die allzu individuellen und momentanen Stücke einigermaßen genießbar zu machen.“ Den Faden des Faust suchte er wieder auf und war dabei fast überrascht sich so unverändert zu finden, als habe sein Inneres durch Jahre und Begebenheiten nicht gelitten. In dem Garten Borghese schrieb er die Szene der Hexenküche und meinte, wenn er das Papier räuchere, sollte ihm niemand die neue Dichtung aus seinem alten Manuskript, das, schon sehr vergilbt und vergriffen, dem Fragment eines alten Codex „gleich“, herausfinden. Auch war er jetzt entschlossen, ‚Künstlers Erdenwallen‘ neu auszuführen und ‚Künstlers Apotheose‘ hinzuzufügen, indem er „zu diesen Jugendeinfällen erst jetzt die Studien gemacht habe, und ihm alles Detail lebendig sei.“ Der Plan zum Tasso war in Ordnung, und in fernerer Aussicht stand Wilhelm Meister, worin die Resultate seiner italienischen Kunstbeobachtungen zusammengefasst werden sollten.

Andere Studien gingen daneben ihren geordneten Gang fort. Knochen- und Muskelbau ward studiert, um die menschliche Gestalt in Bezug auf bildende Kunst genauer kennen zu lernen, und unter anderem ein Fuß modelliert. Seine Pflanzentheorie beschäftigte ihn wieder bei der ersten Entwicklung der Frühlingsvegetation, und es gesellten sich „allerlei Spekulationen über Farben“ hinzu, auf die ihn außer dem Interesse an den atmosphärischen Farben des glanzvollen italienischen Himmels auch der häufig im römischen Künstlerkreis sich wiederholende Meinungsstreit über das Kolorit in der Malerei hinführten. Er ahnte damals noch nicht, welch einen neuen Gärungsstoff er damit unter seine Ideen aufgenommen hatte. So viel hatte er eingesehen, „man müsse den Farben erst von der Seite der Natur

beikommen, wenn man in Absicht auf Kunst etwas über sie gewinnen wolle.“

Der Karneval sah er jetzt zum zweiten Mal und, war es ihm auch diesmal peinlich, „andere toll zu sehen, ohne selbst angesteckt zu sein“, so sprach es doch auch seinen künstlerischen Sinn an, als ein Volksfest, das seinen naturgemäß geordneten Verlauf habe. Er bemerkte sich genau den Gang der Fastnachtstorheiten und die einzelnen Vorkommnisse, und veranlasste seinen Hausgenossen Georg Schütz, die einzelnen Masken zu zeichnen. Aus diesen Vorarbeiten entstand später Goethes meisterhafte Schilderung des römischen Karnevals. Mit gleicher Objektivität betrachtete er die Eigentümlichkeiten anderer römischer Feste und fasste den Plan, einen römischen Festkalender zu schreiben, den er uns freilich schuldig geblieben ist. Bei diesen Festbeobachtungen leistete ihm Freund Kayser Gesellschaft, den es besonders zu den großartigen römischen Kirchenmusiken hinzog. Von dem Miserere in der Sixtinischen Kapelle spricht auch Goethe mit Entzücken.

Nach dem Osterfest bereitete er sich zur Abreise von Rom. Der Abschied, so schwer er ihm ward, war nicht länger zu verschieben. Es waren schmerzliche Tage, da er von seinem Freundeskreis, von der Stätte, wo er so friedlich und glücklich gelebt hatte, scheiden musste, ohne die Hoffnung mitzunehmen, je dahin zurückzukehren. Einen Piniensprössling pflanzte er in Angelicas Garten, einige Dattelpflanzen, die er aus Kernen gezogen hatte, an der Sixtinischen Straße, die, später zu stattlichen Bäumen herangewachsen, manchem Reisenden als Denkmal der Abschiedsstunden des deutschen Dichters teuer waren. Mit einigen Freunden durchwanderte er noch das geliebte Rom in verschiedenen Richtungen und tief ergriffen ließ er zum letzten Mal, vom Kapitol „dem einsamen Palast in der Wüste“ hernieder blickend, das Bild der untergegangenen Herrlichkeit der Weltstadt in seiner Seele lebendig werden. Er war zu stark an sie gefesselt, als dass er einen freudigen Blick zur Heimat richten konnte; ihn begleitete nur das schmerzliche Gefühl eines Verbannten, als (etwa am 22. April) Rom hinter ihm verschwand.

Wandelt von jener Nacht mir das traurige Bild vor die Seele,  
Welche die letzte für mich ward in der römischen Stadt,  
Wiederhol' ich die Nacht, wo des Teueren so viel mir zurückblieb,  
Gleitet vom Auge mir noch jetzt eine Träne herab. –

Diese Verse, mit denen Ovid die Elegie einleitet, in welcher er die Empfindung schildert, womit er, in die Verbannung ziehend, sich von seinem geliebten Rom und allem, was ihm teuer war, losriss, wurden unserm Dichter der Ausdruck seiner eigenen Empfindungen, und ihn verließ diese elegische Stimmung während seiner Rückreise nicht, trotz aller Zerstreung und Ableitung. „Ich kann und darf nicht sagen“, schreibt er noch im Herbst an Heinrich Meyer, „wie viel ich bei meiner Abreise von Rom gelitten habe.“ Er konnte dieses Schmerzes nicht bis zu dem Maß Herr werden, um für ihn den poetischen Ausdruck zu finden, oder, wie er sich ausdrückt, er vermochte diese mehrmals durchdachte Elegie nicht niederzuschreiben, aus Furcht, der zarte Duft inniger Schmerzen möchte verschwinden. Diesen hat er seinem Tasso eingehaucht, auf den sich während seiner Rückreise seine poetische Tätigkeit richtete. Er bearbeitete die Stellen mit vorzüglicher Neigung, welche ihm in diesen Augenblicken am nächsten lagen. Ein Teil wurde in Florenz vollendet, wo er den größten Teil seines Aufenthalts in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte. Über Mailand reiste er nach Deutschland zurück und langte am 18. Juni abends 10 Uhr in Weimar wieder an.

## **2. Kapitel: 1788 - 1791**

Goethe war von Italien geschieden, ohne alle seine Wünsche befriedigt zu sehen; denn aus den Resultaten des Studiums erzeugten sich neue Probleme, und er sah ein, „dass man ein ganzes Leben studieren könne und am Ende doch noch ausrufe: „Jetzt seh’ ich, jetzt genieße ich erst.“ Dennoch hatte teils die Abneigung, sich als Reisebegleiter der Herzogin Amalie ihrem Gefolge anzuschließen, teils das Gefühl dankbarer Verpflichtung, die er gegen seinen Herzog hatte, ihn eben jetzt gedrängt, nach Weimar zurückzukehren. „Bei Ihnen und den Ihrigen“, schreibt er dem Herzog, „ist mein Herz und Sinn, wenn sich gleich die Trümmer einer Welt in die andere Wagschale legen. Der Mensch bedarf wenig; Liebe und Sicherheit seines Verhältnisses zu dem einmal Gewählten und Gegebenen kann er nicht entbehren.“ Der Herzog bezeugte ihm während seiner Abwesenheit eine so liebevolle Gesinnung, dass es nur ein leeres weimarsches Gerede war, er habe seinen Minister gefordert und ihm eine Verlängerung seines Urlaubs abgeschlagen. Überdies war Goethe schon in Italien, wo er sich nach und nach von jedem falschen und eitlen Streben befreit und sich innerhalb der Grenzen seiner individuellen Lebensaufgabe beschränken gelernt hatte,

darüber mit sich im Reinen, in die früheren, amtlichen Verhältnisse nicht wieder einzutreten. Ein Brief, den er von Rom aus an den Herzog richtete, spricht neben seinem dankbaren Gefühl in zartester Weise seinen Wünsche hinsichtlich seiner künftigen Stellung aus:

„Wie sehr danke ich es Ihnen, dass Sie mir diese köstliche Muße geben und gönnen. Da doch einmal von Jugend auf mein Geist diese Richtung genommen, so hätte ich nie ruhig werden können, ohne dies Ziel zu erreichen. Mein Verhältnis zu den Geschäften ist aus meinem persönlichen zu Ihnen entstanden; lassen Sie nun ein neu Verhältnis zu Ihnen nach so manchen Jahren aus dem bisherigen hervorgehen. Ich darf wohl sagen, ich habe mich in dieser anderthalbjährigen Einsamkeit selbst wieder gefunden. Aber als was? – Als Künstler! Was ich sonst noch bin, werden sie beurteilen und nutzen. Sie haben durch Ihr fortdauerndes wirkendes Leben jene fürstliche Kenntnis, wozu die Menschen zu brauchen sind, immer mehr erweitert und geschärft, wie mir jeder Ihrer Briefe deutlich sehen lässt; dieser Beurteilung unterwerfe ich mich gern. Fragen Sie mich über die Symphonie, die Sie zu spielen gedenken, ich will gern und ehrlich jederzeit meine Meinung sagen. Lassen Sie mich an Ihrer Seite das ganze Maß meiner Existenz ausfüllen, so wird meine Kraft, wie eine neu geöffnete, gesammelte, gereinigte Quelle von einer Höhe, nach Ihrem Willen leicht da oder dorthin zu leiten sein. Schon sehe ich, was mir die Reise genützt, wie sie mich aufgeklärt und meine Existenz erheitert hat. Wie Sie mich bisher getragen haben, sorgen Sie ferner für mich; Sie tun mir mehr wohl, als ich selbst kann, als ich wünschen und verlangen darf. Ich habe so ein großes und schönes Stück Welt gesehen und das Resultat ist: Dass ich nur mit Ihnen und mit den Ihrigen leben mag. Ja, ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das tun lassen, was niemand al ich tun kann, und das Übrige andern auftragen. Ihre Gesinnungen, die Sie mir in Ihren Briefen zu erkennen geben, sind so schön, für mich bis zur Beschämung ehrenvoll, dass ich nur sagen kann: Herr! Hier bin ich, mache aus deinem Knecht, was du willst.“

Diese Wünsche wurden erfüllt. Die Geschichte des Präsidiums der Kammer und der Kriegskommission wurden Goethe abgenommen. Durch herzogliches Reskript an die Kammer vom 11. April 1788 wurde dieser Behörde eröffnet, dass der zum geheimen Rat beförderte, bisherige geheime Assistenzrat Schmid zum Kammerpräsidenten ernannt sei, dass aber der geheime Rat von Goethe, um in beständiger Connexion mit den Kammer-

angelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, so wie es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhl zu nehmen.“ Goethe behielt nur die Bergbaukommission bei. Nach und nach wurden seiner Oberaufsicht die Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen, welche zum Teil auf seine Anregung erst von Karl August ins Leben gerufen oder zu Bedeutung gelangt waren. Somit erhielt er einen seinen geistigen Bestrebungen angemessenen Geschäftsbereich, der ihm für jene eine freiere Muße übrig ließ.

Die weimarsche Gesellschaft, in die er jetzt wieder eintrat, kam dem Dichter mit den größten Erwartungen entgegen; sie hoffte aus den neu erfrischten Strömen seines Geistes zu trinken und die Blüten der Poesie in lebendigster Fülle von seinem Genius zu empfangen. Allein Goethe war ein anderer geworden; er hatte einen Standpunkt in seiner Bildung gewonnen, auf den ihm in der damaligen Umgebung keiner folgen konnte. Niemand verstand seine Sprache, wenn er die Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern lebendig war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach dem Verlorenen, seine Klagen schienen zu beleidigen. Seine Gemütsstimmung war mit der verwandt, welche Winckelmann zur schleunigen Umkehr nach dem geleibten Süden trieb. Durch solche Erfahrungen und sein Inneres oft den nächsten zu verschließen, um sich die Klarheit seiner Ansicht nicht trüben, den Entwicklungsgang seines Geistes nicht hemmen zu lassen. Es ist seitdem, mehr als je zuvor, ein charakteristischer Zug in seinem Wesen, dass er sich in seiner inneren Welt gegen das Andrängen des Äußeren wie in einer wohl verwahrten Burg sicher zu stellen sucht, dass er, seiner Empfänglichkeit und Reizbarkeit sich bewusst, sich gegen das verschließt, was seiner Natur nicht gemäß ist. Es konnte nicht ausbleiben, dass er in dieser abgemessenen Haltung vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und vor allen die sich verletzt fühlten, welche die Offenheit und vertrauliche Hingebung früherer Jahre gewohnt waren.

Die nächsten Jahre nach seiner Rückkehr aus Italien lebte er sehr zurückgezogen, ohne einen lebhaften Verkehr mit Freunden. Herder ging am Anfang des Augusts 1788 auf ein Jahr nach Italien, das für ihn, der mit sich fertig und in sich abgeschlossen war, nicht eine gleiche Bildungsschule, wie für seinen Freund werden konnte, und nach seiner Rückkehr lockerte sich das Freundschaftsband, je mehr Herders Geist durch körperliches Leiden

und mancherlei Verdrießlichkeiten umwölkt ward. Das innige Verhältnis zu Charlotte von Stein, welches noch während der italienischen Reise dem Dichter den Genuss verschönert und in beständiger Verbindung mit dem heimatlichen Freundeskreis erhalten hatte, auch dieses erkaltete. Wenn auch auf eine längere Periode der Entfremdung später wieder eine Annäherung folgte, so war doch die belebende, begeisternde Kraft, welche die auf das höchste Vertrauen und die innigste Geistesgemeinschaft gegründete Liebe gehabt hatte, für immer dahin<sup>93</sup>.

In dieser Zeit, wo Sehnsucht nach dem Verlorenen, Missstimmung über die Gegenwart ihm manche schwere Stunde bereiteten, so dass er diese Unbehaglichkeit später als einen Zustand der Verzweiflung bezeichnet, brachte er sein Drama Tasso, das er einst im Sonnenschein beglückender Liebe begonnen hatte, zum Abschluss (im Juli 1789), wie er berichtet, „bei einem zufälligen Aufenthalt zu Belvedere, wo so viele Erinnerungen bedeutender Momente mich umschwebten.“ Es ist gewiss ein tief empfundenes Wort von ihm, dass er dieser Dichtung vor allen sein Herzblut gegeben habe, gleich wie Werther das Vermächtnis schmerzlicher Stunden. Während dies Drama einerseits ein historisches Charakterbild ist, in welchem die Züge aus Tassos Leben mit feinsten Berechnung aufs kunstreichste ineinander verwebt sind, erfüllt es sich zugleich mit der Kontemplation und der Gefühlswärme der Lyrik. So ward Goethes Tasso die Elegie eines friedelosen Dichterlebens, die Darstellung seines weichen, oft zu schwermütiger Selbstqual hinneigenden Gemüts, das zuletzt durch Resignation das Gleichgewicht zwischen Innerem und Äußerem herzustellen sucht. Mit der Herausgabe des Tasso ward zugleich im Jahr 1790 die Göschen'sche Ausgabe der Schriften Goethes abgeschlossen. Zur Fortsetzung des Faust fand er nicht Stimmung und Sammlung; er ließ ihn als Fragment erscheinen, in welchem die Szenen, die ihm keiner weiteren Überarbeitung zu bedürfen schienen, zusammengestellt waren. Das Publikum, schon mit den politischen Ereignissen beschäftigt, nahm dieses, wie überhaupt die neuesten

---

<sup>93</sup> Dass ich schon vor dem Erscheinen des dritten Teils der „Briefe Goethes an Frau von Stein“ das Nähere über die Auflösung dieses Verhältnisses so wie einige Nachträge zu dem ersten Band dieser Biographie habe mitteilen können, verdanke ich der Güte des Herrn Hofrat Schöll in Weimar, welcher mir die noch unedierte Briefe Goethes teils in den Aushängbogen, teils in der Originalhandschrift mitteilte und mir gestattete, davon für meine biografische Darstellung beliebigen Gebrauch zu machen. Der Druck dieses Bandes war damals schon zu weit vorgerückt, als dass meine Auszüge dem ersten Buch hätten zugute kommen können. Die erste Beilage enthält, was zur Ergänzung nötig war.

Dichtungen Goethes sehr kühl auf, so dass der Verleger über den geringen Absatz der Ausgabe Klage zu führen hatte.

Wenn die Prinzessin im Tasso so eindringlich der edeln Sitte, dem „Erlaubt ist, was sich ziemt“ das Wort redet, so schildert uns dagegen die nächste Dichtung Goethes die goldene vom Tasso geträumte Zeit, den glücklichen Naturzustand, wo das „Erlaubt ist, was gefällt“ Geltung hat. Die Römischen Elegien, vielleicht schon teilweise in Italien begonnen, wohin der Inhalt und die antike Form auch ferner die Szene zu verlegen gebot, wurden der poetische Ausdruck des Liebesverhältnisses, das Goethe bald nach seiner Rückkehr aus Italien einging. Bei einem Spaziergang im Park – „ich ging im Wald so für mich hin, und nichts zu suchen, das war mein Sinn“ – trat zu ihm eines Tages ein junges Mädchen, Christiane Vulpius, die Schwester eines damals viel genannten Romandichters, um eine Bittschrift zu überreichen. Ihr munteres, zutrauliches Wesen gewann ihr seine Zuneigung; sie besuchte ihn seitdem öfter, und „die Göttin Gelegenheit“, von der die vierte der Elegien berichtet, schloss den engeren Bund: – „Lieblich gab sie Umarmung und Kuss bald mir gelehrig zurück.“ Sie war nicht schön, doch damals noch von zierlichem, wenn auch kleinem Wuchs. Ihr volles, rundes Gesicht mit dem kleinen Stumpfnäschen und schwellenden Lippen hatte mehr den Reiz einer jugendfrischen Sinnlichkeit, als anmutiger Schönheit. „Kurze Locken ringelten sich um’s zierliche Halschen, ungeflochtenes Haar krauste vom Scheitel sich auf“ (Röm. El. IV).

Diese Stunden des Glücks und des Verlangens malen uns die Elegien, von denen die kleineren den venezianischen Epigrammen angehängt sind, so wie das Gedicht „Morgenklagen“. Diese Dichtungen sind, so sehr man ihnen den Zauber poetischer Kunst hat zugestehen müssen, oft angefochten worden, weil sie sich zu dem sinnlichen Genuss weiblicher Reize mit einer Offenheit bekennen, welche die konventionelle Dezenz und oft weit unsittlichere Prüderie unserer Zeit nicht gestattet. Goethe stellte sich mit diesen Elegien, die erst in den Schiller’schen Horen von 1795 abgedruckt wurden, da Goethe anfänglich durch Herders Abraten von der Veröffentlichung abgehalten worden war, entschieden auf den Boden der griechischen Kunst, welche die Schönheit in ihrer Nacktheit, nicht in Draperien verehrte, und von diesem Standpunkt reiner Plastik der Natur wollen diese Gedichte, gleich den Dichtungen der griechischen Lyriker und ihrer römischen Nachahmer, beurteilt sein. Zwei derselben wurden beim Abdruck

weggelassen, „als verfänglichen Inhalts, aber notwendig in diesen Kreis gehörig, und ein Muster, wie auch solche Materien mit Geist und Geschmack im großen Stil behandelt werden können.“ Denn gerade die antike Form adelt den Stoff, weshalb Goethe die bezeichnende Äußerung tat, in modernen Stanzen würde sich der Inhalt verrucht ausnehmen.

In den Elegien schildert uns der Dichter dies Liebesverhältnis in den beglücktesten Momenten, wo es von dem Reiz des Geheimnisses umhüllt war. Als die „kleine Freundin“ ihn zum Weihnachtsfest 1789 mit einem Knaben (später seinem einzigen, da die nachher gebornen Kinder in zartem Alter starben) beschenkte, nahm er sie nebst Mutter und Schwester in sein Haus auf und glaubte, sittlich zu handeln, indem er diese Verbindung als eine unzertrennliche, als eine „Ehe“ betrachtete; er äußert daher gelegentlich in einem Brief an Schiller vom 13. Juli 1796, sein „Ehestand“ sei gerade acht Jahre alt. Die Abneigung gegen kirchliche Zeremonien, die sich während des Aufenthalts in Italien zu einem offen gestandenen Hass gesteigert hatte, die Ansicht, dass eine solche Verbindung die Welt nichts angehe, sondern lediglich die dabei Beteiligten – „unsre Zufriedenheit dringt keine Gefährde der Welt“ – dazu die Scheu, ein Mädchen von geringer Bildung in die weimarsche Gesellschaft als seine Gattin einzuführen, alles dies hielt ihn lange Zeit davon ab, diese Verbindung durch die kirchliche Trauung zu einer legitimen zu machen; erst im Jahr 1806 glaubte er den geeigneten Zeitpunkt dazu gefunden zu haben, nachdem bereits einem August die Rechte legitimer Geburt von dem Herzog, der bei ihm Patenstelle vertreten hatte, zuerkannt waren<sup>94</sup>.

Der Anstoß, den dies häusliche Verhältnis gab, hatte zur Folge, dass man es meist nur so auffasste, als sei es nicht über das sinnliche Bedürfnis hinausgegangen, und Christiane sei im Übrigen nichts als Goethes Wirtschaftlerin gewesen. Eine solche Verleugnung seiner sittlichen Natur war aber für ihn nicht möglich. Vielmehr blickt aus mancher Äußerung, aus mancher Zeile seiner Gedichte (z.B. der Elegie „Metamorphose der Pflanzen“) eine herzliche Zuneigung hervor, wengleich der tiefere Gehaltsinhalt einer

---

<sup>94</sup> Über diese Verbindung s. die möglich schonende, doch im Faktischen wahrheitstreue Darstellung in Riemers Mitteilungen I. S. 354 ff. „häuslicher Zustand“. Minder rücksichtsvoll äußerst sich J. W. K. Ludewig in dem anonym erschienenen Schriftchen „Aus Goethes Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen“, der jedoch einräumt, dass die Vulpius das Hauswesen Goethes ordentlich besorgt, keine Ansprüche gemacht und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe.

auf sittliche Achtung und Geistesgemeinschaft gegründeten Ehe von dieser Verbindung schon deshalb nicht zu erwarten stand, weil die Geliebte und nachmalige Gattin an geistiger Bildung und mehr noch an sittlichem Wert tief unter ihm stand und im Bewusstsein ihrer unwürdigen Stellung sich nicht zu dem Gefühl edlerer Weiblichkeit erheben konnte. Wer behauptet, Goethe habe für seine geistige Tätigkeit größere Unabhängigkeit gewonnen, als wenn ihm eine Lebensgefährtin von höherer Bildung und von angesehener gesellschaftlicher Stellung zu Teil geworden wäre, ist im Irrtum. In geistiger wie in sittlicher Beziehung kann sich eine edle Natur nicht rein und frei erhalten in beständiger Berührung mit einer unedlen Umgebung, und der Ausruf der Frau von Stein: „Der arme Goethe, der immer nur edle Umgebungen hätte haben sollen!“, ist nur allzu wahr. Überdies hat die Nation ihrem größten Dichter die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen; nichts hat der richtigen Würdigung von Goethes sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urteilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als dies Halb-Ehe.

Was Goethe in dieser Periode der Zurückgezogenheit neben seinen Dichtungen niederschrieb, bezeichnet die anscheinend fern voneinander liegenden Gedichte wissenschaftlicher Erkenntnis, denen sich von jetzt an seine geistige Tätigkeit zuwendete. Über ihre innere Verbindung und Verwandtschaft spricht er sich in einem späteren Aufsatz klar aus: „Wie die begünstigte griechische Nation verfahren, um die höchste Kunst im eigenen Nationalkreis zu entwickeln, hatte ich bis auf einen gewissen Grad einzusehen gelernt, so dass ich hoffen konnte, nach und nach das Ganze zu überschauen und mir einen reinen vorurteilsfreien Kunstgenuss zu bereiten. Ferner glaubte ich der Natur abgemerkt zu haben, wie sie gesetzlich zu Werke gehe, um lebendiges Gebilde als Muster alles künstlichen hervorzu bringen. Das Dritte, was mich beschäftigte, waren die Sitten der Völker: An ihnen zu lernen, wie aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand ein Drittes hervorgeht, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind; ich verstehe die menschliche Gesellschaft. Ich schrieb zu gleicher Zeit (1789) einen Aufsatz über ‚Kunst, Manner und Stil‘, einen andern die ‚Metamorphose der Pflanzen‘ zu erklären, und der ‚römische Carneval‘<sup>95</sup>. Sie zeigten sämtlich, was damals in meinem

---

<sup>95</sup> ‚Der römische Carneval‘ erschien zuerst einzeln, Weimar und Gotha 1789, 4. mit 20 illuminierten Kupfern.

Innern vorging, und welche Stellung ich gegen jene drei großen Weltgehenden genommen hatte.“

So sehr auch die objektive Darstellung der Karnevalslustbarkeiten Beifall fand, wollten die gelehrten Botaniker doch den Dichter auf dem Gebiet der Naturwissenschaften nicht als zünftiges Mitglied ansehen und lehnten seine Ansichten als eine poetische Spielerei vornehm ab. Goethe wies in seiner 1790 erschienenen Abhandlung ‚Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären‘ in klarer Darstellung nach, was ihm während seiner Reise in Italien zur Überzeugung geworden war, dass alle Pflanzenteile identisch seien, dass, „möge eine Pflanze sprossen, blühen oder Früchte bringen, es doch immer dieselbigen Organe seien, welche in vielfältigen Bestimmungen und unter oft veränderten Gestalten die Vorschrift der Natur erfüllen.“ Es war erst späteren Jahren vorbehalten, diese Idee zur Anerkennung zu bringen. „Zu hohem und verdientem Ruhm“, um einen Kenner der Wissenschaft (L. Reichenbach) reden zu lassen, „reifte erst spät heran Goethes geistvolle Schrift über die Metamorphose der Pflanzen, eine Abhandlung von ebenso trefflicher Beobachtungsgabe geleitet, als durch glückliche Deutungsgabe belebt. Diese Metamorphose, diese Entwicklung der Pflanze, übertragen auf das ganze Gewächsreich, gibt die Gesetze für ideale Anordnung, für Darstellung des lebendigen, natürlichen Zusammenhanges, dem wir nachforschen sollen, ohne jemals ihn ganz erreichen zu können. Nur die ahnungsvolle Deutung dazu belebt die Schriften des Meisters, die Ausführung bleibt jedem überlassen nach Maßgabe von Einsicht, Eifer und Kraft.“ Es blieb der Grundzug von Goethes wissenschaftlichem Denken, alle Naturerscheinungen als Glieder einer ununterbrochenen Entwicklung des Lebendigen aufzufassen. Diese Idee greift auch hinüber in das Gebiet der Poesie, welche ebenfalls ein Lebendiges in seiner Totalität zu erfassen und darzustellen hat. Die didaktische Elegie „Metamorphose der Pflanzen“, welche das Resultat in poetischer Form zur Anschauung zu bringen sucht, führt uns in anmutiger Parallele das Bild der Liebe vor, die, aus zartem Keim sich entfaltend, in mannigfach wechselnden Gefühlen sich fortentwickelnd, zu der höchsten Frucht gleicher Gesinnungen aufstrebt. Unbeirrt durch kalte, absprechende oder spöttische Urteile schritt Goethe in seiner Forschung fort.

---

nierten Kupfertafeln. Diese Ausgabe ist sehr selten geworden. Goethe besaß kein Exemplar davon; er ließ einmal in einer Auktion sechs Taler dafür bieten, ohne es zu erhalten. – Über das Schicksal der Schrift ‚Über die Metamorphose der Pflanzen‘ s. Goethes ausführlichen Bericht in der „Geschichte meines botanischen Studiums“.

Herbarien wurden angelegt und besonders „Beispiele des Bildens, Umbildens und Verbildens“ gesammelt, manches ward abgezeichnet und so die Fortsetzung der ersten Arbeit vorbereitet. Wenn auch die nächsten Jahre ihn mehrmals aus der stillen Tätigkeit rissen und zu andern Beschäftigungen hinüberzogen, so fand er doch stets Gelegenheit, sich mit dem Mittelpunkt seiner botanischen Studien in Verbindung zu erhalten.

Der Frühling des Jahres 1790 rief Goethe noch einmal über die Alpen. Die Herzogin Amalie kam aus dem Süden zurück, und Goethe reiste ihr bis Venedig entgegen, wo er auch mit einigen römischen Freunden zusammentreffen hoffte. Da ihre Ankunft sich bis in den Mai hinausschob, so verweilte er mehrere Wochen allein in der alten Dogenstadt. Wie er diese Muße benutzt hat, um das Volksleben zu beobachten und die Betrachtung der dortigen Kunstschatze fortzusetzen, darüber belehrt uns ein Teil der ‚venezianischen Epigramme‘. Die meisten dieser kleinen Sammlung sind in Venedig entstanden; doch sind mehrere ältere und spätere Epigramme bei der erst 1795 erfolgten Herausgabe im Schiller’schen Musenalmanach eingeschaltet und angehängt worden, so dass man sich hüten muss, in allen venezianische Beziehungen zu suchen. Viele sind augenscheinlich aus den weimarschen „angenehmen häuslich-geselligen Verhältnissen“ entsprungen, andere enthalten spätere Reflexionen über die französische Staatsumwälzung, wieder andere deuten auf den damals noch nicht angeregten Streit über die Farbentheorie<sup>96</sup>. An den italienischen Epigrammen fällt es besonders auf, dass nirgends jene Begeisterung anklingt, die früher jeden seiner Schritte zum geliebten Süden begleitet und noch in den römischen Elegien ihren poetischen Ausdruck gefunden hatte. Er muss es selbst gestehen: „Das ist Italien nicht mehr, das ich mit Schmerzen verließ.“ Hatte er früher nur leise die Missstände in den italienischen Verhältnissen und die Leiden des Reisenden angedeutet, so bricht jetzt der Unwille unverhaltener hervor:

Deutsche Redlichkeit suchst du in allen Winkeln vergebens;  
Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht.

---

<sup>96</sup> Meine Ansicht über die ‚venezianischen Epigramme‘ habe ich näher begründet in einem Aufsatz, der in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz von Wolfsohn, erscheinen wird. An der metrischen Korrektheit der Epigramme und Elegien hat A. W. v. Schlegel großen Anteil, s. Briefe Schillers u. Goethes an A. W. Schlegel, 1846.

Manche Epigramme verbergen in der scherzenden Umhüllung einen scharfen Stachel, und wir erkennen an diesem und jenem leicht hingeworfenen Worte, dass er sich gegen die Welt mehr verschlossen hat. Zuletzt sind Bettinens Gaukelsprünge und das Dunkel der Spelunke nur die unheimliche Kehrseite der seelenvollen Erhebung zu dem Großen und Schönen, das einst Italien vor seinen Augen ausgebreitet hatte.

Die Herzogin langte am 6. Mai in Venedig an, mit ihr Heinrich Meyer und der Maler Bury, mit denen Goethe seit dem zweiten Aufenthalt zu Rom durch herzliche Freundschaft verbunden war. Die lebendige Unterhaltung mit Kennern der Kunstwerke, die gemeinschaftliche Betrachtung der vorzüglichsten Werke der venezianischen Malerschule führte ihn wieder in das Kunstelement ein, das er in Weimar so schmerzlich entbehrt hatte. Sie begleiteten ihn bis Manuta, wo sie mit ihm den Genuss der Fülle ausgezeichnete Werke der bildenden Kunst teilten. Bury begab sich nach Rom zurück, Meyer nach seinem Heimatland, der Schweiz, von wo auch er nach Rom zurückging; der Herzog von Weimar hatte ihm eine jährliche Unterstützung von 100 Scudi zugesichert, mit dem Wunsch, dass er später nach Weimar komme. Um den Anfang des Juni traf Goethe mit der Herzogin-Mutter wieder in Weimar ein.

Wenige Tage zuvor war der Herzog nach Schlesien abgereist, um den Übungen des preußischen Feldlagers beizuwohnen, das dort zum Behelf einer Demonstration gegen Österreich und Russland gebildet worden war, während Österreich Truppen in Mähren, Böhmen und Galizien zusammenzog. Durch den Kongress von Reichenbach wurden die Kriegsbesorgnisse beseitigt. Der Herzog berief auch Goethe dorthin, „wo er einmal statt der Steine und Pflanzen die Felder mit Kriegern werde besät finden.“ Goethe folgte der Einladung, halb wider Willen, und begab sich nach Breslau. Das militärische Leben, das hier ihn empfing, der Glanz der Feste, die Mannigfaltigkeit der in den fürstlichen Kreisen versammelten Gesellschaft hatte indes wenig Reiz für ihn. Er ließ sich nicht mehr so freudig, wie früher, von der Woge des bunt wechselnden Lebens tragen, immer beobachtend, immer lernend von neuen Erscheinungen, von eigentümlichen Charakteren, so dass selbst das, was seiner Natur fern lag, die Schule der Weltbildung erweiterte! Der Blick ist nach innen gekehrt und ernster geworden, seit die geistige Kraft sich der inneren Gedankenwelt zugewendet hat und mehr auf die Deutung der Geheimnisse der Natur, als der Rätsel der Menschenwelt sich

richtet. „In der Art“, schreibt er um diese Zeit an Jacobi, „auf dem Weg, wie Du mein botanisches Werkchen wirst gesehen haben, setze ich meine Betrachtungen über alle Reiche der Natur fort und wende alle Kunstgriffe an, die meinem Geist verliehen sind, um die allgemeinen Gesetze, wonach die lebendigen Wesen sich organisieren, näher zu erforschen.“

Als Goethe eines Tages auf den Dünen des Lido, welche die venezianischen Lagunen vom Meer trennen, spazieren ging, fand er in dem Sand des Judenkirchhofs einen Schafschädel, der so geborsten war, dass er ihn nicht nur für die früher ausgesprochene Behauptung, die sämtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, einen neuen Beweis gab, sondern auch den Übergang des tierischen Organismus zu fortschreitender Entwicklung und Veredlung der vorzüglichsten Sinneswerkzeuge vor Augen stellte. Er glaubte zu erkennen, dass die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seine, indem ihm der Übergang vom ersten Flügelbein zum Siebbein und den Muscheln ganz deutlich vor Augen trat. Diese Beobachtung bestärkte ihn in der Überzeugung, „ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Teilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da anerkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht.“ Auf die Fortsetzung dieser osteologischen Forschungen war während seines Aufenthalts in Schlesien vornehmlich seine Tätigkeit gerichtet, und er lebte daher mitten in der bewegtesten Welt „wie ein Einsiedler in sich selbst abgeschlossen.“ Er begann eine Abhandlung über die Bildung der Tiere zu schreiben; daneben ward an einer komischen Oper gedichtet.

Gegen Ende des Augusts treffen wir Goethe in den schönen Gebirgsgegenden am Fuß des Riesengebirges, in Adersbach und der Grafschaft Glatz. Viel Belehrung schöpfte er aus der im September ausgeführten Lustfahrt nach Galizien. Er besah unter anderem die Berg- und Hüttenwerke von Tarnowitz und die Salinen von Wiliczka. Manche Beobachtungen wurden aufgezeichnet; doch geben uns von diesen Erfahrungen und Erlebnissen nur einige Epigramme und kurze Andeutungen eine oberflächliche Nachricht; es ist zu erwarten, dass man eine ausführliche Schilderung, auf die schon Goethe Hoffnung machte, späterhin aus seinen Papieren zusammenstellen wird. Im Oktober war er wieder in Weimar.

Es folgte eine Zeit der ungestörtesten Muße. Daher wandten Herzogin Amalie und Herder ihren Einfluss an, ihn für eine größere dichterische Arbeit zu gewinnen, zunächst für die Vollendung des Wilhelm Meister, worin er nach der Versicherung seiner italienischen Briefe alles das zusammenfassen wollte, was er durch den Reichtum der Kunstanschauungen an neuen Ansichten gewonnen hatte. Wirklich wandte er auch sein Augenmerk dahin, als er sein osteologisches Werkchen, an dem er mehrere Wochen, ohne zum Abschluss kommen zu können, gearbeitet hatte, wieder beiseite legte. „Vielleicht rückt“, schrieb er am Schluss des Jahres, „in dem neuen Jahr auch dieses alte Werk seiner Vollendung näher.“ Allein als Dichter fühlte er sich durch die drückenden und spannenden Zeitereignisse aus dem sonst gewohnten Element hinausgedrängt, zumal auch im engeren Kreis die erfrischende Quelle versiegte, die zu mancher Stunde der Begeisterung geweckt hatte; er äußerte später in einem Brief an Schiller, er habe damals aufgehört ein Dichter zu sein. „Hätte ich“, sagte er zu Eckermann, „in der bildenden Kunst und in den Naturstudien kein Fundament gehabt, so hätte ich mich in der schlechten Zeit und deren täglichen Einwirkungen auch schwerlich oben gehalten.“ Es mussten erst einige Jahre vergehen, bis er auch die neuen gewaltsamen Erscheinungen der politischen und sittlichen Welt in sich durchdacht und bewältigt hatte, so dass er aufs neue zu künstlerischer Gestaltung fähig ward. Aufgefordert durch den ihm inwohnenden Trieb zu der Erforschung der Lebensgesetze in der sittlichen Welt wie in der Natur, suchte er die Ordnung, die im äußeren Leben gestört war, in dem stillen Weben und walten der Natur freudig zu erkennen. Auf diesem unermesslichen Gebiete erwachsen ihm stets neue, ungeahnte Probleme, und der leidenschaftliche Fleiß, sie zu seiner Befriedigung zu lösen, in den Erfahrungen der Außenwelt den Grundgedanken seiner Naturforschung überall wieder zu finden und bestätigt zu sehen, wuchs in eben dem Maß, als er einsehen musste, dass die Kraft des Einzelnen zu den großen Aufgaben, die auf die ausgebreitetste Universalität der Naturbeobachtungen hindeuteten, im Missverhältnis stehe. Bisher hatte sich seine Naturforschung meist auf das naturhistorische Gebiet beschränkt, auf welchem er mit ebenso viel poetischer Divinationals sorgfältiger Beobachtung der einzelnen Erscheinungen in die Grundgesetze der Organisation und der Metamorphose alles Lebendigen eindrang. Es war dieselbe Geistestätigkeit, die seine dichterischen Produktionen zur Reife brachte, nur auf einem andern Gebiet, dem man selten die Grenzverbindung mit der Poesie zugestehen wollte. Bei Goe-

the wurzelte die Naturforschung in der erhabensten sittlichen Anschauung, weshalb er für sie eine harmonisch-allgemeine Ausbildung des Individuums fordert. Folgerichtig nimmt sie die spekulative Richtung des Goethe'schen Geistes in sich auf. Denn obgleich Goethe bekennen muss, dass ihm das Organ für Philosophie im eigentlichen Sinn abgehe, so entzog er sich doch keineswegs der Einwirkung ausgezeichneter philosophischer Denker. Wie er mit jugendlicher Begeisterung den Kern des Spinozismus in sich aufnahm, so verfolgte er auch nachmals die Entwicklung deutscher Philosophie, nachdem sie mit Kants Kritik der reinen Vernunft zu dem ernst des wissenschaftlichen Denkens zurückgekehrt war und auf verschiedenen Bahnen die Lösung der höchsten Probleme des Geistes versuchte. Zwar stand ihm Kants Kritik der reinen Vernunft in der Umhüllung der esoterischen Sprache der Metaphysik noch fern; doch dem Standpunkt des großen Philosophen hatte er, ohne seiner Methode bestimmt bewusst zu sein, durch die Anschauung der Gegenstände der Erscheinungswelt, welche ihm ein spekulatives Denken ward, sich genähert. Freudig stimmte er dem Kant'schen Satz bei, wenn gleich alle unsere Erkenntnis mit der Erfahrung angehe, so entspringe sie darum doch nicht alle aus der Erfahrung: „Zum ersten Mal schien eine Theorie mich anzulächeln.“ Eine schönere Klarheit ging ihm in Kants Kritik der Urteilskraft auf, welcher er nach seinem eigenen Geständnis eine höchst frohe Lebensperiode schuldig ward. „Hier sah ich meine disparatesten Beschäftigungen nebeneinander gestellt; Kunst- und Naturerzeugnisse, eins behandelt, wie das andere; ästhetische und teleologische Urteilskraft erleuchteten sich wechselweise. Wenn auch meiner Vorstellungsart nicht eben immer dem Verfasser sich zu fügen möglich werden konnte, wenn ich hie und da etwas zu vermissen schien, so waren doch die großen Hauptgedanken des Werks meinem bisherigen schaffen, Tun und Denken ganz analog; das innere Lebend er Kunst wie der Natur, ihr beiderseitiges Wirken von innen heraus war im Buch deutlich ausgesprochen... Mich freute, dass Dichtkunst und vergleichende Naturkunde so nah' miteinander verwandt seien, indem beide sich derselben Urteilskraft unterwerfen. Leidenschaftlich angeregt, ging ich auf meinen Wegen nur desto rascher fort.“ Da Goethe bei Kants Schriften dasselbe widerfuhr, wie früher beim Studium des Spinoza, dass er mehr das herauslas, was in seinem eigenen Denken schon vorbereitet war, und das Fremde sich auf seine Weise zu recht legte, so musste er's sich gefallen lassen, dass seine Auffassung der Kantischen Doktrin bei den Kantianern wenig Anklang fand und bei seinen

spekulativen Erörterungen der eine und der andere mit lächelnder Verwunderung äußerte: „Es sei freilich ein Analogon Kantischer Vorstellungsart, aber ein seltsames<sup>97</sup>.“

Inzwischen hatte ihn der Verfolg seiner Naturbetrachtung zu neuen wissenschaftlichen Forschungen hinübergeführt, aus denen ihm nach und nach eine Lebensaufgabe erwuchs, welcher er mit größter Anstrengung die besten Kräfte seiner späteren Jahre widmete. Schon da er in Italien den Reiz der Farben in den Erscheinungen der Natur, wie in den Werken der Malerkunst aufs lebendigste empfand, begann er den Gesetzen ihrer Entstehung nachzusinnen. Wiederholt machte sich das einmal angeregte Interesse wieder geltend. Er machte sich mit Hilfe eines Kompendiums mit der auf Newtons Forschungen gegründeten Theorie der Optik bekannt. Hofrat Büttner in Jena bot ihm den zu den Experimenten erforderlichen Apparat an. Anderweitige Beschäftigungen schoben indes die Versuche noch hinaus; zu andern Hindernissen kam noch der Einzug in eine neue Wohnung und die Unruhe der neuen Einrichtung. „Die Prismen standen eingepackt, wie sie gekommen waren, in einem Kasten unter dem Tisch, und ohne die Ungeduld des jenaschen Besitzers hätten sie noch lange da stehen können.“ Auf dringende Mahnung eines Freundes zu Jena war er schon im Begriff, die Prismen ungebraucht zurückzuschicken, weil er noch immer keine Zeit fand, um sich mit diesen Untersuchungen abzugeben; nur einige flüchtige Beobachtungen konnte er sich vor der Absendung nicht versagen, und plötzlich ging ihm die Überzeugung auf, die Newton'sche Lehre sei falsch. Er erbat sich die Erlaubnis, den Apparat noch länger benutzen zu dürfen, und widmete das Jahr 1791 vornehmlich den chromatischen Beobachtungen. Er fühlte sich in ein neues, absehbares Feld versetzt, welches zu durchmessen er sich nicht Kraft genug getraute. Er sah sich überall nach Teilnehmern um, und hätte gern seine Beobachtungen und Überzeugungen einem andern überlassen, wenn er hätte hoffen können, sie fruchtbar zu sehen. Allein seine Mitteilungen erweckten keine Teilnahme: „Überall fand ich Unglauben

---

<sup>97</sup> Über den Gang dieser wissenschaftlichen Studien f. Goethes Aufsatz „Einwirkung der neuern Philosophie“ und die „Konfession des Verfassers“ am Schluss der Geschichte der Farbenlehre. – Aus Goethes ‚Aufenthalt in Schlesien‘ möge hier noch ein charakteristischer Vorfall erzählt werden, der mir von zuverlässiger Hand mitgeteilt ist. Während einer Feuersbrunst in Breslau trat mitten unter die mit dem Löschen Beschäftigten ein Mann in langem Überrock, der durch seine imponierende Gestalt und kräftig gebietende Stimme sich bald der Leitung des Löschdienstes bemächtigte. Niemand kannte ihn. Nachher erfuhr man, dass es Goethe gewesen sei.

an meinen Beruf zu dieser Sache; überall eine Art von Abneigung gegen meine Bemühungen, die sich, je gelehrter und kenntnisreicher die Männer waren, immer mehr als unfreundlicher Widerwille zu äußern pflegte.“ Dies hätte ihm allerdings Zweifel in die Richtigkeit seiner Bemerkungen einflößen können, zumal ihm nicht entgehen konnte, wie gefährlich es sei, ohne mathematische Kenntnisse sich in physikalische Forschungen einzulassen. Jedoch war er bei seiner Entdeckung der Pflanzenmetamorphose und seinen osteologischen Beobachtungen den Widerspruch der Fachgelehrten schon zu sehr gewohnt, als dass dieser ihn hätte irre machen können, seinen eigenen Weg zu gehen; „ein entschiedenes Aperçu ist wie eine inokulierte Krankheit anzusehen; man wird sie nicht los, bis sie durchgekämpft ist.“ – „Es ging mir“, äußert er an einer anderen Stelle, „mit diesen Entwicklungen natürlicher Phänomene wie mit Gedichten, ich machte sie nicht, sondern sie machten mich.“

Von anderer Seite kam man auch wiederum seinem Vorhaben förderlich entgegen. Herzog Ernst von Gotha eröffnete ihm sein physikalisches Kabinett, wodurch er die Versuche zu vermännigfaltigen und ins Größere zu führen in Stand gesetzt wurde. Prinz August von Gotha verehrte ihm aus England verschriebene, sowohl einfache als zusammengesetzte achromatische Prismen. Über das Nähere seiner Beobachtungen findet man ausführlichen Bericht in der „Konfession“, welche Goethe seiner Geschichte der Farbenlehre angehängt hat. Eine Kritik derselben wird man dem Biographen, der seine Inkompetenz in diesem wissenschaftlichen Fach zu gestehen hat, umso mehr erlassen, als das Urteil über Goethes Verdienste um die Farbentheorie noch nicht einmal bei den Physikern festgestellt ist. Uns interessiert sie, abgesehen von ihren wissenschaftlichen Resultaten, als ein neues Moment der Geistestätigkeit Goethes, welche, zu der Farbenlehre fortschreitend, das Prinzip der Einheit des Innern und Äußern, des Denkens und des Phänomens auch hier zur Geltung zu bringen und in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen das Gesetz zu finden sucht. Wenn er in seiner Farbenlehre die ideale Einheit des Subjektiven und Objektiven in die Worte zusammenfasst: „Wenn die Farbentotalität von außen dem Auge als Objekt dargebracht wird, so ist sie ihm erfreulich, weil ihm die Summe seiner eigenen Tätigkeit als Realität entgegenkommt“: So mag uns dies im voraus eine Andeutung sein, dass die Beschäftigung mit der Farbenlehre keine Abschweifung von seinem bisherigen Standpunkt war, sondern das Grundprinzip seines Dichtens und seiner Kunstanschauung auch hier aufs neue

hervortritt. „Als ich lange genug in diesen fremden Regionen verweilt hatte, fand ich den glücklichen Rückweg zur Kunst durch die physiologischen Farben und durch die sittliche und ästhetische Wirkung derselben überhaupt.“

Eine vorläufige Darstellung einzelner von ihm beobachteter Phänomene gab er in seinen ‚Beiträgen zur Optik‘, 1791 und 1792 in zwei Heften erschienen, welche auf seine Theorie vorbereiten und ihm die Teilnahme des größeren Publikums verschaffen sollten. Indes wurden sie ebenso kalt, wie seine früheren naturwissenschaftlichen Aufsätze aufgenommen, und er sah sich weder ermuntert noch gefördert. In dem Kreis der Weimarer Freunde machte er wiederholte Versuche, seine Theorie zu verdeutlichen und durch mündliche Vorträge sie mehr und mehr beherrschen zu lernen. In Weimar war eine gelehrte Gesellschaft gestiftet worden, welche am 5. Juli 1791 ihre Statuten erhielt. Sie versammelte sich anfangs bei der Herzogin Amalie, später in Goethes Haus; auch die herzogliche Familie wohnte mehreren Sitzungen bei. In einigen derselben trug Goethe seine Optik vor, und selbst Böttiger, der sonst ihn herunterziehen liebt, muss nach der Sitzung vom 4. November gestehen, Goethe sei ebenso groß als scharfsinniger Demonstrator an der Tafel, wie er es als Dichter sei. Goethe fühlte stets einen lebhaften Trieb, durch Mitteilung seiner wissenschaftlichen Ansichten sie zu größerer Klarheit in sich zu entwickeln. „Ich hielt“, äußert er bei einer spätern Gelegenheit, „niemals einen Vortrag, ohne dass ich dabei gewonnen hätte; gewöhnlich gingen mir unterm Sprechen neue Lichter auf, und ich erfand im Fluss der Rede am gewissesten.“

Indem Goethe inmitten dieser Beschäftigungen das Band, das ihn mit der Poesie verknüpfte, keineswegs zerriss, konnte es ihm nur erwünscht sein, wenn es durch äußere Anregung praktischer Tätigkeit noch mehr befestigt wurde. Die Darstellungen der Bellomo'schen Schauspielergesellschaft hatten in letzter Zeit nicht mehr befriedigt. Man beschloss sie zu entlassen; nur einige tüchtige Mitglieder derselben wurden beibehalten und die Truppe durch neue Anwerbungen von den bedeutenderen deutschen Bühnen ergänzt. Goethe übernahm am 1. Mai 1791 „mit Vergnügen“ die Leitung dieses Hoftheaters. Nur wenig Vorstellungen wurden nach der Eröffnung in Weimar gegeben; bald darauf zog die Gesellschaft nach dem Badeort Lauchstädt hinüber, wo sie auch ferner im Sommer zur Unterhaltung der Badegäste zu spielen pflegte. Im nächsten Winter widmete sich Goethe dem Theater mit großer Liebe und Anstrengung. Die Neigung zu Oper und

Singspiel, in welcher er in Italien sehr bestärkt war, ließ ihn zunächst diese das größere Publikum vornehmlich anziehende Seite der Theatervorstellungen am meisten begünstigen. Der Konzertmeister Cranz und der immer tätige Theaterdichter Vulpius griffen lebhaft mit ein; auch das leichte Talent Einsiedels, der ein gleiches Interesse für die musikalische Poesie aus Italien heimgebracht hatte, leistete gute Dienste. Einer Menge italienischer und französischer Opern wurden deutsche Texte unterlegt und die vorhandenen verbessert. Goethe selbst überarbeitete mehrere Texte und die Oper „Circe“ wurde ganz umgedichtet.

Das vielleicht schon in Italien begonnenen Singspiel die ungleichen Hausgenossen, in welchem sieben Personen, die aus Zufall oder in Folge von Verhältnissen auf einem Schloss zusammentreffen, Gelegenheit gaben, durch Verschiedenheit der Charaktere eine poetische und musikalische Abwechslung herbeizuführen, wurde jedoch nicht wieder aufgenommen, obwohl es schon ziemlich weit gediehen war. Einige Arien daraus finden sich in der Sammlung seiner Gedichte unter den Überschriften „verschiedene Empfindungen an einem Platz“ und „Antworten bei einem gesellschaftlichen Fragespiel“ zusammengestellt.

Nicht minder war indes das Bemühen Goethes dahin gerichtet, das rezitierende Drama „auf eine würdige Weise zu behandeln und von Grund aus zu beleben.“ Von dem Repertoire Ifflandscher und Kotzebuescher Stücke vermochte man sich bald zu sorgfältiger Darstellung klassischer Dramen zu erheben; die Aufführung von Shakespeares König Johann und Schillers Don Carlos erschien als ein „großer Gewinn“; denn erst mit solchen Darstellungen stieg das Theater von der Stufe flüchtiger Unterhaltung in das Gebiet der höheren Kunst empor. Die nächstfolgenden Jahre werden uns zeigen, welche glänzende Erfolge durch ein reines, folgerechtes Wirken errungen wurden.

Die erste poetische Frucht der aufs Neue in Goethe angeregten Liebe zur Bühne war das Lustspiel der ‚Groß-Cophta‘, dessen Abfassung dem Jahr 1791 angehört. Den Stoff zu diesem Drama hatte der Dichter schon viele Jahre mit sich herumgetragen. Die berühmte Halsbandgeschichte, in welche die Königin Marie Antoinette so unheilvoll verflochten war, erschreckte Goethe im Jahr 1785 „wie das Haupt der Gorgone“, und wenn ihm auch damals seine Freunde (wahrscheinlich Herder) vorwarfen, dass er zu viel Wert und Gewicht auf dieses oder jenes Ereignis des Tages lege, so hielt er doch

daran fest, dass er sich auf einer prägnanten Stelle befinde, von wo manches zu erwarten sei, und er hatte die Überzeugung, die auch Talleyrand damals geäußert hat, dieser Prozess könne den französischen Thron umstürzen. Besonders zog ihn darin ein geheimnisvoller Charakter an, der schon seit längerer Zeit in Europas Hauptstädten die Rolle eines Magiers mit geistreicher Schlaueit spielte und vielen als ein Wunder, allen als ein Rätsel erschien. Es war der so genannte Graf Cagliostro, welcher, gewonnen von der betrügerischen Gräfin Lamotte, zu der Überlistung des Kardinals Rohan, der zu seinen blindgläubigen Verehrern gehörte, durch seinen Rat mitwirkte und daher in jenen Prozess verwickelt ward. So groß war Goethes Interesse für den seltsamen Abenteurer, dass er bei seiner Anwesenheit in Palermo der Mutter und Schwester desselben, die dort in Dürftigkeit lebten, einen Besuch machte und ihn später noch von Weimar aus Geldunterstützung zukommen ließ. Einen Aufsatz über Cagliostros Stammbaum und Familie gab er später im ersten Band seiner „neuen Schriften“ (1792) heraus, damit, wie er an Jacobi schreibt, über diesen Nichtswürdigen gar kein Zweifel übrig bleibe.

Nach der Beendigung des Tasso begann Goethe die Bearbeitung des Sujets in der Operform. Mit Reichardt ward die Komposition verabredet. Von dieser Bearbeitung des Groß-Cophta (so nannte sich Cagliostro als Wiederhersteller der angeblichen ägyptischen Maurerei) sind nur die Arien übrig geblieben, welche als ‚Cophtische Lieder‘ unter den lyrischen Gedichten stehen. Wir werden dem Dichter unbedenklich beistimmen, dass der Gegenstand sich besser zu einer Oper, wo uns das Magische weniger befremdend, das Unsittliche weniger verletzend erscheinen würde, als zu einem Drama getaugt hätte.

Bei der Wiederaufnahme des Stoffes zog Goethe die Form des Lustspiels vor. Weil der Dichter uns in eine sittlich verdorbene Gesellschaft führt, welche durch den Schein des Guten auch das edle Gemüt zu täuschen und zum Dienst des Bösen zu missbrauchen weiß, weil er das Gewebe einer schändlichen betrügerischen Mystifikation mit historischer Treue vor unsern Blicken enthüllt, so ist dies Drama meist mit einem absprechenden Urteil, oft von solchen, die es nicht einmal gelesen haben, als eine Goethes unwürdige Arbeit beiseite geschoben worden, wobei man noch die Freu hatte, sich auf ein Urteil Georg Forsters berufen zu können, der den Groß-Cophta auf den ersten Eindruck hin in einem Brief an Jacobi „ein Ding ohne

Salz“ nannte, „ohne einen Gedanken, den man behalten kann, ohne eine schöne entwickelte Empfindung, ohne einen Charakter, für den man sich interessiert etc.“ Freilich war in diesem Gemälde schändlicher Torheit für Entwicklung von Empfindungen keine Stelle, und die Sprache, welche Forster einen platten Alltagsdialog nennt, soll eben die Leere und Hohlheit der „hochadligen“ Kreise, in denen die Handlung sich bewegt, veranschaulichen. Allein wenn wir gleich die Tiefe und Wärme, wodurch die größeren Dichtungen Goethes hervorragen, hier nicht finden, weil das Sujet sie ausschließt, und wir auf einen heitern, wohltuenden Eindruck verzichten müssen, so sind doch Klarheit der Exposition, Lebendigkeit der Handlung, feine Zeichnung der Charaktere als die Eigenschaften anzuerkennen, welche diesem Drama als Kunstwerk eine hohe Stelle unter Goethes Dichtungen anweisen. Dass es bei der ersten vortrefflich gespielten Aufführung einen widerwärtigen Eindruck gemacht habe, bekennt Goethe selbst mit gewohnter Offenheit: „Kein Herz klang an ... und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer, respektabler Teil des Publikums entfremdet, so wie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteurer entsetzte.“ Vergleicht man mit diesem Erfolg die heiteren Stunden in Ettersburg und Tiefurt, so fühlt man eine schmerzliche Resignation in den Worten durch: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, dass diese letzte, an die ich so viel Jahre gewendet, keine Teilnahme fand.“

### **3. Kapitel: 1792, 1793**

Als Goethe an der Seite der Herzogin Amalie in Venedig verweilte, hatte sich der dort residierende französische Gesandte, Marquis von Bombelles aufs zuvorkommendste bemüht, der Fürstin durch seinen Einfluss zu manchem, was Fremden sonst verschlossen ist, Zutritt zu verschaffen und ihr durch heitere, Sinn und Geschmack erfreuende Feste den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Als sie sich nach zwei Jahren auf dem unheilvollen Rückzug der Alliierten wieder zusammenfanden, der Marquis unter den Emigrierten, äußerte dieser mit Wehmut, wie ihm schon damals, als er seine edlen Gäste mit scheinbarer Heiterkeit unterhielt, der Wurm am Herzen genagt und er die Folgen dessen, was in seinem Vaterland vorgehe,

vorausgesehen habe. Goethe war in ähnlichem Fall<sup>98</sup>. Mit dem Abschluss des Tasso und den venezianischen Epigrammen scheidet die alte Zeit, in der sich der Dichtergeist mit einem innigen Gemütsleben oder den Bildern einer heiter genießenden Menge beschäftigt. Die düstere Ahnung der Auflösung der sozialen Verhältnisse steigt im Groß-Cophta gespenstisch empor, und bald folgten, erschütternd und überwältigend, Schlag auf Schlag die Revolutionsbegebenheiten, welche die Blicke aller nach Frankreich zogen. Goethe, der sein Leben der Betrachtung ruhiger, sittlicher Zustände und naturgemäßer Entwicklung gewidmet hatte, der in der Harmonie der Kunstschöpfungen und der Organisation der Gebilde der Natur für sein Denken einen Mittelpunkt gefunden hatte, in den alle Radien seiner vielseitigen Bestrebungen zusammenliefen, war solchen inhaltsschweren, die alt gewohnten Formen schonungslos zertrümmernden Weltereignissen nicht gewachsen. Das Einzelne empörte seinen sittlichen Sinn; er fürchtete die Auflockerung aller sittlichen Bande, das Verschwinden der Ehrfurcht vor dem Großen und Hohen. In dem Streben des Volks nach Anteil an der Regierung sah er nur das Werk ehrsüchtiger, die Leidenschaften der Menge missleitender Demagogen. „Einem tätigen, produktiven Geist“, so erklärt er sich nachmals darüber, „einem wahrhaft vaterländisch gesinnten und einheimische Literatur befördernden Mann wird man es zugute halten, wenn ihn der Umsturz alles Vorhandenen schreckt, ohne dass die mindeste Ahnung zu ihm spräche, was denn Besseres, ja nur anderes daraus erfolgen solle.“ Noch klarer äußert er sich über seinen damaligen Standpunkt im Vergleich mit seiner späteren Ansicht in den Gesprächen mit Eckermann: „Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein; denn ihre Gräueltaten standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren. Auch konnte ich nicht gleichgültig dabei sein, dass man in Deutschland künstlicher Weise ähnliche Szenen herbeizuführen trachtete, die in Frankreich Folge einer großen Notwendigkeit waren. Ebenso wenig war ich ein Freund herrischer Willkür. Auch war ich vollkommen überzeugt, dass irgendeine große Revolution nie Schuld des Volkes ist, sondern der Regierung. Revolution sind ganz unmöglich, sobald die Regierungen fortwährend wach sind, so dass sie ihnen durch zeitgemäße Verbesserungen entgegenkommen und sich nicht

---

<sup>98</sup> Über Goethes politische Ansichten und seine Stellung zu den Bewegungen der Zeit s. Düntzer in den Studien etc. S. I-LXXVII, zum Teil eine Apologie, wie sie Goethe unter den Illusionen von 1848 zu bedürfen schien.

so lange sträuben, bis das Notwendige von unten her erzwungen wird.“ Wegen der in diesen Worten deutlich bezeichneten Stellung, welche Goethe den Revolutionsbewegungen gegenüber einnahm, mag nun ein jeder nach seiner Parteimeinung entweder ihm beipflichten oder, wie der neueste Liberalismus gewohnt ist, ihn darüber mit Vorwürfen überhäufen, dass er dem Geist der neuen Zeit, der über den Trümmern und Leichen seinen Einzug hielt, nicht hoffnungsvoll entgegenjauchzte; uns kann es nur bei der historischen Auffassung seines individuellen Bildungsganges darauf ankommen, im Einzelnen nachzuweisen, wie die Zeitereignisse ihn ergriffen, wie er sie nach und nach in seinem Geist bewältigte und verarbeitete, wie sich dieser Stoff an Lebenserfahrungen in seinen dichterischen Produktionen gestaltet hat.

Von vornherein müssen wir den Vorwurf zurückweisen, als habe Goethe teilnahmslos den Ereignissen den Rücken gewandt und sie gegen die Geschehnisse der Menschheit gleichgültig gewesen. Wenn er auch, um aus Unmut und Sorge sich zu retten, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl suchte, „sich an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch festklammerte“ und in Betrachtung des Dauernden einer hohen Kultur und der ewigen Gesetze der Natur sich über die beengende Wirklichkeit der schwankenden, zerstörenden Gegenwart erhob: So treten doch auch alle die brennenden Zeitfragen, von denen Europa ergriffen ward, in den Bereich seines Denkens ein. Jedoch hält seine politische Ansicht an der früheren Basis fest, und nur wer in der Täuschung befangen ist, als ob Götz und Egmont einer abstrakten Freiheitsschwärmerei das Wort redeten, kann Goethes spätere Äußerungen für einen Abfall von der Überzeugung der früheren Lebensperiode halten. Seinen Hass gegen Willkürhandlungen der Regierungen, gegen das Unheil eines verderbten aristokratischen Regiments, gegen Rechtsverletzungen und jesuitische Intrigen spricht Goethe wiederholt und eindringlich aus. Dagegen hat er kein Vertrauen zu der Teilnahme der Masse an der Regierung und sieht dadurch nur Tyrannei und Willkür in anderen Formen wiederkehren.

Frankreichs traurig Geschick, die Großen mögen's bedenken;  
Aber bedenken fürwahr sollen es Kleine noch mehr.  
Große gingen zu Grunde; doch wer beschütze die Menge  
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann.

Goethes politische Ansicht ist daher keineswegs ein Parteistandpunkt und eben deshalb fern von Leidenschaft. Ihm war im Beginn des Feldzugs gegen Frankreich der wütende Franzosenhass des deutschen Junkertums ebenso unleidlich, wie die Deklamationen der Demagogen. Seiner innersten Natur nach ein Feind alles Maßlosen, verbarg er sich nicht die Gebrechen des alten Staats. Die Missbräuche des geistlichen Regiments hatte er in Italien mit eigenen Augen angeschaut, in das Verderbnis der Aristokratie hatte ihn der Halsbandprozess blicken lassen. Auf diesem Boden erwuchs sein Groß-Cophta, auf diesem sein politischer Roman ‚die Reisen der Söhne des Magaprazon‘, welcher gleichzeitig mit jenem Drama im Jahre 1791 begonnen ward.

Goethe legte diesem Roman<sup>99</sup>, von dem wir nur einen Teil des Plans und einige ausgeführte Kapitel besitzen, den Pantagruel des Rabelais zugrunde; es schien die märchenhaft humoristische Form die geeignetste zu sein, um Erzählung und Raisonement bunt ineinander zu schlingen und darin die verworrenen Zustände der Gegenwart wiederzuspiegeln. Magaprazons sechs Söhne, mit Anlagen reichlich, doch verschiedenartig ausgestattet und durch den Vater trefflich vorgebildet, beginnen die Reise in die Weite, damit jeder die ihm verliehenen Kräfte anwenden und üben lerne und dadurch zum Besten des Ganzen wirke. Sie gelangen zu verschiedenen Inselvölkern und beschäftigen sich mit der Beobachtung ihrer Verfassungen und Kulturzustände. Ob in diesem Plan auch die Demokratie der Freiheit und Gleichheit aufgenommen war, kann zweifelhaft scheinen. An den Bewohnern von Papimanie ward das Verderbnis des geistlichen Regiments nach dem von Rabelais gegebenen Vorbild geschildert. Eine von diesem unabhängige Erfindung Goethes ist die unter den Bruchstücken ausgeführte Erzählung von der Insel der Monarchomanen: Nach einer Periode des Glücks, wo alle Stände zum Wohl des Ganzen zusammenwirkten, ward diese durch eine Vulkan verwüstet und zerrissen, und die drei zerrissenen Teile schwimmen nach verschiedenen Seiten umher, das Abbild einer Monarchie, wo Königtum, Aristokratie und Volk sich selbstsüchtig voneinander trennen und den Staat dem Untergang zuführen. Ein anderes humoristisch ausgeführtes Bruchstück ist das Gespräch der Brüder über den Kampf der Kraniche und der Pygmäen, das beinahe in Tötlichkeiten übergegangen wäre, wenn nicht der Schlaftrunk einer Flasche Madeira, die ein vorüber fahrend-

---

<sup>99</sup> Über den Entwurf dieses Romans vgl. Düntzer a.a.O. S. 1-12.

der Schiffsherr ihnen reicht, sie von dem bössartigen Zeitfieber heilte, „von dem so viele Menschen jetzt heftig, ja bis zum Wahnsinn ergriffen sind.“ Diese Dichtung blieb ohne Fortsetzung, als die Revolution über die Verfassungsdiskussionen hinaus auf das Schlachtfeld schritt und der Einmarsch der verbündeten Heere das Signal zum Umsturz des französischen Königthrons und der Septembermorde gab. Goethe ward Zeuge eines Wendepunkts der Weltgeschichte, und von ihm selbst galt das Wort, das er am Abend nach der Kanonade von Valmy zu den Soldaten sprach: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.“

Preußen gab nach der Reichenbacher Konvention seine oppositionelle Stellung gegen Österreich auf und vereinigte sich mit diesem durch den Pillnitzer Vertrag im Jahr 1791 zur Unterdrückung der französischen Staatsveränderung und zur Herstellung des absoluten Königtums. Eine preußische Armee, verstärkt von großen Scharen französischer Emigranten, zog unter der Anführung des Herzogs von Braunschweig im August des Jahres 1792 längs dem linken Moselufer auf Longwy und Verdun, um in dieser Richtung die Straße von Chalons an der Marne zu gewinnen und nach Paris zu ziehen. Österreichische Armeekorps sollten von Belgien aus sich den Operationen der Hauptarmee anschließen. König Friedrich Wilhelm II. befand sich selbst bei dem Heer. Herzog Karl August von Weimar zog als Chef eines Regiments mit ins Feld, und Goethe beschloss ihn auf diesem Feldzug, den man infolge der entstellten Berichte der Emigranten sich im Voraus als einen militärischen Spaziergang ausgemalt hatte, zu begleiten, wobei ebenso sehr das Verlangen, die Welt von einer neuen Seite kennen zu lernen, als der Wunsch des Herzogs, ihn als Freund zur Seite zu haben und dem stockenden Stubenleben zu entreißen, den Ausschlag gaben. Die freudigsten Tage dieser Kampagne waren für Goethe die, welche er in den gastlichen Wohnungen der Mutter und der Freunde in den Rheinlanden zubrachte, nur dass er nebenbei zu klagen hat, dass durch das eintönige Thema der politischen Diskussionen alle geistreiche Unterhaltung verdrängt werde. Um die Mitte des Augusts verweilte er mehrere Tage bei seiner Mutter in Frankfurt.

Seinen alten Freund Merck fand er nicht mehr. Von ihm hatte Goethe nach seiner Rückkehr aus Italien nur Briefe des schmerzlichen Inhalts erhalten, Zeugnisse, dass der Lebensmut des einst so geisteskräftigen und charakterstarken Mannes infolge häuslicher Trübsal und nicht ganz unver-

schuldeter Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse gebrochen sei. Es geht aus diesen Briefen hervor, dass Goethe und Karl August sich mit warmer Freudnesteilnahme bemühten, seine Lage zu erleichtern, wenn sie gleich Glück und Zufriedenheit ihm nicht wiederherstellen konnten. Zu dem Seelenleiden trat ein schmerzhaftes, körperliches Leiden hinzu, und in einem Anfall düsterer Schwermut machte er am 27. Juni 1791 seinem Leben ein Ende.

Am 20. August reiste Goethe nach Mainz und verlebte einige heitere Abende mit Sömmering, Forster, Huber und andern Freunden in wissenschaftlicher Unterhaltung; politische Gespräche wurden absichtlich von den republikanisch gesinnten Freunden vermieden. Über Trier reiste er dem inzwischen in Frankreich eingerückten Heer nach, bei welchem er am 27. August, wenige Tage nach der Übergabe der Festung Longwy, eintraf. Seinen Geburtstag feierte er diesmal in Longwy; am Morgen ritt er mit einigen Freunden dorthin und ließ sich bei heiterer Mittagstafel im traulichen Kreis alter Kriegs- und Garnisonskameraden die Abenteuer ihres bisherigen Zuges erzählen. Hass und Verachtung des revolutionären Frankreichs zeigte sich allenthalben in der Armee, und mancher fand es auffallend, dass er nicht mit gleicher franzosenfresserischer Wut in Frankreich hineinstürmte, während ihm „weder am Tod der aristokratischen noch der demokratischen Sünder im mindesten etwas gelegen war.“ Mit den Offizieren des herzoglich-weimarschen Regiments verabredete er, dass er sich immer an sie und, wo möglich, an die Leibschwadron anschließen wolle. Ward er gleich dadurch größerer Gefahr ausgesetzt, so war ihm dies doch lieber, als sich im Train der Nachzügler fortziehen zu lassen. Auf dem Marsch nach Verdun fuhr er im offenen Wagen vor der ganzen Armeekolonie vorauf. Von seiner unerschütterlichen Gemütsruhe im Angesicht der Gefahr und seinem persönlichen Mut sind uns manche treffende Züge aufbehalten. Nicht minder bewährt sich mitten im Kriegsgewühl die rein-menschliche Teilnahme an fremdem Geschick und das Bemühen, durch Rat und Tat hilfreich zu sein. Seine Schilderung der Kampagne in Frankreich, allzu detailliert und tagebuchartig, um gleich den andern biografischen Schilderungen allgemein anzuziehen, ist ein wichtiger Beitrag zur Zeitgeschichte sowohl wie zur Charakteristik des Dichters. Die Handlungen roher Kriegswillkür, die Not der Einzelnen, deren Zeuge er sein musste, ohne helfen zu können, gruben sich schmerzlich in sein Gemüt ein, während er die eigenen Entbehrungen und Strapazen stets mit stoischem Gleichmut und meist mit heiterstem Humor

überstand. Schon die Requisitionen im Namen Ludwigs XVI. erschienen ihm als die empörendste Willkürhandlung, und er gesteht, ihm sei nicht leicht eine grausamere Szene und ein tieferer männlicher Schmerz in allen seinen Abstufungen jemals vor Augen und zur Seele gekommen, als da man auf dem Marsch nach Verdun die Schafherden wegnahm und unter die Regimenter verteilte, den Besitzern dagegen ganz höflich auf Ludwig XVI. gestellte Papiere überreichte.

Während des langweiligen Lagerlebens vor der Festung Verdun fand Goethe sein wissenschaftliches Nachdenken durch einen günstigen Zufall aufs glücklichste angeregt: „Glücklich der“, konnte er ausrufen, „dem eine höhere Leidenschaft von Busen füllte!“ Während er dem Fischfang der Soldaten an dem Rand eines kleinen Teichs zusah, bemerkte er, wie in dem klaren Wasser die kleinen Fischlein, indem sie sich bewegten, verschiedene Farben spielten. Durch die Beobachtung dieses Phänomens sah er sich in seiner Farbenlehre gefördert und gab sich wieder mit Leidenschaft diesen Beobachtungen hin. Während des nächtlichen Bombardements traf er mit dem ihm befreundeten Fürsten Reuß XI. zusammen, und „nach mancherlei politischen Gesprächen, die sie nur in ein Labyrinth von Hoffnungen und Sorgen verwickelten“, fragte ihn der Fürst, womit er sich gegenwärtig beschäftige, und war sehr verwundert, als der Dichter, statt von Tragödien und Romanen, von der Farbenlehre zu berichten begann. Unter dem Lärm der Kanonenkugeln ward der Vortrag fortgesetzt, und da die Aufmerksamkeit des Fürsten ihm mit lebhaften Anteil folgte, zuletzt, als die Kälte des einbrechenden Morgens sie ins Biwak der Österreicher trieb, an einem mächtigen Kohlenfeuer zu Ende geführt. Unter den Strapazen der nächsten Tage verließ ihn jene Farberscheinungen keinen Augenblick und während am 12. September heftige Regengüsse alles unter die Zelte trieb, diktierte er seinem Kanzleigefährten Vogel die Resultate seines Nachdenkens und zeichnete darauf die Figuren daneben. Diese Papiere mit den Merkmalen des durch die Zeltdecke durchdringenden Regens blieben Goethe später lieb als Zeugnisse jener bewegten Tage und eines treuen Forschens.

Verdun war inzwischen am 2. September den Alliierten übergeben worden, und die Straße von Paris schien ihnen offen zu stehen. Allein mehr und mehr machten sie die Erfahrung, dass sie von den Emigrierten über die Stimmung des Volkes getäuscht seien. Von einer feindlich gesinnten Bevölkerung umgeben, wagte der Herzog von Braunschweig nicht vorzudringen,

ohne die Flanke des Heeres zu denken: Kühnheit und Entschlossenheit lag nicht in seinem Charakter. Überdies hatte der unaufhörliche Regen den zähen Lehmboden in unwegsame Sümpfe verwandelt, und die aus den Strapazen und der mangelhaften Verpflegung entstehenden Krankheiten begannen die Armee zu entmutigen. Statt sofort nach der Einnahme von Verdun die Straße nach Paris einzuschlagen oder die wichtigen Pässe des Ardennerwaldes zu besetzen, die man noch ohne Schwertstreich hätte einnehmen können, säumte der Herzog mehrere Tage bei Verdun und zog dann unter bedächtigen Anordnungen langsam am Rande des Waldes hin. Dadurch erhielt Dumouriez, der Befehlshaber des anfangs sehr schwachen und unzuverlässigen französischen Armeekorps, Zeit, sich in Besitz der wichtigsten Pässe des Waldes von Argonne, eines Teils des Ardennerwaldes, zu setzen und nach und nach Verstärkung an sich zu ziehen. Am 18. September stieß Beurnonville mit 17000 Mann zu ihm, am 19. traf Kellermann mit 20000 Mann ein, so dass die Franzosen jetzt über 50000 Mann hatten, und den Verbündeten um ein Drittel überlegen waren. Der kampf-lustige König von Preußen drängte zur Schlacht; der Herzog, scheinbar nachgebend, doch auch jetzt noch einer energischen Unternehmung abgeneigt, eröffnete am 20. September das verhängnisvolle Gefecht bei Valmy. Nach dem ersten Angriff auf Kellermanns Korps, das leicht zu durchbrechen gewesen wäre, ward der Kampf abgebrochen, und der Tag verfloss unter heftigem Kanonenfeuer, das wenig Schaden tat. „Von der ungeheueren Erschütterung“, so erzählt Goethe, „klärte sich der Himmel auf; denn man schoss mit Kanonen völlig als wäre es Pelotonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einer Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinn, und doch sah man in den Stellungen nicht die mindeste Veränderung.“

Goethe war an diesem Tag zu Pferde und rückte mit dem herzoglich weimarschen Armeekorps, welches den Vortrab bildete, vor, so dass er gleich beim ersten Angriff in den Bereich der feindlichen Kugeln kam und sie dutzendweise vor und um sich niederschlagen sah; der Befehl zum Rückzug entfernte ihn bald von der gefährlichen Stelle. Doch wie in den stürmenden Jugendtagen zog ihn auch jetzt noch die Gefahr mit magischer Gewalt zu sich. Er hatte so viel vom Kanonenfieber gehört und wünschte zu wissen, wie es eigentlich damit beschaffen sei. Ganz allein ritt er seitwärts auf den Höhen weg in die Nähe der feindlichen Stellung, die er deutlich überschauen konnte. Bekannte Offiziere, denen er begegnete, waren höchst verwun-

dert, ihn hier zu finden und wollten ihn mit sich zurücknehmen. Er aber entwand sich ihnen, indem er von besonderen Absichten sprach, und sie überließen ihn seinem „bekannten, wunderlichen Eigensinn.“ Als er in die Region gelangt war, wo die Kugeln herüberspielten, bemerkte er bald, dass etwas Ungewöhnliches in ihm vorgehe. Ohne dass er eine heftigere Bewegung des Blutes bemerken konnte, schien ihm, als wäre er an einem sehr heißen Ort und er selbst von dieser Hitze völlig durchdrungen; die Augen behielten ihre Stärke und Deutlichkeit; aber es war, als ob die Umgebung einen braunrötlichen Ton hätte, dieser bängliche Zustand schien ihm jedoch eigentlich nur durch das Gehör erregt zu werden, als sei das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft die alleinige Ursache dieser Empfindungen. Eine große Gleichgültigkeit gegen die Gefahr, die sein Leben bedrohte, spricht wenigstens aus jeder Zeile seines Berichts. Als er zurückgeritten und völlig in Sicherheit war, fühlte er jene Glut sogleich erloschen; nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung war übrig geblieben. Nachmals ward dieses abenteuerlichen Rittes noch oft im Kreis der Kriegskameraden mit Scherz und Verwunderung gedacht.

Einige Tage blieben noch die Preußen in ihrer Stellung, nicht um nochmals anzugreifen, sondern um mit Dumouriez wegen einer Waffenruhe zu unterhandeln und ihn, wo möglich, in das Interesse der Alliierten zu ziehen. Große Niedergeschlagenheit herrschte im Lager, wo es an Lebensmitteln gebrach und die Ruhr mit jedem Tag furchtbarer um sich griff. Am 1. Oktober begann der Rückzug auf den von anhaltenden Regengüssen durchweichten Straßen, „wo der beste Wille gleitete und versank, ehe er sich's versah.“ Der einzige Trost war, dass der Feind die abziehende Armee nicht belästigte. Die Leiden dieser Tage, die gedrückte Stimmung des Heeres hat Goethe anschaulich beschrieben. Er selbst hatte alle seine geistige Stärke zusammenzunehmen, um von der allgemeinen Verzagtheit nicht mit ergriffen zu werden. Mitten in diesen grauenvollen Szenen tat er ein Gelübde, zu Hause niemals wieder über Unannehmlichkeiten und Missbehagen Klage zu führen. Manchmal kam ihm auch der Humor zustatten, und er suchte sich und andere durch Erzählung und heitere Einfälle zu zerstreuen. In der nie schlummernden Beschäftigung des Geistes lag ein kräftiges Heilmittel gegen die überwältigende Sorge und Not. Noch konnte es ihm die Seele erheben, wenn der Mond bei beruhigter, nur von leichtem Gewölk durchstreifter Luft über die weithin gelagerten Massen von schlafenden Menschen und Pferden, auf die malerisch gruppierten Bagagewagen ein

reizendes Dämmerlicht breitete, und ein Bild zu entstehen schien, dem der größte Maler sich glücklich schätzen würde, gewachsen zu sein. Über manche misstrauische Stunde brachte ihn Fischers physikalisches Wörterbuch, dessen dritter Band ihn begleitete, hinweg. Einmal finden wir ihn in dem großen Küchenwagen, wohin er sich hatte flüchten müssen, weil seine mit vier Pferden bespannte Equipage in dem tiefen Kot nicht weiter konnte, mit dieser Lektüre beschäftigt, während die verdrießliche Küchenmagd, in der Ecke sitzend, seine Gesellschaft ausmachte, bis er endlich ein Reitpferd erhaschte, und, das Wörterbuch der Fürsorge der Magd übergeben, sich darauf schwang. Aber dies waren nur einzelne Momente, wo der Geist sich den Eindrücken des furchtbaren Elends entreißen konnte, das sein teilnehmendes Gemüt täglich und stündlich in Spannung erheilt. Einer der schmerzlichsten Momente war das Scheiden vom Schloss Grandpré, wo mehrere hundert Kranke der Menschlichkeit der Feinde überlassen wurden. In Goethes Umgebung erzählte man, dies sei das einzige Mal gewesen, wo er ein verdrießliches Gesicht gemacht und sie weder durch Ernst gestärkt, noch durch Scherz erheitert habe. Nicht minder tat ihm oft die Angst und Not der unglücklichen Landbewohner weh, welche von den Plünderungen ausgehungert zu leiden hatten. Aus solchen Erlebnissen sind manche Züge in das Gemälde des Kriegesunglücks aufgenommen, welches in Hermann und Dorothea den Hintergrund der gemütvollen Idylle bildet.

Inmitten dieser Mühsal hatte Goethe die ersten freundliche Begegnung von Seiten des Herzogs von Braunschweig zu erfahren, der ihm bisher abgeneigt war und es ihm zu erkennen gab; „nun aber war das Unglück eine milde Vermittlerin geworden.“ Als man sich eines Tags am Ufer der Maas durch eine sumpfige Wiese hindurcharbeiten musste, um an die gebahnte Heerstraße zu gelangen, ritt der Herzog auf ihn zu, indem er sagte: „Es tut mir zwar leid, dass ich sie in dieser unangenehmen Lage sehe, jedoch darf es mir in dem Sinn erwünscht sein, dass ich einen einsichtigen, glaubwürdigen Mann mehr weiß, der bezeugen kann, dass wir nicht vom Feind, sondern von den Elementen überwunden worden.“ Goethe hat zwar in seiner Erzählung den Herzog möglichst geschont, verhehlt indes nicht, „dass das Vertrauen, welches man dem berühmten Feldherrn so lange Jahre gegönnt hatte, für immer verloren schien.“ Um mehr als die Hälfte der Mannschaft vermindert, kam die preußische Armee, nachdem auch Verdun und Longwy geräumt waren, am 23. Oktober auf deutschem Boden an, und Luxemburg ward zu einem ungeheuren Lazarett.

Goethe war her schon am 14. Oktober angelangt. Die aufeinander getürmte Festung fesselte sein Auge durch ihre malerische Bauart; er suchte sich durch wiederholte einsame Wanderungen in derselben zu orientieren und entwarf zu Hause mehrere Zeichnungen. Das Kriegsgetümmel war ihm verleidet, und gern flüchtete er sich in die Ruhe seiner abgelegenen Wohnung, wo er zum ersten Mal wieder seine Manuskripte vornehmen konnte, die er im Gewirr des Rückzugs schon verloren geglaubt hatte. Das Tagebuch des Feldzugs wagte er nicht anzublicken; das Convolut zur Farbenlehre brachte er in Ordnung. In einem hübschen Garten im Pfaffental fand das Bedürfnis nach Ruhe und Sammlung für manche Stunde ein willkommenes Asyl.

Auf der Weiterreise nach Trier ward die unbehagliche Stimmung noch durch einen Ruhranfall verstärkt; es ist uns daher bei unserm, den ästhetischen Genüssen seit lange entrückten Dichter sehr erklärlich, dass das römische Monument bei Igel, dessen Darstellung und Idee der Versöhnung von Leben und Tod, Gegenwart und Zukunft versinnbildlichen und ihn in die schönste Epoche der antiken Kunst versetzten, ihm, „wie der Leuchtturm einem nächtlich Schiffenden, entgegenglänzte.“ Auch in Trier fand er achtungswerte Überreste römischer Bauwerke, bei denen er lieber verweilte, als bei den mittelalterlichen Bauten, an denen Trier überaus reich ist; denn dieser Geschmacksrichtung fühlte er sich längst entfremdet. Er fand hier auch einige ruhige Stunden zur Fortsetzung seiner chromatischen Arbeiten und zeichnete mehrere Figuren zu den Farbentafeln, um seine Ansichten immer anschaulicher zu machen. Hier ermittelte er auch die Magd, der er den dritten Teil von Fischers physikalischen Wörterbuch aufzuheben gegen hatte; sie lag im Lazarett, das Buch unter ihrem Kopfkissen; sie erkannte ihn, konnte aber nicht reden und überreichte ihm den Band, den sie unter ihrem Haupt hervorzog, so reinlich und wohlerhalten, wie er ihn überliefert hatte.

Noch bedrängt von der Erinnerung an die überstandenen Leiden, welche, wie Goethe sich beklagt, noch dadurch lästiger ward, dass sie dem, der sich ihrer entschlagen mochte, zum Überdruß wiederkäuend vorgetragen wurden, sah man schon neues Unheil and en deutschen Grenzländern entstehen, als sie Nachricht von Custines raschen Handstreichen auf Speyer und andere benachbarte Rheinstädte anlangte, als man die Übergabe von Mainz und Frankfurt vernahm. Die Umstände, unter denen sie erfolgte, be-

weisen, dass die Franzosen nicht bloß mit Waffengewalt siegten, sondern dass der Zündstoff der Freiheitsideen ihrer Revolution in die auf politische Reformen sehnlich harrenden Gemüter der Deutschen fiel und ihnen eine mächtige Bundesgenossenschaft zuzuführen versprach. Goethe war umso mehr davon ergriffen, als nahe Angehörige und Freunde bei diesen Vorfällen beteiligt waren und zu leiden hatten. Seinen Freund Forster sah er im Club der „Patrioten“, welcher die zum Anschluss an die französische Republik auffordernden Proklamationen Custines verbreitete und die Tore von Mainz den Franzosen öffnete. In Frankfurt traf er die Mutter und andere, die ihm nahe standen, von den Lasten einer militärischen Okkupation bedroht.

Ein Brief der Mutter, der, bereits vor jenen Ereignissen geschrieben, erst jetzt verspätet in seine Hände kam, sprach noch nicht von diesen Besorgnissen, sondern brachte ihm eine Nachricht, die ihn auf Augenblicke in die Träume seiner Kindheit versetzte. Sein Oheim, Schöff Textor, dessen nahe Verwandtschaft bei seinen Lebzeiten den Neffen von der Stelle eines Frankfurter Ratsherren ausschloss, war gestorben, und Goethes Mutter hatte den Auftrag erhalten, bei ihrem Sohn anzufragen, ob er die Ratsherrenstelle annehmen würde, wenn die Wahl auf ihn fallen sollte. Goethe antwortete ablehnend, wie man auch wohl nicht anders erwartet haben mochte. Er fühlte sich den reichsstädtischen Zuständen zu sehr entfremdet, um mit freudigem Wirken in diesen neuen Geschäftskreis eintreten zu können, zumal da die drohenden politischen Verhältnisse für die Zukunft der freien Reichsstadt wenig Erfreuliches erwarten ließen. Aber auch abgesehen von diesen Bedenken hielten ihn Neigung und Dankbarkeit an das edle weimarsche Fürstenhaus gefesselt, und auch spätere Anerbietungen vermochten ihn nicht von der Seite des Fürsten zu ziehen, „der ihm gegeben hatte, was Große selten gewähren, Neigung, Muße, Vertrauen, Felder und Garten und Haus.“ Jeder kennt die von dankbarer Liebe eingegebenen Distichen, die umso schöner sind, als kein Schmeichelwort der Phrase sich in dies einfache Fürstenlob eingemischt hat.

Von Trier fuhr Goethe in Gesellschaft eines preußischen Offiziers auf einem Boot die Mosel abwärts, erheitert von den mannigfaltig wechselnden Uferansichten des in zahllosen Krümmungen zwischen den Felsen sich hindurch windenden Flusses. Mitten in dem Felsenlabyrinth überfiel sie die Nacht und ein heftiger Sturm, dessen Stöße die Wellen über den Bord des

Kahns trieben, so dass der Ruderer, welcher nicht mehr wusste, wo er war, und nirgends eine Zuflucht sah, selbst zu verzagen anfang. Doch es bewährte sich „Cäsar und sein Glück“ auch in dieser Gefahr; ganz durchnässt erreichten sie tief in der Nacht das Städtchen Trarbach, wo sie durch freundliche Bewirtung erheitert und erquickt wurden. Am nächsten Tag fuhren sie nach Koblenz hinunter. Mit jugendlichem Entzücken genoss unser Dichter von der Moselbrücke aus den Anblick der Stadt und des gegenüberliegenden Ehrenbreitstein; dies Naturbild blieb so lebhaft in seiner Erinnerung, dass er es zu den schönsten zählt, die ihm je vor die Augen gekommen seien. Auch zu manchen Farbenbeobachtungen hatte ihm diese Wasserfahrt Gelegenheit gegeben, besonders war ihm über die entoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen.

Der Anblick des Rheins rief in seiner Seele eine Reihe der schönsten Jugenderinnerungen wach, und wenn er jene friedlichen, sorgenlosen Tage mit den erschütternden Ereignissen verglich, von denen er jetzt wiederum an diese reizenden Ufer geführt ward, so ergriff ihn eine tiefe Wehmut. Er sehnte sich aus dem beengenden Kriegsgetümmel, das auch hier ihn empfing, ins Weite hinaus; „ihn verlangte aus der gewaltsamen Welt an Freundesbrust.“ Daher beurlaubte er sich bei seinem Herzog, dessen Armeekorps am rechten Rheinufer aufgestellt ward, mietete ein Ruderboot und fuhr den Rhein hinab, um seinen Jacobi durch einen Besuch zu überraschen. In sternheller, kalter Nacht wurde Bonn erreicht, wo der Bootsmann einkehrte; wochenlang gewohnt, die Nacht im Freien zuzubringen, beschloss Goethe in seinem Kahn zu übernachten, unvorsichtig jedoch, indem bald das durch einen Leck ins Schiff dringende Wasser ihn aus tiefem Schlaf weckte, so dass er, ganz durchnässt, ein Wirtshaus aufsuchen musste. Am nächsten Tag gelangte er bei Dunkelheit nach Düsseldorf und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort bringen, wo er nach augenblicklicher Überraschung die freundlichste Aufnahme fand. Das lebhafteste Gespräch, welches das unverhoffte Wiedersehen anregte, ward bis tief in die Nacht fortgesetzt. Acht Jahre waren verflossen, seit die Freunde voneinander zum letzten Mal gerührt Abschied genommen hatte. Jacobi hatte indes in seinem idyllischen Pempelfort, von einem gemütvollen und gebildeten Familienkreis umgeben, ein stilles Leben geführt. Goethe hatte die bewegteste Lebensepoche durchgemacht. Der zweimalige Aufenthalt in Italien, das Feldlager in Schlessien, die Kampagne in Frankreich – welche eine Reihe von Lebenserfahrungen, welche eine Umgestaltung und Erweiterung seiner Gedankenwelt,

wovon die spärlichen Briefe nur wenig hatten andeuten können! Befriedigter und entschiedener trat er vor den Freund, als in der sehnsüchtigen Epoche ihres letzten Wiedersehens, und an die Stelle jener Milde und Weichheit der Stimmung schien Herbheit und Kälte getreten zu sein. Noch lagen die Bilder der letzten Wochen schwer auf seiner Seele und hemmten die freudige Bewegung. Dazu kam, dass für manches, was ihm wert geworden war, den Freunden das Organ fehlte, um mit regem Interesse darauf einzugehen. Seine naturhistorischen Forschungen erschienen in diesem Kreis nur als eine Nebenbeschäftigung, von der man wenig Notiz nahm, nicht verbergend, dass es für ihn Besseres zu tun gebe. Indes ließ man sich einen Vortrag über die Optik gefallen und hörte seinen morphologischen Erörterungen zu, denen Jacobis Vorstellungsart wenig abzugewinnen vermochte. Von Goethes letzten poetischen Arbeiten war nicht die Rede, und er konnte daraus schließen, dass sein Groß-Cophta, der auch an Jacobi übersandt war, eher verletzt, als erfreut hatte. Eine Vorlesung der Bruchstücke der Reise der Megaprazons-Söhne fand so wenig Anklang, dass der Dichter froh war, die Reisenden in irgendeinem Hafen zur Ruhe zu bringen.

Ward denn bei solchen Anlässen auch diesmal offenbar, wie sehr sie in den Richtungen ihres Denkens voneinander abwichen, so liebten sie sich doch aufrichtig, und die Liebe verwischte schnell die verletzenden Eindrücke einzelner herber Äußerungen. Goethe fühlte sich bald in dem Elemente des friedlichen Familienkreises so wohl und heimisch, dass er eine Woche nach der andern sich von dem gastlichen Haus fesseln ließ und, wie Jacobi sich äußert, mit jeder milder wurde; seine Liebenswürdigkeit und Liebefähigkeit traten in weit höherem Maße hervor, als es sein späterer Bericht, welcher die Divergenzen allzu scharf betont, schließen lässt. Nach dem Abschied konnte er wieder in dem früheren liebevollen Ton dem Freund schreiben: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich, und die Reife unserer Freundschaft hat für mich die größte Süßigkeit.“ Und Jacobi konnte noch zwanzig Jahre später von den fünf Wochen, die sie zusammen im Pempelfort verlebt hatten, das Bekenntnis ablegen: „Wir hatten Stunden miteinander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte. Jene Ahnungen in der Mitternachtsstunde zu Köln wurden uns jetzt zu Erkenntnissen; wunderbar hatten selbst die Täuschungen sich zur Wahrheit verklärt.“ Das eben musste die gehaltvollen Gespräche sein, wo sie über die höchsten Probleme der Philosophie ihre Gedanken austauschten. Hatte Goethe anfänglich nicht verhehlt, dass er gegen das Christentum und

namhafte Christen einen wahrhaft Julianischen Hass hege, so milderte sich auch diese schroffe Opposition, in der er sich seit seiner Trennung von Laster, besonders während seines Aufenthalts in Italien, bestärkt hatte. „Du gestandest zu“, hieß die charakteristische Äußerung Jacobis, „von einem gewissen Christentum, dass es der Gipfel der Menschlichkeit sei, und wie ich Dein Heidentum jenem Dir verhassten Christentum, das auch ich nicht mochte, vorzog, so zogst Du hinwiederum Deinem eigenen Heidentum vor, was Du mein Christentum nanntest, ohne jedoch Dir dieses aneignen zu können.“ Dies erhält noch mehr Licht, wenn wir Goethes Worte an die Fürstin Gallitzin vergleichen: „Geben Sie mir zu, verehrte Freundin, ich stelle mich nicht fromm, ich bin es am rechten Ort; mir fällt nicht schwer, mit einem klaren unschuldigen Blick alle Zustände zu beobachten und sie wieder auch ebenso rein darzustellen. Jede Art fratzenhafter Verzerrung, wodurch sich dünkelfhafte Menschen nach eigener Sinnesweise an dem Gegenstand versündigen, war mir von jeher zuwider. Was mir widersteht, davon wend' ich den Blick weg; aber manches, was ich nicht gerade billige, mag ich gern in seiner Eigentümlichkeit erkennen, und da zeigt sich denn meist, dass die andern ebenso Recht haben, nach ihrer eigentümlichen Art und Weise zu existieren, als ich nach der meinigen.“ Herr von Dohm, der ausgezeichnete, preußische Staatsmann, welcher sich in jenen Tagen ebenfalls als Gast im Pempelfort aufhielt und an diesen Unterhaltungen Teil nahm, zeichnete damals in seinem Tagebuch an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über christliche Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz.“ Als von Dohm nachmals mit Jacobi für die bei ihm verlebten, reichen Tage und die gemachte, hoch erfreuliche Bekanntschaft seinen Dank aussprach, erwiderte dieser: „Ich freue mich darauf, wenn wir uns wieder sehen, recht viel mit Ihnen von Goethe zu sprechen. Mein Vorsatz war, den Verfolg meiner Gespräche mit ihm ihrem Hauptinhalt nach aufzuschreiben; meine Krankheit hat das aber verhindert.“ Wir würden köstliche Beiträge zur Kenntnis des Goethe'schen Geistes besitzen, wenn die älteren Freunde des Dichters sich dem Geschäft der Aufzeichnung inhaltreicher Gespräche hätten unterziehen mögen, das erst in dessen Greisesjahren von jüngeren Freunden unternommen ward. Die Blüte seiner Unterhaltungen, womit er jedes Mal die ganze Pempelforter Gesellschaft in Entzücken versetzte, waren seine Schilderungen der italienischen Reise. Die herrliche Landschaft und das bunte Volksleben war bis ins kleinste Detail seiner Einbildungskraft unmittelbar gegenwärtig; „er konnte beschreiben, als wenn

er's vor sich sähe, und von belebender Staffage wimmelte es durch und durch.“ Es war, wie er äußert, das Zauberstäbchen, womit er stets alle bösen Geister vertreiben konnte.

Einsame Stunden gab es in dem gastlichen Haus nicht viel. Jeder Sonnenblick ward zu Spaziergängen ins Freie benutzt. Den Freunden in dem benachbarten Düsseldorf ward auch manche Stunde gewidmet, und die dortige Gemäldegalerie lud zu fleißigen Besuchen ein. Die Bewunderung der Meisterwerke italienischer Kunst hatte ihn nicht gegen den Wert der niederländischen Schule unempfänglich gemacht; er hielt sich viel im Saal des Rubens und der vorzüglichsten Niederländer auf und „fand sich Gewinn fürs ganze Leben.“

Da Goethe vergeblich von Woche zu Woche auf seine Reisechaise wartete, die ihm von Koblenz aus hatte nachgeschickt werden sollen, so fuhr er endlich um den Anfang des Dezembers in Jacobis Reisewagen ab, um bei der Fürstin Gallitzin zu Münster, mit der er einst in Weimar schöne Stunden verlebt hatte, zu einem kurzen Besuch einzukehren. Unterwegs erneuerte er mit dem Professor Plessing zu Duisburg das Andenken an das abenteuerliche Zusammentreffen früherer Jahre und fand in der Unterhaltung mit dem Naturhistoriker Merrem „einige gute Ideen über die Wissenschaft, die ihm so sehr am Herzen lag.“ In Münster fand er im Haus der Fürstin alles zur freundlichsten Aufnahme vorbereitet. In der Nähe dieser schönen Seele, in der sich Frömmigkeit und zarter Sinn für alles Edle in Kunst und Wissenschaft begegneten, war sich unser Dichter selbst „milder als seit langer Zeit.“ Er erkannte es als ein großes Glück, „nach dem schrecklichen Kriegs- und Fluchtwesen endlich wieder fromme, menschliche Sitte auf sich einwirken zu fühlen.“ Es war dies eine Sehnsucht seines edleren Selbst, die ihn zu den Freundeskreisen im Norden hingezogen hatte und ihn in Pempelfort wochenlang fesselte. Die Misstöne, die er in seinem Innern barg, waren schon nach und nach verscheucht, und wenn man sich auch die Verschiedenheit des Standpunktes offen gestand, so trafen doch die tiefer eingehenden Gespräche, die sich zunächst an Hamann und Hemsterhuys, die abgeschiedenen Freunde der Fürstin, anknüpften, in der Anerkennung des Edelsten und Höchsten im menschlichen Dasein zusammen. Schilderungen Italiens gaben auch diesen Unterhaltungen einen hohen Reiz, besonders wurden die katholischen Geistlichen, die vornehmlich den Gesellschaftskreis der Fürstin bildeten, durch die anschauliche Schilderung der

katholischen Kirchenfeste angezogen. An einem Protestanten fiel diese tolerante Objektivität so sehr auf, dass man sich heimlich erkundigte, ob denn Goethe katholisch geworden sei; schon während seines Aufenthalts in Italien tauchte dies Gerücht hin und wieder auf.

Im Verkehr mit dem trefflichen von Fürstenberg, der mathematischen und naturhistorischen Studien nicht fremd war, kamen auch Goethes naturgeschichtliche Forschungen zur Sprache. Zu Erörterungen antiker Kunst gelangte man wiederholt durch die Betrachtung der vorzüglichen Sammlung geschnittener Steine, welche im Besitz der Fürstin war, ein Nachlass von Hemsterhuys. Goethe fühlte sich durch das Studium lebhaft angesprochen, so dass die Fürstin ihm beim Scheiden die ganze Sammlung mitgab, damit er in Weimar zu sorgfältigeren Studien Muße habe. Es war ihr abgeraten worden, Goethe dies kostbare Besitztum anzuvertrauen, worauf sie jedoch erwidert hatte: „Glaubt Ihr denn nicht, dass der Begriff, den ich von ihm habe, mir lieber sei, als diese Steine? Sollt’ ich die Meinung von ihm verlieren, so mag dieser Schatz auch hinterdrein gehen.“ Nach dem Abschied von Münster begleitete ihn noch die Fürstin bis auf die erste Station, indem sie sich zu ihm in den Wagen setzte. Noch einmal tauschten sie ihre Religionsansichten gegenseitig aus, und sie trennte sich von ihm mit dem Wunsch, ihn, wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen.

Indes hatte sich das Fluchtgetümmel vom Rhein her nach Westfalen hereingewälzt. Goethe geriet mitten in den Schwarm der Emigrierten, nicht wenig erfreut, dass er durch die Fürsorge der Fürstin durch Laufzettel auf den Poststationen angemeldet und empfohlen war, so dass er, wenn gleich bei dem schlechtesten Wetter oft auf ungebahnten Wegen hin und her geschüttelt, doch rasch über Paderborn nach Kassel weiter befördert ward. In Kassel war man der Anmaßung der Emigrierten schon so überdrüssig geworden, dass er den in französischer Sprache ihn höflichst abweisenden Kellner deutsch anreden musste, um nur im Gasthof Aufnahme zu finden. Über Eisenach gelangte er dann um die Mitte Dezember nach Weimar zurück.

Während Goethes Entfernung hatte der Herzog den Neubau seines Hauses besorgen lassen. Er fand es schon meistens wohnbar, doch war ihm noch die Freude gegönnt, beim weiteren Ausbau mit- und einzuwirken. Nach der mühseligen Wanderzeit genoss er das Glück des stillen häuslichen Herdes mit innigem Behagen. Christiane („die Kleine, wie er sie zu nennen

pflegte) rühmt er in einem Brief an Jacobi als „Gar sorgfältig und tätig“ im Hauswesen; sein Knabe wuchs munter heran. Heinrich Meyer, der inzwischen aus Italien zurückgekommen war, wurde sein Haus- und Tischgenosse. An ihm besaß er jetzt, was er so lange entbehrt hatte, einen durch herzliche Zuneigung und gleiche Studienzwecke treu verbundenen Freund, der ihm die Erinnerungen an Italien neu belebte, im Studium der Kunst ihn bei gleichen Grundsätzen durch seine ausgebreitete Kenntnisse förderte und durch sein teilnehmendes Eingehen auf die optischen Versuche des Freundes die Freudigkeit des Strebens erhöhte. Diesen Freund gefunden zu haben nennt Goethe eins der glücklichsten Ereignisse seines Lebens. Für ihre gemeinsamen Studien der antiken Kunst war jene durch künstlerischen Wert ausgezeichnete Gemmensammlung ein neuer Gewinn, den man möglichst ausbeutete. Die Besitzerin ließ Goethe mehrere Jahre in Besitz derselben. Die Hoffnung nach dem 1806 erfolgten Tod der Fürstin diesen Kunstschatz für Weimar oder Gotha zu erwerben, ging ihm nicht in Erfüllung; jetzt ist jene Sammlung dem Gemmenkabinett im Haag einverleibt.

Hinsichtlich der Farbentheorie begegneten sich die Studien der Freunde vornehmlich in den Untersuchungen der ästhetischen Wirkung und Kunstharmonie der Farben. Meyer entwarf mehrere Zeichnungen, um die Goethe'schen Farbenspekulationen zur Anwendung zu bringen und die Theorie des Kolorits näher zu begründen. Wie hoch Goethe den Wert eines solchen gemeinschaftlichen Arbeitens ansah und welche Hoffnungen er überhaupt für die deutsche Wissenschaft auf ein Zusammenhalten der mit gleichen Problemen beschäftigten Gelehrten baute, geht aus dem im Jahr 1793 verfassten Aufsatz „der Versuch als Vermittler von Objekt und Subjekt“ hervor, worin er nachzuweisen sucht, dass nur aus einer Reihe von einzelnen auf dasselbe Ziel gerichteten Erfahrungen die höhere Formel wissenschaftlicher Wahrheit gezogen werden könne. Seine Anhänglichkeit an die lieb gewonnene Wissenschaft blieb auch fernerhin unverändert und ging stets neben den übrigen Beschäftigungen her. Er wandte sich jetzt mehr der Physik und Chemie zu und knüpfte zu dem Ende einen näheren brieflichen Verkehr mit Lichtenberg in Göttingen an, durch den er sich sehr gefördert fühlte.

Die Leitung des Theaters nahm ihn zugleich sehr in Anspruch, da er stets auf Proben und Ausstattung, selbst der unbedeutenden Stücke, die größte Aufmerksamkeit wendete. Daraus ging auch die kleine dramatische

Produktion ‚Der Bürgergeneral‘ hervor, die er im Lauf einer Woche diktierte. Da der Schauspieler Beck die Rolle des Schnaps in den beiden Billets nach Florian und dem Stammbaum von Anton Wall, einer Fortsetzung jenes Stücks, mit ganz individueller Trefflichkeit spielte, so konnte Goethe sich nicht enthalten, diesen Schnaps nochmals zu produzieren und zwar als Propagandisten der neuen übrerrheinischen Freiheitsideen, wovon er einem gutmütigen Bauern vorschwatzt, um sich gelegentlich eine gute Mahlzeit zu gewinnen. Die Posse ist ganz der Wirklichkeit entnommen, wie denn das Felleisen mit den Utensilien des Freiheitsapostels von Goethes Diener auf dem Feldzug erbeutet worden war und jedes Mal bei der Aufführung seine Dienste tat. Da das Stück im lebendigsten Dialog gehalten ist, so machte es auf der Bühne eine gute Wirkung. „Den Bürgergeneral“, schreibt Goethe am 7. Juli 1793 an Jacobi, „habe ich vor meiner Abreise in Weimar spielen lassen; er nimmt sich sehr gut aus“, und gegen Eckermann äußerte er, „das Stück habe manchen heitern Abend gemacht.“ Es ist daher unbegreiflich, wie Goethe in dem Bericht, welcher der Darstellung der Kampagne angehängt ist, ganz im Widerspruch damit behaupten konnte, das Stück habe die widerwärtigste Wirkung, selbst bei Freunden und Gönnern, hervorgebracht, indem doch selbst Jacobi, der vom Groß-Cophta schwieg, über dies Stück seinen Beifall aussprach; ebenso unbegreiflich, dass man in politischem Rigorismus diesen anspruchslosen Scherz als einen Angriff auf die weltbewegenden Freiheitsideen, als einen Beweis, dass der Dichter die welthistorische Bedeutung der Revolution nicht verstanden habe, gedeutet hat. Goethe war vielmehr tief ergriffen von den fortrollenden Ereignissen; nach seinem Geständnis war nicht leicht jemand in so weiter Entfernung vom eigentlichen Schauplatz des Unheils gedrückt, als er; er gehörte zu dem Kreis der „Aufgeregten“, die er in dem gleichnamigen Drama und in dem wohl schon damals niedergeschriebenen Eingang zu den Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten uns vorführt – „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging.“

Der Plan des Dramas ‚Die Aufgeregten‘ ist vortrefflich erfunden, um die verschiedenen, politischen Parteistellungen nebeneinander vorzuführen; doch lagen die Hauptszenen desselben nicht in dem Kreis, in welchem sich die Goethe’schen Poesie am liebsten bewegte, und es ist daher lückenhaft geblieben. Des Dichters politischen Standpunkt (gegen Eckermann nannte er es daher sein „politisches Glaubensbekenntnis“) legt es uns am klarsten dar, wofür auch die um dieselbe Zeit entstandenen politischen E-

pigramme, die unter die venezianischen eingeschaltet worden sind, uns Fingerzeige geben. In der Rolle des Hofrats, der das Bestehende schätzt, aber zu jeder notwendigen und nützlichen Reform die Hand zu bieten bereit ist, zeichnet Goethe sich selbst und lässt ihn den vermittelnden Standpunkt zwischen den Ultras der Parteien vertreten. Das Unrecht des aristokratischen Egoismus, der den aus offenkundigen Missbräuchen fließenden Vorteil nicht opfern mag, wird ebenso scharf verurteilt, wie der alles nivelierende Radikalismus, der „das große Gewicht des höheren Standes im Staate“ nicht anerkennt. In der Einleitung zu den Unterhaltungen der Ausgewanderten wiederholt sich die Klage, dass der Dämon des politischen Gesprächs in alle geselligen Kreise eindringe. Es steht in deutlicher Beziehung zu der einst so geistreich belebten weimarschen Gesellschaft, wenn dort der Baronin die Worte in den Mund gelegt werden: „Wo sind die schönen, zierlichen Gedichte geblieben, die sonst so oft aus den Brieftaschen unsrer jungen Frauenzimmer zur Freude der Gesellschaft hervorkamen? Wohin haben sich die unbefangenen philosophischen Betrachtungen verloren? Ist die Lust gänzlich verschwunden, mit der ihr von euren Spaziergängen einen merkwürdigen Stein, eine uns wenigstens unbekannt Pflanze, ein seltsames Insekt mitbrachtet, und dadurch Gelegenheit gabt, über den großen Zusammenhang aller vorhandenen Geschöpfe wenigstens angenehm zu träumen?“

Mitten unter den Gräueln des Terrorismus, „wo ihm die Welt blutiger und blutdürstiger als jemals erschien“, war es nicht möglich auf produktivem Weg der Misstimmung Herr zu werden; doch war es ein verwandtes Heilmittel, dass er den ‚Reinecke Fuchs‘ zu überarbeiten unternahm. Dies satirische Tierepos, welches uns ein durch niedere Leidenschaften zerrüttetes Staatsleben vorführt, wo Gewalt und List sich um den Sieg streiten, erschien ihm jetzt als ein Spiegel der Zeitläufe, als „die unheilige Weltbibel“. Während hier „das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt“ (ein Ausdruck, den man in dieser Verbindung und Beziehung nicht so herb deuten darf, um dabei ein Kreuz zu schlagen), hilft doch über Anarchie und Gemeinheit ein ergötzlicher Humor hinweg. Durch Voß' Homerübersetzung und Luise, welche er „leidenschaftlich“ liebte und gern vorlas, war er mit dem epischen Hexameter vertraut geworden; er sah hier eine erwünschte Gelegenheit, sich durch eine größere Produktion dieser Versart noch mehr zu bemeistern, und warum sollte eine Form, welche die Idylle so trefflich kleidete, den satirisch-epischen

Szenen der Tierwelt widersprechen? Ging dabei von dem ursprünglichen Volkston viel verloren, so ward der Dichter umso mehr zu einer selbstständigen Reproduktion des Originals aufgefordert, und er nahm dabei ein Recht für sich in Anspruch, dessen sich schon die früheren Bearbeiter der Tiersage bedient hatten. Von den Goethe'schen Hexametern hat man hauptsächlich aus dem Grunde wegwerfend geredet, weil er selbst sie so bescheiden in Vergleich mit der vossischen Technik herabsetzt und offen bekennt, sie nur dem Gehör nachgebildet zu haben. Allein man wird trotz mancher prosodischen Mängel doch diesen leicht hinfließenden Rhythmus dem Genius unserer Sprache angemessener finden, als die steifleinene Struktur der Vossischen Hexameter. Goethe arbeitete an dieser Dichtung mit anhaltendem Fleiß, so dass er schon am 2. Mai seinem Jacobi die Arbeit als fertig ankündigen konnte; doch beschäftigte ihn die Vollendung und Ausfeilung des Einzelnen noch längere Zeit; sie gewährte ihm eine angenehme Zerstreung während der neuen Kampagne, zu der am 10. Mai 1793 abreiste.

Die Verbündeten betrachteten die Wiedereroberung von Mainz als die Hauptaufgabe des nächsten Feldzugs. Eine preußische Armee schloss seit Mitte des Aprils die von einem ansehnlichen französischen Armeekorps besetzte und stärker befestigte Stadt ein. Auch Goethe verließ Weimar, um in Gesellschaft seines Herzogs zu sein. Nachdem er einige Wochen in Frankfurt, das bereits wieder in deutschen Händen war, verweilt hatte, wo er mit Sömmering, der aus Mainz hierher geflüchtet war, „in einsamen Stunden viel arbeitete“, langte er am 27. Mai bei dem Armeekorps des Herzogs von Weimar im Lager von Marienborn an. Von weimarschen Freunden traf er unter andern dort den Rat Kraus und den Engländer Gore, ebenfalls einen geschickten Maler, der sich seit einigen Jahren in Weimar niedergelassen hatte; die Belagerung von Mainz „als ein seltener, wichtiger Fall, wo das Unglück selbst malerisch zu werden versprach“, hatte sie herbeigelockt. Während des Bombardements „machten sie so viele Brandstudien, dass es ihnen später gelang ein durchscheinendes Nachtstück zu verfertigen, welches mehr als irgendeine Wortbeschreibung die Vorstellung einer unselig glühenden Hauptstadt des Vaterlandes zu überliefern imstande sein möchte.“ Der ausführliche Bericht, worin uns Goethe von dem Lagerleben und den Szenen der Belagerung in Kenntnis setzt, ist wiederum ein Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit, gewissermaßen Forschungsbegier, er alles, was um ihn vorging, selbst die militärischen Stellungen und Bewegungen, ver-

folgte und in Wort und Bild skizzierte. Oft wandelte ihn auch hier die Lust an, der Gefahr ins Angesicht zu blicken, wenn es galt, eine anziehende Erscheinung, eine ungekannte Szene in der Nähe zu betrachten. „Man vergaß an eigene Sicherheit zu denken. Von der wilden, wüsten Gefahr angezogen, wie von dem Blick einer Klapperschlange, stürzte man sich unberufen in die tödlichen Räume, ging, ritt durch die Tranchen, ließ die Haubitzengranaten über dem Kopf dröhnend zerspringen, die Trümmer neben sich niederstürzen.“ Einstmals gewann er einen Mann des Wachpostens durch ein Trinkgeld, um sich von ihm zu den äußersten Schanzen führen zu lassen; er stand endlich in der letzten Schanze des rechten Flügels, wo man hinter einem Bollwerk von Schanzkörben auf ein Paar hundert Schritte Kanonenkugeln wechselte. „Hier fand ich es nun, aufrichtig gestandne, heiß genug, und man nahm sich's nicht übel, wenn irgendeine Anwendung jenes Kanonenfiebers ich wieder hervortun wollte; man drückte sich nun zurück, wie man gekommen war, und kehrte doch, wenn es Gelegenheit und Anlass gab, wieder in gleiche Gefahr.“ In manchen ruhigeren Stunden kehrte auch sein Geist zu der gewohnten Beschäftigung zurück. Die optischen Studien wurden fortgesetzt, und am Reineke Fuchs ward fleißig gearbeitet. In die Gemütsstimmung jener Tage lässt uns ein noch vor dem eigentlichen Bombardement geschriebener Brief an Jacobi einen Blick werfen: „Dein lieber Brief trifft mich hier und gibt mir einen guten Morgen, eben als ich mich von einem Strohlager erhebe, und die freundlichste Sonne in mein Zelt scheint. Ich schreibe gleich wieder und wünsche Euch Glück zu dem schönen Frühling in Pempelfort, da wir indes zwischen zerrissenen Weinstöcken, auf zertrretenen, zu früh abgemähten Ähren uns herumtummeln, stündlich den Tod unserer Freunde und Bekannten erwarten, und ohne Aussicht, was es werden könne, von einem Tag zum andern leben. Das Wetter ist sehr schön, die Tage heiß, die Nächte himmlisch. Das werdet Ihr auch so haben und den lieben Frieden dazu, den Euch ein guter Geist erhalte und auch dieser Gegend wiedergebe.“

Nachdem der Kommandant der unglücklichen Stadt die Kapitulation abgeschlossen hatte, begann am Nachmittag des 24. Juli der Ausmarsch der 17000 Mann starken, französischen Besatzung, der unter der Bedingung, ein Jahr lang nicht gegen die Verbündeten zu fechten, mit allen Kriegsehren abzuziehen zugestanden worden war. Für die Clubbisten war ein gleiches Zugeständnis nicht zu erlangen gewesen; gegen sie, die eigentlichen Urheber des Unheils, wandte sich der Hass der Bürger, vornehmlich der Vertrie-

benen, welche jetzt mit den Verbündeten wieder einzogen. Einigen Clubbisten gelang es zu entfliehen. Goethe war Auenzeuge, wie einer derselben von der Volkswut, die man gewähren ließ, fürchterlich misshandelt wurde. Eine ähnliche Szene hätte sich beinahe unter den Fenstern seines Quartiers ereignet. Es erscholl plötzlich aus der Volksmenge der Ruf: „Haltet ihn an! Schlagt ihn tot! Das ist der Spitzbube von Architekten, der erst die Domdechanie geplündert und nachher selbst angezündet hat.“ Die Wut galt einem Mann zu Pferde, der sich in dem Zug der Franzosen befand; es kam auf einen einzigen entschlossenen Menschen an, und die Tat war geschehen. Ohne die Gefahr, in die er sich begab, zu überlegen, sprang Goethe hinaus unter die Menge und auf sein gebieterisches „Halt!“, trat die vollkommene Stille ein. Dann fuhr er laut und heftig sprechend fort: „Hier sie das Quartier des Herzogs von Weimar, der Platz daran sei heilig; wenn sie Unfug treiben und Rache üben wollten, so fänden sie noch Raum genug. Wer sie auch seien, so hätten sie mitten in der deutschen Armee keine andere Rolle zu spielen, als ruhige Zuschauer zu bleiben; ihr Unglück und ihr Hass gebe ihnen hier kein Recht, und er leide an dieser Stelle durchaus keine Gewalttätigkeit“ – und was er noch weiter in ähnlichem Sinn hinzusetzte. Das Volk war nach und nach weiter zurückgetreten und ließ den Bedrohten ungefährdet seines Weges ziehen. Georg Forster, einer der wenigen Clubbisten, welche durch edle Motive verleitet worden waren mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache zu machen, befand sich damals in Paris, wo er, bitter enttäuscht, im nächsten Jahr sein Leben beschloss; sein Schicksal ging Goethe sehr zu Herzen.

Am 26. ritt Goethe mit einigen Freunden in die verwüstete Stadt, schmerzlich bewegt von der Erinnerung an glückliche, friedliche Stunden, die er hier in Freundeskreisen verlebt hatte. „Auf der Rheinbrücke holte man noch frischen Atem, wie vor Alters, und betrog sich einen Augenblick, las wenn jene Zeit wiederkommen könnte.“ Gore verfertigte eine Zeichnung der ganzen durch die Belagerung entstellten Stadt. Sömmering nahm wieder Besitz von seiner ausgeplünderten und übel zugerichteten Wohnung im Akademiegebäude, und man fand Muße, sich über die glücklich geborgenen wertvollen Präparate in belehrenden Gesprächen zu unterhalten. Goethe enteilte bald wieder dem Anblick der Verwüstung und des Jammers; die Bevölkerung von Mainz war von 30000 auf 6000 gesunken. Er erhielt Urlaub, nach Hause zurückzukehren. Indes wünschte er zuvor noch einige Wochen bei Freunden in den Rheingegenden zuzubringen. Schon aus

dem Lager vor Mainz schrieb er am 7. Juli an Jacobi. „Wie gern käme ich wieder zu Euch! Neulich waren wir bis Bingen gefahren und stiegen an einem schönen Abend bei dem Mäuseturm ans Land. Ich sah dem Fluss nach, der zwischen die dunkeln Berge sich hineindrängt und wünschte mit ihm zu Euch zu gehen. Eigentlich sollte ich Schlosser besuchen; ich fürchte mich aber davor. Seiner Tochter ist tödlich krank, und es wäre mit entsetzlich, meine Schwester zum zweiten Mal sterben zu sehen. Meine Mutter hat mir Briefe von dem Kind gezeigt, die höchst rührend sind.“ Am 19. schrieb er an Jacobi, er wolle nun doch Schlosser besuchen, da die arme Julie unterdessen „abgetreten“ sei. Schlosser, damals Direktor des Hofgerichts zu Karlsruhe, traf mit ihm in Heidelberg im Haus der alten, treuen Freundin Delf zusammen. In den wissenschaftlichen Unterhaltungen kam auch die Farbenlehre zur Sprache, über die ihm Goethe einen ausführlichen Vortrag heilt, ohne ihm seine Theorie ganz einleuchtend machen zu können. Auch einen Aufsatz über wissenschaftliches Zusammenwirken der Fachgelehrten (wahrscheinlich der oben erwähnte) ward mitgeteilt, worauf jedoch Schlosser sehr ungläubig erwiderte, dass er im Irrtum sei, wenn er sich einbilde, es werde jemand ein fremdes Verfahren billigen und zu dem seinigen machen, und es könne überhaupt in Deutschland irgendeine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden. Dass zwischen beiden auch manche verletzende Äußerungen vorfielen, hebt Goethe Bericht wohl allzu scharf hervor; an Jacobi schrieb er am 10. August: „Mit Schlosser brachte ich in Heidelberg einige glückliche Tage zu; es freut mich sehr und ist ein großer Gewinnst für mich, dass wir uns einmal wieder einander genähert haben.“ Goethe verweilte dann noch einige Tage bei der Mutter in Frankfurt und kehrte gegen Ende des Augusts in die behagliche Stille seines Hauses zurück, wohin er sich längst gesehnt.

Weit und schön ist die Welt; doch, o wie dank' ich dem Himmel,  
Dass ein Gärtchen, beschränkt, zierlich, mir eigne gehört!  
Bringt mich wieder nach Hause! Was hat ein Gärtner zu reisen?  
Ehre bringt's ihm und Glück, wenn er sein Gärtchen bestellt.

#### **4. Kapitel: 1794 - 1796**

Die Weltgeschichte ging im Sturmschritt einher; alle Gemüter blickten mit ängstlicher Spannung in die Zukunft. Die Zeit war in Deutschland vorüber, wie man in politischen Gesprächen sich über Aristokratie und Volks-

rechte gegenseitig erhitzte und in naiver Unerfahrenheit mit dem Feuer der Freiheitsideen spielte; die Gräueltaten des Terrorismus hatten die Enthusiasten enttäuscht. Wenn sich nun in dem Augenblick, wo der Krieg bereits an Deutschlands Grenzen pochte, der Blick des Patrioten auf das eigene Vaterland wandte, so erregte hier die Schwäche und Haltlosigkeit der Verteidigungsanstalten die größte Besorgnis. Innerer Zwiespalt lähmte die Kriegsunternehmungen; im Baseler Frieden (1795) trat Preußen von der Koalition zurück, und die Reichsverfassung ging ihrer völligen Auflösung entgegen. Die kleineren Staaten schwankten zwischen preußischen und österreichischen Interessen. Weimar ging mit Preußen. Ward es auch durch seine Lage im Norden der Demarkationslinie gegen die französischen Armeen gesichert, so machte doch die Stellung von Kursachsen, welches sein Kontingent auch ferner bei der Reichsarmee ließ, auch fernere Unterhandlungen und Rüstungen nötig. Der Herzog von Weimar war indes schon nach beendetem Feldzug von 1793 aus dem preußischen Dienst ausgetreten. Goethe war im Lager bei Aschersleben gegenwärtig, als sein Fürst von seinem Armeecorps Abschied nahm. „Das Wehklagen des Regiments“, berichtet er, „war groß durch alle Stufen. Sie verloren Anführer, Fürsten, Ratgeber, Wohltäter und Vater zugleich. Auch ich sollte von eng verbundenen, trefflichen Männern auf einmal scheiden; es geschah nicht ohne Tränen der besten. Die Gegend um Aschersleben, der nahe Harz, von dort aus so leicht zu bereisen, erschien für mich verloren; auch bin ich niemals wieder tief hineingedrungen.“

Indes hatte sich Goethe über die dadurch auch für ihn herbeigeführte Änderung seiner Lebensweise nur zu freuen, indem er sich von jetzt an ungestört seinen friedlichen Beschäftigungen hingeben konnte. Einen Auftrag, der ihn noch einmal auf den Schauplatz des Krieges geführt haben würde, lehnte er ab. Doch ward während der Kriegsstürme sein Gemüt durch Sorge und Schmerz stets dort zu verweilen genötigt, wo teure Angehörige und Freunde von den Ereignissen unmittelbar berührt wurden. Ihm wurden von dort her manche Schatzkästchen und Kostbarkeiten zum Aufbewahren eingesandt, Zeugnisse sowohl des Zutrauens, als der dort herrschenden Angst und Not. Viele seiner Freunde flüchteten damals, um vor den Drangsalen des Krieges sich zu retten, vom heimischen Herd. Jacobi verließ im Herbst 1794 seinen freundlichen Pempelfort, von wo er noch vor kurzem in der Widmung des Woldemar dem Freund in der Ferne den Gruß wärmster Liebe und Verehrung hinüber gesandt hatte. „Es war mir so

schmerzlich“, schrieb ihm Goethe am 31. Oktober, „als wenn ich mit Dir hätte auswandern sollen.“ Jacobi lebte seitdem mehrere Jahre in Freundeskreisen zu Hamburg und im Holsteinischen, namentlich mit Claudius, Stolberg und der geistvollen Gräfin Julie von Reventlow. Goethe wurde mehrmals dringend dahin eingeladen, und die Verheiratung seiner Nichte Luise Schlosser mit Nicolovius zu Eutin schien dazu eine noch nähere Veranlassung zu sein. Allein Goethe war dieser Verbindung abgeneigt und blieb dem Gemahl seiner Nichte stets fremd. Ebenso wenig zog ihn der pietistische Geist und die beschränkte Prüderie jener Kreise, welche er beim Erscheinen seines Wilhelm Meister von neuem zu erfahren Gelegenheit hatte, „nach den nordischen Sumpf- und Wassernestern“, denen er „nichts Gutes zutraute“. Neue Lektionen dort persönlich entgegenzunehmen, fühlte er keinen Trieb.

Auch Schlosser verließ damals den Oberrhein und siedelte nach Ansbach über. Goethes Mutter heilt in Frankfurt standhaft aus, obwohl der Sohn bereits Vorbereitungen getroffen hatte, sie bei sich aufzunehmen. Auf sein Anraten verkaufte sie den wohl bestellten Weinkeller, die Bibliothek und wertvolle Gemäldesammlung, endlich auch das Haus und das entbehrliche Mobiliar und bezog ein schönes neues Quartier an der Hauptwache, das sie bald darauf, beim Bombardement 1796 nach Offenbach flüchtend, wieder verlassen musste; ihre Habseligkeiten hatte sie in feuerfeste Keller gerettet.

Goethe selbst beschäftigte manchmal der Gedanke an die Möglichkeit, bei annähernder Gefahr emigrieren zu müssen, und wenn er dennoch mitten in bedrohlichen Zeitläufen mit emsiger Tätigkeit seinen Geschäften und Studien nachging, mochte er sich wohl mit jenem Bauer vergleichen, der während der Mainzer Belagerung im Bereich der Kanonen hinter einem Schanzkorb, den er von Stelle zu Stelle schob, ruhig sein Feld bestellte.

Nach der Rückkehr von der Kampagne des Jahres 1793 war des Dichters nächste Beschäftigung, an den ‚Reinecke Fuchs‘ die letzte Hand zu legen, so dass gegen den Winter der Druck beginnen konnte. „Es macht mir noch viel Mühe“, schreibt er am 18. November an Jacobi, „dem Vers die Aisance und Zierlichkeit zu geben, die er haben muss. Wäre das Leben nicht so kurz, ich ließe ihn noch eine Weile liegen; so mag es aber gehen, dass ich ihn loswerde.“ Er teilte Wieland die Handschrift zur Durchsicht mit und bat ihn, seine Verbesserungsvorschläge anzumerken. Wie sich erwarten ließ,

fand J. H. Voß, als Hexameter-Fürst in großem Ansehen, an den Goethe'schen Hexametern viel auszusetzen, und hätte in metrischem Rigorismus sie gern ebenso durchkorrigiert, wie er die ganze Iphigenie kritisch überarbeitete, um die deutschen Jamben den griechischen getreuer nachzubilden.

Der Leitung des Theaters widmete Goethe auch ferner viel Zeit und Kräfte und wusste auch für diese untergeordnete Sphäre seiner Tätigkeit einen höheren Gesichtspunkt zu finden, wodurch diese Beschäftigung einen poetischen Reiz gewann. „Ich betrachtete“, äußert er, „das Theater als eine Lehranstalt zur Kunst mit Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sanft hergeht, und übertrug, was er Unerfreuliches haben mochte.“ Seitdem er mit Sinn und Neigung wieder auf das Bühnenwesen einging, war ihm sein Roman ‚Wilhelm Meister‘ wieder näher getreten, hatte er doch selbst in Italien diese Dichtung stets als ein Gefäß, worin er einen Teil seiner Kunst- und Weltbetrachtungen niederzulegen gedachte, im Auge behalten. Seit 1791 begann er das Vorhandene gelegentlich zu ordnen und zu überarbeiten. Er betrachtete es auf seinem jetzigen Standpunkt als seine Aufgabe, den früheren Entwurf, der sich allzu ausführlich in der Darstellung der dramatischen Kunst erging und zu sehr in den Kreisen des Schauspielerlebens verweilte, mehr zusammenzudrängen (er ward fast um ein Drittel verkürzt), damit dieser Teil der Lehrjahre des Helden nur als ein einzelnes Moment, als der Durchgangspunkt zu höherer Geistes- und Charakterbildung erschiene. Von dieser Basis aus führt daher der Roman in eine unendliche Stufenfolge menschlicher Bildung hinein. Aus des Dichters eigener Bildungsgeschichte ist die Idee des Romans entnommen. Es ist die Versöhnung der poetisch-phantastischen Auffassung des Lebens mit der Wirklichkeit, die Erziehung für die Welt. Der Held wird durch die Konflikte des Lebens hindurchgeführt, damit er durch sie lerne, sein Inneres mit den Bedingungen der Außenwelt, wenn auch mit manchen Entsaugungen, in Harmonie zu setzen, und die Kraft gewinne, sich durch seine Tätigkeit für das Verlorene neue Lebensverhältnisse zu schaffen. Es ward daher dieser Roman, wie Faust, eine Produktion, die sich nicht in sich selbst abschließt, sondern immer vorwärts weist. Froh, über den Anfang hinaus zu sein, ließ Goethe, da der Verleger ihn drängte, 1794 den Abdruck des ersten Bandes vor sich gehen. Wegen der Fortsetzung war er nicht ohne Sorge; doch hoffte er, dass die Notwendigkeit der beste Ratgeber sein werde.

Ungeachtet dieser umfangreichen Produktion fand er dennoch in diesen Jahren, deren hohe geistige Anspannung nur mit der italienischen Studienzeit verglichen werden kann, noch Muße für viele poetische Nebenarbeiten; er vermochte auch seine übrigen Geistesrichtungen zu verfolgen und den Geschäften, die ihm neben der Theaterleitung oblagen, die gewohnte Tätigkeit zu widmen. Diese Amtsgeschäfte zogen ihn oft nach Ilmenau und Jena hinüber, und es bewährte sich die frühere Erfahrung, dass er von diesen Ausflügen stets den besten Gewinn für Poesie und Wissenschaft heimbrachte.

Nach Ilmenau riefen ihn mehrmals die Bergbauangelegenheiten, die ihm gemeinschaftlich mit dem Geheimrat von Voigt oblagen. An und für sich boten sie wenig Erfreuliches, da es sich mehr und mehr herausstellte, dass bei den beschränkten Mitteln von dem isoliert gewagten Unternehmen kein Gewinn zu erreichen sei, und nur durch neue Bewilligung von Zuschüssen ward verhindert, dass nicht das Bergwerk schon eher ins Stocken geriet, als bis der Stollenbruch von 1795 dem dortigen Bergbau ein Ende machte. Es ward jedoch unserm Dichter auch jetzt noch recht jugendlich wohl in dem stillen Tal zwischen den sanften Wald bewachsenen Höhen, besonders als er jetzt seinen Knaben dort mit sich herumführen konnte, „der diese Gegend mit frischem, kindlichen Sinn wieder auffasste, alle Gegenstände, Verhältnisse, Tätigkeiten mit neuer Lebenslust ergriff und viel entschiedener, als mit Worten hätte geschehen können, durch die Tat aussprach, dass dem Abgestorbenen immer etwas Belebtes folge, und der Anteil der Menschen an dieser Erde niemals erlöschen könne.“ Hier ward Wilhelm Meister fortgeführt, und man erkennt aufs Neue, wie das eigene Erlebnis den Einschlag zum Gewebe des Romans darbot; hier ward Hermann und Dorothea entworfen. Einen gleichen Dienst leisteten auch der Produktion des Dichters die von jetzt an häufig wiederkehrenden Badereisen nach Karlsbad und Teplitz.

Zu den wissenschaftlichen Beziehungen, die Goethe seit Jahren mit den Lehrern der Universität Jena unterhielt, war jetzt auch ein innigeres, geschäftliches Band hinzugekommen. Bei dem einsichtsvollen Eingehen des Herzogs auf die Naturstudien ward es Goethes Verwaltung möglich, selbst bei nicht reichlich fließenden Mitteln, diesen Zweig der Universitätsstudien aus der Abhängigkeit von der medizinischen Fachwissenschaft zu befreien und die darauf bezüglichen Anstalten teils zu erweitern, teils neu zu grün-

den. Er ordnete und vergrößerte die naturhistorischen Sammlungen und ließ unter seiner Leitung 1794 den neuen botanischen Garten anlegen, der in dem kenntnisreichen, tätigen Professor Batsch einen trefflichen Vorsteher erhielt. Goethe bemühte sich überall selbst zu lernen und an Strebende sich anzuschließen; daher schämte er sich auch nicht als Lernender zu den Füßen der Meister zu sitzen. Regelmäßig wohnte er den Sitzungen der unter Batsch' Leitung gebildeten naturforschenden Gesellschaft bei. Als er sich im Januar 1795 einige Wochen in Jena aufhielt, wanderte er, in Begleitung Meyers so wie der zur Zeit dort anwesenden Brüder Humboldt, in den frühen Morgenstunden, oft durch tiefen Schnee, zu dem Hörsaal des Hofrats Loder, der über Bänderlehre, einen höchst wichtigen Teil der Anatomie, Vorlesungen hielt. Zugleich wurden mit Göttling chemische Versuche angestellt. Als ein Beweis seiner Uneigennützigkeit verdient angeführt zu werden, dass er stets die Kosten seines Aufenthalts in Jena, auch wenn er zunächst durch amtliche Verhältnisse dorthin gerufen ward, aus eigenen Mitteln bestritt.

In Verbindung mit den jugendfrischen, kräftig emporstrebenden Talenten, welche sich damals auf der rasch empor blühenden Universität Jena sammelten, erhielt Goethe, was sein vorwärts strebender Geist im Verkehr mit den gealterten Freunden in Weimar seit langem entbehrt hatte, lebendige Anregung, und seinem Geist wuchsen neue Schwingen. War dies vielleicht das Gefühl, welches ihn antrieb, im Jahr 1795 ein Drama ‚der befreite Prometheus‘ zu beginnen?

In den Wochen, welche er im Januar 1795 mit Alexander von Humboldt, der schon von Bayreuth aus mit ihm einen naturwissenschaftlichen Briefwechsel unterhalten hatte verlebte, wurde das ganze Gebiet der Naturwissenschaft durchgesprochen, und Goethes morphologische Ansichten begegneten hier eine geistvollen anregenden Auffassung. Die vergleichende Anatomie nahm daher in seinen Studien wieder einen großen Raum ein. In seinem umfassenden Geist, der das Entlegenste durch die höhere Idee zusammenzuhalten vermochte, erhielt jede Einzelne klar geordnet seine Stelle; in ernster Gedankenfolge schließen sich in einem Brief an Schiller (26. Oktober 1796) den ästhetischen Erörterungen die Worte an: „Ich habe diese Tage die Eingeweide der Tiere näher zu betrachten angefangen, und wenn ich hübsch fleißig fortfahre, so hoffe ich diesen Winter diesen Teil der organischen Natur recht durchzuarbeiten.“ Da er den Brüdern Humboldt seine

Ideen über vergleichende Anatomie und deren methodische Behandlung im Gespräch mitteilte, so ward er dringend aufgefordert, sie niederzuschreiben. Daraus entstand der „erste Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie“ (1795), worin er einen anatomischen Typus für den organischen Bau der Tiere aufstellte; zur Erläuterung schrieb er im folgenden Jahr „Vorträge über die drei ersten Kapitel des Entwurfs.“

Über die gleichzeitige Beschäftigung mit den Problemen der Farbenlehre gibt uns Goethe in einem Brief an Jacobi vom 29. Dezember 1794 ein Bekenntnis, in welchem uns der hohe Ernst seines geistigen Strebens entgegen tritt: „Der Dir gesagt hat, ich habe meinen optischen Studien aufgegeben, weiß nichts von mir und kennt mich nicht. Sie gehen immer gleichen Schritts mit meinen übrigen Arbeiten, und ich bringe nach und nach einen Apparat zusammen, wie er wohl noch nicht beisammen gewesen ist. Die Materie, wie Du weißt, ist höchst interessant, und die Bearbeitung eine solche Übung des Geistes, die mir vielleicht auf keinem andern Weg geworden wäre. Die Phänomene zu erhaschen, sie zu Versuchen zu fixieren, die Erfahrungen zu ordnen und die Vorstellungsarten darüber kennen zu lernen, bei dem Ersten so aufmerksam, bei dem Zweiten so genau als möglich zu sein, beim dritten vollständig zu werden und beim Vierten vielseitig genug zu bleiben, dazu gehört eine Durcharbeitung seines armen Ichs, von deren Möglichkeit ich auch sonst keine Idee gehabt habe.“ Wenn er dabei die Klage über die Fachgelehrten wiederholt, so hat er doch namentlich von Sömmering zur rühmen, dass sein Eingreifen geistreich und selbst sein Widerspruch fördernd gewesen sei.

Indes muss Goethe selbst eingestehen, dass durch diese wissenschaftlichen Beschäftigung ein Zwiespalt in seinem Dasein entstanden sei, indem die Anrechte, welche Poesie und Kunst geltend machten, sich mit jenen nicht ganz versöhnen ließen. Völlig ward er erst ausgeglichen, als sich mit dem Jahr 1794 das Verhältnis zu Schiller zu einer innigen Freundschaft gestaltete und jenen herrlichen Geistesbund zwischen den beiden größten Dichtern herbeiführte, der für die Entwicklung ihres Geistes und dadurch für unsere Literatur überhaupt von der folgenreichsten Bedeutung ward. In freudiger Erinnerung blickt Goethe auf jene Jahre zurück, als auf einen „neuen Frühling, in welchem alles froh nebeneinander keimte und aus auf-

geschlossenen Samen und Zweigen hervorging.“ Werfen wir einige Rückblicke auf die vorangegangenen flüchtigen Berührungen beider Dichter<sup>100</sup>.

Im Jahr 1787 verweilte Schiller zum ersten Mal in Weimar, damals schon ein gefeierter Dichtername und seit dem Erscheinen des Don Carlos auch über die Kreise hinaus, in denen die Räuber und verwandte Erzeugnisse des stürmenden Jugenddranges gezündet hatten. In den literarischen Zirkeln Weimars und bei den dortigen Notabilitäten, Herder und Wieland, fand er ein freundliches Entgegenkommen; Goethe war in Italien. Der scharfe Ton, mit dem er in seinen Briefen an Körner Einzelheiten von Goethe erzählt, die einfach referierende Weise, womit er die aus Herders Mund in den wärmsten Ausdrücken hervorströmende Charakteristik mitteilt, beweisen hinlänglich, dass er Goethe nicht mit der Begeisterung eines Verehrers, nicht mit dem Verlangen, durch den Umgang mit ihm in eine neue Schule der poetischen Kunst zu kommen, entgegensah; vielmehr hatte er schon bei seinem Namen jene unheimliche Empfindung, wie sie nach seinem seltsamen Geständnis Brutus und Cassius dem Cäsar gegenüber gehabt haben müssten. In diese Zeit fiel die Rezension des Egmont. In dem Sommer 1788, wo Goethe aus Italien zurückkehrte, wohnte Schiller in Rudolstadt und dem nahen Volkstädt, beschäftigt mit der Bearbeitung der Geschichte des Abfalls der Niederlande und zugleich beglückt durch den Umgang in dem edlen Familienkreis der Frau von Lengefeld, deren jüngste Tochter Charlotte nachmals seine Lebensgefährtin ward. Am 7. September, einem Sonntag, traf Goethe, der in Begleitung von Herder und Frau von Stein zu einem Besuch bei dieser auch ihm befreundeten und ihn innig verehrenden Familie herübergekommen war, mit Schiller zusammen. Zu einer herzlichen Annäherung, wie die jungen Freundinnen gehofft hatten, konnten diese Stunden nicht führen. Schillers erste dramatische Werke, die letzten Nachklänge der Sturm- und Drangperiode unserer Literatur, waren Goethe zuwider, „weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinrei-

---

<sup>100</sup> Die zuverlässigsten Angaben, so kurz sie auch sind, findet man in Schillers Briefen an Körner (1847. 4. Tle.). Goethes spät geschriebener Aufsatz ‚Erste Bekanntschaft mit Schiller‘ enthält einige Gedächtnisfehler, namentlich den, dass die vorangehenden Berührungen in Weimar und Jena ganz geleugnet werden, da doch z.B. Goethe auf der Rückreise von Dresden bei Schiller einkehrte und mit ihm philosophische Unterhaltungen hatte, die ihm gerade beweisen mochten, dass der Zeitpunkt für ein innigeres Aneinanderschließen noch nicht gekommen sei. Auch ist dort die Abneigung gegen Schillers Jugendwerke zu sehr in den Vordergrund geschoben.

ßenden Strom über das Vaterland ausgegossen hatte.“ Wenn er auch anerkannte, dass der Dichter im Don Carlos sich bemüht habe, „sich zu beschränken, dem Rohen, Übertriebenen, Gigantischen zu entsagen“, so war er doch nach dem Läuterungsprozess, den seinen Kunstansichten in Italien durchgearbeitet hatten, nicht fähig, sich mit dieser Dichtung zu befreunden. „Den redlichen und so seltenen Ernst“, so äußert er sich jedoch später offen gegen Schiller, „der in allem erscheint, was Sie geschrieben und getan haben, habe ich immer zu schätzen gewusst.“ Die Freundinnen erwarteten von Goethe freundlichere Worte der Anerkennung, von Schiller mehr Wärme in seinen Äußerungen; dieser aber stand damals im Zenit des jugendlichen Dichterstolzes, und wie er mit dem Selbstgefühl eines Marquis Posa vor Könige hingetreten wäre, so stand er auch jetzt als ein kalter, schweigsamer Beobachter im Bewusstsein geistiger Ebenbürtigkeit dem gefeierten Dichter gegenüber, dessen „erster Anblick schon die hohe Meinung, die man ihm von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte, ziemlich tief herunter stimmte.“ – „Im Ganzen genommen“, äußert er in der bekannten Stelle an Körner, „ist meine in der Tat große Idee von Goethe nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessanter ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.“

Als Schiller im November nach Weimar zurückgekehrt war, lebte er sehr zurückgezogen. Ob er gleich seinem Freund Körner mitteilt, dass Goethe „die Götter Griechenlands“ sehr günstig beurteilt habe und ihm an dessen Urteil viel liege, so suchte er ihn doch nur selten auf, und in den Worten „dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir einmal im Weg, und er erinnert mich so oft, dass das Schicksal mich hart behandelt hat“, bricht wieder die Empfindung des Cassius hervor. Auch Goethe gesteht, Schiller gemieden zu haben und besonders durch Moritz, welcher den Winter 1788/9 bei ihm zubrachte, in der Abneigung gegen die Schiller'sche Dichtung leidenschaftlich bestärkt worden zu sein. Dessen ungeachtet war er bemüht, Schiller im Weimarschen festzuhalten und betrieb in Gemeinschaft mit von Voigt, dass ihm nach Eichhorns Abgang eine außerordentliche Professur der Geschichte übertragen ward, wozu seine Geschichte des Abfalls der Niederlande eine

ausgezeichnete Befähigung darzutun schien. Goethe machte selbst ihm Mut dazu und ermunterte den angehenden Dozenten der Geschichte mit dem ‚docendo discitur‘. Schiller trat im Frühling 1789 sein Amt an und führte im nächsten Jahr seine Charlotte heim. Es folgten die glücklichen Jahre der tieferen Durchbildung, der Läuterung und Reise seines Geistes.

Im Herbst erheilt Schiller einen Besuch von Goethe, der von Dresden kam, wo er Körners Bekanntschaft gemacht und sich viel mit ihm über Kunst und Kantische Philosophie unterhalten hatte. Diese war auch der Gegenstand seiner Unterredung mit Schiller, dem dabei „interessant war, wie er alles in seiner eigenen Manier kleide und, was er lese, überraschend zurückgebe.“ Sie führte noch zu keiner Annäherung. Schiller gefiel die Goethesche Philosophie nicht: „Sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole“ – „aber“, fügt er doch anerkennend hinzu, „sein Geist wirkt und forscht nach allen Direktionen, und strebt sich ein Ganzes zu erbauen, und das macht mir ihn zum großen Mann.“ Goethe schien aufs Neue eingesehen zu haben, dass eine „ungeheure Kluft zwischen ihren Denkweisen klaffte“ und „an keine Vereinigung zu denken“ sei. Die Kant’sche Philosophie, welche Schiller mit Freuden in sich aufnahm, „entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiss nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Natürlichkeiten.“ Diesen Gegensatz sprach Schillers Abhandlung über Anmut und Würde deutlich aus, und wenn er dort das Genie als Günstling der Natur gegen die durch Anstrengung erworbene Kraft des Geistes mit einigen bitteren Seitenbemerkungen herabsetzt, so waren diese Worte unstreitig direkt gegen Goethe gerichtet. Es blieb daher auch das Zureden gemeinschaftlicher Freunde, unter andern Dalbergs, der Schiller sehr hoch schätzte, vergeblich. Die beiden großen Geister mussten sich im rechten Zeitpunkt selbst finden.

Schiller bereitete 1794 die Herausgabe der Horen vor, einer Zeitschrift, welche, der Geschichte, Philosophie und schönen Literatur gewidmet, die vorzüglichsten Schriftsteller Deutschlands vereinigen sollte. Auf das zur Mitwirkung einladende Schreiben antwortete Goethe unterm 24. Juli mit freundlicher Zusage und sprach die Hoffnung aus, es werde eine nähere

Verbindung mit so wackern Männern, wie die Unternehmer seien, manches, das bei ihm ins Stocken geraten sei, wieder in einen lebhaften Gang bringen. Im Juli kam Goethe nach Jena, und es dürfte erst um diese Tage das von Goethe erzählte, folgenreiche Zusammentreffen in Batsch naturforschender Gesellschaft zu verlegen sein, indem die Briefe an Körner diese Juli-Unterhaltungen als den ersten offenen Gedankenaustausch, als die erste Mitteilung der Hauptideen, zwischen denen sich eine unerwartete Übereinstimmung gefunden habe, bezeichnen. Aus den obigen Angaben wissen wir schon, dass es nicht, wie Goethes Worte schließen lassen, das erste Mal war, wo sie auf dem Gebiete des philosophischen Denkens ihre Ansichten einander mitteilen.

Aus einer Sitzung der naturforschenden Gesellschaft gingen sie („zufällig“ ?) beide zugleich heraus; ein Gespräch knüpfte sich an, und Schiller bemerkte unter anderem, „wie eine so zerstückelte Art die Natur zu behandeln, den Laien, der sich gern darauf einließe, keineswegs anmuten könne.“ Hiermit berührte er den Angelpunkt der Naturbetrachtung Goethes, der darauf erwiderte: „Dass es wohl noch eine andere Weise geben könne, die Natur nicht gesondert und vereinzelt vorzunehmen, sondern sie wirkend und lebendig, aus dem Ganzen in die Teile strebend, darzustellen.“ Goethe ward dadurch veranlasst, seine morphologischen Theorien auseinander zu setzen, und fühlte sich durch das Gespräch so lebhaft angezogen, dass er Schiller auf sein Zimmer folgte, wo die Ideenentwicklung nach den beiderseitigen verschiedenen Gesichtspunkten fortgesetzt ward. Man sah jetzt nicht mehr bloß die Linien, die sie trennten, sondern mehr die Beziehungen, die zwischen ihren Standpunkten obwalteten, das Ziel, worin ihre verschiedenen Wege zusammentrafen. Es war die künstlerische Produktivität, welche die Radien ihres Wesens um einen Mittelpunkt vereinigte. Sie zog Schiller aus den ideellen Regionen der Spekulation und lehrte ihn die reelle Welt mit Liebe ergreifen; sie schützte Goethe gegen mikroskopisches Hingeben der Aufmerksamkeit an die äußeren Gegenstände und ließ ihn den innern Menschen wieder mit mehr Wärme erfassen. Jeder hob daher und stärkte die Dichterkraft des anderen, und es gilt von der ganzen Zeit ihrer Freundschaft, was Schiller von jenen ersten Gesprächen sagt: „Ein jeder konnte dem andern etwas geben, was ihm fehlte, und etwas dafür empfangen.“ Goethe äußerte in einem Brief an Meyer über das Zusammensein mit Schiller, er habe lange nicht solch einen geistigen Genuss gehabt, wie in jenen Tagen, und erwiderte Schillers freundschaftliche Worte mit

dem Geständnis, dass auch er von den Tagen jener Unterhaltungen an eine Epoche rechne.<sup>101</sup>

Nach der Rückkehr von einem Ausflug nach Dessau erhielt Goethe von Schiller einen tief eingehenden Brief, „worin dieser mit freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz zog“ und Goethe den Beweis gab, dass seine Eigentümlichkeit als solche nicht nur von Schiller begriffen, sondern auch anerkannt sei. „Sie suchen“, sagt Schiller, „das Notwendige der Natur, aber sie suchen es auf dem schwersten Weg, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, dass sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen: Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält.“ Mit eben derselben Klarheit und Selbsterkenntnis zeichnet Schiller in dem folgenden Brief, auf Goethes Veranlassung, sein eigenes Wesen, die Mischung von Reflexion und Phantasie, so dass ihn „der Poet übereilte, wo er philosophieren sollte, und der philosophische Geist, wo er dichten wollte.“ Das schönste Los, meinte er, würde ihm noch zu Teil werden, wenn er diese beiden Kräfte insoweit Meister werden könne, dass er einer jeden mit Freiheit ihre Grenzen zu bestimmen vermöge. Goethe übersandte an Schiller einen Aufsatz, worin er die Erklärung der Schönheit, dass die Vollkommenheit mit Freiheit sei, auf organische Naturen anwandte; Schiller teilte ihm das Manuskript seiner Abhandlung über das Erhabene mit. „Über alle Hauptpunkte, sehe ich“, konnte Goethe jetzt erwidern, „sind wir einig, und was die Abweichungen der Standpunkte, der Verbindungsart, des Ausdrucks betrifft, so zeugen diese

---

<sup>101</sup> Die Hauptquelle ist für das Folgende: Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe etc. 6 Bde. 1828. 29; ferner Goethes „Annalen“ oder „Tags- und Jahreshefte“, welche von diesem Zeitpunkt an mit größerer Ausführlichkeit verfasst sind. – Möchte zur Freude aller Verehrer unserer beiden größten Dichter der Plan der Ausführung kommen, ihre Doppelstatue (mit verschlungenen Händen) in Weimar aufzustellen! Das ist etwas, woran das deutsche Nationalbewusstsein sich wieder aufrichten kann. Oder werden wir, wie bei dem Herder-Denkmal, England und Amerika die Ehre überlassen, den größten Teil der Kosten zu decken?

von dem Reichtum des Objekts und der ihm korrespondierenden Mannigfaltigkeit der Subjekte.“

Am 13. September kam Schiller auf Goethes dringende Einladung nach Weimar und wohnte vierzehn Tage bei ihm. „Jeden Augenblick“, schreibt Schiller an Körner, „wo ich zu irgendetwas aufgelegt war, habe ich mit Goethe zugebracht, und es war meine Absicht, die Zeit, die ich bei ihm zubrachte, so gut als möglich zur Erweiterung meines Wissens zu benutzen... Ich bin sehr mit meinem Aufenthalt zufrieden, und ich vermute, dass er sehr viel auf mich gewirkt hat.“ Dies waren die ersten jener gedankenreichen „Konferenzen“, die seitdem abwechselnd in Weimar und Jena gehalten wurden und oft einen Wilhelm und Alexander von Humboldt und andere ausgezeichnete Männer jener großen Literaturepoche zu Genossen hatten. Der Briefwechsel, so reichhaltig er ist, bringt doch nur Fragmente, die auf das schöne Ganze dieser Unterhaltungen schließen lassen.

Schiller ward durch die Herausgabe der Horen, Goethe durch die Bearbeitung des Wilhelm Meister in den nächsten Jahren in der höchsten Anspannung der produktiven Kräfte gehalten. Die ersten beiden Bücher des Wilhelm Meister sah Schiller erst im Abdruck, die folgenden begleitete er schrittweise mit seiner ratenden Kritik, deren Forderungen Goethe durch mehrere Änderungen Genüge zu tun suchte; über manche Bücher wurden förmliche Konferenzen gehalten. Die Bewunderung, womit Schiller diesen Roman aufnahm, das Lob, das er allen einzelnen Teilen desselben, selbst denen, die den Helden in niederer Sphäre des Lebens sich bewegen lassen, spendet, ist ein Zeugnis, dass Schiller die Einseitigkeit seiner idealen Natur überwunden hatte und mit dem Ausspruch: „Sobald mir einer merken lässt, dass ihm in poetischen Darstellungen irgendetwas näher anliegt, als die innere Notwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf“, den engherzigen moralischen Standpunkt der Jacobi'schen Kritik auf der jetzt gewonnenen Stufe seiner ästhetischen Ansicht von sich wies. Schon der erste Teil, worin die Schilderung der lockeren Schauspielerwirtschaft manchen Anstoß erregte, hatte, wie er an Körner schreibt, seine Erwartungen weit übertroffen. „Es gibt wenig Kunstwerk, wo das Objektive so herrschend ist – die lebendigste Darstellung der Leidenschaft abwechselnd mit dem ruhigsten, einfachsten Ton der Erzählung“, was ihm die Äußerung abnötigt, dass der Dichter der einzige wahre Mensch, und der beste Philosoph nur eine Karikatur gegen ihn sei. Dies Entzücken steigt mit dem Fortgang des Romans: „Er

möchte mit dem nicht gut Freund sein, der diesen nicht zu schätzen wüsste.“ In diesen Anteil stimmen Körner und die Humboldt ein; das war der Freundeskreis, in dem Goethe jetzt seine Welt sah, der ihm die lebendige Stärkung seiner Dichterkraft zurückgab und für manche unfreundliche Stimmend es Publikums, unter die sich auch das Anathema Schlossers, Stolbergs und Jacobis mischte, bei denen nur die „Bekenntnisse einer schönen Seele“ Gnade fanden, einen hinreichenden Ersatz gab.

Im Sommer 1796 brachte endlich Goethe, zuletzt fast ermüdet von den Anstrengungen, welche die letzten Bücher des Romans ihm gekostet hatten, das Werk zum Abschluss, ließ jedoch „Verzahnungen“ stehen, die auf künftige Fortsetzung deuteten. Schiller rechnete es zu dem schönsten Glück seines Daseins, dass er die Vollendung dieses Produkts erlebe, dass sie noch in die Periode seiner strebenden Kräfte falle und er noch aus dieser reinen Quelle schöpfen könne. Das Verhältnis der Freunde und ihr inniges Verständnis spricht sich am schönsten in den Worten Schillers aus. „Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes beengte [bewegte?]. Die Bewegung ist zwar noch unruhiger, als sei sein wird, wenn ich mich desselben bemächtigt habe, und das wird dann eine wichtige Krise meines Geistes sein; sie ist aber doch der Effekt des Schönen, nur des Schönen, und die Unruhe rührt bloß davon her, weil der Verstand die Empfindung noch nicht hat einholen können. Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, dass es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Tränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich, wie die Natur, so wirkt es, und so steht es da, und alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüts, aus welchem alles geflossen ist.“

Um Schiller bei der Herausgabe der Horen und des demnächst hinzutretenden Musenalmanachs behilflich zu sein, ward Goethe veranlasst, manches Ältere hervorzusuchen und zu redigieren, sowie durch kleinere Dichtungen sich von der Arbeit am Roman eine Ausspannung zu gewähren. Die römischen Elegien erschienen in den Horen, eine Auswahl von Epigrammen der letzten Jahre, mit den venezianischen zu einem Zyklus verbunden, brachte der Musenalmanach. Auch die Episteln, welche eine größere Folge anmutiger Lehrdichtung eröffnen sollten, wurden dadurch hervorgehoben, und die Elegien fortgesetzt. Alexis und Dora, ein reizendes lyrisch- idyllisches Gemälde, ursprünglich daher Idylle überschrieben, tritt schon an

den Eingang zur epischen Dichtung, zu der er sich jetzt mehr als zur dramatischen hingezogen fühlte. Hero und Leander lag ihm eine Zeit lang im Sinn, ward aber durch Hermann und Dorothea verdrängt. Vossens Überarbeitung der Luise, seine Übersetzung der Ilias hielt er sehr hoch. Es war ihm sehr erfreulich, den „wackern, liebenswürdigen Mann, dem es strenger Ernst ist um das, was er tut“, bei dessen Besuch in Weimar kennen zu lernen, und die Grundsätze, nach denen er arbeitete, aus seinem Mund zu vernehmen. Bei mehreren Abendversammlungen der gelehrten Freitagsgesellschaft, die sich in seinem Haus versammelte, las er die Ilias in so schönem Vortrag vor, dass Humboldt und Böttiger mit Entzücken von diesen genussreichen Stunden sprechen. Daher fühlte er sich zu einem ähnlichen Versuch der Nachdichtung homerischer Gedichte angetrieben und übersetzte den Hymnus auf Apollo, den die Horen anonym brachten.

Die Erzählungen deutscher Ausgewanderten<sup>102</sup> kamen durch die Horen ebenfalls wieder in Fluss und gestalteten sich zu einem Novellenkranz, der durch die Unterhaltungen der Gesellschaft zusammengehalten ward. Ein Teil fließt aus ältern Novellenstoffen, andere sind freie Erfindungen des Dichters. An vier gespenstische und mysteriöse Erzählungen reihen sich zwei moralischen Inhalts, unter denen die Geschichte vom Prokurator dem Dichter am längsten im Sinn gelegen zu haben scheint. Den Schluss macht „das Märchen“ von der Erlösung der verzauberten Lilie, eine meisterhafte Dichtung, in der die beweglichste Phantasie mit symbolischen Rätseln heiter spielt, doch voll tiefen Sinnes, dessen Deutung damals wie jetzt den Auslegern viel zu schaffen gemacht hat. Es scheint mit Goethes politischen Ansichten zusammenzuhängen und den Grundgedanken durchzuführen, dass die echte Freiheit nur unter einer weisen Regierung gedeihen könne.

Mit der Produktivität gingen die theoretischen Erörterungen Hand in Hand. Über das Wesen der künstlerischen Komposition und die Grenzen der Dichtungsarten ward viel zwischen beiden Dichtern verhandelt; die schönste Frucht dieser ästhetischen Erörterungen ist Schillers Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung. Goethe übersetzte für die Horen den „Versuch über die Dichtungen“ von Frau von Staël, zu welchem Schiller eine Beigabe von Anmerkungen und Abhandlungen hinzuzufügen beabsichtigte, was nicht zur Ausführung kam.

---

<sup>102</sup> Über die Unterhaltungen der Ausgewanderten, wie über das damit verbundene „Märchen“ s. Düntzer a.a.O. S. 13 ff.

In Betreff der kunstgeschichtlichen Studien war ihm Meyer als kenntnisreicher Freund zur Seite, mit dem er 1794 nach einem Ausflug nach Dessau im Genuss der Dresdener Gemäldegalerie „schwelgte“. Im Oktober 1795 reiste Meyer nach Italien, und auch Goethes Sinn stand dorthin. Er hoffte ihm im nächsten Jahr dorthin folgen und nicht nur den Werken der Kunst, sondern auch dem Land und der nationalen Kultur des älteren und des neueren Italiens ein umfassendes Studium widmen zu können, weshalb er sich noch durch eine längere gründliche Vorbereitung zu dieser Aufgabe zu befähigen unternahm. Als sich jedoch im Sommer 1796, wo die Reise vor sich gehen sollte, die Fluten des Revolutionskrieges auch über Italien ergossen, musste er die Hoffnung aufgeben, und was er damals ahnte, dass sie damit für immer vernichtet sei, erfüllte sich; er betrat Italiens Boden nicht wieder. „Was ich noch an Kultur bedarf“, schrieb er an Schiller, „konnte ich nur auf jenem Weg finden; was ich vermag, konnte ich nur auf jene Weise nutzen und anwenden, und ich war sicher, in unsern engen Bezirk einen großen Schatz zurückzubringen, bei welchem wir uns der Zeit, die ich entfernt von Ihnen zugebracht hätte, künftig doppelt erfreut haben würden.“ Die Vorstudien waren indes nicht ohne Gewinn. Er arbeitete sich aufs Neue in die Werke Palladios hinein und war erfüllt von Bewunderung für das Genie, den Reichtum und die Grazie dieses außerordentlichen Künstlers. Durch die Beschäftigung mit florentinischer Kunstgeschichte wurde er zu der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini geführt und von dem „naiven Detail eines bedeutenden Lebens“ so lebhaft angezogen, dass er im Februar 1796 eine Übersetzung derselben begann, welche nach und nach bruchstückweise in die Horen eingerückt und 1803, mit kunst- und kulturgeschichtlichen Erläuterungen vervollständigt, herausgegeben ward.

Unterdessen wurde in der Werkstatt der beiden Dichter ein poetisches Feuerwerk vorbereitet, das im Sommer 1796 leuchtend und zündend über die deutsche literarische Welt daherfuhr<sup>103</sup>. Schiller war verdrießlich über die Kälte und das Misswollen, womit seine unter so großen Erwartungen begonnene Zeitschrift aufgenommen und in elenden Kritiken herunter-

---

<sup>103</sup> Über Goethes Anteil an den Xenien und überhaupt an den Epigrammen des Musenalmanachs s. meinen Aufsatz in Prutzes literarhistorischem Taschenbuch auf 1846, S. 447 ff. Die vollständigste Erläuterung der Xenien und die beinahe erschöpfende Nachweisung über alles, was in Beziehung zu den Goethe-Schiller'schen Epigrammen steht, gibt das gründliche, fast allzu gründliche Werk von Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampf, 1851. 2 Teile.

gerissen wurde. Goethe hatte ebenfalls von der Gleichgültigkeit und Beschränktheit es größeren Publikums so viel zu erdulden, dass es ihm nicht zu verargen war, wenn er es mit Verachtung behandelte. Er gab Schiller den Rat, alles, was gegen die Horen gesagt worden, zusammenzusuchen und beim Jahresschluss ein literarisches Gericht zu halten. Als er darauf zufällig im Dezember 1795 über die Xenien des Martial geriet, (einen Zyklus von Epigrammen in einzelnen Distichen, deren jedes eins der Leckerbissen, welche von nah und fern auf die römische Tafel gebracht wurden, bespricht,) kam ihm der Einfall, auf alle deutschen Zeitschriften Epigramme in dieser schlagenden Kürze zu machen und im nächsten Musenalmanach zu veröffentlichen. Als Probe übersandte er Schiller sogleich ein Dutzend solcher deutschen Xenien. Dieser ergriff den Gedanken mit Freude und wünschte sie zu einem allgemeinen kritischen Gericht zu erweitern. Bei Goethes mehrmaligem Aufenthalt in Jena in der ersten Hälfte des Jahre 1796, wo ihm die Beendigung des Wilhelm Meister als Hauptaufgabe vorlag, wurden die Epigramme mit frischer Lust und Laune in freundschaftlichem Wetteifer, wobei oft der eine die Idee, der andere die Form an die Hand gab, in rascher Folge produziert. Auch während der Zeit der Trennung wanderten die Xenien-Kollationen hin und her. Immer mehr erweiterte sich der Plan über die anfängliche Tendenz hinaus. Jeder geistreiche Einfall ward in einem Monodistichon fixiert, und außer den satirischen Invektiven wurden auch ernste Lebensansichten und ästhetische Maximen in die gedrängte körnige Form gefasst. Diese letzteren wuchsen nach und nach zu solcher Zahl an, dass sie für die Epigramme des Hasses und Zorns eine zu gute Gesellschaft zu sein schienen. Goethe stimmte daher gern dem Wunsch seines Freundes bei, die „unschuldigen und gefälligen“ Xenien, in verschiedene Gruppen verteilt, unter die übrigen Gedichte des Almanachs zu stellen und die satirischen unter der Bezeichnung Xenien als Schluss anzuhängen. Übrigens ward der Grundsatz festgehalten, „sich so ineinander zu verschränken, dass sie niemand ganz auseinander scheiden und absondern solle.“ Unter den Epigrammgruppen trägt nur die „Eisbahn“ (jetzt in Goethes vier Jahreszeiten der „Winter“) die alleinige Chiffre G. Die übrigen unter den Aufschriften Votivtafeln, Vielen, Einer sind mit G. und S. unterzeichnet. Über das Eigentumsrecht, das sie anfänglich für ewige Zeiten auf sich berühren lassen wollten, haben sie zum Teil durch Aufnahme in die Sammlungen ihrer Gedichte entschieden, wobei jedoch vier Epigramme von beiden in Anspruch genommen und ohne Zweifel einige Schiller'sche Distichen zur Vervollstän-

digung des Goethe'schen Zyklus der vier Jahreszeiten verwandt worden sind; mehrere der treffendsten Epigramme haben nachmals in den Werken der beiden Dichter kein Unterkommen gefunden. Die eigentlichen Xenien, etwas über vierhundert Monodisticha, greifen ohne Schonung schlechte Zeitschriften, mittelmäßige Dichter und Schriftsteller, anmaßende Wortführer des Tages an, welche offen oder versteckt die beiden Meister gereizt hatten, unter andern Nicolai, Manso, Kapellmeister Reichardt, Friedrich Leopold von Stolberg. Schlagend trifft nach allen Seiten der geistvolle Witz dieser scharf gespitzten Epigramme; sie durchstreifen die verschiedenartigsten Gebiete der Wissenschaft und der Literatur und decken die Schwächen und Erbärmlichkeiten an Büchern und an den falschen Notabilitäten der Autorenwelt auf. In den meisten Fällen ist es das offene Urteil einer gereiften, durchgebildeten, ästhetischen Kritik, die das Schlechte beim rechten Namen nennt; nur in einzelnen Fällen hat persönliche Gereiztheit zu Ungerechtigkeiten verleitet. Die schärfsten Angriffe rühren von Schiller her, der im Hasen und Verachten energischer war, als Goethe, obwohl man diesem bei dem ganzen Handle die Rolle des Verführers zuschrieb. Von einem Ende Deutschlands zum andern erhob sich ein gewaltiger Lärm. Selbst die weimarschen Freunde, Wieland, Herder, Knebel, wiewohl nicht durch verletzende Erwähnungen gereizt, verhehlten ihren Verdruss nicht, und sogar der in eigenen Angelegenheiten so rücksichtslose Polemiker Voß, dessen in allen Ehren gedacht war, ward sentimental. Seufzend schrieb der alte Gleim: „Auf unserm Helikon wie war's einmal so schön.“

Die Presse geriet bald nach dem Erscheinen des Almanachs (gegen den Anfang des Oktobers) in Bewegung, um den Angriff abzuwehren und den Darbringern der Xenien die Bitterkeiten zurückzugeben. Im Beginn des Jahres 1797 sind die Zeitschriften voll von Aufsätzen über die Xenien, und gegen Goethe und Schiller folgt eine Schmähchrift der andern; es sind die Fluten in Goethes „Zauberlehrling“. Nicolai schrieb ein ganzes Buch gegen die Xenien, und aus den Titeln der Repliken „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar“ (von dem Gift geschwollenen Manso), „Ochsia-de“ und dergleichen, mag man schon auf die Urbanität schließen, womit man die Wiedervergeltung übte. Die beiden Dichter, der erwarteten Wirkung froh, ließen in olympischer Ruhe das Unwetter vorüberziehen und antworteten nur durch neue Meisterwerke. „Es ist lustig zu sehen“, schreibt Goethe an Schiller, „was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, was sie glauben, dass einen ärgert, wie schal, leer und gemein sie eine

fremde Existenz ansehen, wie sie ihre Pfeile gegen das Außenwerk richten, wie wenig sie nur ahnen, in welcher unzugänglichen Burg der Mensch wohnt, dem es nur irgend Ernst um sich und um die Sachen ist.“

## 5. Kapitel: Von 1797 bis zum Frühjahr 1799

Goethe führte mit der Raschheit jugendlichen Feuers sein idyllisches Epos ‚Hermann und Dorothea‘ aus; Schiller wandte sich mit dem endlich entschiedenen Bewusstsein, dass seine poetische Anlage nur im Drama ihren Gipfelpunkt erreichen könne, zur Bearbeitung des Wallenstein. Ihre Geister richteten sich aneinander auf, überall sich liebevoll fördernd und zum höchsten Streben ermutigend. Ihr Briefwechsel verbreitete sich über die wichtigsten Angelegenheiten ihrer geistigen Tätigkeit, und wiederholte Zusammenkünfte bald in Jena, bald in Weimar unterhielten den lebhaftesten Ideenaustausch.

Der erste Entwurf zu Hermann und Dorothea schloss sich unmittelbar an die lyrische Idylle Alexis und Dora an, indem, wie Goethe bemerkt, ein Gegenstand, der zu einem ähnlichen kleinen Gedicht bestimmt war, sich zu einem größeren ausdehnte und ihn dadurch in das verwandte epische Feld führte. Ihm schien der Gegenstand äußerst glücklich zu sein, den er, wie Schiller an Körner berichtet, schon mehrere Jahre mit sich herumgetragen hatte, „ein Sujet, wie man es in seinem Leben vielleicht nicht zweimal findet.“ Diese Worte machen es wahrscheinlich, dass die zugrunde liegende epische Begebenheit nicht reine Erfindung des Dichters ist, sondern eine ähnliche Erzählung von der Heirat einer auswandernden Salzburgerin in der „ausführlichen Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner aus dem Erzbistum Salzburg“ (1732) ihm die Grundlinien dazu an die Hand gegeben hat. Der Plan dazu ward gleichzeitig mit den Tagesereignissen im August des Jahres 1796 ausgedacht und reifte während des Herbstaufenthalts in Ilmenau, der Wiege manches Goethe’schen Meisterwerks, zur Ausführung. „Sie können dort“, meint Schiller mit Recht, „das Städtchen Ihres Hermanns finden, und einen Apotheker und ein grünes Haus mit Stuckaturarbeit gibt es dort wohl auch.“ Während des Winters rückte das Gedicht rasch vor. „Die Ausführung“, schreibt Schiller an Körner, „ist mit einer mir unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit vor sich gegangen, so dass er neun Tage hintereinander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb.“ Es entstand zugleich die als Zueignung dienende schöne Elegie,

welche uns des Dichters gemütliche Teilnahme an seiner Dichtung, sowie Idee und Tendenz derselben in ergreifenden Worten ans Herz legt:

Deutsche selber führ' ich euch zu, in die stillere dem gesunden Geschlecht.  
Hab' ich auch Tränen ins Auge gelockt und Lust in die Seele  
Singend geflößt, so kommt, drückt mich herzlich ans Herz!

Ihn selbst hatten Sujet und Ausführung so lebhaft ergriffen, dass ihn beim Vorlesen der ersten Gesänge des Gedichts im Schiller'schen Kreis die Rührung übermannte; „so zerschmilzt man“, äußerte er unter Tränen, „an seinen eigenen Kohlen!“ Was ihn dabei ergriff, war die Gewalt der Erinnerung an die Gefühle seiner Jugend und die unerfüllt gebliebene Sehnsucht, die er in dieser Dichtung niedergelegt hatte.

Gegen das Ende des Jahres war mehr als die Hälfte des Gedichts fertig. Der Schluss ward während der Reise nach Leipzig und Dessau, die er in den letzten Dezembertagen in Gesellschaft des Herzogs unternahm, vollständig schematisiert. Er rühmt den guten Einfluss dieser Reise auf seine Stimmung. Ungeachtet eines anhaltenden Katarrhs arbeitete er in den Wintermonaten, die sonst seine poetischen Produktion nicht günstig zu sein pflegten, fleißig daran fort, so dass er im April seinem Freund Meyer das Gedicht als fertig ankündigt. Die vier ersten Gesänge wurden zum Druck gesandt, nachdem mit Wilhelm von Humboldt noch „ein prosodisches Gericht gehalten, und so viel als möglich gereinigt worden war.“ An die übrigen Gesänge legte der Dichter während seines Aufenthalts in Jena vom 20. Mai bis 21. Juni die letzte Hand, Schillers und Humboldts Bemerkungen nutzend.

Mit diesem Gedicht erwarb sich Goethe aufs Neue die ungeteilte Bewunderung seiner Nation. Auch war es eine durchaus nationale Dichtung, in der die Verhältnisse deutschen Familienlebens mit den alles erschütternden Zeitbewegungen in die innigste Verbindung gebracht waren. Obwohl der Dichter selbst anerkennt, dass ihn „der Geist des Dichters der Luise dabei begleitet habe“, so führt er uns doch von dem beschränkten Standpunkt des idyllischen Familienlebens auf den weiteren Schauplatz der Völkerbewegung, des Schicksals der Nationen hinaus, lässt in belebten Gruppen alle bedeutenden Momente des Lebens an uns herantreten und erhebt uns wiederum durch das Gefühl, dass mitten im wechselnden Geschick Liebe und häusliches Glück ein Dauerndes und Unzerstörbares zu begründen und

den Wogen der Zeit das feste Ufer entgegenzustellen vermögen. Die künstlerische Form dieses Epos zeigt uns Goethe auf der klaren Höhe epischer Plastik. „Es sind“, sagte Wieland, „Figuren in Marmor gehauen; alles im großen Stil.“ Goethe selbst bekennt gegen Schiller, er verdanke alle Vorteile, deren er sich in dem Gedicht bedient, der bildenden Kunst, und an Meyer spricht er den Wunsch aus, dass das Gedicht vor ihm die Probe aushalten möge; denn die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden könne, sei die, vor welche der Menschenmaler seine Kompositionen bringe.<sup>104</sup>

Seitdem Goethe durch dieses Werk sein Talent für die epische Dichtung zu seiner eigenen Überraschung kennen gelernt hatte, folgte eine Reihe epischer Entwürfe, ohne dass es gelungen wäre, dem Hermann ein Seitenstück zu geben. Durch seine philosophierende Umgebung mehr und mehr in die Spekulation hineingezogen, machte er sich jetzt mit der Theorie des Epos und der Bestimmung der Grenzen des Epischen und Dramatischen viel zu schaffen und verzehrte seine produktive Kraft durch Theoretisieren, Schematisieren und mancherlei dadurch veranlasste Abschweifungen. Die Resultate der mit Schiller über dies ästhetische Problem gepflogenen Unterhaltungen sind in dem Aufsatz ‚Über epische und dramatische Poesie‘ aufgezeichnet; auch ward die Dichtkunst des Aristoteles wieder mit erneuertem Interesse studiert. Wolfs Prolegomena regten ein kritisches Studium der homerischen Gedichte an, und das Nachdenken über die epischen Anfänge der Völkergeschichten führte in das verwandte Gebiet der alttestamentlichen Patriarchenidylle. Eichhorns Einleitung ins alte Testament zog ihn an: „Die wunderbarsten Lichter gingen ihm auf.“ Er versuchte eine neue Berechnung und Erklärung des ‚Zugs der Kinder Israel‘ durch die Wüste und schrieb darüber eine Abhandlung nieder, welche er später in die Erläuterungen zum westöstlichen Divan einschaltete. Indes war mit dem Abschluss des Hermann zugleich der Entwurf zu einem zweiten epischen Gedicht ‚Die Jagd‘ entstanden<sup>105</sup>; doch mochte er keinen Vers davon niederschreiben, ehe er über das Wesen des Epos ganz im Klaren sei. Es ist, wie kaum zu bezweifeln ist, dasselbe Sujet, welches Goethe späterhin in der Novelle vom

---

<sup>104</sup> Über ‚Hermann und Dorothea‘ s. W. v. Humboldts ästhetische Versuche, I. [und einziger] Teil, 1799; A. W. v. Schlegels Abhandlung in den Charakteristiken und Kritiken etc. 1801. Bd. II. S. 197 ff. 260 ff. Über die Quelle von Hermann und Doroteha vgl. Yxem in v.d. Hagnes Neuem Jahrb. Für deutsche Sprache und Altertumskunde, 1836, II. 2. S. 98 ff. 137 ff. Burmeister in Viehoffs Archiv für das Studium der neuern Sprachen, I. 1. S. 257 ff.

<sup>105</sup> Über den Entwurf des epischen Gedichts ‚die Jagd‘ s. Düntzer a.a.O. S. 47 ff.

Kind mit dem Löwen behandelte. Dass sich dieses zu einer Behandlung in antiker Hexameterform nicht eigene, leuchtete Goethe bald ein, und er war daher geneigt, es in achtzeiligen Stanzen auszuführen. Übrigens teilten sowohl Schiller als Humboldt das in ihm rege gewordene Bedenken, ob überhaupt dieser Stoff sich zu einer epischen Darstellung eigene; er selbst spricht die Besorgnis aus, dass das „eigentlich Interessante des Sujets sich zuletzt gar in eine Ballade auflösen möchte.“ Das neue Epos wollte keine Gestalt gewinnen und machte andern Entwürfen Platz.

Der modernen Reimpoesie war er dadurch wieder näher gebracht und ergriff in Gemeinschaft und im Wettstreit mit Schiller die Balladendichtung, so dass Schiller das Jahr 1797 als das Balladenjahr bezeichnen konnte. Goethe wählte vorzugsweise seine Stoffe aus dem Kreis antiker Vorstellung, während Schiller sich mehr an romantisch-sentimentale hielt. Von jenem erhielten wir die meisterhaften Dichtungen ‚Die Braut von Korinth‘, ‚Der Zauberlehrling‘, ‚Der Schatzgräber‘, ‚Der Gott und die Bajadere‘. In die anmutigste dramatisch-elegische Form kleidet sich ‚Der neue Pausias und sein Blumenmädchen‘. Ibykus ward an Schiller überlassen, gleichwie später ‚Heros und Leander‘.

Goethe fand sich jetzt (im Juni 1797) wieder in geeigneter Stimmung, den Faust fortzusetzen. „Unser Balladenstudium hat mich wieder auf diesen Dunst- und Nebelweg gebracht.“ In der Spannung, in der ihn das Projekt der Reise nach Italien erhielt, fühlte er sich zu keiner größeren zusammenhängenden Komposition aufgelegt; dagegen ließen sich bei den fragmentarischen Szenen des Faust einzelne günstige Momente nutzen, und es gelang ihm, diese Dichtung „in Absicht auf Schema und Übersicht in der Geschwindigkeit recht vorzuschieben.“ In diesen Tagen ward die Zueignung, „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten“, und der ‚Prolog im Himmel‘ gedichtet, auch das xenienartige Intermezzo ‚Oberons und Titanias goldene Hochzeit‘, womit die Brockenszene ausgestattet ward. Die Liebe zum Faust verschwand bald wieder, als gegen Ende des Junis Hofrat Hirt, der gelehrte Kenner antiker Kunst, zu Besuch nach Weimar kam; „die nördlichen Phantome wurden durch die südlichen Reminiszenzen verdrängt.“ Hirts Aufsatz über Laokoon regte Goethe an, seine Ansichten über diesen schon früher behandelten Gegenstand zusammenzustellen, und er konnte nach wenig Tagen seinen Abhandlung an Schiller übersenden. „Sie haben“, erwiderte Schiller, „mit wenig Worten und in einer kunstlosen Einkleidung

herrliche Dinge in diesem Aufsatz ausgesprochen, und eine wirklich bewundernswürdige Klarheit über die schöne Materie verbreitet. In der Tat, der Aufsatz ist ein Muster, wie man Kunstwerke ansehen und beurteilen soll; er ist aber auch ein Muster, wie man Grundsätze anwenden soll; in Rücksicht auf beides habe ich sehr viel daraus gelernt.“ Nebenher nährte Goethe seine Sehnsucht nach den Kunstgenüssen des Südens durch den Entwurf zu einer Schilderung der Peterskirche und die Fortsetzung des Benevenuto Cellini. Vornehmlich regten die Briefe seines Freundes Meyer dies Verlangen immer von neuem an, indem er sich durch dessen Abwesenheit von allem Genuss der bildenden Kunst getrennt sah und sich zugleich bewusst war, dass auch der Freund das, was seine Briefe schilderten, ohne ihn nur halb genösse. Solange der Krieg sich über Oberitalien daherwälzte, war an eine Ausführung des Reiseplans nicht zu denken, und die Freunde mahnten dringend ab. Als aber im Frühling 1797 der Waffenstillstand von Leoben Ruhe brachte, lebte die Hoffnung, den Freund auf italienischen Boden wieder zu sehen, aufs Neue auf: „Seitdem bin ich mit aller Welt Freund.“

Schiller versprach sich für Goethe von einem längeren Aufenthalt in Italien nicht viel Gewinn „für seinen höchsten und nächsten Zweck.“ Er war überzeugt, dass Goethe auf dem Gipfel, wo er jetzt stehe, mehr darauf denken müsse, die schöne Form, die er sich gegeben haben, zur Darstellung zu bringen, als nach neuem Stoff auszugehen, und die Folgezeit bewies, dass er richtig geurteilt habe. Goethes Äußerung: „Nicht eher will ich wiederkommen, als bis ich wenigstens eine Satttheit der Empirie empfinde, da wir an eine Totalität nicht denken dürfen“, deutet auf die Gefahr hin, welche die realistische Tendenz seines diesmaligen Reiseunternehmens seiner poetischen Produktivität zu bringen drohte. Meyer war inzwischen seiner leidenden Gesundheit wegen in seine Heimat zurückgegangen, und Goethe schickte sich daher an, dort mit ihm zusammenzutreffen: „Sind wir nur einmal erst wieder zusammen, so wollen wir fest aneinander halten und unsere Wege weiter zusammen fortführen.“ Da Goethe die Rückkehr des Herzogs, der ihn über manches zu sprechen wünschte, abwarten musste, so verzögerte sich seine Abreise bis zum Ende des Julis. Kurz zuvor verbrannte er noch „aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung“ einen großen Teil der seit 1772 an ihn gesandten Briefe (nicht, wie er sagt, alle; denn er legte noch Eckermann die großen Konvolute der „seit 1780“ von den bedeutendsten Männern Deutschlands an ihn eingegangenen Briefe vor).

Fast möchten wir, wenn wir ihn auf seiner diesmaligen Reise begleiten, diesem Autodafé der Jugenddenkmale eine symbolische Deutung geben. Er scheidet von der poetischen Fülle seiner Jugendwelt, die noch zuletzt in Hermann und Dorothea herrlich vor uns ausgebreitet lag. Nicht mehr wie sonst sprechen Natur und Menschenwelt tausendstimmig zu seinem Herzen; der Strom des Lebens reißt ihn nicht mehr anregend und erwärmend in seine Mitte hinein. Wenn wir diese brieflichen Relationen und Tagebuchsskizzen mit den früheren Berichten aus der Schweiz und Italien vergleichen, in denen selbst das flüchtig hingeworfene Blättchen von der Lebenswärme der Poesie durchdrungen ist, so drängt sich uns die Bemerkung auf, dass er an jene scheidende Lebensperiode gelangt war, wo der dichterische Genius die Flügel zu senken beginnt. Noch bewahrte sich der Geist den klaren, scharf beobachtenden Blick und die Lust des Forschens; allein wir begegnen nicht mehr der lebendigen, jugendfrischen Auffassung, die, das Detail leicht und rasch überfliegend, an das Große und Bedeutende sich heftet. „Für einen Reisenden“, bekennt er, „geziemt sich ein skeptischer Realismus; was noch idealistisch an mir ist, wird in einem Schatullchen wohl verschlossen mitgeführt, wie jenes Undinische Pygmäenweibchen.“ Dies Idealistische tritt jetzt an die Gegenstände mehr als ein Hang zu symbolischer Deutung heran, wodurch eine Neigung zum Sentimentalen gefördert wird, während er zu poetischem Produzieren sich wenig aufgelegt fühlt. Deutlich genug ist die Änderung in seiner Auffassung der Außenwelt dadurch bezeichnet, dass er auf den Einfall gerät, „eine sentimentale Reise“ zu schreiben. Durch symbolisch-sentimentale Auffassung wird das Kleine bedeutend, und das Große verliert seine Erhabenheit, es tritt mit dem Alltäglichen auf gleiche Fläche.

Schon die Hinreise nach Frankfurt ward mit einer Bedächtigkeit betrieben, wie nie zuvor; vier Tage war er unterwegs. Christiane und seinen Sohn führte er zum ersten Mal der Mutter zu, welche sich über die neue Bekanntschaft sehr erfreut zeigte und ihnen viel Liebe bewies; von Frankfurt sandte er die Seinigen wieder nach Weimar zurück. Die Schilderungen aus Frankfurt führen uns in seine neue bedächtige Reisemethode ein, in die unbegrenzte Breite des Stoffsammelns, wobei ihm die Überzeugung wohl tut, dass er jetzt erst reisen lerne und zum Bewusstsein seiner Besonnenheit komme. Er glaubte einzusehen, worin gewöhnlich der Fehler der Reisebeschreibungen liege. „Man mag sich stellen wie man will, so sieht man auf der Reise die Sache nur von einer Seite und übereilt sich im Urteil; dage-

gen sieht man aber auch die Sache von dieser Seite lebhaft, und das Urteil ist im gewissen Sinn richtig. Ich habe mir daher Akten gemacht, worin ich alle Arten von öffentlichen Papieren, die mir jetzt begegnen, Zeitungen, Wochenblätter, Predigtauszüge, Verordnungen, Komödienzettel, Preis-courante einheften lasse und sodann auch sowohl das, was ich sehe und bemerke, als auch mein augenblickliches Urteil einschalte. Ich spreche nachher von diesen Dingen in Gesellschaft und bringe meine Meinung vor, da ich denn bald sehe, inwiefern ich gut unterrichtet bin und in wiefern mein Urteil mit dem Urteil wohlunterrichteter Menschen eintrifft. Sodann nehme ich die neue Erfahrung und Belehrung auch wieder zu den Akten, und so gibt es Materialien, die mir künftig als Geschichte des Äußeren und Innern interessant genug bleiben müssen. Wenn ich bei meinen Vorkenntnissen und meiner Geistesgeübtheit Lust behalte, dieses Handwerk eine Weile fortzusetzen, so kann ich eine große Masse zusammenbringen.“ Wie sehr diese anschwellen musste, wird uns erklärlich, wenn wir selbst in den zum Druck redigierten Auszügen weitläufige Berichte über Lage und Bauart der einzelnen Städte, Betragen, Kleidung und Beschäftigung Einheimischer und Fremder bis zu dem Feldbau und den Holz- und Butterpreisen herab angemerkt finden.

Von Frankfurt, wo er sich drei Wochen aufgehalten hatte, ging am 25. August die Reise weiter nach Heidelberg, wo er sich freute die Freundin früherer Jahre, Fräulein Delf, wieder zu sehen, und dann über Heilbronn nach Stuttgart, wo er neun Tage verweilte. Hier bot sich seinem Kunstsinn in den Werkstätten Danneckers und anderer Künstler manches Bemerkenswerte dar. Da man gerade damals mit dem weimarschen Schlossbau beschäftigt war, so zogen besonders die Zimmerdekorationen des neu gebauten Schlosses zu Stuttgart seine Aufmerksamkeit auf sich. Er sandte darüber an den Herzog einen ausführlichen Bericht und unterrichtete sich über das Einzelne durch wiederholte Unterhaltungen mit dem Professor Thouret, der später zur Dekoration des herzoglichen Schlosses in Weimar herbeigerufen ward. Da sich Goethe auch mit dem Plan der Erweiterung und Verschönerung des Weimarer Theaters trug, so fand er auch hier, wie in Frankfurt, Gelegenheit sich über Dekorationsmalerei und anderen theatralischen Apparat genauer zu unterrichten. Seine Poesie, die bei dem allen wenig Anregung fand, pflückte sich wenigstens in diesen Tagen ein duftiges Blümchen „Der Edelknabe und die Müllerin“ („der Junggesell und der Mühlbach“), ein lyrisch-dramatisches Gedichtchen, das der Anfang einer

Reihe von romanzenartigen „Gesprächen in Liedern“ sein sollte. In den Liedern „der Müllerin Verrat“, der Bearbeitung eines französischen Gedichts, und „der Müllerin Reue“ ward später dieser idyllische Roman weitergeführt.

In Tübingen logierte er bei Cotta, in welchem er bei näherer Bekanntschaft „so viel Mäßiges, Sanftes und Gefasstes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit fand“, dass er ihn zu den seltenen Erscheinungen zählen musste. Er ward der Verleger seiner späteren Werke. Die Besuche bei einigen Professoren der Universität bereicherten seine naturhistorischen Kenntnisse, und mehrere Naturalienkabinette gaben Stoff zu neuen Beobachtungen.

Von Tübingen fuhr er am 16. September über Tuttlingen, wo er übernachtete, nach Schaffhausen. Hier stand er am 18. wieder an dem Rheinfall, wo er vor 18 Jahren mit Lavater sich über das Erhabene mit poetischem Feuer unterhielt. Jetzt genügten ihm diese allgemeinen Eindrücke der großartigen Naturerscheinung nicht. Mit der Ausdauer eines Naturforschers bemühte er sich, sie im Einzelnen zu zergliedern und verwendete fast den ganzen Tag bis zur sinkenden Sonne, um die Bewegungen der brausenden Wassermassen, die ihren Sturz begleitenden Farberscheinungen von den mannigfaltigsten Standpunkten aus, bald an den Ufern, bald vom Strom aus aufzufassen und das Detail der Phänomene und Prospekte zu beobachten und mit den dadurch erregten Ideen in Skizzen niederzuschreiben. An Schiller schrieb er, dass der Vers des Tauchers „es wallet und siedet und brauset und zischt“ etc. sich dabei vortrefflich legitimiert habe und die Hauptmomente der ungeheuren Erscheinung in sich begreife.

Auf dem Weg nach Zurück erblickte Goethe eine Apfelbau, der unter dichter Efeuumrankung verkrüppelt war. Er ward ihm ein Symbol der in der Umschlingung der Fesseln der Liebe ermattenden männlichen Kraft, welche es nicht über sich gewinnen kann, das harte Heilmitteln anzuwenden, die Schlingen der verderblichen Ranken zu zerstören, und es entstand die Elegie Amyntas. Diese schmerzvolle Klage des Leidenden, dem „der gefährliche und doch geliebte Gast“ die strebende Kraft abschmeichelt, so dass die gewaltige Wurzel nur zur Hälfte lebendigen Saft hinauf sendet, lässt eine unsern Dichter sehr nahe berührende Deutung zu, wenn wir eine spätere Äußerung Schillers an Körner, mit der er seine geschwächte Produktivität zu erklären sucht, damit zusammenhalten: „Sein Gemüt ist nicht ruhig genug, weil ihm seine elenden häuslichen Verhältnisse, die er zu schwach ist

zu ändern, viel Verdruss erregen“, worauf Körner erwidert: „Solche Verhältnisse machen den kraftvollsten Mann endlich mürbe; es ist kein Widerstand da, der durch Kampf zu überwinden ist, sondern eine heimlich nagende Empfindung, deren man sich kaum bewusst ist und die man durch Betäubung zu unterdrücken sucht.“

Am 20. September traf er mit seinem geliebten Heinrich Meyer in Zürich zusammen, mit dem er sich am folgenden Tag nach Stäfa, dessen Wohnort, begab. Es folgten genussreiche, Geist anregende Stunden, wo er die von seinem Freund gefertigten oder mitgebrachten Kunstwerke betrachtete und an seiner Seite, zum Teil auf Wanderungen an den freundlichen Ufern des Sees „was Ehrliches zusammen durchschwätzte.“ Lavater vermied er zu besuchen, obwohl dieser ihn im Gasthof aufgesucht und seinen Namen an die Tür geschrieben haben soll. In einer Allee sah er ihn an sich vorübergehen, ohne von ihm erkannt zu werden. Er scheute die peinlichen Momente, wo man versuchen würde, die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen; doch hätte die Erinnerung an schöne Jugendtage, wie weit sie auch seitdem auseinander gekommen waren, mächtiger sein sollen<sup>106</sup>. Inzwischen hatten die fortdauernden Unruhen in Italien ihm bereits den Plan einer italienischen Reise verleidet. Er begnügte sich mit Meyer eine Reise durch die Urkantone auf den Gotthard zu machen und dann „vom Gipfel der Alpen wieder zurück dem Fall des Wassers zu folgen und sich wieder nach Norden zu bewegen“, jetzt durch die Aussicht beglückt, im nächsten Winter wieder mit Schiller „vergnügt am Fuß des Fuchsturms zusammen zu wohnen.“

Es war die Straße seiner ersten Schweizerreise, als er Lilis Bild im beglückten, jungen Herzen trug, als „goldene Träume“ das auf dem klaren Spiegel des Züricher Sees dahin gleitende Schiff umschwebten, und der schönste Schmuck im Schatz der Kirche zu Einsiedeln ihn an ihre wallenden Locken erinnerte. Mancher Denkstein der Jugenderinnerung stand am Wege; doch fühlte er zugleich, wie er an Schiller schreibt, dass er ein anderer

---

<sup>106</sup> Vgl. über Goethes Verhältnis zu Lavater die Äußerung in dem Brief an Frau von Stein, Beilage I. S. 317 f., wodurch sich auch die harten Urteile der Xenien und des Walpurgisnachtstraums im Faust, wo er als Kranich auftritt, erklären. Als Schiller am 14. Okt. 1796 Lavaters Ankunft in Jena meldete, erwiderte Goethe: „Für die sonderbare Nachricht, dass der Prophet in Jena sei, danke ich aufs beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen und bin sehr neugierig auf das, was Sie von ihm sagen werden.“ – Um so wohlthuender ist die anerkennende Schilderung Lavaters in „Dichtung und Wahrheit“.

Mensch geworden sei, und die Gegenstände ihm anders erscheinen mussten. Als er am 1. Oktober in Altorf beim Erwachen den nahen Berg, der noch Tags zuvor ihm den braunen Gipfel gezeigt, mit dem über Nacht gefallenen Schnee bedeckt sah, war es wohl ein tief aus dem Herzen quellendes elegisches Gefühl, das in den zart hingehauchten Distichen sich ausspricht:

War doch gestern dein Haupt noch so braun, wie die der  
Schnee und die Gipfel,  
Der sich in stürmender Nacht dir um den Scheitel ergoss.  
Jugend, ach! Ist dem Alter so nah, durchs Leben verbunden,  
Wie ein beweglicher Traum gestern und heute verband.

Am 3. Oktober stand er zum letzten Mal auf dem Gipfel des Gotthard, noch ein rüstiger Bergwanderer. Mineralogische Schätze wurden reichlich zusammengeladen; er verspricht seinem Freund von Voigt unter mehreren bekannten Dingen auch einige seltene und vorzüglich schöne Sachen heimzubringen. Von da wandte er sich mit seinem Gefährten aufs Neue dem Vierwaldstätter See zu, dessen Umgebungen er diesmal mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete und sich die einzelnen Lokalitäten so genau einprägte, dass seinen mündlichen Schilderungen Schiller nachmals die treffenden Landschaftszeichnungen in seinem Tell entnehmen konnte.

Goethe hatte nämlich während dieser Reise die Idee zu einem Epos Wilhelm Tell erfasst und studierte daher das Lokal und die Natur des Schweizer Landvolks umso sorgfältiger. Er las zu diesem Zweck gleich nach seiner Rückkehr nach Stäfa (8. Oktober) Tschudis Schweizerchronik und besprach mit Meyer die Behandlung dieses Stoffs. Es war sein Wunsch, wieder eine größere Arbeit in Hexametern zu unternehmen. „Eine solche Ableitung und Zerstreung“, äußert er, „war nötig, da mich die traurigste Nachricht mitten in den Gebirgen erreichte. Christiane Neumann, verehelichte Becker, war von uns geschieden, [am 22. September]. Diese hoffnungsvolle Schauspielerin war Goethe zuerst wert geworden, da er sie als Kind in der Darstellung der Rolle des Artur (in Shakespeares Johann) unterrichtete, in der sie das Publikum zur Bewunderung hinriss. Seitdem hatte er ihr wachsendes Talent mit innigster Teilnahme begleitet und gefördert. „Sie war mir“, schreibt er unterm 25. Oktober an Böttiger, „in mehr als einem Sinn lieb. Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiss vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Eigenschaften. Es kann

größere Talente geben, aber für mich kein anmutigeres... Liebende haben Tränen, und Dichter Rhythmen zur Ehre der Toten. Ich wünschte, dass mir etwas zu ihrem Andenken gelungen sein möchte.“ Das war die Elegie Euphrosyne, eine Dichtung in edler, streng antiker Haltung, der letzten Elegie des Properz verwandt: Der Dichter lässt den scheidenden Geist mitten zwischen den düstern Gebirgsmassen zu sich heranschweben, um von ihm die kindlichen Worte dankbarer Erinnerung und den Auftrag zu vernehmen, ihn nicht ungerühmt zu den Schatten hinabgehen zu lassen, da nur die Muse dem Tod einiges Leben zu gewähren vermöge<sup>107</sup>.

Neue Anhaltspunkte für das Studium der Kunst gewährte die Ankunft des letzten Kastens von Rom, der über Triest, Villach und Konstanz endlich glücklich in die Hände des Eigentümers gelangte. Er enthielt die Kopie des antiken Gemäldes der so genannten Aldobrandinischen Hochzeit, wozu Meyer einen ausführlichen Kommentar geschrieben hatte. „Das Bild“, schreibt Goethe, „nunmehr, so viel es möglich war, nachgebildet und wieder hergestellt vor sich zu sehen, sich daran erfreuen und sich über seine Tugenden und Mängel besprechen zu können, ist eine sehr reizende und belehrende Unterhaltung.“ Es ward, sorgfältig eingepackt, auf der Heimreise mitgeführt, um diesen Schatz nicht fremden Händen und neuen Zufällen auszusetzen. Daneben ward auch wieder viel theoretisiert und mit Meyer ein Schema ‚Über die zulässigen Gegenstände der bildenden Kunst‘ entworfen. Meyers Studien waren vornehmlich dahin gerichtet, die Geschichte der Kunst im Sinn Winckelmanns fortzuführen. Mit großer Genauigkeit hatte er die Kunstschatze Italiens verzeichnet, und Goethe war erfreut, „aus diesen Trümmern eine Kunstgeschichte aufsteigen zu sehen, gleichsam wie ein Phönix aus einem Aschenhaufen.“ Pläne wurden bereits entworfen, den gewonnenen Stoff in ansprechender Form für das deutsche Publikum zu verarbeiten.

Am 26. Oktober brach Goethe mit seinem Freund zur Heimreise auf. Sie wandten sich über Schaffhausen nach Stuttgart und wählten von da die Straße über Nürnberg, wo sie einige Tage (6.-15. November) mit Knebel zu-

---

<sup>107</sup> Zu ihrem Andenken erschien 1836 die kleine Schrift: Euphrosyne, Leben und Denkmal (von Musculus). Sie hatte die Rolle der Euphrosyne in dem tragikomischen Märchen „das Petermännchen“ gespielt. Über ihren Tod war eine allgemeine Trauer in Weimar. Am 29. September ward auf dem Theater eine Totenfeier veranstaltet, und zu ihrem Andenken ein kleines, trefflich ausgeführtes Denkmal im Weimarer Park errichtet, das später in den Garten der Gesellschaft „Erholung“ versetzt worden ist.

brachten und sich an den alten Kunstwerken und sonstigen Merkwürdigkeiten dieser interessanten Stadt erfreuten. Die Unterhaltung mit Meyer ließ zu ausführlichen Tagebuch-Aufzeichnungen nicht Zeit und Lust, so dass der Reisebericht zuletzt in kleine Blättchen ausläuft.

Die Nachwirkung dieser Reise erwies sich für Goethes Produktivität nicht günstig. Hatte er gleich während seiner Reise die Meinung gehegt, bei der Leichtigkeit, die Gegenstände aufzunehmen, reich geworden zu sein, ohne beladen zu sein, und von dem Stoff nicht inkommodiert zu werden, weil er ihn gleich zu ordnen und zu verarbeiten wisse, so vernehmen wir doch bald nach seiner Rückkunft die Klage, dass er das Reisematerial zu nichts brauchen könne und außer aller Stimmung gekommen sei etwas zu tun, so dass ihm kaum gelingen wolle, einen erträglichen Brief zu diktieren. Er erinnerte sich dabei früherer ähnlicher Wirkungen. Eindrücke, meinte er, müssten bei ihm lange im Stillen wirken, ehe sie zum poetischen Gebrauch sich willig finden ließen.

Die Freundschaft mit Schiller war vornehmlich das Band, das ihn an die Poesie fesselte. In dem Brief, der jene Klage enthält, erkennt Goethe zugleich dankbar an, dass ihn Schiller von der allzu strengen Beobachtung der äußern Dinge und ihrer Verhältnisse auf sich selbst zurückgeführt: „Sie haben mich die Vielseitigkeit des innern Menschen mit mehr Billigkeit anzuschauen gelehrt, Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“ Schiller war aufs eifrigste mit der Bearbeitung des Wallenstein beschäftigt, und Goethe begleitete dies Werk schrittweise mit seinem Rat und seiner aufmunternden Anerkennung. Es war Schiller darum zu tun, sich Goethes Natur möglichst anzunähern und eine Dichtung zustande zu bringen, die dessen Anforderungen Genüge leiste; er war sich's bewusst, dass nur der fortgesetzte Verkehr mit einer ihm objektiv so entgegengesetzten Natur und sein lebhaftes Hinstreben danach ihn fähig gemacht hatten, über seine subjektiven Grenzen so weit hinauszugehen. In längeren Konferenzen wurden alle einzelnen Teile durchgesprochen, ein schöner Beweis, wie bereit stets Goethe war, das Treffliche neidlos zu fördern und anzuerkennen.

Da Goethe sich während des Winters „von aller Produktion beinahe abgeschnitten“ fühlte, so warf sich sein unruhiger Geist in eine zerstreute Vielgeschäftigkeit. Faust trat ihm wieder nahe. Märchen und Novellen wurden ausgesonnen, die er als einen zweiten Teil den Unterhaltungen der

Ausgewanderten anzuschließen gedachte. Die Ilias ward wieder vorgenommen, und die Bemerkung, dass zwischen Ilias und Odyssee ein Epos ‚der Tod des Achilles‘ mitten inne liege, führte ihm ein neues Sujet zu einer epischen Dichtung zu, deren Entwurf viel durchdacht und mit den Freunden besprochen wurde. Meyer zog ihn zu Betrachtungen der Kunst und zu den Studien der Kunstgeschichte, und da er über florentinische Kunstgeschichte schrieb, so nahm Goethe den Cellini wieder vor und schrieb kleine historische Aufsätze dazu. Beide bereiteten eine archäologische Zeitschrift vor, deren erstes Heft im Jahr 1798 unter dem Titel Propyläen ans Licht trat. Goethe bezeichnet sie als eine wahre Wohltat für seinen Geist, indem sie ihn endlich nötige, die Ideen und Erfahrungen, welche er solange mit sich herumschleppe, auszusprechen. Schillers Horen, im letzten Jahrgang schon ermattet, hörten auf zu erscheinen.

Neben diesen Beschäftigungen blieb auch der Naturforschung ihre Stelle. Abwechselnd zogen ihn Insekten, Mineralien und Farben an. Er schrieb seine Ideen über Metamorphose der Insekten nieder, teilte in dem Aufsatz „über pathologisches Elfenbein“ das Ergebnis seiner Beobachtungen mit, nahm die weitschichtigen Papiere zur Farbenlehre wieder vor und machte den Entwurf zur Geschichte derselben. Schillers reflektierender Geist griff auch hier fördernd und ordnend ein. Physikalische und philosophische Lektüre schloss sich daran. Von Schellings naturphilosophischen Schriften fühlte Goethe sich lebhaft angezogen, da sie mit seiner spekulativen Naturforschung sich nahe berührte. „Die Philosophie“, schreibt er, „wird mir immer werter.“ Durch den Verkehr mit Meyer trat die Farbentheorie wieder in engere Beziehung zur bildenden Kunst, und in den Propyläen beabsichtigte man die ästhetische Seite der Farbenlehre näher zu beleuchten.

Ein kurzer Aufenthalt in Jena, im März 1798, während dessen über Wallenstein beraten ward, regte die Neigung zu poetischen Arbeiten wieder an. Goethe benutzte „die lyrische Stimmung des Frühlings“, um den Faust fortzusetzen, und „brachte ihn um ein Gutes weiter.“ – „Das alte noch vorrätige höchst konfuse Manuskript ist abgeschrieben, und die Teile sind in abgesonderten Längen nach den Nummern eines ausführlichen Schemas hintereinander gelegt; nun kann ich jeden Augenblick der Stimmung nutzen, um einzelne Teile weiter auszuführen und das Ganze früher oder später zusammenzustellen.“ Da Goethe gegen Schiller äußert, dass ihn

die tragischen Szenen sehr angegriffen hätten, so sind unstreitig um jene Zeit die Abschnitte entstanden, welche den ersten Teil schließen. Jene Prosaszene zwischen Faust und Mephistopheles diktierte Goethe in raschem Fluss, wie sie jetzt dasteht. Weimar ließ aber Sammlung und ruhige Stimmung nicht aufkommen. Der Ankauf des Oberrosslaer Freiguts brachte neue Wirtschaftssorgen mit sich. Der Schlossbau, zu dessen Dekoration Thouret herbeigerufen war, nahm ihn gleichfalls in Anspruch. Für Ifflands Gastspiel, das am 24. April begann, mussten Vorbereitungen getroffen werden. Übrigens ließ dies eine gute Nachwirkung zurück, und Goethe fühlte sich wieder zu dramatischen Arbeiten aufgelegt. Doch war es nur ein Zeitverlust, wenn er sich durch Iffland zu der Bearbeitung eines zweiten Teils der Zauberflöte bestimmen ließ, was ihm Schiller vergebens mit einem „Trachtet nach dem, was droben ist“ auszureden suchte. Goethe meinte, es könne nicht schaden, die schon vor drei Jahren angefangene Arbeit in Zeiten mittlerer Stimmung durchzuführen. Er hat es jedoch nicht über sich vermocht, diese Nebenarbeit fertig zu machen.

Der Sommer, in den wieder in längerer Aufenthalt in Jena fiel, gewährte einige poetische Lichtblicke. Achill und Tell, die antike und moderne Welt, stritten um den Vorrang, und noch zögerte die Ausführung, weil die Bedenklichkeiten in der Theorie noch nicht überwunden waren. Das Studium der Ilias „hatte ihn wieder in dem Kreis von Entzückung, Hoffnung, Einsicht und Verzweiflung durchgejagt“ und ihn drückte die Furcht, sich im Stoff zu vergreifen, der mehr tragisch-sentimental, als homerisch-antik sei. Schiller hielt es eher für eine Tugend als einen Fehler des Stoffs, dass er den Forderungen unseres Zeitalters entgegenkomme, indem es für den Dichter ebenso unmöglich als undankbar sei, seinen vaterländischen Boden ganz zu verlassen. Goethe hielt den Gedanken fest, und es hatte sich im Beginn des nächsten Jahres das Gedicht bis in seine kleinsten Teile organisiert; fünf Gesänge waren motiviert, so dass Schiller erstaunt war, wie deutlich Goethe alles vor sich sehe, ohne es aufzuschreiben. Er entschloss sich endlich, den ersten Gesang auszuführen, welchen er am 2. April 1799 an Schiller übersandte, und hatte so guten Mut zur Fortsetzung, dass er im Lauf des Jahres hoffte fertig werden zu können. Allein dieser verlor sich bald wieder, indem er einsehen mochte, dass die künstlerische Behandlung dem antiken Stoff nicht das warme Interesse von Hermann und Dorothea zu leihen vermochte. Jener erste Gesang ist uns als Probe geblieben, wie sehr er sich der ho-

merischen Behandlung zu nähern gesucht hatte. Ein späterer Vorsatz, das Sujet als Roman zu bearbeiten, zeigte sich noch weniger ausführbar.

In den Juni 1798 fallen auch außer dem Abschluss der Elegie Euphrosyne die kleineren lyrisch-didaktischen Gedichte, ‚Bakis Weissagungen‘ und ‚deutscher Parnass‘ (anfangs ‚Sängerwürde‘ überschrieben), sowie die nähere Motivierung der ersten Gesänge des Tell. Die Behandlung des Gedichts trat klarer hervor und ward in den Unterhaltungen mit Schiller viel hin und her überlegt. Tell war in dem Goethe’schen Entwurf als ein kräftiger Lastträger dargestellt, der die rohen Tierfelle und sonstige Waren durchs Gebirge herüber und hinüber zu tragen beschäftigt ist; ohne sich weiter um Herrschaft noch Knechtschaft zu kümmern, treibt er sein Gewerbe und ist fähig und entschlossen, die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren. In diesem Sinn ist er seinen Landsleuten bekannt und harmlos auch unter den fremden Bedrängern. Der Landvogt war einer von den behaglichen Tyrannen, welcher herz- und rücksichtslos auf ihre Zwecke hindringen, übriges sich gern bequem finden, deshalb auch leben und leben lassen, dabei auch humoristisch dies oder jenes verüben, was gelegentlich zu Nutzen oder Schaden wirken kann. Diese beiden Charaktere sollten persönlich gegeneinander stehen und unmittelbar aufeinander wirken. Die älteren Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitz und Ehre verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur innern Gärung und zum endlichen Ausbruch treiben. Dass die Ausarbeitung dieses epischen Gedichts unterblieben ist, haben wir weniger zu bedauern, indem uns in dem dramatischen Gemälde Schillers, dem Goethe sein Sujet förmlich abtrat, ein hinlänglicher Ersatz geworden ist, wobei wir zugleich den Einfluss der Goethe’schen Lokal- und Sittenschilderungen sehr hoch anzuschlagen haben, das Siegel des zehnjährigen Bundes unsrer größten Dichter.

„Sobald ich mich von Jena entferne“, klagt Goethe gleich nach der kurzen jenaschen Junisaison, „werde ich gleich von einer anderen Polarität angezogen, die mich dann wieder eine Weile festhält.“ Die Propyläen, zu deren erstem Heft das Manuskript redigiert und abgesandt werden musste, gestatteten der Muse der Poesie nur flüchtigen Besuch. Überdies zerstreute ihn der neue Theaterbau, durch den der Zuschauerraum so erweitert ward, dass er zweihundert Personen mehr als bisher fassen konnte. Die Notwendigkeit dieser Veränderung war längst fühlbar geworden; die Anwesenheit des Baumeisters Thouret beschleunigte die Ausführung, welche

so rasch betrieben ward, dass das neue Haus am 12. Oktober eröffnet werden konnte. Es begann damit eine neue Epoche der deutschen Bühne; denn ‚Wallensteins Lager‘ von Schiller ward zur Aufführung gebracht, eingeleitet durch den köstlichen Prolog, welcher die dem Drama durch die gewaltigen Zeitbewegungen gebotene höhere Ausgabe in glänzender Rede hervorhebt. Goethe hatte nicht die Vorstellung einer eigenen Dichtung jemals mit solchem Eifer betrieben, wie diese. Er hatte bei den Proben die äußeren Anordnungen übernommen; Meyer hatte bei den Kostümen und Dekorationen mitgewirkt. Die Generalprobe ward im Theaterkostüm gehalten. ‚Wir waren‘, berichtet Schillers Schwägerin, Frau von Wolzogen, ‚mit Goethe und Schiller bei der letzten Probe gegenwärtig und überließen uns ganz dem hinreißenden Vergnügen, diese so ganz eigentümliche Dichtung in ihrem vollen Leben zu sehen. Es war ein schöner Abend. Schiller war sehr gerührt, und Goethes herzlicher Anteil äußerte sich höchst liebenswürdig.‘ Die Artikel über den Wert des Werkes und die erste Aufführung wurden von Goethe selbst für die Cotta’sche allgemeine Zeitung geschrieben, um schiefen Beurteilungen anderer Skribenten zuvorzukommen.

Wenn ein lange Zeit in Deutschland verbreitetes Gerücht Goethe einen großen Anteil an der Bearbeitung dieses Dramas zuschrieb, so lag dem allerdings das richtige Gefühl zugrunde, dass es im Goethe’schen Geist gedichtet sei. Unmittelbar sind nur von Goethe hie und da einige ‚Pinselstriche‘ hinzugetan. Zur Kapuzinerpredigt, welche man vornehmlich auf Goethes Rechnung gesetzt hat, übersandte Goethe seinem Freund einen Band Predigten des Abraham a Sancta Clara, wonach Schiller die nachträglich eingeschobene Szene rasch komponiert hat<sup>108</sup>. In gleicher Weise machte sich Goethes freundschaftlicher Beistand im Verlauf des Werkes geltend, indem er überall mit seinem Rat dem Dichter zur Seite stand. Besonders fühlte sich Schiller durch Goethes inhaltsschweren Brief über das astrologische Motiv in einem der schwierigsten Punkte der Dichtung gefördert, so dass er erwidert: ‚Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorg-

---

<sup>108</sup> Das Verhältnis der Schiller’schen Dichtung zu den Schriften des Abraham a Sancta Clara erläutern die Auszüge aus den letzteren in Wachsmuts historischen Darstellungen, 1831. II. S. 83 ff. und in dessen Schrift: Weimars Musenhof S. 132 ff. Einen der ‚Pinselstriche‘ Goethes erfahren wir aus seinen Gesprächen mit Eckermann; er schob, um nichts unmotiviert zu lassen, die Verse ein:

Ein Hauptmann, den ein anderer erstach,  
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

fältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit aufs Neue erfahren.“ Wenn ihn unter der Last der Arbeit manchmal ein Misstrauen in seine Kräfte anwandeln wollte, so gab ihm Goethes Beifall stets neuen Mut.

Am 30. Januar 1799, dem Geburtstag der Herzogin Luise, konnten die ‚Piccolomini‘ zur Aufführung gebracht werden, zu welcher auch Schiller nach Weimar herüberkam. Am 20. April folgte ‚Wallensteins Tod‘. „Schillers Wallenstein ist so groß, dass zum zweiten Mal nichts Ähnliches vorhanden ist“, so äußerte sich Goethe mehr als zwanzig Jahre nach des Freundes Tod. „Es ist mit diesem Stück“, bemerkte er bei anderer Gelegenheit, „wie mit einem ausgelegenen Wein: Je älter sie werden, desto mehr Geschmack gewinnt man an ihnen.“

## 6. Kapitel: 1799 - 1805

Seit Schiller durch den Wallenstein das Feld wieder gewonnen hatte, auf dem seinem poetischen Talent noch die schönsten Erfolge vorbehalten waren, stand bei ihm der Gedanke fest, durch die anregende Anschauung der Bühne seine dramatische Produktion zu beleben und auszubilden und daher Jena, wo er sich besonders seit der Abreise Wilhelms von Humboldt (1797) sehr vereinsamt fühle, mit Weimar zu vertauschen. Der Herzog kam seinen Wünschen mit liberalen Anerbietungen entgegen, und Schiller zog im Dezember 1799 nach Weimar herüber. Die Freunde kamen dadurch in unmittelbare Nähe und sahen die jenaschen Abende mit ihren anregenden Geistesgenüssen nach Weimar verpflanzt, wenn nicht etwa die mehrmals wiederkehrende Abwesenheit Goethes sie wieder zu der Aushilfe des brieflichen Verkehrs zu greifen nötigte. Die Innigkeit ihres Verhältnisses erlitt auch in den folgenden Jahren keine Beeinträchtigung und Störung, wie sie sich’s in den letzten Stunden des Jahres, das sie näher zusammengeführt hatte, in ernstem Gespräch gelobten und gern der Ansicht huldigten, dass mit dem Jahr 1800 das neue Jahrhundert begonnen werde. Doch konnte ihre gegenseitige, geistige Einwirkung nicht mehr ganz so bedeutend, wie früher, sein, nachdem ihre Naturen sich mehr und mehr dergestalt ausgeglichen hatten, dass sie fast die Rollen vertauscht zu haben schienen. Nichtmehr arbeitete Schiller schüchtern und bedächtig an Goethes Hand, sondern schritt im Selbstgefühl rüstiger Produktionskraft von einem dramatischen Werk zum andern. Goethe dagegen war jetzt mehr der Zögernde, Unschlüssige, der einen Entwurf von dem andern verdrängen ließ, ohne

jene freudig schaffende Kraft, die ihm den Wilhelm Meister und seinen Hermann rasch vollenden half, wieder zurückzurufen zu können. Während jener alles Theoretisieren beiseite warf, um nicht in der Produktion gehemmt zu werden, und beides jetzt „im Süd- und Nordpol“ voneinander geschieden sah, stieg Goethe tiefer und tiefer in die philosophische Spekulation hinein. Ob er gleich sein Glaubensbekenntnis auch jetzt noch dahin ausspricht, dass die Forderungen von oben herein den unschuldigen, produktiven Zustand zerstören, und das Werk des Genies unbewusst entstehe, so wagte er doch kaum noch einen Schritt zu tun, bevor er in der Theorie mit sich im Reinen sei; die Reflexion und ihre Tochter, die Symbolik, beginnt seine Poesie zu trüben.

Goethe war durch Schillers Tätigkeit fürs Drama und ihr gemeinschaftliches Wirken für die deutsche Bühne ebenfalls in diese Sphäre der Dichtung wieder zurückgeführt worden. Die epischen Entwürfe bleiben liegen, wenn auch der Tell noch zu Zieten sein Nachdenken beschäftigte. Faust, zu dessen Fortsetzung Schiller wiederholt ihn antrieb, rückte „sachte“ vor; der Dichter konnte am 1. August 1800 melden, dass darin ein Knoten gelöst sei. Dies war das Auftreten der Helena, jetzt des zweiten Teils dritter Akt, dessen Ausarbeitung ihm zum größeren Teil bei einem Herbstaufenthalt in Jena gelang. Da Wilhelm von Humboldt gleichzeitig mit der Übersetzung von Äschylus Agamemnon beschäftigt war, so ließ er sich bestimmen, bei diesem antiken Stoff zum ersten Mal den Trimeter der griechischen Tragödie in Anwendung zu bringen. Aus der hier beabsichtigten symbolischen Vermittlung des Antiken und Modernen entsprang auch das kleine Festspiel Paläophron und Neoterpe. In einem frohen Zirkel bei Fräulein von Göchhausen diktierte Goethe, auf- und abschreitend, das Stück, wie es ihm gerade einfiel; am 24. Oktober 1800 ward es zur Feier des Geburtsfestes der verwitweten Herzogin aufgeführt. Es war der erste Versuch eines neuen Genre dramatischer Vorstellungen, indem man die Masken des antiken Dramas anwandte; zu diesem Zweck wurden nachmals einige Komödien des Terenz zur Aufführung gebracht.<sup>109</sup>

---

<sup>109</sup> Die ergötzlichen Einzelheiten bei der Abfassung und Aufführung von Paläophron und Neoterpe s. im Weimar-Album: „die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen“, S. 125 ff. – Im folgenden Jahr wurden „die Brüder“ des Terenz nach v. Einsiedels Bearbeitung aufgeführt; Niemeyer übersetzte 1803 die Andria. 1801 ward ein Preis auf das beste Intrigenstück ausgesetzt; es lief etwa ein Dutzend ein, wovon indes keins einer Auszeichnung wert schien.

Schon diese Versuche sind uns ein Beweis, dass man seit der Aufführung des Wallenstein darauf bedacht war, das Theaterrepertorium von den momentanen Launen des genießenden Publikums zu emanzipieren und für die Bühne die Forderungen eines höheren Kunstgeschmacks zur Geltung zu bringen. In dieser Hinsicht fand Goethe bei seinem Freunde die tätigste, erfolgreichste Unterstützung. Sie teilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Vorstellungen, unterstützt durch die Bereitwilligkeit des Goethe in der Theaterintendanz beigeordneten Hofrats Krims und den Fließ des tüchtigen Regisseurs Genast. Durch die von Goethe und Schiller mit bewundernswürdiger Ausdauer und Aufopferung geleitete dramaturgische Ausbildung des Theaterpersonals, wodurch junge Talente, wie Wolf und Gruner, zu Meistern der Kunst herangebildet wurden, machten sie die Weimarer Bühne zu einer Theaterschule für Deutschland. „Da ward“, sagte Kanzler von Müller, der ein Zeuge jener Jahre war, „keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefasst, erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: Streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendbar in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend, und eines jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muss es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben, und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wussten.“

Nachdem früher auf der Bühne der Konversationston und ein gewisser Naturalismus geherrscht hatte, war mit der Aufführung des Wallenstein

das Problem der rhythmischen Deklamation glücklich gelöst und der Vers wieder in sein Recht eingesetzt. Um auf diesem Weg fortzuschreiten, zog man das französische Drama wieder hervor. Goethe übersetzte 1799 Voltaires Mahomet, mit dessen Aufführung das Theater den Geburtstag der Herzogin (30. Januar 1800) feierte. Das Gedicht Schillers ‚an Goethe als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte‘ lässt einiges Misswollen gegen diese Wiederbelebung des französischen Pathos blicken, obwohl auch er späterhin mit der Bearbeitung von Racines Phädra sich anschloss. Dass Goethe nicht zur Bewunderung des einst geschmähten französischen Trauerspiels (die Lustspiele Molières heilt er stets in ehren) zurückgekehrt war, sieht man genugsam aus einer Äußerung bei Gelegenheit einer Vorlesung der Phädra: „Der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben.“ Schiller war um diese Zeit mit Maria Stuart beschäftigt und bearbeitete nebenher den Macbeth für die Bühne.

„In Ermangelung des Gefühls eigener Produktion“ begann Goethe im Sommer 1800 Voltaires Tancred zu übersetzen, zunächst den dritten und vierten Akt, indem er bei mehr Muße dem Anfang und dem Ende mehr Fülle als im Original zu geben beabsichtigte. Um mit dieser Arbeit zum nächsten Geburtstag der Herzogin fertig zu werden, begab er sich im Dezember nach Jena. Die geistige Tätigkeit ließ ihn das Unangenehme der kalten Räume des dortigen herzoglichen Schlosses vergessen, selbst eine heftige Erkältung machte ihn in seinem Vorsatz nicht irre. Das Werk ward zustande gebracht. Bald nach seiner Rückkehr nach Weimar ward er von einer Fieberkrankheit befallen, welche ihm einige Tage das Bewusstsein raubte und sein Leben ernstlich bedrohte. Die Kraft seiner Natur und ärztliche Pflege ließen ihn die Gefahr glücklich überstehen. Auch sein häusliches Leiden lag gerade damals schwer auf ihm und ward eine Schule der Prüfung; die ergreifenden Zeilen in einem während Goethes Krankheit geschriebenen Briefe der Frau von Stein lassen uns einen Blick hineinwerfen: „Goethe ist sehr traurig und soll drei Stunden geweint haben; besonders weint er, wenn er den August sieht... Der arme Junge dauert mich, er war entsetzlich betrübt; aber er ist schon gewohnt, sein Leiden zu vertrinken ... in einem Club von der Klasse seiner Mutter.“ In den Tagen der Genesung begann Goethe Theophrasts Büchlein von den Farben zu übersetzen. Zu den Vorbereitungen der am 30. Januar 1801 stattfindenden Aufführung des Tancred vermochte er schon einiges mitzuwirken. Schiller leitete die Proben. Mit Anfang des Februars

war er seiner früheren Tätigkeit zurückgegeben und wandte sich mit erneuter Lust zum Faust, der eine Strecke vorwärts geschoben ward.

Erquickende Frühlingstage genoss er in dem ruhigen ländlichen Aufenthalt zu Oberroßla. Seit drei Jahren war er im Besitz des dortigen Freiguts; doch hatte ihm die Verwaltung des ersten Pächters nur ein Defizit eingetragen. Jetzt ward ein neuer Pächter eingesetzt, dessen leidenschaftliche Neigung zur Baumzucht auch Goethes Interesse für Parkanlagen wieder belebte. Dies veranlasste manche Hin- und Herfahrten; die heitere Gastlichkeit des Besitzers zog viele Freunde herbei, Wieland war ein geselliger Nachbar in seinem nah gelegenen Gut Osmanstedt. Goethe konnte dankbar rühmen, dass dieser ländliche Aufenthalt ihm zu manchen kleinen poetischen Produktionen Stimmung verlieh; das Gedicht „Wanderer und Pächterin“ ist unstreitig unter diese zu zählen. Indes war Goethe froh, im Jahr 1803 das kleine Besitztum wieder los zu werden „ohne irgendeinen Verlust als der Zeit und allenfalls des Aufwandes auf ländliche Feste, deren Vergnügen man aber doch auch für etwas rechnen musste.“

In diesen Frühlingstagen der Genesung ward die Konfirmation seines Sohnes August im Innern des Hauses von Herder „nach seiner edlen Weise“ verrichtet. Sein Sohn begleitete ihn auf der Reise ins Pymonters Bad, dessen Gebrauch Ärzte und Freunde ihm zu ferner Stärkung seiner Gesundheit angeraten hatten. Die Aussicht auf einen längeren Aufenthalt unter den Gelehrten und den wissenschaftlichen Schätzen der Göttinger Universität machte ihm diese Reise besonders anziehend. Ein Lebehoch der Studierenden empfing ihn, als er am 7. Juni spät abends in Göttingen eintraf. Einige Tage verflossen im Verkehr mit dortigen Gelehrten und im Beschauen der naturhistorischen und archäologischen Sammlungen; weitere Studien wurden einem zweiten Aufenthalt vorbehalten. Wie ihm alles zum Studium ward, so beschäftigte er sich auch während seines Badeaufenthalts mit jener Umständlichkeit, die wir von seiner letzten Schweizerreise her kennen, mit der Natur, dem Geschichtlichen und den gegenwärtigen Zuständen Pymonts, so dass auch Badelisten und Komödienzettel zu den Akten gesammelt wurden. Die Muse kam nur zu seltenem Gruß. Einsame Stunden wurden mit der Fortführung der Übersetzung des Theophrast und der Kollektanen zur Farbenlehre ausgefüllt; doch entspann sich daneben ein Märchen, in welchem das Jahr 1582, wo auf einmal ein Zug von Gästen aus allen Weltgegenden nach Pymont strömte, die sich bei völlig mangelnden Ein-

richtungen auf die wunderlichste Art behelfen mussten, als prägnantes Moment ergriffen war, freilich nur ein Entwurf, dessen Grundzüge uns der Dichter in einem späteren Aufsatz aufgezeichnet hat.

Es war ein Fehlgriff der Ärzte, den kaum von einer entzündlichen Krankheit Genesenden einem so entschieden aufregenden Bad zuzuschicken. Er war auf einen solchen Grab reizbar geworden, dass ihn nachts die heftigste Blutsbewegung nicht schlafen ließ und leichte Anlässe in einen exzentrischen Zustand versetzten.

Wenig erbaut von den Resultaten seines Aufenthalts, verließ er Pyrmont am 17. Juli und fühlte sich wohler in der Nachkur gelehrter Göttinger Studien, welche er bis Mitte August fortsetzte. Er hatte ein Verzeichnis aller in sein naturwissenschaftliches Fach schlagenden Bücher, deren er bisher nicht hatte habhaft werden können, mitgebracht und verwandte nun die meisten Stunden des Tages, um teils auf der Bibliothek, teils in seiner Wohnung eine Reihe von Werken, besonders in Bezug auf die Geschichte der Farbenlehre, durchzugehen und auszuziehen, nicht selten in Gefahr, durch die Masse von Gelehrsamkeit, der er nahe war, auf Seitenwege abgelenkt zu werden; denn was ließ sich aus dem Bereich seiner Kollektaneen ausschließen? Die übrigen Stunden verlebte er in heiterster Geselligkeit. „Ich müsste das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Teil ward, einzeln aufführen wollte.“ Die Nächte waren weniger anmutig; es gab hier keine römischen Nächte, „von weichen Gesängen durchklungen“; sondern die Kadenzen einer eifrigen Sängerin, Hundegebell und der Lärm der Nachtwächterhörner brachte ihn bei seiner noch anhaltenden Nervenreizbarkeit oft um den Schlaf, bis die Polizei um des geehrten Gastes willen mehrere dieser Hörner zum Schweigen brachte. Am 14. August begab er sich über Dransfeld, wo er die Basaltbrüche besuchte, und Münden nach Kassel, wo er die Seinigen in Begleitung Meyers antraf. Seinen Geburtstag feierte er am Gothaer Hof in dem befreundeten Kreis, dem er viele schöne Stunden schuldig geworden war, und langte am 30. August wieder in Weimar an.

Schiller führte indes die Jungfrau von Orleans zu Ende und erfreute sich auch bei dieser Arbeit der unbedingten Zustimmung seines Freundes. Er selbst war der Ansicht, dass sich das Stück nicht zur Aufführung eigne, obwohl Goethe meinte, man habe schon größere Schwierigkeiten über-

wunden. Die reicher ausgestattete Berliner Bühne unter Ifflands Direktion kam diesmal Weimar in der Darstellung eines Schiller'schen Dramas zuvor. Auf die Ausbildung der Weimarer Bühne war indes das Auftreten der Demoiselle Unzelmann von ähnlichem Erfolg, wie Ifflands Gastspiel. Für die Folgezeit war die bald darauf von Goethe gestiftete Theaterschule von großer Wirkung für künstlerische Fortbildung. Corona Schröter, die einst gefeierte, starb um diese Zeit. Goethe fühlte sich nicht in der Stimmung, ihr eine zweite Euphrosyne als Denkmal zu widmen; was die Liebe der Jugend ihm in „Miedings Tod“ eingegeben hatte, war jetzt nicht mehr zu überbieten.

Lessings Nathan ward im November 1801 in Szene gesetzt; im nächsten Jahr folgte Schillers Bearbeitung von Gozzis Turandot und die dem griechischen Drama sich nähernden Versuch der Brüder Schlegel, Ion und Alarkos, neben der Goethe'schen Iphigenie. Man erkennt auch hier, wie sehr man bemüht war, der Bühne ein Vielseitigkeit des Geschmacks zu geben und durch das Heranziehen klassischer Leistungen „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixieren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne.“ Niemand fühlte sich durch diese Bestrebungen der Weimarer Bühnendirektion tiefer verletzt, als August von Kotzebue, der sich seit kurzem wieder nach Weimar gewandt hatte. Über diesen eiteln Neider jedes fremden Ruhmes und Verdienstes sagt Goethe sehr treffend: „Er hatte bei seinem ausgezeichneten Talente in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die ihn quälte und nötigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte.“ Verfeindet mit den emporstrebenden, an Goethe sich anlehenden und von ihm bevorzugten Dichterjünglingen, den beiden Schlegel und Tieck, war er erbittert über die Aufführung des Ion. Als Darauf der kritische Aufsatz, worin Böttiger, jetzt ein dienstfertiger Knappe Kotzebues, den Dichter des Ion und die Theaterintendanz angriff, auf Goethes Veranlassung von Bertuch, dem Herausgeber des Journals für Luxus und Moden, noch nach erfolgtem Abdruck zurückgezogen ward, als Goethe endlich in den Kotzebueschen Kleinstädtern die Angriffe auf die ihm befreundeten Dichter vor der Bühnenaufführung ausstrich, warb er Partei in den höheren Gesellschaftskreisen Weimars und suchte durch eine öffentliche Demonstration<sup>110</sup> zur Verherrlichung Schillers Rache zu nehmen,

---

<sup>110</sup> Über die Kotzebuesche Demonstration s. außer Goethes Bericht in den Annalen: Falk, Goethe aus näherem, persönlichem Umgang etc. S. 176-198, welcher nach Riemers Urteil in diesem Fall gute Quellen gehabt hat, und Ludecus in der angef. Schrift S. 72 ff., wo sich auch

zugleich mit der geheimen Absicht den Bund der Freunde zu sprengen. Mehrere der ersten Damen Weimars hatten sich zur Teilnahme beriet erklärt; die schöne Gräfin Egloffstein hatte die Jungfrau, Amalie von Imhof Maria Stuart übernommen, und Sophie Mereau sollte die Glocke vortragen. Kotzebue beabsichtigte zum Schluss als Meister Glockengießer aufzutreten; der Schlag seines Hammers sollte die Form zertrümmern, und aus der fallenden Hülle Schillers Büste hervortreten, um von schönen Händen mit dem Lorbeerkranz gekrönt zu werden. Schiller selbst war so sehr Feind solcher eiteln Demonstrationen, „dass er vor Ekel darüber fast krank wurde.“ Das Fest war auf den 5. Mai angesetzt und alles vorbereitet. Allein der Bürgermeister weigerte sich den neu dekorierten Saal des Stadthauses für die Errichtung der Bühne herzugeben, die Bibliotheksverwaltung lieferte die Dannecker'sche Büste Schillers nicht aus, und da noch andere Hindernisse hinzukamen, war das beabsichtigte Fest vereitelt. Da man dabei Goethe für das feindliche Prinzip heilt, so richtete sich gegen ihn der Grimm der Gegenpartei.

Bedauernswerter war, dass infolge dieser Spaltungen der weimarschen höheren Gesellschaft der gesellige Kreis sich auflöste, den Goethe im vergangenen Herbst gestiftet hatte. Mehrere der bei dem Schillerfest beteiligten Damen gehörten ihm an. „Es geht sehr vergnügt dabei zu“, berichtet Schiller über diesen Verein an Körner, „obgleich die Gäste sehr heterogen sind [Kotzebue fand trotz mancher Versuche keinen Zutritt]; der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen; wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und pokuliert, auch soll dieser Anlass allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen.“ Diesem Verein verdanken wir Schillers „vier Weltalter“ und „an die Freunde“. Zu dem 22. Februar, wo der Erbprinz vor seiner Abreise nach Paris zum letzten Mal in diesem Kreis verweilte, dichtete Schiller das Lied „So bringt denn die letzte volle Schale“ und Goethe das bekannte „Mich ergreift, ich weiß nicht wie“, dessen dritte Strophe durch diese näheren Umstände ihr rechtes Licht erhält<sup>111</sup>.

---

Kotzebues Brief an Krims über die in den Kleinstädtern gestrichenen Stellen findet (S. 76-78). (Die von Goethes als anzüglich gestrichenen Stellen hat Kotzebue später beim Abdruck des Stückes größtenteils weggelassen). Goethes Verhältnis zu Kotzebue und Böttiger bespricht des weiteren Riemer in den Mitteilungen etc. I. S. 325-339.

<sup>111</sup> Das „Taschenbuch auf das Jahr 1804, hgg. von Wieland und Goethe“ (Stuttgart b. Cotta) enthielt zuerst neben anderem Lyrischen Goethes gesellige Lieder.

Wie Goethe in Gemeinschaft mit Schiller für die Bühne tätig war (seine Theaterschule war 1803 auf zwölf Mitglieder angewachsen), so suchte er mit seinem Freund Meyer den reineren Geschmack in der bildenden Kunst zu fördern. Die Propyläen wurden bis 1800 fortgesetzt. Da bei der Teilnahmslosigkeit des Publikums der Absatz nicht über 300 Exemplare stieg, so sahen sich die Herausgeber zu ihrem großen Verdruss genötigt, die Zeitschrift eingehen zu lassen; einige nachfolgende Aufsätze über bildende Kunst wurden in die allgemeine Literaturzeitung eingerückt. Während die „weimarschen Kunstfreunde“ (wie sie sich jetzt zu bezeichnen pflegten) durch die ästhetische Erörterung ihrer Ansichten und Grundsätze von dem Sentimental-Unbedeutenden und Platt-Natürlichen auf die höheren Anforderungen idealer Kunst hinzuweisen bemüht waren, erkannten sie das Bedürfnis, um auf die großen Vorteile einer sorgfältigen Wahl günstiger Gegenstände den Künstler aufmerksam zu machen, diese durch Preisaufgaben zu erleichtern, um bei Gelegenheit der Erläuterung und der Beurteilung derselben bestimmter auf das im Einzelnen zu verfolgende Ziel hinweisen zu können. Zu den Preisaufgaben wählte man vorzugsweise Szenen aus Homers Gedichten, „welche von jeher die reichste Quelle gewesen, aus welcher die Künstler Stoff zu Kunstwerken geschöpft haben.“ Die erste Aufgabe war die Szene aus dem dritten Buch der Ilias, wo Venus dem Paris die Helena zuführt. Sie hatten die Freude, neun Preisstücke eingehen zu sehen, deren Zahl mit jeder neuen Preisaufgabe stieg. Hektors Abschied von Andromache und der Überfall des Rhesus waren für das Jahr 1800 ausgeschrieben. Außer den Konkurrenzstücken wurden auch mehrere andere Arbeiten neuerer und älterer Meister zu den öffentlichen Ausstellungen in Weimar eingesandt. In den nächsten Jahren ließ man Szenen aus dem Leben des Achill, Perseus Befreiung der Andromeda, Odysseus und Polyphem folgen. Dann ging man 1804 zu einem allgemeinen Problem, dem Kampf der Menschen mit dem Element des Wassers, über. Die siebente und letzte Kunstausstellung im Jahre 1805 war den Taten des Herkules gewidmet. Goethe gab in den Abhandlungen über die Ausstellungen eine sorgfältig eingehende Kritik über die einzelnen Zeichnungen und Gemälde. Um sich zu dieser Beurteilung besser vorzubereiten, studierte er die Schilderungen griechischer Gemälde von Philostrat und schrieb die Abhandlung über Polygnots Gemälde in der Lesche zu Delphi, mit denen uns die Schilderungen des Pausanias bekannt machen; sie enthielten die bedeutendsten Szenen aus den homerischen Gedichten.

Es leuchtet aus allem diesen hervor, dass die weimarschen Kunstfreunde in ihrem Eifer für antike Plastik zu weit gingen und von Einseitigkeit nicht freizusprechen waren. Von der Hoheit der griechischen bildenden Kunst erfüllt, würdigten sie zu wenig den idealen Gehalt des modernen Lebens, aus dem unsere neuere Malerkunst eine neue Fülle von Kunstleistungen schöpfte. Die aufblühende Romantik der Kunst, welche ihnen als ein Rückschritt erschien, war die Entfaltung einer neuen Kunstblüte, eine Ansicht, der später auch Goethe sich nicht zu verschließen vermochte. Ihr Wirken für die Verehrung echter Kunst traf mit der Richtung Winckelmanns zusammen. Diesem setzten sie daher, gleichsam als Schlussstein ihrer Bemühungen für die Kunst, gemeinschaftlich ein Denkmal in dem 1805 erschienenen Werk ‚Winckelmann und sein Jahrhundert‘; die erste, von Goethes Hand herrührende Abteilung ist dem Vollendesten beizuzählen, was er in deutscher Prosa geschrieben hat.

Wenden wir uns von dieser Abschweifung zu dem Januar des Jahres 1802 zurück, so finden wir Goethe wiederum im Schloss zu Jena in Knebels alter Stube, wo er immer „ein glücklicher Mensch ist, weil er keinem Raum auf der Erde so viele produktive Momente verdankt.“ An einem weißen Fensterposten hatte er angemerkt, was er von einiger Bedeutung in diesem Zimmer seit dem 21. November 1798 gearbeitet hatte; dies interessante Autographon des Dichters hat man leider bei späterer Restauration des Zimmers gelöscht. Diesmal rief ihn ein lästiges Geschäft nach Jena, das ihn den größten Teil des Jahres von Weimar entfernt hielt. Die nachgelassene Bibliothek des verstorbenen Hofrats Büttner war, größten teils schon bei Lebzeiten des Besitzers, von der herzoglichen Regierung angekauft. In einer Reihe von Zimmern im Seitengebäude des herzoglichen Schlosses, die ihm zur Wohnung angewiesen waren, lagen die Bücher, zum Teil noch ungebunden, massenweise übereinander gestapelt; andere Kammern waren mit physikalisch-chemischem Apparat angefüllt. Goethes persönliche Anwesenheit war nötig, um „die herkulische Bücherexpedition“ zu leiten, die umso schwieriger war, als die nötigen Räume für die Wiederaufstellung mangelten, indem das bisher benutzte Lokal im Schloss geräumt werden sollte. Die nachgelassenen physikalischen, besonders optischen Instrumente dienten dazu, den Grund zu einem physikalischen Kabinett zu legen.

Goethe wandte diesen längern Aufenthalt zugleich dazu an, im Verkehr mit den vielen ausgezeichneten Männern, die damals die Zierde der

blühenden Universität waren, fortwährend zu lernen und sich geistig anzuregen; auch den Bestrebungen der aufstrebenden Jugend verschloss er sich nicht. Niethammer, der Anhänger Fichtescher Philosophie, hatte schon bei einem früheren Aufenthalt in Jena ihm förmlich philosophische Vorträge gehalten, um ihn in den Gang des neuesten Systems einzuführen. Schelling war ihm von Seiten seiner naturphilosophischen Spekulation geistesverwandt; er fand in ihm „große Klarheit bei großer Tiefe“. Mit Ritter wurde Physik getrieben, mit Loder vergleichende Anatomie fortgesetzt; die vergleichende Knochenlehre führte Goethe „immer mit sich in Gedanken herum.“ Mit Himly ward vieles über das Sehen und über Farberscheinungen, oft bis tief in die Nacht, verhandelt. Auch mit Mondbeobachtungen beschäftigte sich Goethe gern im Lauf jener Jahre und knüpfte an diese universellen Naturstudien die Idee eines großen Naturgedichts. Aus dem Gedicht „die Metamorphose der Pflanzen“, das er selbst als ein Vorspiel desselben bezeichnet, können wir ungefähr abnehmen, in welchem Sinn er das Ganze aufgefasst und ausgeführt haben würde. Im Herbst hatte er die Freude, das neu erworbene Mineralienkabinett, das der Fürst Dimitri Gallitzin, als Präsident der neu gestifteten mineralogischen Sozietät, der Akademie geschenkt hatte, in dem dortigen bereits höchst reichhaltigen Museum wohlgeordnet aufstellen zu lassen.

Mitten zwischen diese jenaschen Beschäftigungen fiel der Bau des Lauchstädter Theaters<sup>112</sup>. Bis dahin hatte ein leicht von Brettern aufgeführtes kleines Schauspielhaus, in welchem es für Schauspieler und Zuschauer an aller anständigen Bequemlichkeit fehlte, der weimarschen Truppe zu ihren Darstellungen während der Badesaison gedient. Die Notwendigkeit eines Neubaus hatte sich längst fühlbar gemacht; doch war es schwierig, auf fremden Grund und Boden ein solches Unternehmen auszuführen, indem die bis ins lächerliche getriebene Pedanterie der Stift-Merseburgischen Behörden ein Hindernis nach dem andern bereitete. Endlich gelang es die Konzessionsurkunde zu erwirken und den Plan ins Werk zu richten. Mit Hilfe der zum Schlossbau herangezogenen Baumeister entwarf Goethe den Plan des neuen Gebäudes und betrieb die Ausführung „mit leidenschaftlicher Kunstliebe.“ Im März lag das akkordierte Holz noch bei Saalfeld eingefroren; dennoch konnte die neue Bühne am 26. Juni mit der Vorstellung des

---

<sup>112</sup> Über den Bau des Lauchstädter Theaters und die damit verbundenen Unterhandlungen s. Ludecus a.a.O., besonders die Schilderung der Eröffnung S. 38 ff.; Bad Lauchstädt, sonst und jetzt, von Krieg, 1848, S. 74 ff.

Tasso eröffnet werden. Goethes Vorspiel ‚Was wir bringen‘, welches er anfangs Juni in Jena ungefähr in acht Tagen geschrieben hatte, leitete sie ein. Vor den Augen der Zuschauer ward hier die Verwandlung eines schlechten Bauernwirthshauses in einen Palast dargestellt, und die verschiedenen Gattungen des Dramas mit besonderer Beziehung zu den Leistungen der weimarschen Gesellschaft auf symbolische und allegorische Weise vorgeführt. Das in munterer Laune leicht hingeworfene und lebendig durchgeführte Stück machte großes Glück und musste mehrmals, nachher auch in Weimar mit einem neuen Prolog, wiederholt werden.

Durch den Aufenthalt in Lauchstädt trat Goethe in ein näheres Verhältnis zu den Professoren der benachbarten Universität Halle. Er war viel mit dem großen Philologen Wolf zusammen, „mit welchem einen Tag zuzubringen ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einträgt“; mit ihm ward in Lauchstädt die Schrift des Theophrast philologisch durchgenommen. Das Band befestigte sich mehr und mehr, auch durch brieflichen Verkehr; Wolf schrieb späterhin eine Abtheilung der Charakteristik Winckelmanns. Um von Philologen zu lernen, benutzte Goethe auch in Jena die Anwesenheit Voßes, den er für die Universität zu gewinnen wünschte. Vornehmlich lag ihm daran, über Voßes metrische Grundsätze aus seinem eigenen Mund belehrt zu werden. Während er in den Morgenstunden sich ganz seinen optischen Untersuchungen hingab – so berichtet Eichstädt in seiner Gedächtnisrede auf Goethe – unterhielt er sich mehrere Tage hintereinander Nachmittags mit Voß in dessen Garten über die Gesetze der Metrik und die ihnen entsprechende Verbesserung seiner Gedichte so angelegentlich, als ob es sein eigentliches Geschäft wäre, die Regeln der Metrik zu erforschen und Voß' Schrift über die deutsche Zeitmessung mit dem Verfasser durchzugehen.

Indessen konnten Goethes Freunde, und vor allem Schiller, das Bedauern nicht zurückhalten, dass er auf dem Gebiet der Poesie so selten und höchstens mit unbedeutender Gabe erscheine, hatte man doch seinen Hermann als den eintritt in eine neue dichterische Jugendfülle begrüßt. Noch bei der Übersetzung der Voltaire'schen Tragödien hatten ihn die jenaschen Freunde ermahnt, nicht fremdes zu bearbeiten, da er die Kraft habe, deutsche Meisterwerke selbst zu schaffen. Sie ahnten nicht, dass Goethe schon seit dem Schiller'schen Wallenstein mit einer größeren dramatischen Dichtung sich trug, von der es diesmal selbst Schiller ein Geheimnis machte, weil er fürchtete, es werde ihm wieder gehen, wie mit der Jagd und der

Achilleis, bei denen er durch vieles Hin- und Herberaten unschlüssig und unsicher geworden war. Die erste Idee der ‚Natürlichen Tochter‘ war gegen Ende des Jahres 1799 durch die Lektüre der Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti angeregt und ein Schema sogleich ausgearbeitet worden. In dem Plan bereitete sich Goethe ein Gefäß, worin er alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution geschrieben und gedacht hatte, niederzulegen hoffte. Bei der Bedächtigkeit und Umständlichkeit, mit der er in der späteren Lebensperiode alles, was er vornahm, zu behandeln pflegte, motivierte er die dramatische Handlung mit allzu großer Ausführlichkeit und erweiterte sie zu der Breite des Epos, so dass er nach dem Vorgang des Wallenstein eine Trilogie, welche fünfzehn Akte umfasst haben würde, daraus gestaltete. Der erste Teil ward in den Jahren 1801 bis 1803 vollendet. Dieser enthält nur die Exposition der eigentlichen Handlung. In den Parteiungen und Ränken, welche in den höheren den Thron umgebenden Regionen tätig sind, sieht man den Sturm der Revolution drohend herannahen; es ist die trübe Atmosphäre, welche das aufsteigende Gewitter verkündet. Die Personen, welche uns vorgeführt werden, können uns noch nicht durch ihr Handeln anziehen. Dazu kommt der Mangel individueller Charakteristik; selbst das historische Interesse ist verflüchtigt, indem die Charaktere nur symbolisch als Vertreter ihrer Standesinteressen uns entgegentreten. Unstreitig würden sie in der Fortführung der dramatischen Handlung durch schärfere Zeichnung in ein helleres Licht getreten sein; denn der zweite und der dritte Teil, über deren Anlage uns kurze Andeutungen gegeben sind, waren bestimmt, in die eigentliche Volksbewegung einzuführen und die daraus hervorgehende neue Gestaltung der Dinge zur Darstellung zu bringen. Unser Urteil über den Wert dieses Dramas bleibt daher unvollständig; als Ganzes kann es nicht befriedigen, da es keine in sich abgeschlossene Handlung hat; dagegen ist es reich an einzelnen, tief gedachten und herrlich entwickelten Szenen, in denen sich die volle Meisterschaft des Dichters aufs neue bewährt, und die kunstvolle Sprache hat noch die Klarheit und den melodischen Wohlklang seiner Iphigenie und seines Torquato Tasso. Auf der Bühne konnte dies Drama kein Glück machen. Die kalte Aufnahme, die es bei der ersten Aufführung zu Lauchstädt (am 2. April 1803) fand, trug viel dazu bei, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Er beklagt „den großen unverzeihlichen Fehler begangen zu haben, mit dem ersten Teil hervorzutreten, ehe das Ganze vollendet war.“ Goethe konnte sich jedoch damit trösten „den Besten genug getan zu haben.“ Schiller äußert in einem Brief

an Wilhelm von Humboldt, der sich damals in Rom befand (18. Aug. 1803): „Goethes N. T. wird Sie sehr erfreuen. Die hohe Symbolik, mit der er den Stoff behandelt hat, so dass alles Stoffartige vertilgt und alles nur Glied eines idealen Ganzen ist, diese ist wirklich bewundernswert. Es ist ganz Kunst, und ergreift dabei die innerste Natur durch die Kraft der Wahrheit. Dass er zu der Zeit, wo sie, nach meinem letzten Brief, an seiner Produktivität ganz verzweifeln mussten, mit einem neuen Werk hervorgetreten, wird Sie ebenso, wie mich selbst, überrascht haben.“ Noch enthusiastischer sprach Fichte in einem an Schiller gerichteten Brief, der auch Goethe mitgeteilt wurde, seine Bewunderung über dies Drama aus, das er für das Meisterwerk des Dichters erklärte. Auch Herder war von dem hohen Sinn, in welchem das Stück gedacht war, ergriffen. Wie sehr er es anerkannte, ersieht man aus Falks Bericht, wonach er es „die köstlichste, gereifteste Frucht eines tiefen, nachdenkenden Geistes nannte, der die ungeheueren Begebenheiten dieser Zeit still in seinem Busen getragen und zu höheren Ansichten entwickelt habe.“

Herder stand in den letzten zehn Jahren nicht mehr in einem innigen Verhältnis zu Goethe. Mit seiner Kränklichkeit hatte sich sein Widerspruchsgeist, der seit dem ersten Beginn ihrer Freundschaft ihrem Verhältnis zueinander so viel Herbes beigemischt hatte, vermehrt; „man kam nicht zu ihm“, äußert Goethe, der nie aufhörte seine edlen Eigenschaften in Ehren zu halten, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen, man ging nicht von ihm, ohne verletzt zu sein.“ Indes nach der Konfirmation des Sohnes hatten sie sich wieder mehr genähert, so dass im folgenden Jahr ein „reines Vernehmen“ sich wieder herstellte, doch nicht ohne einen letzten herben Missklang. Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Dramas wohnten beide im jenaschen Schloss zusammen unter einem Dach und sahen sich häufiger. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräch ausgelassen. Allein diese schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: „Denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstand vernichtet ward.“ Goethe sah ihn an und schwieg. So trennten sie sich und sahen sich nicht wieder; denn während der letzten Krankheit Herders ward Goethe nicht vorgelassen. Am 18. Dezember 1803 war Herder geschieden, der erste aus dem Sternenkranz, mit welchem Weimar ins neue Jahrhundert eingetreten war.

In einigem Zusammenhang mit den Vorstudien zu dem erwähnten Drama steht die im nächsten Jahr unternommene Übersetzung von Rameaus Neffen<sup>113</sup>, einer damals noch ungedruckten Schriften Diderots, worin uns das Treiben eines humoristischen Proletariers inmitten der aristokratischen Gesellschaftskreis des alten Frankreichs mit lebhaften Farben geschildert wird. Goethe stand damals in enger Beziehung zur französischen Literatur; die dem Rameau beigefügten literarhistorischen Exkurse verraten nur zum Teil, welche genaue Kenntnis sich Goethe von dem Gang und dem Detail der französischen Literatur und ihrer Koryphäen erworben hatte. Die Vertreterin der modernsten Wendung derselben, Frau von Staël, mit ihr der treffliche Benjamin Constant fanden sich damals in Weimar ein, begierig, das gesellige und literarische Weimar, das jetzt zum Mittelpunkt deutscher Bildung geworden war, kennen zu lernen und die deutschen Ansichten in Wissenschaft und Kunst jenseits des Rheins zur Geltung zu bringen. Auch auf seine Schriften (er übersetzte Schillers Wallenstein) lässt sich anwenden, was Goethe in Bezug auf das Werk der Frau von Staël über „Deutschland“ sagt, das zum größeren Teil aus den weimarschen Gesprächen erwachsen ist: Es sei als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer veralteter Vorurteile, die uns von Frankreich trennte, eine breite Lücke durchbrach. Dabei musste mancher Zeitverlust, manches Unangenehme von der redseligen, oft zudringlichen und rücksichtslosen Französin, die vom Dezember 1803 bis zum Anfang des März in Weimar blieb, in Geduld ertragen werden. Sie fand ihn daher oft steif und abgemessen, kommt jedoch zu dem Urteil, wenn man ihn zum Erden zu bringen wisse, sei er bewundernswürdig.

Überhaupt war um diese Zeit Weimar das Ziel literarischer Wallfahrten; das ‚Salve‘ an der Türschwelle im Treppenvorsaal des Goethe’schen Hauses begrüßte die ausgezeichnetsten Zeitgenossen. Unter denen, welche in engere Beziehung zu Goethe traten, sind vor allen der Philologe Wolf und er Musikdirektor Zelter aus Berlin zu nennen; mit letzterem hatte Goethe infolge der ihm mitgeteilten Kompositionen seiner Lieder einen brieflichen Verkehr eingeleitet, der nachmals zu einer innigen Freundschaftsverbinding führte. Als Erzieher von Goethes Sohn trat Dr. Riemer in sein Haus, das Meyer 1802, wo er sich verheiratete, verlassen hatte, Riemer war ein gründ-

---

<sup>113</sup> Über die Schicksale der Handschrift und der Ausgaben des französischen Textes ist ein Aufsatz Goethes nachzulesen: Bd. XLVI, S. 67-88 (Ausg. in 60 Bden.) oder Bd. XXIX, S. 367-382 (Ausg. in 40 Bden).

licher Philologe und wurde dem Dichter bei vielen Arbeiten und Studien ein anhänglicher Gehilfe. Er erhielt später eine Anstellung am Gymnasium und zuletzt die Stelle eines Oberbibliothekars.

Auch mit Heinrich Voß, dem Sohn, welchem Goethe 1804 eine Anstellung an dem Weimarer Gymnasium verschaffte, vereinigte er sich manche Stunde zu philologischen Studien. Wenn des Menschen Wesen und Gemüt sich darin spiegelt, wie er geliebt worden ist, so können die, welche Goethe etwa noch für kalt, stolz und abgemessen halten möchten, aus den rührenden Bekenntnissen dieser und anderer jungen Männer, die ihm einer liebevollen Teilnahme würdig schienen, sich überzeugen, mit welcher Gewalt er offene Herzen durch die Sanftheit und Liebeswärme seines Gemüts an sich zog, „durch das Unnennbare“, wie Voß sich ausdrückt, „das durch ihn in die Herzen dringt und mit Worten nicht ausgesprochen werden kann.“ Wir können uns nicht versagen, noch einige charakteristische Stellen aus Voß' Briefen<sup>114</sup> hier folgen zu lassen: „Goethe hat die Kunst inne, andere, ohne dass sie es merken, zum Guten und Schönen zu lenken; ja es ist auch gar nicht Absicht, wenn er es tut; es ist vielmehr sein ganzes Wesen, das es, ihm selbst unbewusst, hervorbringt ... Den Mann liebe ich ohne Grenzen; ich sehe ihn als meinen teuren Vater an, und er mich als seinen Sohn, und in diesem Verhältnis ist er einer meiner ersten Freunde, auf den ich wie auf eine feste Burg baue. Was mir der Mann geworden ist, und wie gut er neben seiner geistigen Größe ist, das wünschte ich Dir einmal mündlich erzählen zu können; dafür kann auch ein Sohn seine Eltern nicht inniger lieben, als ich diesen Vater aller guten Kinder liebe. Ich bin täglich bei ihm, ich lebe ganz unter seinen Augen, ich enthülle ihm die geheimsten Winkel meines Herzens, nicht weil er es fordert, sondern weil ich ohne das gar nicht leben kann. Wenn ich traurig bin, so schütte ich gegen ihn mein Herz aus und gehe getröstet von dannen, und wenn ich fröhlich bin – ja, für mich existiert keine Freude, ehe ich ihm nicht mitgeteilt habe, was mich fröhlich macht – und dann ist ein freundlicher Blick von ihm mir doch das Höchste dabei oder ein väterlicher Kuss oder Händedruck oder der süße Laut, wenn er mich mit einem lieben Namen nennt ... Oft bin ich bei ihm bis 10 Uhr abends auf seinem Studierzimmer. Da sitzt der Goethe im tiefsten Negligé, im wollenen Jäckchen, auf seinem Sofa und unterhält sich oder lässt sich vorlesen; aber

---

<sup>114</sup> S. „Mitteilungen über Goethe und Schiller“ in den Briefen von Heinrich Voß, hgg. von Abr. Voß, 1834.

seine Gespräche dabei sind das Lehrreichste und Schönste ... In meinem Leben bin ich nicht so innerlich bewegt und so tief erschüttert gewesen, als damals, wo er meinen Blick durch nie gesehene und betretene Pfade von der Erde zum Himmel führte und dort zu einer Aussicht in die Ewigkeit schärfte.“ – „Allerdings konnte Goethe zurückhaltend und steif sein“, sagt Frommann, in dessen elterlichen Haus zu Jena der Dichter häufig verkehrte, „aber eben nur, wenn er in Lagen und Umgebungen war, wo er sich nicht frei äußern konnte, und vorzüglich, wenn er verbildeten, anmaßenden oder neugierigen Menschen gegenüberstand. [Zwei vornehme Russen besahen sich einmal bei einem Besuch den berühmten Dichter, ohne ein einziges Wort zu ihm zu reden]. Am meisten waren ihm aufgespreizte, hohle Patrone zuwider, die nichts leisten konnten, aber doch viel vorstellen wollten. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass gerade diese Menschengattung am meisten getan hat, ihn in den üblen Ruf des Aristokratismus zu bringen.“ Diese Worte erinnern uns auch an einen früheren, viel herumgetragenen Vorfall mit Bürger. Als dieser bei seinem Besuch in Weimar sich mit der stolzen, derben Ansprache: „Sie sind Goethe; ich bin Bürger!“, vorstellte, wehrte Goethe die zudringliche Brüderlichkeit durch vornehme Haltung ab und unterhielt sich mit ihm, statt über Gedichte, über den Zustand und die Frequenz der Universität Göttingen. Bürger rächte sich hinterher durch ein Epigramm, mit welchem noch Nicolai seine Replik auf die Xenien würzte.

Das strebende, hoffnungsvolle Talent fand bei Goethe die bereitwilligste Anerkennung und Förderung. Als unter den Jenaer Dozenten der Physiker Ritter und der Philosoph Hegel noch wenig oder gar nicht beachtet wurden, war Goethe der erste, der ihren Wert erkannte und mit ihnen in nähere Verbindung trat. Überhaupt sah er bei Berufungen für die Universität mehr auf Jugendfrische des Geistes und tüchtiges, wissenschaftliches Streben, als auf die bereits gewonnene literarische Zelebrität.

Seit 1803 wurde die jenasche Akademie von einem harten Schlag nach dem andern getroffen. Nicht nur verlor sie mehrere bedeutende Männer durch den Tod, unter ihnen den verdienstvollen Batsch: Mehr noch entzogen ihr die lockenden Anerbietungen, welche vornehmlich von Preußen und Bayern ausgingen und bei den geringeren Mitteln der thüringischen Akademie nicht aufgewogen werden konnten. Karl August war nicht minder als seine Räte schmerzlich davon ergriffen, ohne imstande zu sein, zu halten,

was sich nicht durch Dankbarkeit fesseln ließ. Goethe und Voigt suchten der Universität, deren Frequenz sehr abnahm, durch neue Anstrengungen aufzuhelfen. Man berief mehrere tüchtige Gelehrte und erweiterte die vorhandenen Institute. Unter Leitung des von Heidelberg berufenen Professors Ackermann ward 1804 das anatomische Museum errichtet. Goethe selbst übernahm das nach Batsches Tod erledigte Präsidium der Natur forschenden Gesellschaft. Es erschien unter den bedenklichen Umständen, worin sich die Universität befand, als eine Lebensfrage, dass mit dem Abgang des Professors Schütz nicht, wie dessen Plan war, auch die Herausgabe der ‚Allgemeinen Literaturzeitung‘ nach Halle verlegt werde. In dieser Angelegenheit schritt Goethe aufs tätigste ein und setzte es durch, dass die Allgemeine Literaturzeitung in Jena selbst, unter Eichstädts Redaktion, fortgeführt ward, wengleich Schütz nicht gehindert werden konnte, ein ähnliches Institut in Halle zu gründen. Goethe unternahm einen Teil der Korrespondenz, um die Mitarbeiter festzuhalten, neue zu gewinnen und die literarischen Kritiken wieder geistreich zu beleben. Auch schrieb er in den nächsten Jahren mehrere Rezensionen, unter denen die ausführlichen Beurteilungen von Voßes und Hebels Gedichten auszuzeichnen sind.

Böttigers Weggang nach Dresden (1804) wurde sowohl von Goethe als von Schiller gern gesehen, da er die Achtung, in der er bei ihnen früher seiner vielseitigen gelehrten Kenntnisse halber stand, durch seine Klatschereien und intriganten Bündnisse mit den ihnen entgegenwirkenden Mittelmächtigkeiten völlig verscherzt hatte. Anfangs war er bei mehreren ihrer Arbeiten ins Vertrauen gezogen worden; als er aber hinterher als Ubique (wie er in ihren Briefen benannt wird) ihnen durch Aushorchen, Ausplaudern und versteckte Invektiven zu schaden versuchte, überließen sie ihn den Kotzebues und Merckels. „Sie haben nicht Unrecht“, sagte Goethe einmal zu einer Freundin, welche Böttiger wegen seiner schätzbaren Gelehrsamkeit verteidigte, „er brauchte kein Lump zu sein, wenn er es nicht wollte.“

Bei diesen von vielen Seiten andrängenden Geschäften blieb für poetische Arbeiten nicht viel Raum, noch weniger Stimmung. Die Szenen der Fortsetzung der natürlichen Tochter besuchten ihn nur manchmal noch „wie unstete Geister, die wiederkehrend flehentlich nach Erlösung seufzen.“ Nebenbei kam ihm auch wohl der Gedanke, „aus dem Ganzen der erst intendierten drei Teile ein einziges Stück zu machen.“ Mit seinem Rat begleitete er inzwischen Schillers Bearbeitung des Wilhelm Tell, auf den er

mehr Einfluss geübt hat, als auf die übrigen dem Wallenstein folgenden Stücke. Schiller war jetzt darin vor ihm bevorzugt, dass er sich ungestörter seinem poetischen Schaffen überlassen konnte, während sein Freund durch Verhältnisse und Geschäfte hin und her gezogen ward. Goethe beschäftigte sich auch mit der Bühnenredaktion des Shakespeareschen ‚Julius Cäsar‘ und der Umarbeitung seines ‚Götz von Berlichingen‘, „um ihn zu einem Bissen zusammenzukneten, den das deutsche Publikum allenfalls auf einmal hinunterschlucke.“ Die Szenenveränderungen wurden vermindert, das Darzustellende ward in größere Massen vereinigt; jedoch wurde allzu viel von dem früheren Stück geopfert, und die hinzugefügten Szenen entbehren der Jugendfrische, wie er denn nicht einmal mit besonderer Liebe an diese Arbeit gegangen war. Des Dichters eigene Redaktion hat dem Stück einen ebenso schlechten Dienst geleistet, wie früher beim Egmont die Redaktion Schillers, welcher diesmal der Bearbeitung des Götz sich nicht hatte unterziehen wollen. Im September 1804 ging das Stück in dieser neuen Form zum ersten Mal über die Bühne.

Bei dem Mangel an produktiver Stimmung fiel die poetische Ausbeute des Jahres 1804 nur gering aus. Sogar bei den Festlichkeiten, welche im November ganz Weimar in freudiger Aufregung erhielten, reichte ihm die sonst so gefällige Muse der Feste keine poetische Gabe dar. Der Erbprinz hielt mit seiner jungen Gemahlin, der kaiserlichen Prinzessin Maria Paulowna, seinen Einzug, bewillkommt von dem diesmal aufrichtigen Jubel der Weimaraner, welche das neu vermählte Fürstenpaar in festlichem Zug durch eine Ehrenpforte in die Residenz einführten. Wie hätten die Dichter Weimars, der Metropole deutscher Poesie, inmitten dieser Festlichkeiten sich stumm verhalten können? Die ganze Welt, wie Schiller an Körner schreibt, erwartete etwas von ihnen. Da Goethe nichts vorbereitet hatte, so half Schiller aus; rasch arbeitete er das kleine inhaltsschwere Vorspiel ‚Die Huldigung der Künste‘ aus, in welchem er in würdigster Weise die Huldigung, die der liebenswürdigen Fürstin dargebracht wurde, mit den erhabensten Ideen des Schönen umkränzte. Bei der Aufführung am 12. November ward die edle Dichtung gewürdigt, wie sie es verdiente. Die Fürstin vergoss Tränen der Wehmut und Freude, und alle fühlten sich ergriffen und erhoben von dem Gefühl, dass die Hoffnung, die des Dichters Phantasie in reizenden Bildern vorführte, sich erfüllen und der das Edle und Schöne liebevoll pflegende hohe Sinn des weimarschen Fürstenhauses in seinen jüngeren Gliedern fortleben werde. „Ich danke dem Himmel“, schreibt Wie-

land, „dass er mich nicht lange genug leben ließ, um des beseligenden Anschauens eines solchen Engels in jungfräulicher Gestalt noch in meinem 72. Jahr zu genießen. Mit ihr wird ganz gewiss eine neue Epoche in Weimar angehen; sie wird durch ihren allbelebenden Einfluss fortsetzen und zu höherer Vollkommenheit bringen, was Amalie vor mehr als vierzig Jahren angefangen hat.“

Die „Huldigung der Künste“ war die letzte Dichtung, welche Schiller vollendete. In den besseren Stunden, die ihm noch gewährt waren, arbeitete er an seinem Demetrius, dessen Plan mit Goethe bis ins Einzelne beraten ward. Aber unter den Krankheitsanfällen der raueren Jahreszeit brach der letzte Rest seiner physischen Kräfte zusammen. Auch Goethe litt während der Wintermonate schwer an einer von Krämpfen begleiteten Nierenkolik, welche zweimal zurückkehrte; sein Arzt zweifelte, ihn ganz herstellen zu könne. Seine Stimmung war daher sehr niedergedrückt, trübe Ahnungen stiegen auf. Als ihm beim Neujahrsbrief an Schiller zufällig die Worte „zum letzten Neujahrstag“ aus der Feder geflossen waren, und er den Brief deshalb zerrissen hatte, äußerte er an Frau von Stein, es ahne ihm, dass entweder er oder Schiller in diesem Jahr sterben würde. Es war ein wehmütiges herzliches Wiedersehen, als nach einer längeren Krankheitsperiode Schiller, der sich zuerst wieder erholt hatte, in Goethes Zimmer trat. Heinrich Voß, welcher dabei zugegen war, konnte nie ohne Rührung daran zurückdenken. Sie fielen sich um den Hals und sprachen ohne Worte die Freude der Wiedervereinigung in einem langen Kuss aus. An guten Tagen war Goethe mit Rameau und Winckelmann beschäftigt und begann einige Kapitel zur Geschichte der Farbenlehre zu diktieren. Beide hofften auf den Genesung bringenden Frühling; aber Schillers Auge sollte sich nicht mehr an der ersehnten Blüte des Mais erquicken. Am 30. April sahen sich die Freunde zum letzten Mal. Schiller ging ins Schauspiel; Goethe ward durch sein Befinden abgehalten, ihn dahin zu begleiten, und so schieden sie vor Schillers Haustür, um sich nie wieder zu sehen. Während Schillers Krankheit war Goethe sehr niedergeschlagen. Voß traf ihn einmal weinend in seinem Garten; er erzählte ihm viel von Schiller; Goethe hörte es mit Fassung an: „Das Schicksal“, war seine einzige Äußerung, „ist unerbittlich, und der Mensch wenig.“ Am Abend des 9. Mai war Schiller nicht mehr.

Niemand hatte den mut, Goethe bei seinem jetzigen krankhaften Zustand die Nachricht von dem Tod des Freundes zu bringen. Meyer war ge-

rade bei ihm, als die Nachricht draußen anlangte: Er ward herausgerufen, wagte aber nicht zurückzukehren, sondern ging weg, ohne Abschied zu nehmen. Die Verwirrung, die Besorgnis, welche Goethe um sich herum wahrnahm, ließ ihn nichts Tröstliches ahnen; „ich merke es“, sagte er endlich, „Schiller muss sehr krank sein.“ Man hörte ihn in der Nacht weinen. Am Morgen sagte er zu einer eintretenden Freundin: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank.“ Diese Betonung wirkte so heftig auf sie, dass sie in lautes Schluchzen ausbrach. „Er ist tot?“, sagte Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“, war ihre Antwort. „Er ist tot!“, wiederholte Goethe noch einmal und bedeckte sich die Augen mit den Händen.

Sein erster leidenschaftlich ergriffener Gedanke war, über das Grab hinaus das geistige Zusammenwirken fortzusetzen und den mit Schiller durchdachten und durchgesprochenen Demetrius in seinem Geist zu vollenden; so schien es ihm, als ob er den geschiedenen Freund ins Dasein zurückrufe und sich seinen Verlust ersetze; so dünkte er sich gesund und getröstet. Allein in diesem Zustand, wo ihn überdies körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten und er in traurigster Einsamkeit seinem Schmerz überlassen war, konnte nicht ein Werk gedeihen, das nur durch die höchste Anspannung produktiver Kraft einigermaßen möglich gemacht wäre. „Meine Tagebücher“, berichtet Goethe, „melden nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeugt nur, dass ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Anteil zur Seite ging, und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten.“

Gleich nach Schillers Hinscheiden eine Totenfeier auf der Bühne zu veranstalten, wie von mehreren Seiten gewünscht ward, schien ihm verletzend; er spricht sich gegen Zelter bitter aus über „die Sucht der Menschen, aus jedem Verlust und Unglück wieder einen Spaß herauszubilden.“ In gefassterer Stimmung veranstaltete er zu würdiger Feier des Andenkens am 10. August auf dem Theater zu Lauchstädt die Aufführung der Schiller'schen Glocke. Die mannigfaltigen einzelnen Rollen waren unter die Gesellschaft verteilt, und die Vorstellung des Glockengusses belebte das Ganze durch dramatische Handlung. Am Schluss trat unter der empor schwebenden Glocke die Muse hervor und sprach den Epilog Goethes, jene bekannte Elegie in hohem Stil, eingegeben von inniger Liebe und hochherziger Anerkennung des mit ihm ringenden großen Dichtergeistes. „Von seinem Grab her“, so

schloss er den ihm wie späte rauch Winckelmann gewidmeten Nachruf, „stärkt uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Eifer und Liebe fort- und immer fortzusetzen.“

Dieser trüben Stimmung, in der er mit dem Verlust seines Freundes die Hälfte seines Daseins verloren zu haben beklagte, entrissen ihn im Juni einige erheiternde und geistvoll anregende Freundesbesuche. Am 30. Mai langte Wolf von Halle in Weimar an, „begleitet von seiner jüngeren Tochter, die in allen Reizen der frischen Jugend mit dem Frühling wetteiferte“, und brachte vierzehn Tage in Goethes gastlichem Haus zu. Die tief eingehenden Unterhaltungen über alte Kunst und Literatur wurden durch den heitersten Humor und selbst den Widerspruchsgeist, der Wolf eigen war, gewürzt, so dass Goethe bekannte, „durch die Gegenwart dieses so höchst tüchtigen Mannes in jedem Sinn gestärkt zu sein.“ Bald darauf ward er durch die Anmeldung Jacobis erfreut, der nach vielen prüfungsreichen Jahren, seit er sein idyllisches Pempelfort verlassen hatte, jetzt auf der Reise nach Süddeutschland begriffen war, um in seine neue Stellung an der Akademie der Wissenschaften in München einzutreten. Seine Ankunft machte Goethe sehr glücklich; die alte Freundschaft war wieder lebendig wie sonst; es zeigte sich, wie Goethe sich äußert, „das unbedingte liebevolle Vertrauen in seiner ganzen Klarheit und Reinheit.“ Freilich tat sich im Verlauf der Unterhaltungen, da Jacobi in ausführliche Erörterungen über sein philosophisches System einging, die geistige Differenz wieder hervor; Goethe verstand nicht mehr die Sprache seiner Philosophie, und Jacobi konnte sich in der Welt der Goethe'schen Dichtung nicht recht behagen. In Jacobis Frage, was er denn eigentlich mit der natürlichen Tochter gewollt habe, war es ihm vor allem deutlich geworden, wie weit sie in allen geistigen Beziehungen voneinander gekommen seien. Ließ sich gleich hier keine Vereinigung vermitteln, so bekräftigten sie doch wieder treulich und liebevoll den alten Bund.

Der Sommeraufenthalt in Lauchstädt brachte Goethe wieder in Wolfs Nähe, mit dem er von neuem heitere Tage verlebte. Außer den höchst lehrreichen Unterhaltungen mit dem gründlich gelehrten Freunde (mehreren seiner Vorlesungen hörte er hinter einer Tapetentür zu) hatte er noch den Gewinn, dass Dr. Gall in den ersten Augusttagen in Halle seine Vorlesungen über Schädellehre begann, welche mit Goethes Naturforschung in inniger

Berührung stand und von ihm als der Gipfel vergleichender Anatomie anerkannt ward. Goethe suchte von Galls öffentlichen Vorlesungen wie von seinen Privatunterhaltungen den möglichsten Nutzen zu ziehen. Die geistige Anstrengung wirkte jedoch ungünstig auf seinen körperlichen Zustand. Während dieser Krankheitsanfänge behandelte ihn Dr. Reil, mit dem er dadurch in ein engeres Freundschaftsverhältnis trat. Gall hatte die Gefälligkeit, den Apparat jeder Vorlesung auf das Zimmer des Erkrankten zu schaffen und ihm den Verfolg seiner Theorien mitzuteilen, so dass er seinen ferneren Unterricht nicht vermisste. Es versteht sich, dass bei diesen Unterhaltungen die Gall'sche Schädeltheorie auch an den Mitgliedern des gelehrten Kreises erprobt ward, bei welcher Gelegenheit Gall unserem Dichter ganz ernstlich versicherte, er sei nicht sowohl zum Dichter, als zum Volksredner geboren.

An diese vielseitig belebten Tage, in welche auch ein Besuch Zelters in Lauchstädt fiel, schloss sich gegen Ende des Augusts ein Ausflug in die Harzgegend. Begleitet von Wolf und seinem Sohn August, reiste Goethe nach Magdeburg, wo er sich vorzüglich mit den Altertümern des Doms beschäftigte, und von da nach Helmstedt, welches, zu jener Zeit noch braunschweigsche Landesuniversität, mehrere tüchtige Männer besaß. Über die originelle Persönlichkeit des gelehrten Sonderlings Hofrat Beireis und seine konfuse Raritätensammlung, wie über manche Spezialitäten dieser Reise hat uns Goethe in seinen Annalen eine anziehende Schilderung aufgezeichnet. Auf dem Rückweg berührte er noch einmal den Harz und ging, zum dritten Mal in seinem Leben, an dem rauschenden Wasser der von Granitfelsen eingeschlossenen Bode hin, ergriffen von bedeutenden Momenten vergangener Jahre.

## **Viertes Buch**

### **Goethe im Alter**

#### **Universalismus geistiger Interessen**

Noli turbare circulos meos!

#### **1. Kapitel: 1806 - 1813**

Die Literaturperiode des letzten Jahrzehnts, in deren Mittelpunkt Goethe und Schiller standen, hatte reiche Früchte getragen. Eine jüngere Generation hatte sich an ihnen empor gearbeitet und den Kampf gegen die abgestandenen Literaturtendenzen, welchen die Xenien eröffneten, erfolgreich fortgekämpft. Über Schillers Grab schwieg die Stimme der Missgunst, und einzelne Anfechtungen der ästhetischen Kritik, welche namentlich von den neidischen Wortführern der romantischen Schule ausgingen, konnten der Anerkennung und Verehrung der Nation keinen Eintrag tun. Um Goethe scharten sich enger die Genossen der jüngeren Dichterschule; jedoch verschmähte er es, ein Parteihaupt zu sein, und ließ sich von ihrem anhänglichen Lob nicht bestechen, da die Absicht nicht zu verkennen war, ihre einseitige ästhetische Richtung durch berühmte Namen zu decken. Indes waren sie die Ersten, welche den dichterischen Charakter Goethes in helleres Licht setzten und die richtige Einsicht in seine Dichtungen eröffneten; kaum dass jetzt noch einer, wie zur Zeit des Xenienkampfes, seine Dichtergröße in Zweifel zu stellen wagte. Auch das hatte Goethe vor seinem früh geschiedenen Freund voraus, den Glanz des Ruhmes noch ein langes glückliches Alter hindurch genießen zu können.

Dass für ihn mit Schillers Tod die Sonne der Poesie sich verhüllt habe, dass der produktive Trieb, den des Freundes aufmunternde und anregende Gegenwart stets lebendig erhalten hatte, ermattet sei, fühlte er selbst, und in dem schwermütigen Worte an Zelter: „Ich sollte eigentlich eine neue Lebensweise anfangen“, liegt eben das Bekenntnis, dass die Fäden, die ihn an die Poesie knüpften, fürs erste zerrissen seien. Es war ihm daher gewissermaßen der Abschluss einer Lebensperiode, dass er im Jahr 1806 zum ersten Mal eine vollständige Sammlung seiner poetischen Werke zur Herausgabe

ordnete, so dass im März des nächsten Jahres die erste Lieferung erscheinen konnte. Er blieb dabei seinem Grundsatz getreu, „nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern.“ Mit dieser Gesamtausgabe ward auch der erste Teil des Fausts (im Winter 1806 bis zum Mai 1807) in der Form zusammengestellt, wie er uns jetzt vorliegt. Es traf diese genialste der Goethe'schen Dichtungen gerade den rechten Zeitpunkt, um in einer von philosophischen Bestrebungen erregten Generation zu zünden. An eine Fortsetzung des fragmentarisch begonnen zweiten Teils wurde zunächst nicht gedacht; auch den wieder auftauchenden Plan, das Epos Tell wieder vorzunehmen und in Hexameterform auszuführen, drängten die Stürme der Zeit bald wieder zurück.

Schon mit dem Beginn des Jahres 1806 zog sich über das nördliche Deutschland, das sich während eines zehnjährigen Friedens über das Ziel der Napoleonischen Politik getäuscht hatte, die drohende Kriegswolke dichter zusammen. Der Rheinbund ward geschlossen; Preußen zog die kleineren norddeutschen Staaten zu einem engeren Bund an sich. Während noch unterhandelt ward, sammelten sich die Armeen im Zentrum Deutschlands. Auch der Herzog von Weimar übernahm wieder das Kommando eines preußischen Armeekorps. Goethe verbrachte die Sommermonate in Karlsbad, dessen Heilquellen er diesmal eine besondere Stärkung seiner wankenden Gesundheit verdankte. Als er im September nach Thüringen zurückkehrte, fand er alles in kriegerischer Aufregung und die nächsten Freunde in ängstlicher Erwartung der Entwicklung der Ereignisse. Mit seinem Kollegen von Voigt hatte er „viele sorgenvolle Verhandlungen“; er war unzufrieden mit dem Gang der Dinge, und diese Ahnung einer nahe bevorstehenden, trüben Zukunft war auch unstreitig der Inhalt der letzten „höchst prägnanten“ Unterhaltung mit seinem Herzog im Hauptquartier zu Nieder-Roßla. Nach dem Treffen bei Jena war man in Weimar auf das Schlimmste gefasst, da Napoleons Zorn über die Parteinahme des Herzogs nicht unbekannt war. Die Herzogin-Mutter, der Erbprinz und die Erbprinzessin hatten die Stadt verlassen. Nur die Herzogin Luise blieb im Schloss zurück, inmitten von Plünderung und Brand, der auch das Schlossgebäude bedrohte, ein ermutigendes Vorbild für die geängstigten Bürger<sup>115</sup>. In der

---

<sup>115</sup> Über die Einnahme Weimars vgl. vornehmlich die anziehenden „Denkwürdigkeiten aus den Kriegsjahren 1806-1813, von Kanzler v. Müller, hgg. von A. Schöll. 1851“; einige Notizen bei Falk und Böttiger (lit. Zustände etc. II. 264), der Fernows Bericht über sein Gespräch mit Goethe mitteilt, und in den Aufzeichnungen der Joh. Schopenhauer (Jugendleben und

ersten Nacht herrschte Todesangst in der der Plünderung preisgegebenen Stadt. Goethe erhielt nicht, wie Wieland, welcher Mitglied des Nationalinstituts war, eine Schutzwache; doch war sein Haus, das zum Quartier des Marschalls Ney bestimmt war, von der Plünderung ausgenommen; der ihm die Nachricht brachte, war ein junger Husarenoffizier von Türkheim, ein Sohn Lilis. Da der Marschall die Nacht nicht anlangte, so ward in Goethes Haus mehrmals hereingestürmt. Zwei eingedrungenen Tirailleurs, die er anfangs durch seine imponierende Persönlichkeit zur Ordnung gebracht hatte, schlichen, vom Wein erhitzt, ihm auf sein Zimmer und bedrohten sein Leben. Es gelang Christiane, die sich überhaupt in diesen Stunden der Angst sehr standhaft benahm, einen anderen der ins Haus Geflüchteten zu Hilfe zu rufen, der ihn von den Wütenden befreite. Er fand am nächsten Tag in seinem Haus überall zerstreutes Pulver und gefüllte Patronen; in einem Haus ihm gegenüber war förmlich Feuer angelegt, das nur durch Zufall entdeckt und gelöscht wurde. Am Morgen kam der Marschall und sogleich trat eine Schutzwache vor das Haus. Napoleon langte am nächsten Vormittag im Schloss an, wo ihn die Herzogin an der Treppe empfing. Nach einer rauen Begrüßung begab er sich sogleich in die für ihn bereit gehaltenen Gemächer. Bei der nachfolgenden Unterredung stand ihm die Herzogin mit solcher Würde und Festigkeit gegenüber, dass sie ihm Anstand und Achtung abnötigte, und er der Zügellosigkeit seiner Truppen Einhalt tat. Dem Herzog wurde Verzeihung versprochen, wenn er binnen 24 Stunden die preußische Armee verlasse; nur mit Mühe erlangte man, dass diese Frist auf drei Tage ausgedehnt wurde.

Goethe hatte nichts verloren; am meisten hatte er den Verlust seiner Sammlungen und Papiere gefürchtet, das Unersetzliche seiner Habe; die Manuskripte zur Farbenlehre waren das erste, was er in Sicherheit zu bringen gesucht. Sein Freund Meyer hatte alles verloren, auch seine Zeichnungen; der Herder'sche handschriftliche Nachlass war vernichtet. „Da eine trübe Zeit heranrückt“, sagte Goethe zu seinen Freunden, „so müssen auch wir enger aneinander rücken.“ Dies erfüllte er auch in Bezug auf sein häusliches Verhältnis. Am ersten Sonntag nach den Schreckenstagen, den 19. Oktober, fuhr er mit Christiane, seinem Sohn und Riemer, als Zeugen, Morgens nach der Schlosskirche und ließ vom Oberkonsistorialrat Günter in der Sak-

---

Wanderbilder. 2 Bde. hgg. von ihrer Tochter, 1839). Riemer nennt den Marschall Ney. Nach v. Müller ward am 17. Okt. Denon bei Goethe einquartiert, auf dessen besonderen Wunsch. Auch Lannes wohnte 1806 bei Goethe.

ristei den Akt der ehelichen Trauung vollziehen. Die vorwaltende Rücksicht war dabei ohne Zweifel, für den Fall einer unglücklichen Wendung der politischen Ereignisse die Zukunft seines Sohnes sicher zu stellen.

Der Herzog, welcher sein Armeekorps mutig an der Elbe zurückgeführt hatte, wurde von Preußen selbst aufgefordert, sich dem Sieger zu unterwerfen. Er kehrte in seine Residenz zurück, begrüßt vom Jubel der Seinigen. Seine Staaten mussten sich jetzt dem Rheinbund anschließen; indes setzte man noch immer französischerseits großes Misstrauen in ihn; er war von Horchern umgeben, und sein künftiges Schicksal noch zweifelhaft. Von der anhänglichen und wahrhaft deutschen Gesinnung Goethes unter diesen gefahrvollen Zuständen hat uns Falk ein schönes Zeugnis aufbewahrt, wenn wir auch einiges Phrasenbeiwerk in Abzug zu bringen haben. Dieser, als Dolmetscher bei den französischen Behörden angestellt, hatte Gelegenheit gehabt, eine Reihe von Beschwerdepunkten gegen den Herzog aufzufangen und teilte eines Tages Goethe ein Verzeichnis derselben mit. In lebhaftester Aufregung versetzt, verteidigte Goethe seinen fürstlichen Freund. „Was wollen sie denn, diese Franzosen?“, sagte er unter anderem, „sind die Menschen? Warum verlangen sie gerade das Unmenschliche? Was hat der Herzog getan, was nicht lobens- und rühmenswert ist? ... Ich sage euch, der Herzog soll so handeln, wie er handelt! Er muss so handeln! Er täte sehr Unrecht, wenn er je anders handelte. Ja, und müsste er darüber Land und Leute verlieren..., so soll und darf er doch um kein Haar breit von dieser edeln Sinnesart und dem, was ihm Menschen- und Fürstentpflicht in solchen Fällen vorschreibt, abweichen. Unglück! Was ist Unglück? Das ist Unglück, wenn sich ein Fürst dergleichen von Fremden in seinem eigenen Haus muss gefallen lassen. Und wenn es auch dahin mit ihm käme..., dass beides, sein Fall und sein Unglück gewiss wäre, so soll uns auch das nicht irre machen, sondern mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn ... ins Elend begleiten und treu an seiner Seite aushalten. Die Kinder mit Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war... Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: Die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit

meinen Herrn wieder auf den Thron herauf- und euch von dem euern herunter singen...“ Falk standen beim Abschied die Tränen in den Augen.

Solche Anhänglichkeit an sein edles Fürstenhaus machte Goethe noch nicht zum „Hofmann“ und „Fürstenknecht“, wie es manchmal dem Aberwitz heuchlerischer Liberalen ihn zu benennen beliebt hat. Neben Falks Berichte möge eine andere Erzählung, die ebenfalls dem Jahr 1806 angehört, eine Stelle finden. „Einmal bei Tisch“, so berichtet Oehlenschläger, der damals in Weimar sich aufhielt, „sprach er so feurig und mit so vieler Achtung und Kraft ‚für Bürgerrechte und Bürgerehre gegen einen kalten Hofmann‘, der zur Unzeit über das wackere Betragen eines Bürgers spotten wollte, dass ich nicht lassen konnte, als der Fremde weg war, ihm um den Hals zu fallen und zu küssen. „Ja, ja! Lieber Däne“, sagte Goethe, „Ihr meint’s auch treu und gut in der Welt!“

Goethe erwartete eine Wiedergeburt Deutschlands (denn schon in jenen Tagen äußerte er, es beginne eine neue Epoche der Weltgeschichte) besonders von innen heraus, von den geistigen Bestrebungen. Gegen Fernow sprach er sich bei Gelegenheit eines Gesprächs über das deutsche Journalwesen sehr ernstlich dahin aus, dass man jetzt besonders, wo Deutschland nur eine große und heilige Sache habe, die, im Geist zusammen zu halten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt noch unangetastete Palladium unserer Literatur auf seifersüchtigste zu bewahren, keine Frivolitäten, die nur zum Geklatsch der Müßiggänger dienen, in den Journalen hegen und pflegen dürfe; nach dem 14. Oktober dürfe kein „Freimütiger“ (das Kotzebue-Merkel’sche Literaturblatt) mehr existieren. Jetzt, wo alles auf der Spitze stehe, sei es eine wahre Verräterei, mit dem alten Leichtsinne fort zu fahren; sonst würden die Franzosen die einzige Achtung, die sie noch für die Deutschen haben könnten, die Achtung für unsere Kultur und für unser geistiges Streben verlieren und uns umso weniger ehren, je weniger wir vor uns selbst Achtung bewiesen.

Bald regelten sich wieder die Angelegenheiten in Weimar, und man kehrte zu den gewohnten Geschäften der friedlichen Zeiten zurück. Das Theater, das eine Zeitlang zum Lazarett gedient hatte, wurde gegen Ende des Jahres 1806 wieder eröffnet. Tasso ward auf lebhaftes Dringen der Schauspieler zur Aufführung gebracht, und der Dichter selbst war überrascht von dem glücklichen Gelingen. Nicht ohne Beziehung auf die Zeitergebnisse ließ Goethe den „standhaften Prinzen“ von Calderon, ein Drama,

das er sehr hoch schätzte, einstudieren und eröffnete damit den Zyklus spanischer Tragödien. „Das Leben ein Traum“ und zuletzt die „Zenobia“ reihten sich nach und nach an. Calderons „Andacht zum Kreuz“ liebte und bewunderte Goethe sehr und hatte die Absicht, dies Drama ebenfalls auf die Bühne zu bringen.

Auch die geselligen Kreise belebten sich wieder. Schon im November nahmen die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer ihren Anfang<sup>116</sup>. Der Anfangs kleine Kreis erweiterte sich mit jedem Donnerstagabend. Wir brauchen nur die Namen Goethe, Wieland, Meyer, Fernow, Falk, Einsiedel zu nennen, um ihn als die Elite des geistreichen Weimars zu bezeichnen. Fremde von Bedeutung wurden stets hier eingeführt, auch fürstliche Personen nahmen Teil. Eine ungezwungene Unterhaltung verbreitete sich über das Schönste und Tiefste in Poesie und Wissen; nur die Politik ward vermieden. Manchmal wurden auch wissenschaftliche Vorträge gehalten. Goethe war gern in diesem Kreis, den seine belebte Unterhaltung oft stundenlang an seine Lippen fesselte. Indes ward sein geselliges Talent sehr von der Stimmung beherrscht, und da man wusste, dass er manchmal nicht zum Reden aufgelegt war, so stand für ihn ein Tisch bereit, an den er sich schweigsam setzen konnte; hier brachte er manche Landschaften zustande.

Im Frühling 1807 ward Weimar von einem tief von allen empfundenen Verlust getroffen. Die Herzogin Amalie schied nach kurzer Krankheit aus dem Kreis, den sie so viele Jahre durch Geist und Anmut belebt hatte. Ihre Kraft war unter den Erschütterungen der letzten Zeit, welche auch ihrem Bruder, dem Herzog von Braunschweig, den Tod brachte und seine Familie ins Exil trieb, zusammengebrochen. „Wir wollen uns glücklich preisen“, schrieb Fernow, der in den letzten Jahren als ihr Bibliothekar ihr nahe stand, damals an einen Freund, „dass wir in dieser Zeit gelebt und diese Fürstin gekannt haben; eine bessere sehen wir nicht wieder, auch ihresgleichen nicht. Das fühlt jeder hier, und das ist das Gefühl, mit welchem wir um sie trauern. Ja, es liegt selbst ein Trost darin, das Vortreffliche und Unersetzliche gekannt zu haben und es betrauern zu dürfen.“ Und in gleichen Gefühlen schrieb Goethe die ihrem Andenken gewidmeten Blätter, welche zunächst zu dem Zweck geschrieben waren, beim Trauergottesdienst in den

---

<sup>116</sup> S. einen Aufsatz von Stephan Schütze: Die Abendgesellschaften der Hofrätin Schopenhauer in Weimar, in Weimar-Album S. 185 ff.

Landeskirchen vorgelesen zu werden<sup>17</sup>. Das Lebensbild, das er vorführte, schloss er mit den erhebenden Worten: „Das ist der Vorzug edler Naturen, dass ihr Hinscheiden in höhere Regionen segnend wirkt, wie ihr Verweilen auf der Erde; dass sie uns von dorthier gleich Sternen entgegenleuchten, als Richtpunkte, wohin wir unsern Lauf bei einer nur zu oft durch Stürme unterbrochenen Fahrt zu richten haben; dass diejenigen, zu denen wir uns als zu Wohlwollenden und Hilfreichen im Leben hinwendeten, nun die sehn-suchtsvollen Blick nach sich ziehen, als Vollendete, Selige.“

Getreu seinem Vorsatz „von seinem geistigen Dasein zu retten, was er könne“, verfolgte Goethe eifrig die seinem Geist vorgezeichneten Bahnen, indem er sich der Sorgen um die Zeitläufe möglichst entschlug und sich von der Außenwelt so sehr abschloss, dass er zeitweise auch das Zeitungslesen von sich wies. Am meisten war daher sein Sinn zu der friedlichen Stille der Naturwissenschaft hingewandt, in deren Mittelpunkt jetzt die Bearbeitung seines größeren Werkes über die Farbenlehre stand, dessen Druck im Jahr 1806 begonnen ward. Die Tafeln dazu wurden gezeichnet und gestochen, und die Geschichte der Farbenlehre, vornehmlich durch jenasche Studien, fortgeführt. Erst im Mai 1810 ward er von dieser Arbeit befreit und sah mit Freuden „achtzehn Jahre nach dem Gewährwerden eines alten Irrtums, infolge von unablässigen Bemühungen“ das letzte Blatt in die Druckerei wandern, fürs erste entschlossen, diesen Betrachtungen, insofern es möglich wäre, sobald nicht weiter nachzuhängen. Den gesamten Apparat zur Farbenlehre schenkte er an das physikalische Kabinett zu Jena. Auf die Polemik der Physiker von Fach neben vereinzelter freudiger Anerkennung des Geleisteten, z.B. von Seiten Hegels, können wir hier nicht weiter eingehen.

---

<sup>17</sup> Die Abdrücke dieses biographischen Aufsatzes wurden dem Oberkonsistorium zu Weimar mit folgendem (bisher ungedruckten) Schreiben zugefertigt:

V. G. G. Karl August, Herzog etc.

Veste, Würdige und Hochgelehrte, Räte!

Liebe Andächtige und Getreue!

Wir haben über die Personalien und Lebensumstände unserer verablebten Frau Mutter Gnaden beiliegenden Aufsatz zum Gebrauch der Gedächtnisfeier verfassen lassen und begehren bei Zusendung der erforderlichen Exemplare hiermit gnädigst, Ihr wollt nach der zu haltenden Gedächtnispredigt nächsten Sonntags solchen von den Kanzeln im Land also verlesen lassen, dass die dabei an Rand gesetzten Tage und Jahrzahlen nicht mit abgelesen und die Vorlesung dadurch nicht unterbrochen werde. An dem geschieht unsere Meinung, und wir sind Euch mit Gnaden gewogen. Gegeben Weimar, den 13. April 1807.

In der Ausgabe der Werke ist daher dieser Aufsatz unpassend als eine Rede Goethes betitelt. – Die Herzogin Amalie starb am 10. April, Nachmittags 3 ½ Uhr. In der Ausgabe in 60 Bden. (XXII. S. 231) ist ein Druckfehler, den die neuesten Ausgaben verbessert haben.

Goethe ließ sich dadurch nicht irre machen. Er war sich bewusst, wie er an Frau von Stein schreibt, durch diese Arbeit zu einer Kultur gelangt zu sein, die er sich auf anderem Weg schwerlich verschafft hätte, und was er von der Zukunft hoffte, ist in seinen Worten zusammengefasst: „Mir können sie nichts zerstören, denn ich habe nicht gebaut; aber gesät habe ich, und so weit in die Welt hinaus, dass sie die Saat nicht verderben können, und wenn sie noch so viel Unkraut zwischen den Weizen säen.“ Es war sein Vorsatz, nichts zu erwidern, sondern nach gewohnter Weise „allen öffentlichen und heimlichen Angriffen auf sein Tun und Bemühen nichts entgegenzustellen, als fortwährende Tätigkeit.“

Da sich die Karlsbader Kur während des Sommers 1806 seiner Gesundheit sehr zuträglich erwiesen hatte, so besuchte er während der nächsten Jahr bis 1813 regelmäßig die böhmischen Bäder<sup>118</sup> mit alleiniger Ausnahme des durch den österreichischen Krieg beunruhigten Jahres 1809. Hier zog ihn der Verkehr in freier Natur vornehmlich zu mineralogisch-geognostischen Forschungen hin, und, immer von neuem angeregt, durchstreifte er, seine Sammlungen bereichernd, Tal und Höhen längs der Eger; reiche Ausbeute ward in der Sammlung der mineralogischen Gesellschaft zu Jena niedergelegt. Höchst belehrend waren für ihn auch manche schon an Ort und Stelle vorhandenen Sammlungen, namentlich die reichhaltige Joseph-Müller'sche zu Karlsbad. Die er 1807 in die neue Ordnung brachte, welche sie seitdem behalten hat, so dass sie auch die Goethesche genannt zu werden pflegt. Es erwachsen aus diesen geognostischen Forschungen mehrere Abhandlungen, „Sammlung zur Kenntnis der Gebirge von und um Karlsbad“, „Beschreibung des Kammerbergs bei Eger“ u. and.

Von großem Einfluss auf seine geistige Tätigkeit und seine gelehrten Verbindungen ward ihm der Aufenthalt in den Bädern durch den Verkehr mit vielen bedeutenden Gelehrten und ausgezeichneten Zeitgenossen. Besonders war in dieser Hinsicht der Sommer des Jahres 1807, wo er vom Mai bis in den September in Karlsbad verweilte, von vielseitiger Anregung und dauerndem Gewinn. Durch die Anwesenheit des Herzogs von Weimar ward er in die höchsten Kreise der Gesellschaft eingeführt, welche der geistvolle Fürst vornehmlich belebte. Die Fürstin Soms, nachmalige Königin von Hannover, mit der Goethe damals bekannt wurde, gab bei späteren Gelegenhei-

---

<sup>118</sup> Über Goethes Aufenthalt in den böhmischen Bädern, s. Guhrauer, „Goethe in Karlsbad“ in dem deutschen Museum, hgg. von Prutz und Wolfsohn, 1851. S. 105 ff. 201 ff.

ten wiederholte Beweise, wie sehr sie den Dichter verehere. In der Gesellschaft der reizenden Fürstin Bagration lernte er den Fürsten von Ligne kennen, dessen heitere, geistreiche Persönlichkeit ihn sehr anzog. Eine engere freundschaftliche Verbindung schloss er mit dem französischen Gesandten Grafen Reinhard, der auch im französischen Staatsdienst den Sinn für deutsch Bildung sich erhalten hatte. Von Goethes Seite hatte eine Auseinandersetzung seiner Farbentheorie, von Reinhardts Seite die Erzählung der Geschichte seines viel bewegten Lebens<sup>119</sup> ein engeres Anschließen vermittelt. Mit Wärme erfasste Reinhard, wie seien eigenen Worte aussprechen, in Goethe „diese mit allem Menschlichen und Göttlichen sich befreundende Aneignungsfähigkeit, dieses allseitige Eindringen in Wissenschaft und Kunst, diese Gelehrsamkeit mit diesem Schöpferblick, diese Toleranz bei dieser Entschiedenheit, diesen Mutwillen bei diesem hohen Gefühl fürs Würdige und Edle, diese Jugendlichkeit bei dieser Reife“, und nennt e seinen unschätzbaren Gewinn, „in ihm nicht nur den Dichter und Schriftsteller, sondern den Menschen gekannt zu haben, indem er erst dadurch jenen völlig begreifen gelernt habe.“ Er unterhielt seitdem mit Goethe einen Briefwechsel, welcher, wenngleich verstümmelt herausgegeben<sup>120</sup>, doch ein schätzbare Dokument dieser auf gegenseitige Hochschätzung gegründeten Freundschaft bleibt. Er zeigt uns, wie Goethes sittliche Natur die an ihn fesselte, denen er sein Innerstes aufschloss. Der sächsische Oberhofpredi-

---

<sup>119</sup> Über sein Leben s. Guhrauer in Raumer's histor. Taschenbuch. Neue Folge. VII. Jahrg. 1846. S. 189-275.

<sup>120</sup> Briefwechsel zwischen v. Goethe und v. Reinhard, 1850. Kanzler v. Müller wollte schon früher diese Briefe nebst einem Leben und einer Charakteristik des Grafen Reinhard herausgeben. Die Dreiteiligkeit des Honorars ward aber nur von dem Sohn Reinhardts, nicht von den Goetheschen Erben zugestanden, daher musste das Buch ohne seinen Namen und ohne seine Einleitung erscheinen. S. Schöll in der Vorrede zu v. Müllers Denkwürdigkeiten etc.

Über die S. 184 erwähnte Bearbeitung von Shakespeares ‚Romeo und Julie‘, welche in Boas Nachträgen, Thl. 2. vollständig abgedruckt ist, verdient ein Aufsatz in Viehoffs Archiv für das Studium der neueren Sprachen I. S. 264 ff. nachgelesen zu werden. – Goethe schreibt am 13. Februar 1812: „Ein Teil des Winters ist damit zugebracht worden, das Shakespearische Stück R. u. J. zu konzentrieren und diesen in seinen Hauptteilen so herrlich behandelten Stoff von allem Fremdartigen zu reinigen, welches, obgleich an sich sehr schätzbar, doch eigentlich einer früheren Zeit und einer fremden Nation angehörte, die es gegenwärtig selbst nicht einmal mehr brauchen kann. Zum 30. Januar, als dem Geburtstag der Herzogin, haben wir es zum ersten Mal, nachher noch einmal mit vieler Teilnahme des Publikums gegeben, welche sich umso mehr erwarten ließ, als die Rollen durchaus, besonders aber die Hauptrollen, den Schauspielern recht auf den Leib passten. Diese Arbeit war ein großes Studium für mich, und ich habe wohl niemals dem Shakespeare tiefer in sein Talent hineingeblickt; aber er, wie alles Letzte, bleibt denn doch unergründlich.“

ger Reinhard, zu dessen Unterhaltung er durch das Bedürfnis der ernsten Seite seines Wesens sich hingezogen fühlte, war überrascht, mit dem Dichter in den Hauptpunkten einer sittlich-ernsten Lebensansicht zusammenzutreffen. Goethe spricht bei Erwähnung dieser Bekanntschaft, ein bedeutendes Wort aus, das bei Beurteilung von einzelnen seiner Äußerungen nicht zu übersehen ist: „Er mochte einsehen, dass mein scheinbarer liberalistischer Indifferentismus doch nur eine Maske sein dürfte, hinter der ich mich sonst gegen Pedanterie und Dünkel zu schützen suchte.“

Zwischen Goethe und Alexander von Humboldt, der 1804 von seiner großen amerikanischen Reise zurückkehrte und die reichste Ausbeute für Naturkunde heimbrachte, ward das alte Verhältnis erneuert und die geistige Wahlverwandtschaft unterhielt ein enges Freundschaftsband, das erst der Tod löste. Jene höhere Einsicht in die organische Bildung der Natur, wohin Goethes Forschung gerichtet war, erschloss sich in schönster Fülle in Humboldts Ideen zur Physiognomik der Gewächse und verwandten Schriften. Goethe verglich ihn „einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man nur Gefäße unterzuhalten braucht, und wo es uns immer erquicklich und unerschöpflich entgegenströmt“; einige Tage in seiner Gemeinschaft waren ihm, als hätte er Jahre verlebt.

Auch die osteologischen Forschungen wurden nicht außer Acht gelassen. Im Jahr 1808 gründete Goethe das osteologisch-zoologische Kabinett in Jena, zu welchem in vieles aus seinem Eigentum schenkt. 1812 ward zu Jena die Sternwarte in dem ehemaligen Schiller'schen Garten errichtet. Die Oberaufsicht zu übernehmen lehnte Goethe anfangs ab, weil er sich die dazu erforderlichen mathematischen Kenntnisse nicht zutraute, gab jedoch nachher seine Bedenken auf.

Überhaupt wenn sich auch Goethe in sicher umschriebenen Kreisen geistiger Bestrebungen bewegt und manches, was seiner Natur nicht gemäß ist, ablehnt, so bewahrt er sich doch, auch im höchsten Alter, die Elastizität des Geistes dadurch, dass er überall mit warmer Teilnahme sich dahin wendet, wo geistiges Leben sich regt, immer zu fördern und selbst zu lernen sucht, und nicht, wie es auch ausgezeichneten Geistern so oft begegnet ist, von den neuern Bestrebungen weg gewendet, mit seiner Bildung abschließt. „Von dem Standpunkt aus“, so lautet ein schönes Bekenntnis seiner letzten Jahre, „worauf es Gott und der Natur mich zu setzen beliebt und wo ich zunächst den Umständen gemäß zu wirken nicht unterließ, sah

ich mich überall um, wo große Bestrebungen sich hervortaten und andauernd wirkten. Ich meines Teils war bemüht, durch Studien, eigene Leistungen, Sammlungen und Versuche ihnen entgegenzukommen und so, auf den Gewinn dessen, was ich nie selbst erreicht hätte, treulich vorbereitet, es zu verdienen, dass ich unbefangen ohne Rivalität oder Neid ganz frisch und lebendig dasjenige mir zueignen durfte, was von den besten Geistern dem Jahrhunderte geboten ward. Und so zog sich mein Weg gar manchen schönen Unternehmungen parallel, nahm seine Richtung grad' auf andere zu; das Neue war mir deshalb niemals fremd, und ich kam nicht in Gefahr, es mit Überraschung aufzunehmen oder wegen veralteten Vorurteils zu verwerfen.“

Mitten unter der Anspannung seiner Kräfte für die Naturforschung begegnen wir den vielseitigsten Interessen für Kunst und Literatur. Mit großer Freude spricht er von den jährlichen Akquisitionen wertvoller Zeichnungen, Kupferstiche und Bildwerke älterer und neuerer Zeit, an denen sich sein Kunstsinn in wiederholtem Studium erbaute. Meyers Bearbeitung der Geschichte der bildenden Kunst heilt Betrachtung und Unterhaltung über diese Gegenstände stets rege. Das Interesse für Musik steigerte sich durch den Verkehr mit Zelter, Goethe brachte 1808 in Weimar nach dem Muster seiner Theaterschule einen kleinen Gesangsverein, eine „Hauskapelle“, unter Eberweins Leitung zustande. Donnerstags Abends war Probe, nach der man meistens zu einem fröhlichen Mahl zusammenblieb, Sonntags Aufführung vor großer Gesellschaft, wobei ein Frühstück gereicht ward. Ältere und jüngere Theatersänger, Choristen und Liebhaber nahmen Teil. Seit 1810 konnten von dieser Gesellschaft öffentliche Musikvorträge im Theater gehalten werden, wobei solche Musikstücke gewählt wurden, welche zu hören das Publikum sonst nicht leicht Gelegenheit fand. Doch löste sich im folgenden Jahr dieser Verein wieder auf. Wie innig bei Goethe die ästhetischen Genüsse mit der Erforschung der Naturgesetze verbunden sind, sieht man aus den Tabellen der Tonlehre, welche „nach vieljährigen Studien“, besonders nach den Unterhaltungen mit Zelter, 1810 abgefasst wurden; auch über dies Kapitel der Physik wollte er dadurch zu klarer Einsicht gelangen.

Auch mit den rezitierenden Schauspielern wurden die Didaskalien<sup>121</sup> fortgesetzt, mit den geübtesten nur bei neuen Stücken, mit den jüngeren bei frischer Besetzung älterer Rollen. „Ganz allein durch solches Nachholen und Nacharbeiten“, äußert Goethe, „wird ein ungestörtes Ensemble erhalten.“ Die Höhe der Leistungen der weimarschen Bühne fand eine glänzende Anerkennung bei den Darstellungen in Leipzig im Sommer des Jahres 1807, welche am 24. Mai mit einem Prolog Goethes eröffnet wurden; schöner hat er nicht die Anhänglichkeit an Leipzig, die er stets bewahrte, ausgesprochen. „Im Ensemble, wie im Einzelnen ist Kunst, deutsche Kunst“, schrieb Graf Reinhard, nachdem er der meisterhaften Aufführung des Torquato Tasso beigewohnt hatte; „Sie sind“, fügte er hinzu, „der Einzige, der in dieser Art etwas geschaffen hat, das sich den Franzosen gegenüberstellen lässt.“ Von dramaturgischen Redaktionen, welche er in dieser Epoche zum Behelf der theatralischen Darstellung unternahm, ist die bedeutendste die Bearbeitung von Shakespeares ‚Romeo und Julie‘, wobei er nach ähnlichen Grundsätzen die Szenen um die Haupthandlung zusammendrängen suchte, wie in seinem Götz, und sich daher von den Verehrern Shakespeares keinen Dank erwarb, da nicht zu verkennen war, dass er in diesem „konzentrierten Romeo“ viel der wesentlichen Schönheiten der Shakespearischen Dichtung geopfert hatte. Den Versuch, seinen Faust für die Bühne zu bearbeiten, gab er bald wieder auf. Die französische Spionerie ward 1811 auch in Betreff der Bühnenvorstellungen so lästig, dass Goethe nicht länger die Verantwortlichkeit allein haben wollte. Daher stand ihm sein Freund, Kanzler von Müller, in der Prüfung der Stücke bei, und es gelang jeden Anstoß zu vermeiden.

In Bezug auf Goethes Verhältnis zu der Literaturbewegung der romantischen Schule ist vornehmlich bemerkenswert, dass er von dem strengen Festhalten an den antiken Formen nachließ und bis zu einem gewissen Grad die Berechtigung der modern-romantischen Wendung der poetischen Literatur anerkannte, so dass er sich zum großen Verdruss des alten Voß sogar der früher abgelehnten Sonettenkünstlerlei annahm. Er war umsichtig genug, die Tendenzen zum Mittelalter „als einen Übergang zu höheren Kunstregionen“ zu betrachten; nur konnte er sich weder mit Werners mys-

---

<sup>121</sup> 1. Anweisungen altgriechischer Dramatiker für die Aufführung ihrer Werke. 2. in der Antike urkundliche Verzeichnisse der aufgeführten Dramen mit Angaben über Titel, Dichter, Schauspieler, Ort und Zeit der Aufführung usw.

tischen Tragödien noch mit Arnims romantischen Extravaganzen befreundeten. Was seinem klaren Geist behagen sollte, musste sich durch Gesundheit und Naturwahrheit empfehlen. Dem regenerierten Minnegesang konnte er keinen Geschmack abgewinnen, aber er entzückte sich an den altdeutschen Volksliedern, die in „des Knaben Wunderhorn“ (1806) zusammengestellt waren. Unter den wiedererweckten epischen Dichtungen der Vorzeit würdigte er das Lied von den Nibelungen nach Verdienst. Wie er früher dem Vossischen Homer durch seine Vorträge mehr Eingang und tieferes Verständnis verschaffte, so machte es ihm auch jetzt Freude, das deutsche Nationalepos durch neudeutsche Versionen zugänglich zu machen, und lebhaft leuchteten die Strahlen seines Auges, wenn er die herrliche Dichtung in befreundeten Kreisen vorlas. Es erwuchs daraus weiter keine poetische Produktion, als die dem 30. Januar 1810 gewidmeten Stenzen zur Erklärung eines Maskenzuges, die romantische Poesie, in denen wir den Namen Siegfried, Brunhild, König Rother etc. begegnen.

Obwohl Goethe sich in dieser Epoche von den höheren Kunstformen der Poesie mehr weg gewendet hatte, so zieht sich doch auch durch diese Jahre ein poetischer Faden hindurch. Die Balladen- und Liederdichtung trieb auch jetzt noch manche Blüte hervor, wenn auch nicht mehr ganz so frühlingfrisch, wie in verschwundenen Tagen. In der Muße des Badelebens richtete sich sein Blick hauptsächlich auf leidenschaftliche Verwicklungen des gesellschaftlichen Lebens, welche er in Novellenform zur Darstellung brachte. Es war dabei Plan, diese einzelnen Bilder sozialer Verhältnisse unter dem Titel Wilhelm Meisters Wanderjahre zu einem Ganzen aneinander zu reihen. Während des Karlsbader Aufenthalts von 1807 entstanden die Erzählungen St. Joseph der zweite, die neue Melusine, die pilgernde Törin, die gefährliche Wette und der schon früher begonnene Mann von fünfzig Jahren. Die Wahlverwandtschaften dehnten sich zu einem größeren Roman aus, dem die wunderlichen Nachbarskinder eingefügt wurden. 1810 wurde in Karlsbad das nussbraune Mädchen geschrieben. Das erste Buch der Wanderjahre erschien 1810 im Taschenbuch für Damen; in den nächsten zehn Jahren unterblieb die Fortsetzung.

Wie aber stets die Goethesche Poesie in des Dichters eignen Busen griff, so hatten auch an diesen anscheinend rein objektiven Darstellungen einzelne leidenschaftliche Beziehungen Anteil. Während des gesellschaftlichen Verkehrs in den Badeorten hatten er nicht nur Gelegenheit, manche

wahlverwandtschaftliche Verwicklung zu beobachten, sondern auch des Dichters Gemüt bewahrte sich noch bis ins höchste Alter die jugendliche Empfänglichkeit für weibliche Reize, und es entzückte ihn, von Geist und Anmut der Frauen, welche er durch die Anziehungskraft seiner liebenswürdigen Persönlichkeit an sich fesselte, in einem kleinen Roman, der über die Alltäglichkeit den Schimmer der Poesie breitete, verstrickt zu werden. Aus solchen Verhältnissen erwuchs der Plan zu einer Erzählung „der Sultan wider Willen“, der ihn besonders 1806 beschäftigte. Der Grundzug war darin das Interesse, womit vier Damen von ganz verschiedenen Charakteren sich einem Mann zuwenden, jede in ihrer Art liebenswürdig.

Das seltsamste Dokument eines romantischen Liebesverhältnisses zwischen dem bejahrten Dichter und einem jugendfrischen Mädchen würde „Goethes Briefwechsel mit einem Kind“ sein, wenn nicht diese durch ihr lebhaftes Kolorit geistreich täuschende Komposition den faktischen Vorfällen und Beziehungen jener Momente ein späteres Phantasiebild unterschöbe. Wer sie vorurteilsfrei prüft und das Detail dieser Berichte mit dem, was wir über Goethes dermalige innere und äußere Zustände wissen, zusammenhält, muss sich zu dem Resultat der Kritik Riemers bekennen, der in seiner nahen Stellung zu ihm am meisten zu einem Urteil befähigt war, „dass das Ganze ein Roman sei, der von der Wirklichkeit Zeit, Ort und Umstände entlehne.“ Für den wahrheitsliebenden Biographen ist er ganz wertlos; selbst die eingeflochtenen Geschichten aus Goethes Kindheit sind durch phantastisches Ausmalen entstellt, und noch weniger wird man wagen dürfen, die sinnlich-übersinnlichen nächtlichen Besuche, wobei der Geheimrat keinen Anstand nimmt, den Gastwirt zum Elefanten um 3 Uhr nachts aus dem Bett zu treiben, Promenaden und Mantelszene zur Charakteristik des fast sechzigjährigen Dichters heranzuziehen. Auch das ist schon aus dem Stil der Briefe, der doch auch für die Kritik ein Hauptmoment ist, unzweifelhaft zu beweisen, dass die Goethes Namen untergelegten Briefe stellenweise interpoliert und überarbeitet sind, und dass ebenfalls die Partien in den Briefen der Bettina Brentano, welche sich für Präludien Goethescher Gedichte ausgeben, nichts als spätere Prosaauflösungen sind, welche noch einen Teil der Reime mit sich schleppen. Aus dem, was uns für authentische Nachricht gelten muss, geht hervor, dass Goethe Bettinas phantastischer Leibe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete.

Bettina Brentano war die Tochter der in die Wertherdichtung verflochtenen Maximiliane. Sie war viel um die Frau Rat Goethe, der sie durch ihr munteres Wesen manche Stunde des Alters erheiterte. Im Jahr 1807 kam sie, damals fast zwanzig Jahr alt, zum ersten Mal nach Weimar und brachte dem Dichter, der sie freundlich empfing, die schwärmerischen Huldigungen ihrer Liebe dar. Goethe äußerte sich damals gegen Riemer als Bewunderer „ihres geistreichen, wenn auch barocken Wesens“; nichts deutete indes auf eine leidenschaftliche Neigung, und Bettina beklagte sich eines Tages gegen Riemer, dass Goethe sich gegen sie so wunderlich und sonderbar zeige. Diesem abwehrenden Verhalten entspricht auch Goethes Gemessenheit, als Bettina als von Arnims Gattin 1811 in Weimar sich aufhielt. Als sie ihm bei ihren abendlichen Besuchen (so berichtet Riemer) von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, kam er ihr beständig dadurch in die Quere, dass er sie auf den Kometen, der gerade in seiner völligen Pracht und Größe am Abendhimmel stand, aufmerksam machte, ein Fernrohr nach dem andern herbeiholte und sich weitläufig über dies Meteor erging. Endlich kam es aber in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruch, dessen nähere Ursachen unbekannt sind; Goethes Zorn traf sie (nach der Bezeichnung von Stephan Schütze) wie ein Donner vom Sinai. Goethe ließ ihre späteren Briefe, wenn wir diesem Teil des Romans einige faktische Wahrheit zugestehen dürfen, unbeantwortet; „ich mag sie mir gern vom Leib halten“, äußerte er gegen einen Freund, als sie ihn später in Weimar wieder aufsuchte. Bei ihrem letzten Besuch weigerte er sich, sie zu sehen, trotz inständiger Bitte.

Durch jene Jahre jedoch, in welchen Bettinas Roman spielt, zieht sich ein anderes leidenschaftliches Verhältnis zu einem jungen Mädchen. Dass wir darüber nichts als einige wenige Andeutungen haben, und selbst Riemer, was er sagen konnte, verschweigen zu müssen glaubte, ist umso mehr zu bedauern, als dieser Kampf des Herzens gegen die Glut der Neigungen mit mehreren Dichtungen Goethes in unmittelbarer Verbindung steht. Wenig enthüllen uns nur die Sonette, welche 1807 während eines Jenaer Aufenthalts, wo die Sonettisten A. W. Schlegel, Gries und Werner ihn mit einer „Sonettewut“ entzündet hatten, entstanden; ein Dutzend derselben wurde vom Adventstag (29. November) bis zum 16. Dezember gedichtet. Wer die Muse dieser Liebessonette gewesen sei, hat der Dichter in das Geheimnis

einer Charade gehüllt<sup>122</sup>; dass sie außer Beziehung zu Bettina stehen, ist erwiesen, obwohl sie sich einige derselben zuzueignen gesucht hat.

„Wie Petrarkas Brust der Karfreitag“, so ist dem Herzen unseres Dichters der Advent von 1807 als ein ewiger Maitag eingegraben, wo ihm die schon als Kind Geliebte nun als blühende Jungfrau wieder erschien und mit allen Banden zärtlicher Liebe ans ich fesselte. Die meisten der Sonette sind Elegien der schmerzlichen Scheidestunde und der Trennung der Liebenden; einige herzliche Zeilen, vom 24. Dezember 1807, begleiten ein kleines Christgeschenk. Bringen wir damit in Verbindung, was Goethe über seine nächstfolgenden größeren Dichtungen äußert, dass Pandora sowohl als die Wahlverwandtschaften das schmerzliche Gefühl der Entbehrung ausdrücken, dass niemand an diesem letzteren Roman eine tief leidenschaftliche Wunde verkenne, die im Heilen sich zu schießen scheue, ein Herz, das zu genesen fürchtete, dass er darin wie in einer Grabesurne so manche herbe Geschicke tief bewegt niedergelegt habe, so deutet dies wohl hinreichend den Kampf der Resignation an, durch den er sich nochmals, und noch nicht zum letzten Mal, aus den Wellen der Leidenschaft rettete, und lässt uns auch diese späteren Dichtungen als den poetischen Ausfluss derselben erscheinen.

Zu der dramatischen Dichtung Pandora erhielt Goethe eine äußere Veranlassung durch einen Besuch der Herausgeber der Wiener Zeitschrift Prometheus, Leo von Seckendorf und Stoll, welche sich von ihm einen poetischen Beitrag erbaten. Es wurde dadurch die ihm so geläufige Prometheusmythe wieder in seiner Phantasie lebendig und bildete sich zu einer symbolischen Dichtung, welche er streng im Charakter der antiken Tragödie zu halten gedachte. In „Pandas Wiederkehr“ sollte die aus lebendigster Erinnerung des genossenen Glückes quellende Sehnsucht nach dem Schönen, und die allen Widerstreit der Leidenschaft verklärende Hoffnung der

---

<sup>122</sup> Es kann gar nicht bezweifelt werden, dass die Goethesche Charade mit dem wirklichen Namen der Geliebten liebe tändelt; umso unbegreiflicher ist es, dass Bettine diese Charade auf sich hat beziehen können. Um diesen Knoten zu lösen, versucht Guhrauer, der auch an andern Stellen dem Briefwechsel mit einem Kind zu viel biographische Glaubwürdigkeit beimisst, eine allegorische Deutung; „wenn ich recht geraten habe“, sagt er a.a.O. S. 202, „Herz und Geist in ihrer Vereinigung“, was am wenigsten zu Bettines Lesart „an schön beschloss'nen Tagen“ passen würde. Mir schien früher die Deutung auf den Namen Witzleben, dem man an mehreren Stellen in Goethes Werken begegnet, möglich. Nun löst mir Herr Hofrath Eckermann die Sache ganz einfach durch die gefällige Mitteilung, dass die Sonette sich auf ein Fräulein Herzlieb in Jena beziehen.

Wiederkunft des Glückes symbolisch dargestellt werden. Nicht die frühere Titanenidee des Prometheus kehrt wieder, sondern es läutert und versöhnt das besonnene Streben und die gottergebene Resignation, welche zuletzt zum Besitz der idealen Schönheit führen.

„Was zu wünschen ist, ihr unten fühlt es;  
Was zu geben sei, die wissen's droben.  
Groß beginnt ihr Titanen; aber leiten  
Zu dem ewig Guten, ewig Schönen  
Ist der Götter Werk; die lasst gewähren.“

Der größere Teil dieser Dichtung, voll tiefen Sinnes, obwohl in etwas schwerfälliger Form („ein abstruses Werkchen“ nennt es Goethe in einem Brief an Frau von Grotthuß), wurde in Jena gleichzeitig mit jenen Sonetten fertig, deren elegischer Ton sich in den Klageliedern des Epimetheus wiederholt und ward 1808 in den ersten Heften des Prometheus veröffentlicht. Goethe hatte damals große Liebe zu dieser poetischen Arbeit; „Pandora“, schrieb er um jene Zeit an Reinhard, „ist mir eine liebe Tochter, die ich wunderbarlich auszustatten gedungen bin.“ Aber sei es, dass die voreilige Herausgabe eines Bruchstücks und die geringe Teilnahme des Publikums sie ihm verleidete, oder dass die Idee der Wahlverwandtschaften ihn davon abzog: Sie gedieh nicht über den ersten Akt, welcher 1810 herausgegeben wurde. Später ward sie nicht wieder aufgenommen. Die Wiederkehr der Pandora, in der die Fülle der Gaben des Schönen sich verkörpert, und ihr Emporschweben mit dem verjüngten Epimetheus sollten den Inhalt der nicht ausgeführten Teile bilden<sup>123</sup>.

Der Roman die ‚Wahlverwandtschaften‘ wurde 1808 entworfen und während der Sommermonate des Jahres 1809 ausgearbeitet. Wie Goethe es seit den Zeiten seiner ersten Jugendidungen als die Hauptaufgabe seiner poetischen Darstellung angesehen hatte, „Herzensirrung und Weltverwirrung zu betrachten“, so führte er in diesem epischen Gemälde den Konflikt der Naturgewalt der Leidenschaft mit den Gesetzen sittlicher Verhältnisse in seiner tragischen Entwicklung vor. Da es durch die Natur des Stoffes et-

---

<sup>123</sup> Über Goethes Pandora s. Düntzers Schrift: Goethes Prometheus und Pandora, 1850. S. 60 ff. – An Frau von Stein schreibt Goethe bei der Sendung von „Pandoras Wiederkunft“: „Eigentlich sollte dieser Teil Pandoras Abschied heißen, und wenn es mir so viele Mühe macht, sie wieder herbeizuholen, als es mir Mühe machte, sie fortzuschaffen, so weiß ich nicht, wann wir sie sehen werden.“

was Düsteres hat, und die im Sinn der antiken Tragödie behandelte erschütternde Katastrophe mit der epischen Ruhe des modernen Romans kontrastiert, so war diese Dichtung, obwohl sie ihrer Tendenz nach gerade die sittliche Macht der wahren Ehe zur Anschauung bringt, vielen Missdeutungen ausgesetzt, weil die beschränkte Auffassung die objektive Schilderung der Krankheit als einen Rechtfertigungsversuch ansah, gleichwie man einst dem Werther die Absicht der Verteidigung des Selbstmords unterlegte.

Es lag in dem Wesen dieser letzten Dichtungen und der sie begleitenden Herzenerfahrungen, dass sich vielfach die Jugenderinnerungen des Dichters darin verschlugen. Daher kam ihm mit den Wahlverwandtschaften zugleich der Gedanke, die Geschichte seiner Jugend zu schreiben. Im August 1808 sprach er zuerst seine Absicht gegen Riemer aus und setzte die Ausführung auf das nächste Jahr fest. Wenige Wochen nach diesem Entschluss versiegte die Quelle, aus der ihm für die Schilderung der Ereignisse seiner Kindheit die reichste Mitteilung hätte zufließen können. Seine Mutter starb in ihrem achtundsiebzigsten Jahr, in der Nacht des 13. Septembers sanft entschlummernd. Ihr munterer Sinn war ihr bis ans Ende auch unter den Beschwerden und Leiden des Alters geblieben<sup>124</sup>. Kurz vor ihrem Ende hatte sie noch die Freude gehabt, ihren Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er seine Studien begann, bei sich zu sehen. Frau von Goethe reiste auf einige Wochen nach Frankfurt hinüber, um dort die Familienangelegenheiten zu ordnen.

Übrigens wurde die biographische Arbeit noch durch manche andere Umstände hinausgeschoben. Außer der Ausarbeitung des Romans und dem Abschluss der Farbenlehre drängte sich noch ein Geschäft dazwischen, das nicht aufzuschieben war. Der Maler Philipp Hackert, uns von der italienischen Reise her als Freund Goethes bekannt, war 1807 gestorben, und Goethe erhielt mit der Nachricht von seinem Tod ein Packet biographischer

---

<sup>124</sup> Der lebensfrohe, energische Charakter der Frau Rat Goethe spricht sich am treffendsten in ihren Briefen aus; s. Briefe etc. an Fr. von Stein, hgg. von Ebers und Kahlert, 1846. (S. 75 ff.) an die Herzogin Amalie im Weimar-Album S. 115-122, und andere in Dorows Reminiscenzen etc. 1842. S. 132 ff. Vgl. den Aufsatz von K. G. Jacob in Raumers histor. Taschenbuch. N. Folge, 5. Jahrg. 1843. Goethe schreibt an Zelter bei Mitteilung eines ihrer Briefe: „Darin wie in jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte, und als sie ihren Tod selbst ankündigte, ihr Leichenbegängnis so pünktlich anordnete, dass die Weinsorte und die Größe der Brezeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war.“

Aufsätze, deren Redaktion und Herausgabe er ihm bei seinen Lebzeiten zugesagt hatte. Nach der Befriedigung der Farbenlehre nahm Goethe diese biografische Arbeit vor, welche 1811 herausgegeben und der Erbprinzessin Maria Paulowna zugeeignet ward. Da Goethes Absicht hauptsächlich dahin ging, die Hackert'schen Papiere zu ordnen und in eine gefällige, lesbare Form zu bringen, so hatte er in diesem Buch nur stellenweise Gelegenheit, die Kunst der biografischen Schilderung geltend zu machen. Während dieser literarischen Beschäftigung, die ihn vielfach an den eigenen Lebensgang erinnerte, entwarf er zuerst das Schema seines autobiografischen Werks.

Man hat es Goethe in neuester Zeit (der patriotische Jahn nahm 1810 keinen Anstand, ihn den deutschesten Dichter zu nennen) oft zum Vorwurf gemacht, dass er, statt an den Bestrebungen patriotisch tätiger Männer teilzunehmen, das Nationalgefühl gegen die Unterdrückung aufzurufen und eine Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten zu helfen, sich während der Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Naturstudien, Novellistik und biografische Schilderungen der Vergangenheit zurückzog. Ein solches politisches Wirken lag nun einmal Goethes kontemplativer Natur fern, und niemals griff er da ein, wo er nicht ein seinen Anlagen gemäßes Gebiet der Tätigkeit fand. Er sah ein, dass er, der sich durchaus zu einem literarischen Charakter ausgebildet hatte, auf ruhiges Forschen und Bilden hingewiesen sei; was ihn in diesem folgerechten Schaffen stören konnte, lehnte er von sich ab. Was hätte er überhaupt als Minister in einem kleinen, von dem mächtigen Gewalthaber nur tolerierten Staat für Deutschlands Rettung tun können? In Weimar ließen sich weder Fichte'sche Reden an die deutsche Nation halten, noch ein Tugendbund stiften. Die Schmach des Vaterlands hat auch er tief empfunden – „unsrer Herrlichkeit Verhöhnern, der Erniedrigung Gewöhnen“, wie er im Epimenides sich ausdrückt; aber zu dem Erfolg vereinzelter patriotischer Bestrebungen hatte er zu wenig Vertrauen, als dass er sich ihnen hätte anschließen mögen, und überdies nicht jenes spezifische Nationalgefühl, das manches Herz mit glühendem Hass gegen die Franzosen und ihren Herrscher wegen der den Deutschen zugefügten Unbilden erfüllte. Auf seinem kosmopolitischen Standpunkte konnte er der Heldengröße, der Energie und dem Herrchertalente Napoleons seine Achtung nicht versagen, und mag man es immerhin unpatriotisch nennen wollen: Er war Napoleonisch gesinnt.

Viel trug dazu auch die Macht des persönlichen Eindrucks bei. Während des Kongresses zu Erfurt im Herbst 1808, wo die Kaiser Napoleon und Alexander über Europas Geschicke Rat hielten, wurde auch Goethe, der sich anfangs fern gehalten hatte, von seinem Herzog dahin beschieden und blieb mehrere Tage dort. Die ausgezeichneten Darstellungen der französischen Schauspieler, die den Kaiser der Franzosen begleiteten, um vor einem „Parterre von Königen“ zu spielen, vor allem die Kunstleistungen Talmas, bereiteten ihm großen Genuss. Nach jeder Vorstellung unterhielt er sich mit dem Herzog voll Feuer stundenlang über die Stücke und die Leistungen der Darstellenden. Am 2. Oktober wurde er zu dem französischen Kaiser gerufen<sup>125</sup>. Die Audienz dauerte fast eine ganze Stunde. Talleyrand, Berthier und Savary waren gegenwärtig, nachher trat auch Daru hinzu. Der Kaiser saß an einem großen runden Tisch frühstückend, und indem er ihm winkte, näher zu kommen, fragte er nach seinem Alter und sprach seine Verwunderung aus, ihn so frischen Aussehens zu finden. Als das Gespräch sich auf Goethes poetische Werke lenkte, nahm Daru Gelegenheit, von der Übersetzung des Mahomet zu sprechen, worauf Napoleon auseinandersetzte, weshalb es ein schlechtes Stück sei. Den Werther versicherte er sieben Mal gelesen zu haben, und bewies seine genaue Kenntnis desselben durch eine ausführliche Analyse, wobei er bemerkte, dass an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt seien; „das“, sagte er, „ist nicht naturgemäß und schwächt bei dem Leser die Vorstellung von dem übermächtigen Einfluss, den die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie das getan?“ Goethe hörte ihm mit heiterem Gesicht zu und erwiderte: Er wisse zwar nicht, ob ihm jemand denselben Vorwurf gemacht habe; aber er finde ihn ganz richtig und gestehe, dass hier etwas Unwahres nachzuweisen sei; allein es sei dem Dichter vielleicht zu verzeihen, wenn er sich eines Kunstgriffes bediene, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen natürlichen Weg nicht hätte erreichen können. Der Kaiser schien mit dieser Antwort zufrieden und ging wie-

---

<sup>125</sup> Die ausführlichste und getreueste Schilderung dieser Audienzen in Erfurt und Weimar geben von Müllers Denkwürdigkeiten etc., welche ich infolge gütiger Mitteilung des Herrn Herausgebers vor ihrem öffentlichen Erscheinen benutzen konnte. Eine Notiz über die letztere Unterredung gibt Thiers in seinem bekannten Werk, vielleicht nach Talleyrands Aufzeichnungen; denn in einem später anzuführenden Aufsatz Sorets findet sich die Bemerkung: „Le prince de Talleyrand en a conservé dans ses mémoires encore inédits plusieurs détails.“ Vgl. über jene Vorgänge in und um Weimar die kürzlich erschienenen Memoiren von Müffling, hgg. von seinem Sohn. 1851.

der zum Drama über, wobei er sich über die Schicksalsstücke missbilligend aussprach, die einer dunkleren Zeit angehört hätten. „Was will man“, sagte er, „jetzt mit dem Schicksal? Die Politik ist das Schicksal.“ Jedes Mal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, setzte er hinzu: „Qu'en dit Mr. Goet?“

Die Unterhaltung ward unterbrochen, indem Napoleon mit Daru über die großen Kontributionsangelegenheiten sprach. Dann trat Soukt ein, mit dem über polnische Angelegenheiten verhandelt ward. Der Kaiser stand auf, ging auf Goethe zu und fragte nach seiner Familie und dem herzoglichen Hause. Noch einmal zum Drama überspringend, äußerte er: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z.B. den Tod Cäsars auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe ihres Lebens werden. Man müsste der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort gibt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden.“ Als Goethe endlich Abschied nahm, hörte man den Kaiser zu Berthier und Daru sagen: *Voilà un homme!*

Man konnte es Goethe anmerken, dass diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelheiten zu reden und selbst den Anfragen des Herzogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit.

In den nächsten Tagen beabsichtigte Napoleon zu einem Besuch nach Weimar zu kommen. Der Herzog forderte Goethe auf, etwas zur Verherrlichung dieser Tage auszusinnen. Mehrere großartige Pläne wurden in Vorschlag gebracht, aber die Zeit zur Vorbereitung erschien zu kurz. Eine große Jagd auf dem Schlachtfeld von Jena und ein glänzender Hofball ward zur Unterhaltung der hohen Gäste veranstaltet. Da Napoleon „zu Ehren der Herogin“ seine Schauspielertruppe in Weimar spielen lassen wollte, so begab sich Goethe am 4. Oktober zurück, um die nötigen Vorbereitungen zu treffen. Am 6. ward „der Tod Cäsars“ aufgeführt, worin Talma als Brutus glänzte. Auf dem Hofball unterhielt sich Napoleon lange mit Goethe und Wieland, den er, da er nicht erschienen war, eigens in einem Hofwagen ho-

len ließ. Das Gespräch wandte sich auf ältere und neuere Literatur. Gegen Goethe drückte der Kaiser aufs neue sein lebhaftes Interesse für Veredlung der tragischen Kunst aus; „das Trauerspiel“, sagte er, „steht gewissermaßen über der Geschichte.“ Dabei sprach er sich für scharfe Abgrenzung der Gattungen aus und tat die bezeichnende Äußerung: „Je suis étonné qu’un grand esprit comme vous n’aime pas les genres tranchés.“ Nochmals wurden Goethe und Wieland noch einmal zum Frühstück geladen und von Napoleon sehr wohlwollend behandelt, doch betraf die Unterhaltung mehr ihre persönlichen Lebensverhältnisse. Wenige Tage nach der Rückkehr des Kaisers nach Erfurt erhielten beide den Orden der Ehrenlegion. Vom Kaiser Alexander war Goethe schon das Jahr zuvor mit dem St. Annenorden dekoriert worden.

Einige Jahre später kam Goethe in ein engeres Verhältnis zu dem Bruder des Kaisers, dem „grundedlen“, Ludwig, eine Zeitlang König von Holland. Er lernte ihn bald nach der Thronentsagung bei einem Aufenthalt in Teplitz im Jahr 1810 kennen. Sie wohnten zufällig in einem Haus und sahen sich häufig. Das edle zartsittliche Wesen des trefflichen Fürsten, das sich auf eine tiefe religiöse Weltanschauung gründete, zog Goethes Gemüt sehr zu ihm hin; er gestand, man verlasse ihn nicht, ohne sich besser zu fühlen<sup>126</sup>.

Die politische Windstille des Jahres 1810 und der zunächst folgenden Zeit war Goethe für sein biografisches Werk höchst günstig; er konnte sich umso leichter von der Gegenwart abschließen und sich mit seiner Phantasie ganz der Vergangenheit hingeben; „die entschwundenen Geister“, sagt er, „musste ich in mir hervorrufen und manche Erinnerungsmittel gleich einem notwendigen Zauberapparat mühsam und kunstreich zusammenschaffen.“ Es kam ihm bei dieser Arbeit nicht auf historische Vollständigkeit an, sondern seine Absicht war vornehmlich, den Leser in Stand zu setzen, sich daraus den Begriff stufenweiser Ausbildung einer durch ihre Arbeiten schon bekannten Persönlichkeit zu bilden. „Denn dieses“, so spricht er sich in dem Vorwort aus, „scheint die Hauptaufgabe der Biografie zu sein, den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, inwiefern ihm das Ganze widerstrebt, inwiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus bildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach außen abspiegelt.“ Als nun mit dem Jahr

---

<sup>126</sup> Über Goethes Verhältnis zu diesem Fürsten s. Falk a.a.O. S. 163 ff., dessen Bericht nach Riemers Versicherung mit Goethes mündlichen Äußerungen übereinstimmt.

1811 der erste Band unter dem Titel: ‚Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit‘ ans Licht trat, wusste sich ein großer Teil der Leser in diese poetische Kindheitsidylle nicht zu finden; „die Deutschen“, so äußert sich Goethe unmutig in einem Brief an einen Freund, „haben die eigene Art, dass sie nichts annehmen können, wie man es ihnen gibt; reicht man ihnen den Stiel des Messers zu, so finden sie ihn nicht scharf, bietet man ihnen die Spitze, so klagen sie über Verletzung; sie haben so unendlich viel gelesen, und für neue Formen fehlt ihnen die Empfänglichkeit; erst wenn sie sich mit einer Sache befreunden, dann sind sie einsichtig, gut und wahrhaft liebenswürdig.“ Und das ist denn auch an diesem köstlichen Werk, das nicht nur in das individuelle Leben, sondern mit diesem tief in die ganze Bildungsperiode unserer Literatur einführt, in Erfüllung gegangen. Zur Erläuterung des Titels und der Behandlungsweise mögen noch einige Worte Goethes dienen: „Es war mein ernstestes Bestreben, das eigentliche Grundwahre, das, insofern ich es einsah, in meinem Leben obgewaltet hatte, möglichst darzustellen auszudrücken. Wenn aber ein solches in späteren Jahren nicht möglich ist, ohne die Rückerinnerung und also die Einbildungskraft wirken zu lassen, und man also immer in den Fall kommt, gewissermaßen das dichterische Vermögen auszuüben, so ist es klar, dass man mehr die Resultate und wie wir uns das Vergangene jetzt denken, als die Einzelheiten, wie sie sich damals ereigneten, aufstellen und hervorheben werde... Dieses alles, was dem Erzählenden und der Erzählung angehört, habe ich hier unter dem Wort Dichtung begriffen, um mich des Wahren, dessen ich mir bewusst war, zu meinem Zweck bedienen zu können.“

Ein großer Teil dieses Werkes wurde während des Aufenthalts in den böhmischen Bädern in heiterster Muße ausgearbeitet. Die Naturwissenschaft trat für den Augenblick mehr in den Hintergrund. Dagegen erwachte mit der lebhaften Erinnerung der Jugend wieder ein reger Trieb zur lyrischen Dichtung, welche durch die Schilderungen seines Lebens überall mit ihren sanften Tönen hindurch klingt. In dem idyllischen Badeleben zu Karlsbad entsprang 1810 eine erotische Dichtung im Geist der römischen Elegien, worin der Dichter in einem Ariostischen Gemälde den Konflikt von Pflicht und Liebe durchführt. Weil die Schilderung der Szenen sinnlichen Liebesgusses eine allzu lebhaft Farbengebung erhalten haben, so teilt dies Gedicht das Schicksal der unterdrückten römischen Elegien, von Goethes Werken ausgeschlossen zu bleiben; es ist in mehreren Abschriften vorhanden, und die Echtheit nicht zweifelhaft. Er bedurfte also nicht erst der in Karls-

bad mehrfach geübten Gelegenheitsdichtung, um sich zu prüfen, „ob noch einiger poetischer Geist in ihm walte.“ Er ward zu dieser in den Sommern von 1810 und 1812 durch die Anwesenheit der Kaiserin von Österreich veranlasst, deren Liebenswürdigkeit er seine Huldigung in einer Reihe von Gedichten darbrachte, die im Namen der Bürgerschaft von Karlsbad überreicht wurden. Von der Kaiserin wurde er sehr ausgezeichnet und bewahrte ihr stets eine anhängliche Gesinnung. Auf ihren Wunsch verfasste er 1812 in Teplitz innerhalb weniger Tage das kleine Lustspiel ‚Die Wette‘, wobei die Aufgabe war, das Betragen zweier durch eine Wette getrennten Liebenden darzustellen. Am 28. Juli ward der Auftrag erteilt, am 5. August konnte die Aufführung stattfinden. Im Grunde war diese Art höfischer Gelegenheitspoesie eine Sphäre, in der wir das Talent eines Goethe ungern verweilen sehen. Der Beglückwünschung der Kaiserin der Franzosen hätte der deutsche Dichter wohl überhoben sein können, wenn er gleich, wie er an Frau von Stein berichtet, von einem der ersten Staatsmänner Böhmens die Versicherung erhielt, eine bedenkliche Aufgabe glücklich gelöst zu haben. Der Umschwung der Ereignisse, den er damals nicht ahnte, nötigte ihn zu der Palinodie in den Motto-Stanzen des Epimenides.

Der dritte Band von ‚Dichtung und Wahrheit‘ konnte noch beinahe zum Abschluss gebracht werden, ehe die Kriegereignisse von 1813 von der sinnigen Betrachtung vergangener Zustände abzogen. Wenn er hier so manchem bedeutenden, vor ihm hingeshiedenen Freunde ein liebevolles Denkmal gesetzt hatte, so ward ihm noch durch das am 20. Januar 1813 erfolgte Scheiden Wielands, welches ihn so tief erschütterte, dass ihn die Freunde kaum jemals weicher gestimmt gefunden hatten, eine besondere Veranlassung, die Verdienste auch dieses Freundes mit beredter Anerkennung zu feiern. Die von Goethe in der Freimaurerloge gehaltene Gedächtnisrede ist der schönste Denkstein auf Wielands Grab.

## **2. Kapitel: 1813 - 1819**

Mit dem Beginn des Jahres 1813 ging ein neuer Geist durch Deutschland. Das gewaltsam niedergehaltene, tief verletzte Nationalgefühl loderte in hellen Flammen der Begeisterung auf, und die Hoffnung flog freudig der Tat voran. Goethe teilte diese Stimmung nicht. Er sah nur neue Verwirrung und schwere Zeiten vor sich und ergriff jedes Mittel, um sich den Ereignissen, auf deren Gang er nicht einzuwirken vermochte, fern zu halten und

ihre Rückwirkung von seiner geistigen Tätigkeit abzuwenden. Tags vor der Besetzung Weimars durch die Franzosen, am 17. April, trat er seine Reise in die böhmischen Bäder an. In Dresden, das von den Russen besetzt war, sah er Stein und Arndt<sup>127</sup>. Er machte auf diese keinen erfreulichen Eindruck, da er über die neuen Unternehmungen sich nicht freudig und hoffnungsvoll äußerte, sondern bekommen erschien. Als Körner, dessen Sohn in die Reihen der Freiwilligen getreten war, von Hoffnungen glücklicher Zeiten sprach, fuhr Goethe schon heftig gegen ihn auf mit den Worten: „Ja, schüttelt nur an euren Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen“: Eine Besorgnis, die allerdings die ersten Kriegsereignisse zu rechtfertigen schienen, da man überdies noch ungewiss war, welche Stellung Österreich in dem europäischen Kampf einnehmen werde. Auch von Teplitz aus kommen uns nur sorgenvolle Äußerungen des nach Frieden verlangenden Dichters entgegen: „Wer es jetzt möglich machen kann“, schreibt er unterm 21. Juli, „soll sich ja aus der Gegenwart retten, weil es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt von Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden.“ Indes war er wieder froh, dass er in dieser jetzt zerrissenen Welt, wo man nicht mehr wisse, wem man angehöre, gesund sei und arbeiten könne.

Außer der Vollendung des dritten Teils von *Dichtung und Wahrheit* beschäftigte ihn eine Abhandlung über Shakespeare, obgleich seine gedrückte Stimmung wohl nicht geeignet war, die großartigen dramatischen Weltgemälde dieses Riesengeistes von einem unbefangenen Standpunkt aus zu betrachten, und zwar in einer Epoche, wo seine Poesie sich schon der orientalischen Kontemplation zuneigte. Die Balladen „Der Totentanz“, „Der getreue Eckart“, „Die wandelnde Glocke“, wurden damals gedichtet, und in einem Opernentwurf „Der Löwenstuhl“ nahm er das Sujet wieder auf, welches er früher unter dem Titel „Die Jagd“ episch hatte behandeln wollen; die Idee, dass die losgelassene wilde Gewalt durch Liebe und Sanftmut versöhnt werde (in der „Novelle“ führte er sie nachmals aus) war ihm wieder durch die Zeit nahe gelegt worden. Daneben gewährten mineralogische Exkursionen und Sammlungen seinem Geist ebenfalls eine erwünschte Ableitung. Mit innigem Wohlbehagen führt uns seine Schilderung des Ausflugs nach den Zinnbergwerken von Zinnwald und Altenberg (10.-12.

---

<sup>127</sup> S. das Leben des Freih. von Stein, von Pertz, III. S. 374.

Juli) in die Stille der Natur und die idyllische Gewerbetätigkeit der Gebirgsbewohner, welche nicht lange darauf, nach dem Ablauf des Waffenstillstands und dem Eintritt Österreichs in die Reihen der Verbündeten, allen Schrecknissen des Krieges ausgesetzt waren.

Auf der Heimreise traf Goethe in Dresden mitten unter kriegerische Zurüstungen. In Weimar rückte die jüngste französische Garde ein: General Travers, den er früher in Gesellschaft des Königs Ludwig von Holland kennen gelernt hatte, ward in seiner Wohnung einquartiert. Goethe suchte sich durch literarische Beschäftigung mannigfacher und zerstreuter Art über die Sorgen der Zeit, welche die Unfälle von 1806 noch einmal über Weimar bringen konnten, hinwegzuhelfen; sogar die Beschäftigung mit chinesischer Geschichte schien für den Augenblick ein willkommenes Beruhigungsmittel. Von poetischen Arbeiten ist der ‚Epilog‘ zu dem Trauerspiel ‚Essex‘ zu erwähnen, welchen Goethe für die Schauspielerin Wolf schrieb, um ihre fatale Rolle der Elisabeth zum Schluss noch einigermaßen glänzend auszustatten. Diese nach vorgängigen geschichtlichen Studien sorgfältig ausgeführte Dichtung steht in Beziehung zu den Geschicken Napoleons und gibt der unter dem Abfall der Freunde sich kühn behauptenden, mutvollen Gesinnung einen Ausdruck, nicht ohne die tragische Ahnung des Sturzes: „Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag, ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ Dies ward gerade am 18. Oktober, dem Tag der Leipziger Schlacht, geschrieben. An eben dem Tag fiel das Brustbild Napoleons aus Gips, das in Goethes Zimmer hing, von der Wand herab; doch nur der Rand hatte gelitten; Goethe ließ um den Rand des Bildes, den Vers eines römischen Dichters parodierend, die Worte setzen: *Scilicet immenso superest ex nomine multum.*

Dem Rückzug der französischen Armee entging Weimar über Erwarthen glücklich. Die Österreicher rückten ein, und der Herzog trat am 1. November vom Rheinbund zurück. Bald darauf zog er an der Spitze des dritten preußischen Armeekorps nach den Niederlanden.

Goethe, vor allem erfreut, der Ruhe seiner Studien zurückgegeben zu sein, blieb den Ereignissen gegenüber in der Haltung des parteilosen Beobachters. Der Macht des Augenblicks, dessen Kind der Enthusiasmus ist, schien ihm der nicht unterworfen zu sein, „der in der Weltgeschichte lebt.“ Seine Natur war, wie er selbst erörtert, der „höheren“ Kulturstufe gemäß, auf der der Nationalhass verschwindet, wo man gewissermaßen über den

Nationen steht und ein Glück oder ein Wehe seines Nachbarvolks empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Wenn er daher inmitten der patriotischen Aufwallung anderer den Storm der Ereignisse in ruhiger Haltung an sich vorbei gleiten ließ und die politischen Zukunftsträume erregter edler Männer nicht teilte, so konnte es nicht fehlen, dass er manchem teilnahmslos erschien. Indes war diese scheinbare Kälte nicht, wie Stein sie glaubte entschuldigen zu müssen, eine Folge seines Alters, sondern stimmt nur zu der seit dem Beginn der Revolutionszeit erworbenen und geübten Mäßigung. Er rückt sich die Ereignisse der Gegenwart in die Ferne und betrachtet sie gleichsam vom historischen Standpunkt, weshalb auch der nachherige Erfolg in den meisten Fällen der Klarheit seines politischen Urteils Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Dabei bewahrte er dennoch in der Tiefe seiner Seele eine warme Liebe für sein Volk und den Glauben an dessen steigende Entwicklung und höhere Bestimmung. Wer in jenen Jahren Gelegenheit hatte, mit ihm die Geschicke der Gegenwart zu besprechen, schied (wie namentlich Varnhagen von Ense und Luden ausdrücklich versichern) mit der Überzeugung, „dass die im ärgsten Irrtum seien, welche den Dichter beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe, kein Gefühl für Deutschlands Ehre und Schande, keinen Glauben an unser Volk gehabt.“ – „Er sieht nur“, schreibt Varnhagen von Ense gleich nach seinem Besuch bei Goethe (im Nov. 1817) „früh und schnell die Dinge, wie die Meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und beseitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als Ernst nehmen.“

Das schönste Denkmal von Goethes vaterländischer Gesinnung wie politischem Scharfblick hat uns Luden aufbewahrt; es ist umso schätzbare, da der Charakter dieses trefflichen Historikers die beste Bürgschaft treuer Berichterstattung ist. Luden teilte im November 1813 Goethe die Absicht mit, eine zunächst gegen Napoleon und die Franzosen gerichtete Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis“ herauszugeben. Goethe riet ihm von dieser publizistischen Tätigkeit ab, indem er auf dieser Bahn sich in vielfache Händel verwickeln und bald ermüden werde. „Glauben sie ja nicht“, fuhr Goethe darauf fort, „dass ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen, und so

miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewusstsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben; ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt.“ Nachdem er unter Hinweisung auf die frühere Weltstellung des deutschen Volks dies näher begründet hat, fährt er fort: „Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volks und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen, und mit Gut und Blut teuer erkaufte hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als dass auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joch der Fremden, sondern von einem fremden Joch. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkieren etc... Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur auf Westen zu richten, und alle Gefahr von dorthier zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus.“ Das aber bezeichnete Goethe als die Pflicht jedes Einzelnen, „nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken, und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise, nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voraufstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit

es nicht verzage, nicht kleinmütig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht<sup>128</sup>.

Goethe, fühlte keinen Beruf, die Zeitereignisse poetisch zu verherrlichen. Die poetische Stimmung während des Frühlingsaufenthalts (1814) zu Berka an der Ilm veranlasste den Entwurf zu einem Vorspiel zu den Sommervorstellungen der Weimarer Schauspielergesellschaft auf dem 1811 erbauten Theater zu Halle. Allein er überließ die Vollendung desselben an Riemer, indem er der Aufforderung Ifflands, für die preußische Hauptstadt ein auf den Befreiungskrieg bezügliches Festspiel zu dichten, nachgab. Im Mai 1814 wurde ‚Des Epimenides Erwachen‘ begonnen. Da die Festdichtung auf den preußischen Hof und seine Gäste berechnet werden musste, so blieb ei so nahe liegenden Begebenheiten und so delikaten Beziehungen kaum eine andere Form als die allegorische übrig, welche überdies, obgleich an und für sich undramatisch, der beabsichtigten opernartigen Ausstattung günstig war. Der Dämon der Unterdrückung – das sind die Grundzüge der Haupthandlung – hat im Verein mit den Dämonen der List und des Kriegs den Glauben und die Liebe in Fesseln gelegt, doch nicht die Hoffnung. Diese verbinden sich untereinander und stärken sich zu unüberwindlicher Kraft. Sie werden durch gütige Genien ihrer Bande entledigt und besiegen den Dämon der Unterdrückung. Zum Rahmen dieses allegorischen Zeitgemäldes wählte der Dichter die Erzählung von Epimenides aus Kreta, welcher, der altgriechischen Sage nach, über fünfzig Jahre in einer Höhle schlief und bei seinem Erwachen verwundert war, die Welt um sich ganz verändert zu finden. Durch die musikalische Komposition, welche Kapellmeister Weber in Berlin übernahm, und anderweitige Vorbereitungen ward die Aufführung bis zum nächsten Frühjahr hingezögert. Am 30. März 1815 fand sie zum ersten Mal in Berlin statt und ward am nächsten Tag in Gegenwart des Hofes wiederholt. Nach Zelters Bericht war „der Beifall wütend“, und die auf die Zeitereignisse bezüglichen Stellen wurden lebhaft applaudiert; waren doch

---

<sup>128</sup> S. Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlass von Heinrich Luden, 1847. S. 119 ff. – Ungeachtet Goethes kühler Beurteilung der politischen Vorgänge nach der Befreiungszeit konnten ihm doch die jungen patriotischen Schwärmer in ihrem Enthusiasmus höchst lebenswürdig erscheinen. „So erzählte er“, berichtet Frommann, „eines Abends meiner Mutter, wie ihn am Morgen ein Student besucht habe, schilderte, wie nur er und auch nur mündlich schildern konnte, wie diesem unter den schwarzen Locken die feurigen Augen hervorgeglänzt hätten, während er ihm allerlei redlich gemeintes, aber überspanntes Zeug geredet, und endigte mit den Worten: „Ich hätte ihm um den Hals fallen mögen: Lieber Junge, sei nur nicht so dumm!“

auch dem alten Blücher bei dem Chorgesang des Vorwärts-Liedes die Tränen geflossen. In Weimar ward der 30. Januar des folgenden Jahres durch die Aufführung des Festspiels gefeiert. Eine nachhaltige Wirkung war von dieser Dichtung nicht zu erwarten. Ungeachtet der Zierlichkeit und Künstlichkeit der Komposition hat sie kein rechtes inneres Leben, und der Dichter selbst hat zugegeben, dass es diesem allegorischen Drama an Einbildungskraft und Wärme fehle. Die Schlusstrophe, welche (an das Gespräch mit Luden erinnernd) auf die wiederum den politischen Horizont verdüsternden Wolken hinweist, ward bei der Aufführung weggelassen oder ist später hinzugedichtet:

Verflucht sei, wer nach falschem Rat  
Mit überfrechem Mut  
Das, was der Korse-Franke tat,  
Nun als ein Deutscher tut,  
Er fühle spät, er fühle früh:  
Es sei ein dauernd Recht!  
Ihm geh' es trotz Gewalt und Müh'  
Ihm und den Seinen schlecht!

Den glücklichen Zustand Deutschlands nach der Befreiung von dem Joch der Fremdherrschaft, „die große politische Atmosphären-Veränderung“ äußerte auch auf Goethe eine verjüngende Wirkung, und er fühlte, dass es jetzt „dem Epimenides nicht heilsam sein würde, im Schlummer zu verharren.“ Ein dichterisches Wohlgefühl kommt wieder über ihn, als er in den nächsten beiden Jahren 1814 und 1815, statt in dem engen Karlsbader Tal Pflanzen und Steine zu sammeln, „zu des Rheins gestreckten Hügeln – Wein geschmückten Landesweiten“ hinzieht und in offenem Verkehr mit vertrauten Freundeskreisen Herz und Sinn wieder der Fülle des Lebens öffnet: „Der Wunsch in die freie Welt“, das sind seine eigenen Worte, „besonders aber ins freie Geburtsland, zu dem ich wieder Lust und Anteil fassen konnte, drängte mich zu dieser Reise.“

Einen besonderen Reiz hatte dieser Ausflug an den Rhein noch dadurch, dass er in Wiesbaden einige Wochen mit seinem Freund Zelter zusammen zu sein hoffte. Das Verhältnis zu diesem hatte sich seit einigen Jahren zur innigsten Freundschaft gesteigert; das Unglück hatte das Band fester geschlungen. In der schmerzlichen Lebensperiode im November des Jahres 1812, da Zelter über den Tod seines ältesten Sohnes, der sich selbst

entleibt hatte, in tiefe Trauer versetzt war, gaben ihm Goethes tröstende Zeilen das brüderliche Du; die viel sagenden Worte: „Du hast Dich auf dem schwarzen Proberstein des Todes als ein echtes geläutertes Gold aufgestrichen; wie herrlich ist ein Charakter, wenn er so von Geist und Seele durchdrungen ist“, waren eine fürs Leben gewonnene Überzeugung, die niemals wankte. Seit diesem Brief durfte Zelter, um seine eigenen Worte zu gebrauchen, denken, an die Stelle eines verlorenen Sohnes einen lebendigen Bruder gewonnen zu haben. Zwar gehörte Zelter als Musiker einer ganz andere Sphäre der geistigen Tätigkeit an, als Goethe, und konnte diesem nicht, wie Schiller, so viel zurückgeben, als er empfing; aber Goethe hatte seinen reinmenschlichen Wert, die Kernhaftigkeit seiner sittlichen Natur erkannt und schätzte in ihm vor allem die Tüchtigkeit und Geradheit seines Charakters, der „von allen seltenen Gaben die seltenste ein Freund zu sein“ in reichem Maß besaß<sup>129</sup>.

Schon während des frischen Naturgenusses auf der Hinreise fand Goethe die innigen, heiteren Töne seiner Lyrik wieder, die viele Jahre hindurch geschlummert hatten.

„Und da duftet's, wie vor Alters,  
Da wir noch von Liebe litten,  
Und die Saiten meines Psalters  
Mit dem Morgenstrahl sich stritten.“

(Fulda, 26. Juli.)

Zwar erneuern sich auch in Wiesbaden die Karlsbader Studien, indem das mineralogische Kabinett des Bergrats Cramer die Merkwürdigkeiten der dortigen Gebirgsbildung, unter andern viele „Prachtstücke“ aus den Bergwerken des Westerwaldes, vor Augen legte. Allein in all seinen Schilderungen der Ausflüge ins schöne Rheingau weht uns wieder die poetische Fülle des Naturgenusses entgegen. Er fühlt sich der bewegten Menschenwelt wieder näher und mischt sich froh in das rege Leben des munteren Rheinvolkes. Dem St. Rochusfest, welches am 16. August in der St. Rochuskapelle bei Bingen von einem Strom Wallfahrender festlich begangen ward, widme-

---

<sup>129</sup> Von jetzt an wird eine Hauptquelle für die Biografie Goethes: Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796 bis 1832, hgg. von Riemer, 1833 ff. 6 Teile. Wer als Biograph Goethes in dieser Wasserflut die Taucherkünste unendliche Male hat wiederholen müssen, um das Goethesche Gold heraufzuholen, wird das Bild Rückerts sehr treffend finden, wenn er Goethe dem König von Thule vergleicht.

te er wieder die Aufmerksamkeit, wie einst in friedlichen Tagen den römischen Kirchenfesten, und ließ sich, um alle Vorgänge im bunten Menschengewimmel anzuschauen, in und außer der Kapelle hin und her drängen. Es rührte ihn die innige Freude der Menge, welche mit diesem Fest das Glück des wiedergekehrten Friedens und den Beginn goldener Zeiten feierte. In den ersten Septembertagen verlebte er schöne Stunden auf dem Landsitz Winkle bei der Familie Brentano, in deren Begleitung er viele Ausflüge längs des Rheins machte und bei Schlössern und Kapellen, schönen Aussichten und Wein begrüntem Landschaften wieder mit dem entzückten Blick der Jugend verweilte. Er bekennt es selbst, seit dieser Reise an den Rhein eine größere Milde und Schonung gegen die Menschen gewonnen zu haben. Es ist die „milde Sonne seiner letzten Jahre“, welche seit jenen am Rhein genossenen Tagen ihren freundlichen Glanz über den Abend seines Lebens verbreitete.

Seine Vaterstadt Frankfurt hatte er in siebzehn Jahren nicht gesehen. Inzwischen hatte er ihr noch vor kurzem in seiner Biografie den schönsten Tribut dankbarer Anhänglichkeit gezollt. Diesmal bereitete man ihm einen Empfang, in welchem sich die lebhafteste Verehrung aussprach. Die Vorstellung des Tasso wurde angeordnet, und Goethe von den Direktoren des Frankfurter Theaters feierlich dazu eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge trat, welche mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt war, empfing ihn das überfüllte Haus mit lautem Jubel, der während einer Symphonie von Haydn noch fortwährte. Erst als sich der Vorhang hob, trat eine feierliche Stille ein, und ein Prolog begrüßte den Dichter. Während des am Schluss gesprochenen Epilogs wurden die Kränze von den Büsten Ariosts und Virgils genommen und ihm überreicht. Als er als Theater verließ, waren Treppen und Gänge von dicht gedrängten Reihen von Zuschauern gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchging. Auch ein schönes, öffentliches Fest genoss er hier; er konnte in seiner befreiten Vaterstadt der ersten Feier des 18. Oktobers beiwohnen.

In Frankfurt freute er sich besonders des vielseitig angeregten Interesses für Kunst und Naturwissenschaften; was in Privatsammlungen an Kunstsachen und sonstigen belehrenden Schätzen vorhanden war, ward im Einzelnen sorgfältig betrachtet und beschrieben. Viel Genuss und Belehrung fand er in Hanau im Umgang mit Geheimrat von Leonhard, mit dem er schon seit Jahren über Mineralogie korrespondiert hatte; bei ihm fand er

ein ausgezeichnetes Mineralienkabinett. Unter den Sammlungen des Darmstädter Museums hatte er seines wackeren Merck zu gedenken; Manches, was er früher in dessen Privatbesitz gesehen und bei seinen ersten naturwissenschaftlichen Studien benutzt hatte, fand er hier wieder.

Nach Heidelberg zog ihn Sulpiz Boisserée. Im Jahr 1811 war dieser begeisterte, sinnvolle Kenner mittelalterlicher Kunst mit einer wichtigen Folge von darauf bezüglichen Zeichnungen und Kupfern nach Weimar gekommen und hatte schon damals Goethes Kunstbetrachtung auf den Wert der Kunst des Mittelalters hingelenkt; „es ward ein treuer Sinnes- und Herzensbund mit dem edlen Gast geschlossen, der für die übrige Lebenszeit folgereich zu werden versprach.“ Diese Einwirkung trat jetzt in gemeinsamen Studien erst nach ihrer ganzen Bedeutung hervor. Die Boisserée'sche Sammlung niederländischer und altdeutscher Gemälde, die Pläne und Risse des Kölner Doms und anderer altdeutschen Gebäude gewährte Goethe eine klare Einsicht in ein Gebiet der Kunstgeschichte, das er bis dahin nur flüchtig durchstreift hatte. Auf dieser Reise an den Rhein, von der er am 27. Oktober zurückkehrte, waren ihm so „unendliche Schätze des Anschauens und der Belehrung geworden, vom Granit an bis zu den Arbeiten des Phidias und von da rückwärts bis auf unsere Zeiten“, dass er sich angetrieben fühlte, sie im nächsten Jahr zu wiederholen.

Zwar war 1815 der politische Horizont nicht mehr so heiter, wie das Jahr vorher: „Napoleons Wiederkehr von Elba erschreckte die Welt; hundert schicksalsschwangere Tage mussten wir durchleben.“ Als er in Wiesbaden gegen die Mitte des Juni anlangte, fand er dort die preußische Garde. Die Schlacht von Waterloo ward in Wiesbaden zu großem Schrecken voreilig als verloren gemeldet, und viele Badegäste machten schon in Furcht vor schneller Ausbreitung der französischen Truppen Anstalten zum Einpacken. Die rasche Entscheidung brachte bald wieder alle Verhältnisse ins Gleiche. In der Nähe und Ferne wurden die Rheingegenden von unserm Dichter wieder durchstreift, und neue Bekanntschaften mit ausgezeichneten Männern schlossen sich an altbewährte an. Zu Biberich traf er mit dem Erzherzog Karl zusammen, welcher ihn durch seine belehrenden Unterhaltungen sehr anzog und mit seinen Werken über seine Feldzüge beschenkte. Mit Bergrat Cramer ward eine Reise durch das Lahntal ausgeführt, von wo sie geognostische Ausbeute heimbrachten. In Gesellschaft des Minister von Stein war Goethe auf der Fahrt nach Köln, wohin er sich in der Absicht, in die altdeut-

sche Kunst durch gründlicheres Anschauen einzudringen, begab; „der Aufenthalt, so kurz er war, ließ doch unvergängliche Wirkungen zurück.“

Die Seele dieser kunstgeschichtlichen Forschungen war der Umgang mit Sulpiz Boisserée. Mit ihm machte Goethe die Reise von Wiesbaden über Mainz, Frankfurt und Darmstadt. In seiner Gesellschaft betrachtete er abermals die wertvollen Sammlung dieser Städte. Jene Studien der Kunst, denen Boisserée sein Leben gewidmet hatte, waren fast der alleinige Inhalt ihrer Gespräche. In Heidelberg fand Goethe bei dem Freund die gastlichste Aufnahme. Bei einem Aufenthalt von mehreren Tagen hatte er die schönste Gelegenheit die kostbaren Sammlungen mehrere Tage zu betrachten und sich in historischer wie artistischer Hinsicht von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit zu überzeugen. Die Kölner Studien kamen bei den Zeichnungen und Rissen altertümlicher Gebäude wieder zur Sprache, und durch vielfache Verhandlungen fühlte man sich befähigt, „aus einer großen, oft wunderlichen und verwirrenden Masse das Reine und Schöne, wohin der menschliche Geist unter jeder Form strebt, herauszufinden und sich zuzueignen.“

Von Heidelberg auf Würzburg reiste Goethe noch in Gesellschaft von Sulpiz Boisserée; „da uns beiden der Abschied weh tat, so war es besser, auf fremden Grund und Boden zu scheiden, als auf dem heimischen.“ Über Meiningen, den Thüringer Wald und Gotha langte er am 11. Oktober wieder in Weimar an.

Er hatte sich wieder mit liebevollem Entzücken in der Welt umgesehen, und das Gefühl dieses glücklichen Zustandes musste noch dadurch erhöht werden, dass er kurz vor und nach dieser zweiten Rheinreise die Schilderungen seiner italienischen Reise redigierte, aus denen die Lichtblicke der reinsten Seelenerhebung aufs neue erwärmend und belebend ihm entgegenleuchteten.

Indes wollte er auch nicht die Früchte der gegenwärtigen Reisen dem deutschen Publikum vorenthalten. Er begann die Zeitschrift ‚Kunst und Altertum‘, welche von 1816 bis 1828 die Studien des Greises begleitete und ihm Gelegenheit bot, mit allem, was die weiter schreitende Zeit Bedeutendes hervorbrachte, in lebendiger Berührung zu bleiben und von dem hohen Standpunkt seiner individuellen Bildung auf die Gegenwart zu wirken. Die ersten Hefte, deren Titel noch die Beziehung auf die Kunstgegenstände der

Rhein- und Maingegenden andeutete, enthielten die Ergebnisse der letzten Reisebeobachtungen und waren vornehmlich in Bezug auf die Boisseree'schen Sammlungen von entschiedenem Einfluss auf das öffentliche Kunsturteil. Goethe wies mit kunsthistorischem, vorurteilsfreiem Blick das Verhältnis der ältesten deutschen Malerei zur byzantinischen Kunst nach und war der Erste, welcher der Wirksamkeit des Johann van Eyck Anerkennung verschaffte. Übrigens beschränkte sich diese Zeitschrift nicht auf Kunst und Altertum; „denn“, sagte er schon im Beginn des Unternehmens, „wie lassen sich die beiden ohne Wissenschaft und diese drei ohne Natur denken?“

Hatte er sich zur Zeit der Propyläen auf seinem antiken Standpunkt mehr abwehrend der Richtung der modernen Kunst zur Romantik entgegengestellt, so war er jetzt mit dem neuen Geist mehr versöhnt und hatte vielfach Anlass, fördernd einzugreifen. Als die mecklenburgischen Stände im Dezember 1814 den einstimmigen Beschluss fassten, die Verdienste des Fürsten Blücher durch Errichtung eines Denkmals in seiner Geburtsstadt Rostock zu ehren, ward Goethe von dem damit beauftragten ständischen Ausschuss angegangen, durch seinen Rat und sein Gutachten die Ausführung des Planes zu unterstützen und zu leiten. Nachdem mit Direktor Schadow in Berlin vorgängig über die Idee des Kunstwerkes korrespondiert worden war, kam dieser mit dem Modell nach Weimar, wo sich beide über die noch vorzunehmenden Veränderungen verständigten. Im Sommer 1818 wurde der Erzguss der neun Fuß hohen Statue vollendet und im folgenden Jahr das Denkmal aufgestellt. Zwei Relieftafeln wurden von Goethe entworfen; die eine stellt dar, wie der Held vom Sturz mit dem Pferd sich aufrafft, während der Genius des Vaterlandes ihn mit der Ägide beschützt; die andere zeigt den Helden zu Pferde, indem er dämonische Gestalten in den Abgrund jagt. Die Zeilen der von Goethe verfassten Inschrift lauten:

In Harren und Krieg,  
In Sturz und Sieg  
Bewusst und groß:  
So riss er uns  
Von Feinden los.

In eben diesem Jahr erhielten Goethes Kunststudien von vielen Seiten die lebendigste Anregung, so dass ihm das Jahr 1818 in dieser Hinsicht als eine neue Epoche erscheinen konnte. Die Elgin-Marmoren, diese herrlichen

Überreste griechischer Kunst, aus der Periode ihrer höchsten Blüte, waren im britischen Museum angelangt. Gipsabgüsse und Zeichnungen gelangten bald auch in Goethes Nähe, und mit der Begeisterung seiner italienischen Studien ergriff er die, wenn auch nur in mangelhaften Kopien, dargebotene Belehrung. Er erzählt uns, wie die Begierde, etwas dem Phidias Angehöriges mit Augen zu sehen, so lebhaft und heftig ward, dass er, an einem schönen, sonnigen Morgen ohne Absicht aus dem Haus fahrend, von seinem leidenschaftlichen Verlangen plötzlich ergriffen, aus dem Stegreif nach Rudolstadt lenkte und sich dort „an den erstaunenswürdigen Köpfen von Monte Cavallo für lange Zeit herstellte.“ Mit Abzeichnungen und Gipsabgüssen gelang es ihm seine eigenen Sammlungen zu vervollständigen. Auch seine Münzsammlung erhielt wertvolle Zugaben. Nach Beobachtungen antiker Münzen verfasste er den Aufsatz über Myrons Kuh. Diese anhaltende Beschäftigung mit antiker Kunst trieb ihn (1818) zu dem Versuch, die Gemäldeschilderungen des Philostrat, mit denen er sich schon in der Epoche der Prophyläen eifrig beschäftigt hatte, zu bearbeiten, „mit dem Vorsatz, das trümmerhaft Vergangene durch einen Sinn, der sich im gleich zu bilden trachtet, wieder zu beleben.“

Manche Belehrung über neuere Kunst ward ihm durch Ankauf von Zeichnungen und Kupferstichsammlungen. Vieles Wertvolle brachte der Herzog von seiner Reise nach Oberitalien heim, unter anderem Abzeichnungen von „Leonardo da Vinci's Abendmahl, welche, in Verbindung mit dem Werk Bossis, Goethe 1817 zu der ausführlichen Abhandlung über dies fast vernichtete Meisterwerk veranlassten.

Fast sollte man aus dieser Schilderung seiner umfangreichen Tätigkeit für ältere und neuere Kunst den Schluss ziehen, dass die Naturwissenschaften und andere geistige Interessen dadurch zurückgedrängt worden seien. Und doch, welche weite Gebiete vermochte dieser große Geist nebeneinander mit gleicher Liebe und Tiefe zu umfassen! Schon im Obigen wird mehrmals angedeutet, wie angelegentlich er während seiner Reisen in den Rheingegenden sich mit mineralogischen Forschungen beschäftigte. Diese wurden auch fernerhin mit solchem Eifer fortgesetzt, dass er zum Jahr 1817 die Bemerkung machen kann, Geognosie, Geologie, Mineralogie und angehöriges seien an der Tagesordnung gewesen. Die merkwürdigen Tonschieferplatten aus dem Lahntal stellte er als Tableau zusammen. Er studierte eine große Anzahl geologischer Werke und Charten; nach v. Leonhards gro-

ßen Tabellenwerken ordnete er seine Privatsammlung und die durch neue ansehnliche Anschaffungen bereicherten Sammlungen des Museums. In den Sommermonaten der Jahre 1818 und 1819 hielt er sich in Karlsbad auf und nahm die Böhm'sche Geognosie wieder mit ungeschwächter Energie auf. „Bei dem schönsten denkbaren Wetter“, schreibt er im Oktober 1819 an Zelter, „ging und fuhr ich in der ganzen Gegend umher ... überall Steine geklopft, so dass ich zuletzt die bekannte Müller'sche Sammlung von hundert Stücken ebenso, als wenn der gute Alte noch lebte, zusammenlegen konnte.“ Auch die Geologie entfernter Länder und Weltteile ward zu diesen Studien mehr und mehr herangezogen, und es verband sich damit eine so umfangreiche Lektüre wissenschaftlicher Reisewerke, dass mancher Besucher nicht wenig überrascht war, Goethe z.B. von den sittlichen und politischen Zuständen Nordamerikas mit der genauesten Detailkenntnis reden zu hören.

Im Jahr 1816 bereitete Goethe die Herausgabe mehrerer naturwissenschaftlichen Abhandlungen vor, welche unter dem Titel „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie; Erfahrung, Betrachtung, Folgerung, durch Lebensereignisse verbunden“ seit 1817 heftweise erschienen. Ein poetisches Seitenstück zu der Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ gab er 1819 in dem didaktischen Gedichte „Metamorphose der Tiere.“ Sein botanisches Studium, dessen Geschichte er damals in einem ausführlichen Aufsatz darlegte, ward durch mannigfache Beobachtungen gefördert. Die chemischen Studien wurden unter Döbereiners Leitung fortgesetzt. Die Farbenlehre erhielt eine Erweiterung durch die Theorie jener Farberscheinungen, welche von „seinem vieljährigen Freund und Mitarbeiter“ Doktor Seebeck zuerst entdeckt und von ihm entoptisch genannt waren. Goethe fasste die Resultate der während dieser Jahre angestellten Versuche, welche er „bis ins Grenzenlose vermannigfalt hatte“, als Supplement seiner Farbenlehre in zwei Abhandlungen zusammen, worin er ihren atmosphärischen Ursprung nach seiner Theorie erklärte. „Die Richtigkeit meiner Ansichten“, so spricht er sich in dem Vorwort aus, „kenne ich zu gut, als dass mich die Unfreundlichkeit der Schule im mindesten irre machen sollte; mein Vortrag wirkt in verwandten Geistern fort; wenige Jahre werden es ausweisen.“

Kaum lässt unsere bisherige Erzählung ahnen, dass neben dieser vielseitigen Tätigkeit sich ein neues, weit aussehendes Feld geistiger Interessen

aufgetan hatte, in dessen Mitte ein anmutiger Dichtergarten fröhlich emporwuchs. Es war mitten unter den Besorgnissen des Jahres 1813, als Goethe an der Hand des ausgezeichneten persischen Lyrikers Hafis, dessen „Divan“ ihm in der von-Hammer’schen Übersetzung zukam, sich in der freundlichen Phantasiewelt der morgenländischen Dichtung<sup>130</sup> erging und sich durch diese Beschäftigung „über bedenkliche Zeiten hinweghalf.“ Mit besonderer Vorliebe ergriff er das innerste Wesen dieses lebensfrohen Dichters und „suchte sich durch eigene Produktion mit ihm in Verhältnis zu setzen.“ Es dürften daher wohl schon in den Tagen, als die verbündeten Armeen über den Rhein zogen, nicht erst nach dem Datum der Überschrift ein Jahr später, die Strophen der Hegire gesungen sein:

Nord und West und Süd zersplittern,  
Thronen bersten, Reiche zittern.  
Flüchte du, im reinen Osien  
Patriarchenluft zu kosten;  
Unter Lieben, Trinken, Singen  
Soll dich Chisers Quell verjüngen.

Diesen Quell der Verjüngung empfing bald seine lyrische Poesie von innen heraus, als mit der Wiederkehr der Friedenszeit das Gemüt des Dichters wieder von Liebe und heiterer Lebensfreude erfüllt ward. Für diese lyrischen Empfindungen des Greises, die sich von selbst zur Reflexion und allegorischen Einkleidung neigten, schienen die Formen der orientalischen Poesie das zierlichste und geeignetste Gefäß zu sein. „Diese muhamedanische Religion“, schreibt er später an Zelter, „Mythologie, Sitte geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt. Unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes, heiterer Überblick des beweglichen, immer kreis- und spiralartig wiederkehrenden Erdetreibens, Liebe, Neigung zwischen zwei Welten schwebend, alles Reale geläutet, sich symbolisch auflösend – was will der Großpapa weiter?“

Während der geistesfrischen Jahre 1814 und 1815 quollen die lyrischen Gedichte so reichlich hervor, dass er nach dem Muster seines Hafis einen

---

<sup>130</sup> Soret erzählt in der Notice sur Goethe, dem Besten, was in französischer Sprache über den Dichter geschrieben ist (Bibliothèque universelle des sciences, belles-lettres et arts. 1832. Tom. II. Littérature. Pag. 113-147; 262-288), dass im Jahr 1811 ein Offizier Goethe einige Blätter eines arabischen Manuskripts des Korans, das er aus Spanien mitgebracht hatte, überließ. Die Schönheit der Handschrift und der Zeichnung zog Goethe sehr an und gab ihm schon damals die erste Anregung zu den orientalischen Studien.

westöstlichen Divan gründen und ihn schon nach der Verschiedenartigkeit des poetischen Inhalts in Bücher abteilen konnte. Einige, wie das Buch des Timur, welches Rückblicke auf die napoleonische Zeit enthalten sollte, gediehen nicht weit; aber die der Liebe gewidmeten Bücher schlugen sich rasch zu vollen Liederkränzen zusammen. Das stärkste der Sammlung ward das Buch Suleika. In diesen Liebe glühenden Liedern zieht die Leidenschaft des Dichtergreises den Glanz orientalischer Bildersprache heran, um die jugendliche Gelebte und ihre beglückende Gegenliebe zu feiern. Der größte Teil derselben ward während des Herbstaufenthalts 1815 in Frankfurt gedichtet und lässt auf ein leidenschaftliches Liebesverhältnis schließen, das ihm die Wärme jugendlicher Liebesempfindung zurückgab.

Du beschämst die Morgenröte  
Jener Gipfel ernste Wand,  
Und noch einmal fühlt Hatem [Goethe]  
Frühlingshauch und Sonnenbrand.

Darauf deuten auch des Dichters Worte hin, wenn er in den Erläuterungen sagt, dies Buch möchte wohl für abgeschlossen anzusehen sein; „der Hauch und Geist einer Leidenschaft, der durch das Ganze weht, kehrt nichtelicht wieder zurück, wenigstens ist dessen Rückkehr, wie die eines guten Weinjahrs, in Hoffnung und Demut zu erwarten.“ Dass diese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kind, das sich auch als Suleika hat eindringen wollen, bedarf wohl kaum einer Bemerkung.

Es war Goethes Absicht, im Jahr 1816 mit herannahender guter Witterung die schönen Tage der Rheinreise abermals zu genießen. Meyer wollte ihn begleiten. Man hoffte in den Kunstsammlungen die gemeinschaftlichen Studien zu erneuern und dann in Baden-Baden die Heilkraft der Mineralquellen und der reizenden Naturumgebung zu genießen: „Pläne waren entworfen, wie alles zu genießen und zu nutzen wäre.“ Aber kaum war am 20. Juli die Hälfte des Erfurter Weges zurückgelegt, als „der ungeschickteste aller Fuhrknechte“ auf ebener Straße den Wagen umwarf. Die Achse brach, und Meyer beschädigte sich so bedenklich an der Stirn, dass sie sogleich nach Weimar umzukehren genötigt waren, und die Reise wenigstens um 14 Tage verschoben werden musste.

Goethe hatte, wie alle tiefpoetischen Gemüter, einen Glauben an Ahnungen, an geheimnisvolle Wechselbeziehungen der Ereignisse. Den Lesern von Dichtung und Wahrheit ist bekannt, wie sich dieser Hang seines Gemüts schon in seiner Jugend in mancherlei Kombinationen manifestiert. Auch glaubte er späterhin, bei mehreren Gelegenheiten diesen Glauben erprobt gefunden zu haben. „Aus Unmut und Aberglaube“, wie er selbst sich ausdrückt, ward daher die Reise an den Rhein, wo man ihn schon sehnhchst erwartet hatte, übereilt aufgegeben, und die Freunde verweilten einige Wochen in dem kleinen thüringischen Bad Tennstädt in der Nähe der Unstrut. Auch Wolf kam auf ein paar Tage dorthin und belebte die Unterhaltung, obgleich Goethe seinen Unwillen nicht zurückhalten kann, dass dessen zunehmende Widerspruchs lust seinem Umgang mehr und mehr das Erfreuliche und Anregende früherer Jahre entziehe. Viele Freude machte ihm in diesen einsamen Wochen das Studium der Humboldt'schen Übersetzung des Agamemnon von Äschylus, da er dies Stück „von jeher abgöttisch verehrt hatte.“ Auch verdanken wir dem Tennstädter Aufenthalt die ausführliche Darstellung des Rochusfestes, welche als ein Seitenstück zu der Karnevalsschilderung im Detail ausgemalt ward.

Der rheinische Liederfrühling war mit dem Jahr 1816 verblüht. Es brachte viele trübe Ereignisse, unter diesen auch den Tod seiner Frau, der ihn mehr, als man erwarten mochte, niederbeugte. In den an ihrem Todestag (6. Juni) niedergeschriebenen Zeilen:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens  
Durch die düstern Wolken zu scheinen!  
Der ganze Gewinn meines Lebens  
Ist, ihren Verlust zu beweinen“ –

und in den Worten an Zelter: „Wenn ich Dir, derber, geprüfter Erdensohn, vermelde, dass meine liebe, kleine Frau uns in diesen Tagen verlassen: So weißt Du, was es heißen will“, spricht sich ein ungeheuchelter Schmerz aus. Auch der Tod der Kaiserin von Österreich, welche er innig verehrte, „versetzte ihn in einen Zustand, dessen Nachgefühl ihn nicht wieder verließ.“ Nicht minder tief schmerzte das frühe Hinscheiden der „unvergesslichen“ Prinzessin Caroline von Weimar, welche mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin vermählt war. Mitten unter so vielen Gräbern der Geliebten (Zelter verlor in diesem Jahr einen hoffnungsvollen Sohn und eine blühende Tochter) erklang kein Lied der Freude, sondern jener feierliche

Gesang der „Trauerloge“: „Ach, von neuen frischen Hügeln Freund an Freunden überdeckt!“ Doch freudige Hoffnung erweckte wieder der Beginn des nächsten Jahres, da sein Sohn August, der bereits in weimarschen Staatsdienst getreten war, sich mit dem Fräulein Ottilie von Pogwisch verlobte. Diese eheliche Verbindung erheiterte den Lebensabend des Dichters durch die geistreiche und liebevolle Nähe einer geliebten Schwiegertochter, und in der zärtlichen Anhänglichkeit an die Enkel genoss er noch einmal das Glück des Vatergefühls. Im nächsten Jahre sang er seinem Walther ein heiteres Wiegenlied.

Wenngleich in diesen Jahren die Liedersammlung des westöstlichen Divans keinen erheblichen Zuwachs erhielt, und auch der Entwurf zu einer orientalischen Oper bald wieder beiseite gelegt ward, so wurden gleichwohl die philologisch-historischen Studien orientalischer Literatur mit un-  
ausgesetztem Fleiß betrieben. Durch ältere und neuere Reisebeschreibungen suchte sich Goethe ein deutliches Bild von den Kulturzuständen und Sitten des Orients zu verschaffen. Viel Belehrung verdankte er den Werken von Jones, den „Fundgruben“ von Hammers, den Denkwürdigkeiten des Orients von dem Prälaten von Diez etc. Mit letzterem trat er in einen wissenschaftlichen Briefwechsel, der bis an dessen Tod fortgesetzt ward. Diez und der gelehrte Orientalist J. G. L. Kosegarten übersetzten für ihn manches, wodurch er glaubte er seinen Studien Aufklärung zu erlangen; auch blieb er nicht ohne Berührung mit Silvestre de Sacy, dem Meister orientalischer Gelehrsamkeit. Um aber diese Literaturkunde nicht bloß aus zweiter Hand zu empfangen, beschäftigte er sich auch, besonders in dem Winter 1817-18, mit orientalischen Sprachstudien und bemühte sich Manuskripte so zierlich wie möglich nachzuschreiben. Von diesen Übungen im Schönschreiben findet man in den Gedichten des Divans mehrere Spuren.

Da die ersten Proben dieses lyrischen Zyklus im Damenkalender von 1817 mehr irre gemacht als vorbereitet hatten, so entschloss er sich, als er im März 1818 den Druck des Divans beginnen ließ, das Material seiner gelehrten Studien über den Orient in einzelnen erläuternden Abhandlungen zu bearbeiten und mit diesen die vollständige Ausgabe von 1819 zu begleiten. Diese wertvolle Zugabe beweist, wie der sichere klare Blick des Naturforschers sich auch in der Darstellung der Eigentümlichkeit der Weltansicht und Sitte ferner Völker und Zeiten bewährte.

Mit dem „Buch des Sängers“, dessen Lieder sich auf die persönlichen Verhältnisse des Dichters beziehen, verbindet sich, wie er selbst andeutet, dem Geist nach die Dichtung zu dem Weimarer Maskenzug, welcher bei Anwesenheit der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna am 18. Dezember 1818 stattfand. „Der Zug“, berichtet Goethe an Zelter, „bestand beinahe aus 150 Personen; diese charakteristisch zu kostümieren, zu gruppieren, in Reihe und Glied zu bringen, und bei ihrem Auftritt endlich exponieren zu lassen, war keine kleine Aufgabe, sie kostete mich fünf Wochen und darüber. Dafür genossen wir jedoch des allgemeinsten Beifalls... Ich habe mich persönlich am wenigsten zu beklagen; denn die Gedichte, auf die ich viel Sorgfalt verwendet, bleiben übrig, und ein kostbares Geschenk von der Kaiserin, erhöht durch freundliche, gnädige und vertrauensvolle Aufnahme, belohnte ich über alle Erwartung.“ Indem die Erbgroßherzogin ihn mit der Anordnung dieses Festzugs und der Ausführung der ihn erläuternden Dichtung beauftragt hatte, war es ihr Wunsch, dass dabei die einheimischen Geisteserzeugnisse in beziehungsreichen Bildern vorgeführt würden. Der Dichter hatte daher Gelegenheit, die glänzende Literaturperiode Weimars, als deren Repräsentant er übrig geblieben war, in erhebenden Bildern zur Anschauung zu bringen. Eine große Gesinnung hat jene Strophen eingegeben, welche die dahingeschiedenen Größen Weimars, von denen er im Leben manche unfreundliche Begegnung erfahren hatte, charakterisieren. „Eine reine, wohl gefühlte Poesie“, sagt er in den Noten zum Divan in Bezug auf diese Geschichte, augenscheinlich im Hinblick auf Herder, „vermag allenfalls die eigentlichsten Vorzüge trefflicher Männer auszusprechen, deren Vollkommenheiten man erst recht empfindet, wenn sie dahingegangen sind, wenn ihre Eigenheiten uns nicht mehr stören und das Eingreifende ihrer Wirkungen uns noch täglich und stündlich vor Augen tritt.“ Von seinen eigenen Leistungen spricht er mit der ihm eigenen wahren Bescheidenheit; von der falschen, die auf eine mit Verstellung verknüpfte Selbstverleugnung und Schmeichelei gegen die behagliche Nullität anderer hinausläuft, hat er zum „Buch des Unmuts“ ein treffendes Wort gesagt.

Übrigens ward in dem Zeitabschnitt, bei welchem wir jetzt verweilen, Goethes Geschäftstätigkeit auch durch anderweitige amtliche Verpflichtungen sehr in Anspruch genommen. Nach wiedererlangtem Frieden zeigte sich in allen deutschen Staaten ein Drang nach neuen Organisationen, und auch Weimar, durch die Wiener Kongressbeschlüsse vergrößert und zum Rang eines Großherzogtums erhoben, blieb nicht zurück. 1815 ward das

Staatsministerium neu organisiert, wodurch auch Goethes Ministerialgehalt auf 3000 Taler nebst einem Zuschuss zur Haltung eigener Equipage erhöht ward. Eine landständische Verfassung wurde versprochen, deren Grundgesetz am 15. Mai des nächstfolgenden Jahres vollzogen wurde. Bei der Huldigungsfeierlichkeit am 7. April 1816 stand Goethe als ältester Diener und Freund des Großherzogs rechts zunächst am Thron. Er erhielt, gleichwie sein Kollege von Voigt, das Großkreuz des am 30. Januar gestifteten weimarschen, weißen Falkenordens<sup>131</sup>. „Die Würden, Ehren und Auszeichnungen“, berichtet er an Zelter, „die uns zu Teil wurden, sagten jedem Verständigen mit vernehmlicher Stimme, dass er sich in der ersten Zeit nicht selbst angehören werde. Mir wird indessen die heiterste Aufgabe zu Teil; mir liegt nichts ob, als was ich gut verstehe, und ich fahre nur fort, dasjenige zu tun, was ich seit vierzig Jahren getan habe, mit auslangendem Mitteln, großer Freiheit und ohne Qual und Hass.“ Goethe behielt unter dem Titel eines Staatsministers (im wirklichen Staatsministerium nahm er auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein) die „Oberaufsicht“ (dies war der offizielle Titel der großherzoglichen Ministerialkommission) über die landesherrlichen Anstalten für Wissenschaft und Kunst<sup>132</sup>. Teilweise ward er dabei von dem Minister von Voigt unterstützt. Zwischen ihnen bestand, wie Kanzler und Müller sich ausdrückt, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigentümlicher Anerkennung und heiterer Zutätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauch treulichst bewährt hat.“

Diese Anhänglichkeit an seinen „teuren vieljährigen Mitarbeiter und Beförderer seiner wohlgemeinten Unternehmungen“ spricht Goethe auch in poetischer Form in den Strophen aus, welche er ihm zur Feier des Dienstjubiläums, am 27. September 1816, widmete.

„Verwirrend ist's, wenn man die Menge hört,  
Denn jeder will nach eignem Willen schalten.  
Verharren wir zusammt in gleichem Sinn,  
Das rechn' ich uns zum köstlichsten Gewinne.“

---

<sup>131</sup> In der zweiten Beilage sind die von Goethe bei dieser Feierlichkeit gesprochenen Worte abgedruckt, deren abschriftliche Mitteilung ich meinem Freunde, dem Herrn Hofrat Sauppe in Weimar, verdanke.

<sup>132</sup> Hinsichtlich der amtlichen Wirksamkeit Goethes, besonders in seinen letzten Lebensjahren, findet man detaillierte Berichte nebst einer Menge von Aktenstücken und Briefen in: Goethe in amtlichen Verhältnissen etc. von seinem letzten Amtsgehilfen Dr. C. Vogel, 1834.

Diese Schlusszeilen deuten schon auf die politischen Gärungsstoffe der Restaurationszeit hin. Kaum des wieder errungenen Friedens froh, ward Goethe von den Freiheitsbestrebungen, welche der Anspannung der Gemüter während des Befreiungskrieges folgten, von neuen Besorgnissen erfüllt. Der staatsmännische Blick, welcher die Bewegungen des politischen Lebens in großen Verhältnissen richtig zu beurteilen und auch in dem Widerstreit der Parteien ein gedeihliches Ringen nach reineren Zuständen anzuerkennen vermag, war Goethe nicht eigen. Seiner innersten Natur war alles Gewaltsame, alles unklare Schwärmerwesen, das sich mit der politischen Aufregung jener Jahre verband, zuwider. Er fürchtete, dass die ruhig fortschreitende Geistesbildung, von der er, wie er auch im Gespräch mit Luden sich äußerte, alles Heil für Deutschlands Zukunft erwartete, aufs neue gestört werde. Weil er in manchen bedenklichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens den Missbrauch der freieren Bewegung vor Augen hatte, so ward er gegen diese überhaupt prinzipiell eingenommen. Mit der Pressefreiheit, welche auch die neue weimarsche Verfassung gewährleistete, konnte er sich nicht befreunden, weil er sie alsbald zu Angriffen auf achtungswerte Persönlichkeiten und nützliche Institute missbrauchen sah, und dagegen lehnte sich sein sittliches Gefühl auf. Ihre nächste Folge, meinte er, sei „tiefe Verachtung öffentlicher Meinung.“ Seinen bürokratischen Standpunkt charakterisiert sein Gutachten<sup>133</sup> über die Unterdrückung von Okens Isis, einem 1816 gegründeten Oppositionsblatt. Die Angriffe dieser Zeitschrift auf die eben erst verliehene weimarsche Verfassung ließen höheren Ortes die Mittel in Beratung ziehen, auf welche Weise diesem Beginn zu begegnen sei; auch Goethe erhielt (im Oktober 1816) vom Herzog den Auftrag, seine Ansichten darzulegen. Die übrigen Vorschläge widerlegend, riet er in seinem Gutachten, Okens Person aus dem Spiel zu lassen und den ferneren Druck der Zeitschrift polizeilich zu verbieten. „Man fürchte sich ja nicht“, heißt es in seinem Schreiben, „vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Schwankens und Zauderns auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot der Isis wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brand zu sterben.“ Der Herzog folgte übrigens diesem Vorschlag nicht, sondern erwartete die Heilung von der Zeit.

---

<sup>133</sup> Dies Gutachten ist abgedruckt in Düntzers Studien etc. S. 375-385.

Ebenso wenig konnte sich Goethe von dem Wert der neueren konstitutionellen Formen überzeugen. Er hatte einen tief gewurzten Widerwillen gegen die Herrschaft der Majorität der Kopfzahl. „Alles Große und Gescheite“, äußerte er einmal, „existiert in der Minorität ... die Vernunft wird immer nur im Besitz einiger Vorzüglicher sein.“ Aus manchen treffenden Urteilen, die uns Epigramme und vertraute Gespräche aufbewahrt haben, ersehen wir, dass sein Blick, wenn er auch einseitig auf den Missbrauch konstitutioneller Formen gerichtet war, sich auch hier seine Klarheit und Schärfe bewahrte. Oder kann etwas schlagender die Abwege des Konstitutionalismus bezeichnen, als seine Äußerung: „Nichts ist widerwärtiger als die Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren<sup>134</sup>, aus Schwachen, die sich assimilieren, und der Masse, die nachtrölt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will.“ Wo die Menge zu entschieden hätte, heißt es in einem seiner Epigramme, würden Wellington und Aristides bald beiseite sein. Daher erschien er selten in den Sitzungen der Stände, weil „er nicht vor Langeweile schwitzen möge; der Mehrheit sei er immer gewärtig.“ Ungeachtet dieser Abneigung gegen die Formen des modernen Liberalismus blieb er der warme Freund protestantischer Denkfreiheit und begrüßte das Reformationsjubiläum des Jahres 1817 mit lebhaftester Teilnahme. Er bearbeitete um diese Zeit eine große welthistorische Kantate auf Luther, „unsern Heros“, welche sich, wie Kanzler von Müller berichtet, nach allen Abteilungen aufs vollständigste skizziert, unter seinen Papieren vorfindet.

Goethes öffentliche Wirksamkeit beschränkte sich auf die Leitung der ihm untergebenen Anstalten. Die weimarsche Bühne war nach Goethes Bemerkung um das Jahr 1815 auf den nächsten ihr erreichbaren Punkt gelangt; „natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen“ verband sich mit „reiner Rezitation und kräftiger Deklamation.“ Goethes Bemühungen, sie auf dieser klassischen Höhe zu erhalten, ließen nicht nach. 1815 ward Calderons große Zenobia aufgeführt. Goethes Monodrama Proserpina ward, mit Eberweins Komposition und glänzend ausgestattet durch Dekoration und Schlusstableau, zu wirkungsvoller Darstellung gebracht. Am 10. Mai ward eine Leichenfeier zu gemeinschaftlichem Andenken Schillers und Ifflands veranstaltet. Die Aufführung der „Glocke“ wurde erneuert, und der Goethesche Epilog, um zwei Schlussverse vermehrt, wieder rezitiert. Man führ-

---

<sup>134</sup> sich anpassen, sich einfügen

te zugleich die letzten beiden, ein Ganzes bildenden, Akte von Ifflands Haggestolzen auf, und diesen wurde ein von Goethe in Verbindung mit Peucer bearbeitetes Nachspiel, das die Verdienste des Verstorbenen feierte, angehängt. Dass Goethe nicht aufhörte, sich zum Besten der Bühnenvorstellungen solchen untergeordneten Arbeiten zu unterziehen, bewies er noch im Beginn des Jahres 1817, wo er Kotzebues „Schutzgeist“ und dessen Lustspiel „die Bestohlenen“ sorgfältig überarbeitete. Um diese Zeit trat sein Sohn ihm in der Theaterintendanz an die Seite, und damit war er wohl schon entschlossen, das zeitraubende Geschäft, das ihm keine Freude mehr machte und ihm besonders durch die Opposition der einflussreichen Jagemann-Heigendorf erschwert ward, bei passender Gelegenheit abzuwerfen. Diese fand sich im Frühjahr 1817. Goethe hatte die Aufführung des nach dem Französischen bearbeiteten Stücks „Der Hund des Aubry“ abgeschlagen, weil er die Rolle eines Hundes für eine Entweihung der Bühne ansah. Man wusste jedoch die Erlaubnis zur Aufführung an höchster Stelle durchzusetzen. Wegen dieser Nichtachtung seiner Autorität legte Goethe die Theaterintendanz nieder und begab sich am Tag der Vorstellung nach Jena. Das innige Verhältnis zum Großherzog litt jedoch keine Unterbrechung, sondern heitere Stunden vereinigten sie bald hernach in Jena. Goethe war hoch erfreut, die Theaterangelegenheiten im Rücken zu haben.

Goethe hatte nach Jena seine Arbeiten nebst Apparaten und Kollektanen mitgenommen und verweilte dort vier Monate. Da der Großherzog die dortigen akademischen Anstalten „großartig zu beleben“ wünschte, so beschäftigte er sich näher mit dem Detail derselben, richtete ein botanisches Museum ein, brachte die 1816 gegründete Tierarzneischule, der manche Vorurteile entgegenwirkten, in Gang und bearbeitete zu Michaelis einen amtlichen Bericht an den Großherzog über den Zustand der einzelnen Institute.

Unter Goethes amtlichen Berichten dieses Jahres findet sich auch ein Blättchen, das wegen der darin sich kundgebenden Pietät gegen Schillers Andenken charakteristisch ist. Er macht darin den Vorschlag, das kleine schon verfallende Häuschen, das Schiller in die Ecke seines Gartens gebaut hatte, als ein durch seinen Aufenthalt geweihtes Plätzchen, das von Fremden häufig aufgesucht wurde, anständig zu restaurieren, des Dichters Büste und eine kalligrafische Tafel mit dem Epilog zur Glocke darin aufzustellen

und das Zimmer mit einigen Gegenständen, deren er sich im Leben bedient, auszustatten. Goethes sinniger Wunsch fand keine Genehmigung.

Die schwierigste Aufgabe, der sich Goethe im Herbst des Jahres 1817 zu unterziehen hatte, war die Umgestaltung der jenaschen Bibliothekeinrichtung. Die akademische Bibliothek bestand aus mehreren Sammlungen, welche nach und nach durch Ankauf und Vermächtnis zusammengekommen waren. Diese waren getrennt nebeneinander aufgestellt, die Räume langten nicht mehr zu, und die Bücher standen und lagen so ungeordnet durch- und übereinander, dass es beinahe ein ausschließendes Geheimnis mehr des Bibliothekdieners als der höheren Angestellten war, wie und wo man ein Buch finden sollte; ein wohlgeordneter vollständiger Katalog war gar nicht vorhanden. Der Großherzog hatte über diesen Übelstand mehrmals mit Goethe vertraulich gesprochen und ihn zur Durchführung einer völlig neuen Anordnung der Bibliothek zu veranlassen gesucht; allein „unter diesen Umständen war wohl niemand zu verdenken, wenn er den Angriff des Geschäfts zu beschleunigen Anstand nahm“, zumal da bis dahin die Bibliothek unter der unmittelbaren Leitung des akademischen Senats stand und die Hindernisse ebenso sehr in den Personen, als in dem verworrenen Zustand der Bibliothek lagen. Endlich brachte im September 1817 die gothasche Regierung den Zustand der Bibliothek zur Sprache mit dem Wunsch, dass die großherzogliche Oberaufsicht diese Angelegenheit übernehmen möchte. Sehr unangenehm war Goethe überrascht, als unterm 7. Oktober an ihn ein höchstes Reskript<sup>135</sup> erfolgte, das ihm die oberste Leitung des Geschäfts der neuen Anordnung übertrug. Jedoch von dem Augenblick an unterzog er sich dem lästigen „unabsehbaren“ Geschäft mit dem entschiedensten Eifer und einer Energie, die alle Hindernisse niederwarf und auch eigenmächtige Schritte nicht scheute, um das Bessere zu schaffen. Er verlangte dazu eine ausgedehnte Vollmacht und die Bewilligung der nötigen Mittel. „Dieser neuen Umschaffung“, sagte er in seiner Relation, „darf nichts im Wege stehen, was nach vermoderten Vorurteilen schmeckt, welche eigentlich die Hauptursache an der Vermoderung der Bibliothek selbst sind.“ Am 6. November begab er sich nach Jena und begann trotz vielfachen Widerstrebens einzelner dabei beteiligter Personen und Korporationen die Erweiterung und Verbesserung der bisher düsteren und feuchten

---

<sup>135</sup> 1. (veraltet) amtlicher Bescheid, Verfügung, Erlass, 2. feierliche Rechtsentscheidung des Papstes oder eines Bischofs in Einzelfällen

Räume des Bibliotheksgebäudes. Der große untere Saal ward trocken gelegt, die beschränkende Mauer niedergerissen, unbenutzte anstoßende Lokalitäten der Universität wurden für die Bibliothek in Besitz genommen. Noch in seinen letzten Tagen blickte Goethe mit Freuden auf die entschlossene Tat zurück, wie er von dem medizinischen Auditorium trotz des Widerspruchs der Akademie und der medizinischen Fakultät, welche den Schlüssel auszuliefern sich weigerte, Besitz nahm, indem er die Wand durchbrach und die Bücherrepositorien<sup>136</sup> aufstellen ließ; sein Verfahren wurde später höchsten Orts vollkommen gebilligt. Zugleich ward die Schlossbibliothek hinübergeschafft, die neue Aufstellung nach wissenschaftlichen Fächern geordnet und durch Katalogisierung ihre Benutzung erleichtert, und alles dieses, ohne dass die Benutzung der Bibliothek unterbrochen worden wäre. Inzwischen arbeitete Goethe auch selbst die neue Anordnung der Rechnungsführung aus, da dies delikate Geschäft nicht wohl einem andern überlassen werden konnte. Auf seinen Bericht vom 1. Dezember 1819, welcher die mit einem Aufwand von nicht mehr als 2700 Talern durchgeführte Vollendung des Hauptgeschäfts melden konnte, erfolgte auch die verdiente Anerkennung. „Wir mögen uns nicht versagen“, heißt es in dem höchsten Reskript vom 17. Dezember 1819, „Euch bei dieser Gelegenheit die Bezeigung unsrer Freude und unsres Beifalls über die Einsicht und Liebe zu erneuern, womit Ihr in tätigster Förderung dieses mühevollen und schwierigen Geschäfts einen von uns mit besonderer Neigung aufgefassten und gehegten Wunsch der völligen Ausführung schon jetzt nahe gebracht habt.“

Sein Kollege, Minister von Voigt, dessen Mitwirkung er sich noch bei diesem Geschäft zu erfreuen gehabt hatte, war schon im Frühling dieses Jahres, am 22. März, geschieden, in letzter Zeit sehr angegriffen von den revolutionären Bewegungen, Goethe pries ihn glücklich, „dass er die Ermordung Kotzebues nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Deutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde.“ Im Sommer 1819 erfolgten die Karlsbader Beschlüsse. Wenige Tage nach Goethes Ankunft in Karlsbad, wo er am Abend seines Geburtstages anlangte, ging der Kongress auseinander; mit mehreren diplomatischen Notabilitäten kam er dort noch in nähere Berührung, auch mit dem Fürsten Metternich.

---

<sup>136</sup> Bücherschränke

Seinen siebzigsten Geburtstag hatte er im Reisewagen zwischen Hof und Karlsbad in stiller Sammlung, wie er pflegte, begangen. Allen lauten Festlichkeiten ging er an diesem Tag gern aus dem Weg; daher lehnte er auch die Teilnahme an einem Festmahl ab, das man ihm am 29. zu veranstalten beabsichtigte. Erfreulich waren ihm jedoch die Beweise der Liebe, die ihn aus der Ferne in Karlsbad aufsuchten, begrüßende Gedichte von Freunden und Berichte von der sinnvollen Feier dieses Tages, welche seine Verehrer in seiner Vaterstadt veranstaltet hatten. Bei dem dort angeordneten Festmahl prangte ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz, welcher Goethe demnächst als Geschenk zugesandt wurde. Im Theater gab man ihm zu Ehren den Torquato Tasso. Die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, welche 1819 durch den Freiherrn von Stein konstituiert war, ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tag eine goldene Medaille zum Dank für den Anteil, den er an der Anfertigung der Blücherstatue genommen hatte. Ein sinniges Geschenk ward ihm durch den Großherzog von Mecklenburg. Dieser hatte Gelegenheit gefunden, die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im elterlichen Haus gestanden hatte, anzukaufen, und ließ sie heimlich im Goethe'schen Haus aufstellen. Als Goethe sie zum ersten Mal morgens fünf Uhr schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre ein Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt; ist es Traum oder Wirklichkeit?“ Dann stand er auf und vergoss beim Anblick Tränen der Rührung<sup>137</sup>. Der Dichter sprach seinen Freunden durch das in einzelnen Drückblättern übersandte Gedicht „die Feier des 28. Augusts dankbar zu erwidern“ seinen Dank aus; welchen er an das auf einer Münze ihm dargebotene bild von dem Ritter, der seine vierundzwanzig Söhne dem Fürsten zur Huldigung vorstellt, anknüpft:

Sieht der Dichter nah' und ferne,  
Söhn' und Töchter, lichte Sterne,  
Sieht sie alle wohlgeraten,  
Tüchtig, von geprüften Taten,  
Freigesinnt, sich selbst beschränkend,  
Immerfort das Nächste denkend,  
Tätig treu in jedem Kreis,

---

<sup>137</sup> Ich bin in dieser Erzählung einer Aufzeichnung Sauppes gefolgt. Nach Laube (in seinen Reisenovellen) wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt.

Still beharrlich jeder Weise,  
Still beharrlich jeder Weise,  
Nicht vom Weg dem graden weichend,  
Und zuletzt das Ziel erreichend.

Bring' er Töchter nun und Söhne,  
Sittenreich in holder Schöne,  
Vor den Vater alles Guten  
In die reinen Himmelsgluten,  
Mitgenossen ew'ger Freuden! –  
Das erwarten wir bescheiden.

### 3. Kapitel: 1820 - 1825

„Das Leben“, äußert Goethe in einem Brief an den Staatsrat Schulz, „gleichet denn doch zuletzt den sibyllinischen Büchern; es wird immer kostbarer, je weniger davon übrig bleibt.“ Er ward daher, je näher er dem unvermeidlichen Ziel rückte, umso haushälterischer in der Verwendung der Zeit, und sein alter Wahlspruch: „Die Zeit ist mein Reichtum und mein Acker“ (tempus divitiae meae, tempus ager meus) bewährt sich gerade in den letzten Jahren seines Lebens in vollstem Maß. Zwar widmete er noch in den nächstfolgenden Jahren einen Teil des Sommers den Zerstreungen und geselligen Aufheiterungen des Badelebens; sonst schloss er sich möglichst in die Einsamkeit seines Studierzimmers ein, wo schon die frühen Morgenstunden ihn regelmäßig an seine Arbeiten und wissenschaftlichen Forschungen riefen. Aus seinen Tagebüchern, die er regelmäßig in zwei Abschnitten des Tages diktierte – so berichtet Kanzler von Müller – ersieht man, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mitteilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Produktionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lektüre der mannigfaltigsten Art widmete.“ Sein Arbeitszimmer, das mehr und mehr seine Welt ward, in der er die ganze Behaglichkeit und Fülle seines geistigen Daseins empfand, lag still nach dem Garten zu, klein und schmucklos, damit nicht Gegenstände des Luxus seinen Geist zerstreuen möchten. Besuche wurden hier nicht angenommen, und nur den

intimsten Freunden öffnete sich dies Heiligtum; sein Bibliothekszimmer und Schlafkabinett lagen daran. Ein kleiner Eckschrank im Arbeitszimmer, berichtet A. von Sternberg, „hatte die Bestimmung Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die diskreteste und wirksamste Weise verteilt wurden.“

Seine amtliche Tätigkeit hatte sich, seitdem er die Theaterleitung aufgegeben hatte und die Bibliothekseinrichtung der Hauptsache nach beendet war, sehr vereinfacht, und was noch zu tun war, wickelte sich ohne große Opfer an Zeit mit Hilfe der Unterbeamten von selbst ab. Aus der Korrespondenz mit dem Großherzog geht hervor, wie sehr er auch ferner bemüht war, das Gute in seinem Verwaltungszweige zu fördern. Man durfte durchaus nicht ermangeln, sagt von Müller, ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Torhaus betreffen, die Risse vorzulegen. Großes Interesse nahm er 1822 an dem Bau der Weimarer Bürgerschule und beriet den Bauplan mit. Am 17. November ward von Karl August feierlich der Grundstein gelegt. Bei dieser Gelegenheit berühren wir noch einmal das herzliche Verhältnis, das zwischen Goethe und seinem Fürsten bis ans Ende ihres Lebens unverändert fortbestand. Als eine Gabe des Dankes für die neue Stiftung ließ Goethe zum Weihnachtsfest 32 Gedichte sammeln und unter der Aufschrift: „Dem Landesfürsten zum Weihnachten von seinen Kindern, 1822“, überreichen; der Goethesche Gruß „Bäume leuchtend, Bäume blendend etc.“, der die Erfüllung der einst in dem Gedicht „Ilmenau“ ausgesprochenen Hoffnungen in einfachem Bild ausdrückt, eröffnete diese Sammlung. Am nächsten Morgen erhielt Goethe ein Billet des Fürsten, worin wir die schönen Zeilen finden: „Du weißt selbst, wie vielen Teil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als dass ich nötig hätte, Dir zu sagen, dass ich es lebhaft erkannte, indem Du gewiss nicht an meiner Erkenntlichkeit zweifeln kannst, noch an der Gerechtigkeit, die mein Herz Deinen seltenen Verdiensten gern widerfahren lässt.“ In gleicher Gesinnung begrüßte er auch am nächsten Neujahrstag seinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt“, dankend „für die Ausdrücke der unveränderlichen Freundschaft.“

Goethe kam jetzt selten an den Hof. So unabhängig war seine Stellung am weimarschen Hof, so fern von aller Servilität, die man diesem edlen Verhältnisse so gern hätte andichten mögen, dass dies von Seiten der fürstli-

chen Familie durchaus keine Missbilligung erfuhr. Vielmehr suchte sie den Dichter oft in seiner Wohnung auf und führten auch fürstliche Gäste, unter andern den König von Württemberg und den Großfürsten, nachmaligen Kaiser, Nicolaus mit seiner Gemahlin ihm zu. „Von unserer Großherzogin kann ich nur sagen“, schreibt er an Zelter, „dass Bewunderung und Verehrung gegen sie immer mehr wachsen muss ... Sie besucht mich die Woche gewöhnlich einmal, da ich mich dann jederzeit vorbereite, irgendetwas Interessantes vorzulegen, wo dann ihre ruhige gründliche Teilnahme an Gegenständen aller Art höchst ergötzlich und belohnend wird.“ Nicht minder war Goethe durch die regelmäßigen bis zu seinen letzten Tagen fortgesetzten Besuche der geistvollen Erbgroßherzogin beglückt. „Was auch im Lauf der Woche an interessanten Gegenständen in Kunst, Literatur und Naturwissenschaften bei Goethe einlief“, so berichtet von Müller, „das Erfreulichste war ihm stets dasjenige, was er seinen erhabenen Fürstinnen vorzeigen, erläutern, ihrer Teilnahme daran gewiss sein konnte. Trat zuweilen eine unwillkürliche Verhinderung jener Besuche ein, so war es ihm, als fühle er eine Lücke in seinem Dasein; denn gerade das Beständige, genau Wiederkehrende jener Tage und Stunden verlieh ihnen noch einen besonderen Reiz, der die ganze Woche hindurch erfrischend auf ihn wirkte.“

Die friedliche Einsamkeit ward ihm auch durch den fortgesetzten Verkehr mit vertrauten Freunden und Genossen seiner Studien belebt. Am liebsten sah er jeden einzeln in traulichen Abendstunden bei sich, um die wissenschaftlichen Gespräche nach einer Richtung zu lenken und sie dadurch für sich instruktiver zu machen. Mit Meyer wurden Gegenstände der Kunst besprochen. Riemers Urteil nutzte er bei der Redaktion seiner Schriften und unterwarf sich willig seiner philologischen Kritik, die manche Einseitigkeiten in Goethes letzten Schriften verschuldet haben dürfte. In ein ähnliches Verhältnis trat als vertrauter Gehilfe der junge Eckermann, der damals nach Weimar kam und durch Goethe Unterstützung und Beförderung fand. Die von ihm aufgezeichneten Gespräche verbreiten ein helles Licht über die letzten Jahre des Dichters und gewähren uns einen tiefen Einblick in dessen geistige Eigentümlichkeit und die Lebensfülle seines Gemüts. Auch Hofrat Soret aus Genf, der Erzieher des jungen Erbprinzen, war in jenen Jahren oft um Goethe und diesem besonders durch seine naturwissenschaftlichen

Kenntnisse und Studien sehr wert<sup>138</sup>. Endlich gehörten auch sein Arzt, der Hofrat Vogel und Kanzler von Müller, einer der wärmsten seiner Verehrer, zu diesem Kreis der intimsten Hausfreunde. Müller war, wie Soret sich ausdrückt, gewissermaßen der Vermittler zwischen Goethe und der Gesellschaft; indem er, begabt mit einer lebhaften poetischen Einbildungskraft, im höchsten Grad das Talent besaß, alle interessanten Vorfälle zu sammeln und sie auf pikante Weise zu erzählen, belebte er seine Unterhaltung mit allem, was er gesehen und gehört hatte, weshalb sie für den Dichter stets anregend und erheiternd war. Nur einige kleine Gelegenheitschriften lassen uns ahnen, welch eine reichhaltige Darstellung wir besitzen würden, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, sein Verhältnis zu Goethe, wie er beabsichtigte, in besonderen Denkwürdigkeiten zu schildern und dadurch für das Publikum fruchtbar zu machen. Riemers Mitteilungen berühren nur die Oberfläche, da er nicht imstande war, Goethe geistige Tiefe und Größe aufzufassen.

Bedeutende Fremde sah Goethe ebenfalls häufig bei sich. Wolf kam einige Male, noch zuletzt 1824 auf der Reise nach dem südlichen Frankreich, von der er nicht wiederkehrte. Besonders sprach sich eine lebhaftere Freude bei den Besuchen der beiden Humboldt aus. Und wie viele andere bereiteten ihm, neben den lästigen Besuchen mancher Neugierigen, die angenehmsten Stunden! Ein ausgezeichnete Briefwechsel erhielt ihn im geistigen Verkehr mit ausgezeichneten Männern verschiedener Nationen.

Vornehmlich tat sich in jenen Jahren Berlin durch den Kultus des Goethe'schen Genius hervor. Obgleich es der Dichter vermied, den von dort an ihn ergehenden dringenden Einladungen Folge zu leisten, so nahm er doch durch Zelters Vermittlung an allen dortigen Vorgängen den regsten Anteil. Durch Meyers Aufenthalt daselbst sowie durch den Besuch von Tieck und Rauch, welche seine Büste modellierten, erheilt er sich auch in Kenntnis von den dortigen Kunstschatzen und Bemühungen für die Beförderung der Kunst. Für die Eröffnung des neuen Schauspielhauses in Berlin am 26. Mai 1821 verfasste er den Prolog, der, von Madame Stich gesprochen, mit gro-

---

<sup>138</sup> Eckermanns Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 3 Teile, 1836. 48. (neuerdings von Oxenford ins Englische übersetzt) gehören bekanntlich zu den wertvollsten Beiträgen zur Charakteristik des Dichters, besonders seiner letzten Lebensperiode. Der 3. Teil enthält auch Auszüge aus Sorets Aufzeichnungen in deutscher Übersetzung, von denen sich schon ein Teil in dessen Notice sur Goethe findet. Wo ich im Ausdruck von Eckermann abweiche, habe ich den französischen Text vor Augen gehabt.

ßem Enthusiasmus aufgenommen ward, so dass er am 29. wiederholt werden musste; mit der Goethe'schen Iphigenie wurden die Vorstellungen eröffnet. Den Faust brachte man durch die Bemühungen des Fürsten Radziwill in den Hofkreisen zur Aufführung.

In Frankfurt ging man 1820 mit dem Plan um, dem Dichter schon bei seinen Lebzeiten ein Denkmal zu errichten. „Ich verhalte mich“, schreibt Goethe an den Grafen Reinhard, „dagegen ganz still, kontemplierend; denn da es mehr ist, als was ein Mensch erleben sollte, so muss er sich gar wundersam bescheiden zusammennehmen, um nur die Legung des Grundsteins zu überleben.“ Man übereilte sich jedoch in Frankfurt nicht, und erst nach dem Hinscheiden des Dichters gelang es, das Erzbild des größten Sohnes der freien Stadt aufzustellen.

In der Zurückgezogenheit des Jahres 1820 machte Goethe die Fortsetzung seines Romans ‚Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden‘ zu seiner Hauptaufgabe. Er war bei diesem Roman von der Grundidee ausgegangen, welche sein Lebensprinzip geworden war, dass der Mensch sich selbst beschränken und entsagen müsse. „So viel kann ich Sie versichern“, heißt es in einem Brief an Plessing, „dass ich mitten im Glück in einem anhaltenden Entsagen lebe und täglich bei aller Mühe und Arbeit sehe, dass nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind.“ Während dies Gesetz der Entsagung die sittliche Tendenz der Hauptpersonen des Romans ist, bringen die eingeschalteten, kleinere Novellen die gesellschaftlichen Verwicklungen, die eine Folge der Leidenschaft sind, in der Weise der Wahlverwandtschaften, die anfänglich ein Glied in dieser Kette bilden sollten, zur Darstellung. Nach der Wiederaufnahme der Dichtung verknüpfte sich mit der Idee der Beschränkung die der Tätigkeit; es trat die Ansicht als leitend in den Vordergrund, dass sich jeder seiner Natur und seinen Anlagen gemäß zu einer für sich und andere nützlichen geregelten Wirksamkeit ausbilden müsse. Schon in dem ersten Band, denn mehr erschien 1821 nicht, war viel Tiefgedachtes niedergelegt; aber die fragmentarische, mitunter abstruse Form, in der Absicht des Dichters nur unklar hervortrat und die poetischen Partien nur durch ein schwaches Band erklärender Einschübe zusammengehalten wurden, ließ die gespannte Erwartung der Leser unbefriedigt, musste er doch selbst gestehen, dass das Ganze nicht sowohl aus einem Stück, als in einem Sinn gebildet sei. Es wurde diese Produktion zuerst benutzt, um Goe-

thes gesamte Dichtertätigkeit anzugreifen. Ein gewisser Pustkuchen, Prediger zu Lieme bei Lemgo, machte nicht geringes Aufsehen, als er, anonym und gewissermaßen durch ein Falsum sich eindringend, unter gleichem Titel ein Gegenstück zu jenem Roman herausgab, worin er, in parodierend, das Verwerfliche der Goethe'schen Lebensansicht darzutun suchte. Goethe schwieg, nur dass er im Stillen seinem Humor in einigen ‚Zahmen Xenien‘ Lust machte.

„Und red' ich dagegen, so wird nur der Klatsch verschlimmert;  
Mein liebliches Leben im nichtigen Patsch verkümmert.  
Schon bin heraus!  
Ich mach' mir nichts d'raus.  
Ade!

Diese ‚Zahmen Xenien‘ bilden einen Teil der reichhaltigen Epigrammdichtung, worin der Dichter eine Reihe von Maximen und Urteilen über Welt und Literatur in leichte Reime band, Einfälle des Augenblicks, meist auf Papierschnitzel und die Rückseite von Visitenkarten in flüchtigen Zügen hingeworfen. Selbst Gervinus, vor dessen einseitiger Kritik keine der späteren Goethe'schen Dichtungen Gnade findet, muss diese Epigramme als ein „unschätzbare Vermächtnis“ anerkennen und gestehen: „Mit Beifall und stiller Freude wird jeder wahre Verehrer des großen Mannes diese Äußerungen über die Missstände einer überwuchernden Literatur lesen; denn sie zeugen von dem klaren Sinn, den der Lebensweise Dichter bis in das höchste Alter festhielt, wo er ein bestimmtes äußeres Objekt vor sich hatte.“

Seine Teilnahme an allem Bedeutenden, was sich in nahen und fernen Teilen der gebildeten Welt, sei es in Literatur oder Kunst, in Naturwissenschaft oder industrieller Technik hervortat, schien sich mit seinen höheren Lebensjahren noch zu steigern. Nie war sein Sinn lebendiger der unmittelbaren Gegenwart zugewendet, als auf den letzten Stufen des Lebens. Seine Kenntnis und Beobachtung der Literatur war so umfassend, so fern von einseitiger Vorliebe, dass sich in seinem Geist die Idee einer Weltliteratur ausbildete, in der die Völker, unabhängig von nationaler Absonderung, durch ein gemeinsames Band der höchsten geistigen Kultur zusammengehalten werden. Dieser ästhetische Universalismus setzte das Entlegenste an die richtige Stelle, überall „das Tüchtige“ anerkennend und das Seelenverwandte verknüpfend. Orient und Okzident, Altertum und Neuzeit, eins diente ihm zur Erklärung des anderen. Die Dichtergärten des Orients blie-

ben ihm auch ferner lieb; selbst in der Phantasiewelt der indischen Poesie erging er sich mit Entzücken. Seinen Divan vervollständigte er 1820 mit den blühenden Gedichten des Paradieses, und in dem Paria, einer balladenartigen Trilogie, behandelte er 1821 einen indischen Legendenstoff, der schon vierzig Jahre früher sein Nachdenken beschäftigt hatte. Die Studien altgriechischer Literatur wurden durch Gottfried Hermanns mythologische Forschungen angeregt, an denen er umso lebhafteren Anteil nahm, als auch er auf der Seite der Antisymboliker stand. Diese wissenschaftlichen Probleme wurden bei ihrem Zusammentreffen in Karlsbad im Jahr 1820 vielfach durchgesprochen. Die von Hermann 1821 mitgeteilte Schrift über die Fragmente des Euripideischen Phaethon wirkte, „wie alles, was von diesem edlen Geist- und Zeitverwandten jemals zu ihm gelangte, auf sein Innerstes kräftig und entschieden“, und veranlassten ihn, aus diesen Bruchstücken die Idee dieses Dramas und der Gang der Handlung nachzuweisen und zu erläutern, eine philologische Arbeit, die den vollsten Beifall des großen Philologen sich erwarb. Das dadurch in ihm wieder angeregte Studium des Euripides, das nachmals noch wieder aufgenommen wurde, flößte ihm unstreitig wieder Liebe zu seiner „Helena“ ein, welche er, nachdem sie seit Schillers Tod nicht wieder angesehen worden war, 1825 wieder vornahm.

In den Literaturen unserer Nachbarländer, besonders der französischen und englischen, von denen früher nur Werther, doch ohne Einwirkung auf die Richtung derselben, mit Anerkennung aufgenommen worden war, begannen jetzt auch die späteren Goethe'schen Dichtungen wirksam zu werden. Die Faustdichtung warf jetzt ihre hell leuchtenden Strahlen über die moderne Poesie, und auch die milde Wärme und Anmut anderer Dichtwerke verbreitete ihren still wirkenden Einfluss. Goethe ward von diesen Bestrebungen umso lebhafter angezogen, als er darin zugleich die Bewegung der Literaturperiode seiner Jugend widergespiegelt sah. Denn erst jetzt brach man dort mit der steifen so genannten Klassizität, und das jüngere Dichtergeschlecht, an der Brust der deutschen Literatur genährt, suchte durch freiere Bewegung der Phantasie und lebendiges Eingreifen in das Leben und die Ideenwelt der neuen Zeit die Poesie die höhere Bahn hinanzuführen; im Gegensatz zu den herkömmlichen Formen pflegte man sie als die Romantiker zu bezeichnen.

In Italien wagte zuerst Manzoni im Drama und im historischen Roman diese neue Richtung einzuschlagen. Angefeindet von seinen Landsleuten,

fand er durch Goethe die erste Anerkennung und Aufmunterung, als dieser 1820 seine Verteidigung des „Graf Carmagnola“ gegen die Angriffe der Kritik siegreich führte. Manzoni hing dem deutschen Dichter mit rührender Pietät an. „Es ist gewiss“, äußerte er gegen einen Reisenden, der ihn nach einigen Jahren auf seiner Villa bei Mailand besuchte, „ich bin mir erst selbst dadurch etwas wert geworden, dass ich mich der Liebe und Achtung Goethes erfreue. Es ist lediglich sein Verdienst, wenn man mir Beifall zollt; vorher ging man schlecht genug mit mir um; seit er aber sich großmütig meiner annahm, hat sich das freilich geändert, und ich selbst bin erst durch ihn über mich ins Klare gekommen.“ In gleichem Sinn sprach er sich in einem Brief vom 23. Januar 1821 aus, der in Goethes Werken aufbewahrt ist.

Frankreich war zuerst durch Frau von Staël und Benjamin Constant über den Wert der deutschen Literatur belehrt worden. Eine gründlichere Kenntnis Goethes verbreitete sich seit 1821 durch die Übersetzungen und Abhandlungen von Stapfer, Cousin und anderen, und in Zeitschriften, namentlich im *Globe*, trat eine gediegene Kritik an die Stelle der früheren hochmütigen Oberflächlichkeit. Goethe begleitete alle bedeutenderen Erscheinungen der neueren französischen Literatur. Dies Interesse erstreckte sich keineswegs bloß auf poetische Werke, sondern auch auf Naturwissenschaft, Reisewerke und geschichtliche Memoiren.

Eine gleiche lebendige Wechselwirkung fand zwischen Goethe und den Führern der englischen Literatur statt. Durch vortreffliche Übersetzungen und Kritiken wurden die deutschen Meisterwerke im Vaterland Shakespeares zur Anerkennung gebracht; Faust, anfänglich in diesem Boden wurzelnd, fand dort eine zweite Heimat. Walter Scott, schon in Jugendjahren der Übersetzer des *Götz von Berlichingen*, blieb stets ein dankbarer Verehrer Goethes<sup>139</sup> und fand bei diesem die bereitwilligste Anerkennung seines

---

<sup>139</sup> In einem Brief Walter Scotts an Goethe vom Jahr 1827 heißt es: „Es gibt allen Bewunderern des Genius ein wohlthätiges Gefühl zu wissen, dass eines der größten europäischen Vorbilder einer glücklichen und ehrenvollen Zurückgezogenheit in einem Alter genießt, in welchem er auf eine so ausgezeichnete Weise sich geehrt sieht. Dem armen Lord Byron ward leider vom Schicksal kein so günstiges Los zu Teil, indem er ihn in der Blüte seiner Jahre hinweg nahm und so vieles, was noch von ihm gehofft und erwartet wurde, für immer zerschnitt. Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeugten, und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, dass sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken.“ (Eckermann, III. S. 176). Über Goethes Verhältnis zu Lord Byron berichtet Medwin in den *Conversations of Lord Byron* (London, 1824) und Goethe in dem bekannten Aufsatz.

ausgezeichneten Darstellungstalents. Den Lord Byron hielt Goethe in hohen Ehren; er war der Ansicht, dass kaum bei irgendeinem Dichter die poetische Naturanlage eminenter gewesen sei, so wenig er sich mit der misanthropischen Beigabe, welche er als „verhaltende Parlamentsreden“ bezeichnete, befreunden konnte. Die anerkennenden Worte, welche Goethe öffentlich dem Talent Byrons widmete, wurden von diesem mit der verehrungsvollen Dedikation des Trauerspiels Sardanapalus erwidert, worin er „als literarischer Vasall seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat“ („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe“) seine „Huldigung“ darbrachte. Da dies an Goethe vorgängig eingesandte Dedikationsblatt, wegen zufälliger Verspätung, der ersten Ausgabe des Sardanapal nicht mehr vorgedruckt werden konnte, so eignete ihm Byron das Trauerspiel Werner mit den Worten zu: „to the illustrious Goethe by one of his humblest admirers this tragedy is dedicated.“ Durch einen jungen Mann, der im Jahr 1823 mit einigen empfehlenden Zeilen des Lords bei Goethe eingeführt worden war, übersandte ihm dieser als freundlichen Gruß das Gedicht „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem anderen etc.“, welches gerade in Byrons Hände gelangte, als er, schon auf der Reise nach Griechenland begriffen, in den Hafen von Livorno eingelaufen war. Noch im Augenblick der Abfahrt schrieb er eine dankbare Erwiderung, und Goethe bewahrte dies Blatt als ein teures Vermächtnis des Dichters, „als wertestes Zeugnis eines würdigen Verhältnisses.“ Dem hohen Sinn und edlen Streben des außerordentlichen Mannes, der in Missolonghi ein frühes Grab fand, ist in der Helena von der Hand der Poesie ein schöner Kranz gewidmet worden. Euphorion, der personifizierte Genius der Poesie, trägt die Züge des englischen Dichters, und der Chor spricht die edle Totenklage. „Nun erhebt sich die Überzeugung, dass seine Nation aus dem teilweise gegen ihn aufbrausenden, tadelnden, scheltenden Taumel plötzlich zur Nüchternheit erwache und allgemein begreifen werde, dass alle schalen und Schlacken der Zeit und des Individuums, durch welche sich auch der Beste hindurch und heraus zu arbeiten hat, nur augenblicklich, vergänglich und hinfällig gewesen, wogegen der staunenswürdige Ruhm, zu dem er sein Vaterland für je und künftig erhebt, in seiner Herrlichkeit grenzenlos und in seinen Folgen unberechenbar bleibt.“ So schrieb Goethe bald nach Byrons Tod, Worte, die auch auf ihn selbst im vollsten Maß Anwendung finden.

Gegen so große Ausländer, meinte er nicht mit Unrecht, könnten freilich die neueren Deutschen keine Probe halten. Er bedauerte, dass unserer Poesie so sehr „das Männliche“ fehlte; Mangel an Charakter sei die Quelle alles Übels in unserer neusten Literatur. Von der schwäbischen Dichterschule wandte er sich daher entschieden ab und äußerte sich auch dahin, aus der Region, worin Uhland walte, möchte wohl nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. Von Rückert hielt er viel und hegte von ihm die besten Erwartungen. Auch das Talent des Grafen Platen achtete er hoch; nur bedauerte er, dass ihm zum Dichter das Wichtigste, die Liebe, fehle.

Goethes Teilnahme an heimischer und ausländischer Literatur zog einen so weiten Kreis, dass kaum etwas unbeachtet blieb, worin sich die Wahrheit der Poesie, wenn auch nur in den kräftigen Naturlauten origineller Volkspoesie, vernehmen ließ. Das neu angeregte Interesse für Volkslieder und die dadurch hervorgerufenen Sammlungen fanden an ihm einen Beförderer. Aus dieser sinnvollen Teilnahme flossen die klar gedachten Abhandlungen über Volkspoesie, vornehmlich über die serbischen und neugriechischen Lieder. Er selbst übersetzte und bearbeitete eine Reihe neugriechischer Poesien. Unter diesen war Charon sein Liebling; es ist uns berichtet, wie ergreifend dies kleine balladenartige Gemälde des seine Beute entführenden Todes durch seinen dramatischen Vortrag ward.

Ebenso ungeschwächt dauerte das Interesse für die Werke der bildenden Kunst fort, wobei ihm Meyer treulich an die Hand ging. Er war diesem wiederum bei der letzten Durcharbeitung und Redaktion seiner Geschichte der Kunst behilflich, so dass dies Werk 1825 ans Licht treten konnte, ein Abschluss der gemeinsamen Studien. Während Goethe mit den Egin-Marmoren und verwandten Denkmälern altgriechischer Kunst sich enthusiastisch beschäftigte, wandte sich sein gebildeter Schönheitssinn von den indischen und ägyptischen Bildwerken mit Widerwillen ab; er erklärte in seinen Xenien offen, dass ihm die indischen Götzen ein Graus seien. Zur Betrachtung altdeutscher Kunst führte ihn Boisserées Werk über den Kölner Dom und Mollers „deutsche Baudenkmale“ zurück; er schrieb 1823 über altdeutsche Baukunst, sich Glück wünschend, nach fünfzigjährigem Streben durch die Bemühung patriotisch gesinnter Männer zu der Klarheit gelangt zu sein, jene Bauwerke nicht mit einem trüben Vorurteil oder einer übereilten Abneigung, sondern als ein Wissender und in die Hüttengeheimnisse

Eingeweihter betrachten und das Vermisste in Gedanken ersetzen zu können. Eine umfassende Abhandlung über neuere Malerkunst entstand in den Jahren 1820 und 1822, nämlich über den Triumphzug Cäsars von dem Maler Mantegna, zu deren Behelf er fleißige Studien der späteren römischen Historiker vornahm, um den Apparat und die Geschichte der Triumphzüge genauer kennen zu lernen. Manche neuere bedeutende Produktion ward mit Sorgfalt betrachtet, auch ein Versuch gemacht, in Weimar lithographische Hefte unter dem Titel einer Pinakothek mit erklärendem Text herauszugeben, die zwar Anerkennung, aber wenig Käufer fanden, so dass sie nur langsam fortgesetzt werden konnten. Tischbein erfreute ihn durch seine Zeichnungen zum Homer sowie durch Übersendung eines Bandes idyllischer Skizzen, welche Goethe auf dessen Wunsch mit Gedichten begleitete. Eine ähnliche Reihe erläuternder Gedichte verfasste er, als 1821 Schwerdtgebürth „Radierte Blätter nach Handzeichnungen von Goethe“ herausgab; es war ihm eine Freude, „ältere längst verklungene Bilder aus dem letheischen Strom wieder hervorgehoben zu sehen.“

Für das Studium der Natur blieb sein Geist bis ans Ende der Tage offen, stets mit andächtiger Scheu ihrem verschleierte Heiligtum nahend, daher schloss er sich auch nie unbedingt einer Sekte an, sondern „blieb Liebhaber bis ans Ende.“ – „Die Natur“, äußerte er einmal zu Soret, „gleicht einer Koketten; sie macht uns beständige Lockungen und ermutigt uns durch ihre Avancen; aber im Augenblick, wo wir sicher zu sein glauben sie zu besitzen, macht sie sich aus unsern Armen los und lässt uns nur einen Schatten.“ Die neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete der Wissenschaft begleitete er unablässig mit seinen Beobachtungen und Forschungen; hier vor allem erhielt das Wort des Greises: „Ich lerne immer; daran merke ich, dass ich älter werde“, seine volle Wahrheit. Man durchblickte nur die letzten Blätter der Annalen, um die nach allen Seiten der Naturkunde gerichtete Tätigkeit, die sich nichts Bedeutendes, so sehr auch andere gerichtete Tätigkeit, die sich nichts Bedeutendes, so sehr auch andere geistige Interessen sich daneben geltend machten, entgehen ließ, zu bewundern. Die Theorie der entoptischen Farben ward 1820 beendet; chromatische Versuche wurden mit Staatsrat Schultz und Professor von Hennings fortgesetzt. Für botanische Studien wurde die Erweiterung der belvedereschen und jenaschen Anstalten, die zum Teil unter Goethes Leitung geschah, aufs neue anregend; Goethe verfasste ein Schema zur Pflanzenkultur im Großherzogtum Weimar. Von dem Interesse für Osteologie geben seine Abhandlungen über

die Faultiere, über die Skelette der Nagetiere und fossile Urstiere Zeugnis. Zum Behuf geognostischer Forschungen nahm er 1820 auf der Reise nach Karlsbad seinen Weg über Wunsiedel und Alexandersbad, wo er die Trümmer eines Granitberges, welche er schon 1785 besucht hatte, zum ersten Mal wieder durchforschte. Goethe, den gewaltsamen Erklärungen der Vulkanisten abgeneigt, fühlte sich durch diese neue Untersuchung in seiner Theorie bestärkt, die im Allgemeinen an dem Werner'schen Standpunkte festhielt. Auch den Kammerberg bei Eger betrachtete er aufs neue sorgfältig und gewann im Gegensatz zu seinen früher ausgesprochenen Behauptungen die Überzeugung, dass er den pseudovulkanischen Gebirgsbildungen beizuzählen sei. Der Aufenthalt in Marienbad in den Sommern von 1822 und 1823 wurde zur Vervollständigung der mineralogischen Sammlungen fleißig benutzt. Zur Kenntnis einheimischer Gebirgsbildung erhielt er manchen erwünschten Beitrag durch den Rentamtmann Mahr zu Ilmenau und den Bergrat Lenz zu Jena; den letzteren begrüßte er zur Jubelfeier am 25. Oktober 1822 mit einem Gedicht, das ein Geschenk des Großherzogs begleitete. Durch seinen Beirat war Goethe auch tätig bei der Herausgabe von Käfersteins geologischem Atlas für Deutschland. Von Eschwege kam 1822 aus Brasilien zurück und belehrte ihn über brasilianische Gebirgsarten der neuen Welt mit denen der alten in der ersten Uerscheinung vollkommen übereinstimmen.“ Eine von diesem gelehrten Reisenden mitgebrachte Sammlung von Diamantkristallen gab ihm „eine ganz neue Ansicht über dieses merkwürdige und höchste Naturereignis.“

An den meteorologischen Beobachtungen, welche in Deutschland besonders durch die Bemühungen des Professors Brandes in Breslau angeregt wurden, nahm Karl August einen lebhaften Anteil. Er errichtete einen meteorologischen Apparat auf dem Rücken des Ettersberges, verfolgte die Beobachtungen, welche Professor Posselt auf der jenaschen Sternwarte leitet, und ließ im ganzen Großherzogtum meteorologische Anstalten einrichten, welche mit der Sternwarte in Verbindung gesetzt wurden. Goethe, von Jugend auf der Beobachtung der atmosphärischen Veränderungen mit Interesse zugewandt, blieb auch diesem Zweig der Naturforschung nicht fremd. Er studierte Howards Theorie der Wolkenbildung und legte sie als Schema seinen eigenen Bemerkungen unter. Auch hier knüpfte die Naturbeobachtung wieder an die Poesie an; er verfasste 1821 einige Strophen zu Howards Ehrengedächtnis, worin sich ihm die Wolke zum sinnvollen Bild des Lebens und des geistigen Dranges, der zum Ewigen emporstrebt, ges-

taltet. Der treffliche englische Meteorologe ward dadurch zu einem verbindlichen Schreiben und zur Übersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London veranlasst. Besonders sah sich Goethe durch Brandes und dessen „Beiträge zur Witterungskunde“ aufgemuntert und gefördert; hier zeigte sich, „wie ein Mann, die Einzelheiten in Ganze verarbeitend, auch das Isolierteste zu nutzen weiß.“ Dieser lebhafteren wissenschaftlichen Anregung folgte bald darauf seine Reise nach Karlsbad im Frühling des Jahres 1820. Er entschloss sich während dieses Aufenthalts in der freien Natur die atmosphärischen Erscheinungen in der strengsten Folge zu beobachten und zu verzeichnen. Der lange zurückgehaltene Frühling trat im Beginn des Maies in seiner ganzen Fülle herrlich hervor: „Der Himmelfahrtstag war ein wahres Himmelsfest.“ – „Es ist“, schreibt er unterm 11. Mai an Zelter, „als wenn bei ihrem Erwachen die Bäume verwundert wären und beschämt, sich schon so weit im Jahre zu finden und von ihrer Seite noch so sehr zurück zu sein. Mit jedem Tag eröffnen sich neue Knospen, und die eröffneten entwickeln sich weiter... Das junge, gelbliche Grün scheint völlig durchsichtig, und an diesem stufenweise wachsenden Genuss kann man sich gewiss noch vierzehn Tage ergötzen.“ Mit solch jugendlich poetischer Empfänglichkeit entzückte sich der Greis an den Reizen des werdenden Frühlings; mit der einfachen Poesie dieses Briefes, den man ganz nachlesen möge, verbinden wir die schönen Worte, die er gleichfalls in jener Zeit einmal gegen Eckermann äußerte: „Die frische Luft des freien Feldes ist der eigentliche Ort, wo wir hingehören; es ist, als ob der Geist Gottes dort den Menschen unmittelbar anwehte und eine göttliche Kraft ihren Einfluss ausübte.“ In dieser innigen Hingebung an den Genuss der Natur versäumte er nicht sein Tagebuch der Wolkenerscheinungen bis zum 28. Mai, dem Tag seiner Rückreise, ununterbrochen fortzuführen. Später wurden diese Aufzeichnungen gelegentlich fortgesetzt und durchdacht, besonders während der Badekuren zu Marienbad. Er zeichnete die merkwürdigsten Wolkenbildungen und suchte Künstler dafür zu interessieren. Eine Instruktion für die sämtlichen Beobachter im Großherzogtum ward aufgesetzt, neue Tabellen gezeichnet und gestochen. Aus diesen Studien ging 1825 die Abhandlung Versuch einer Witterungslehre hervor. Wenn diese auch an und für sich nicht von Bedeutung ist, so kann sie doch wiederum beweisen, wie in Goethes geistiger Tätigkeit stets ein gleiches Streben waltet in dem Schwankenden das gesetzliche aufzufinden; denn – so äußert er sich auch in diesen Blättern – „das Höchste, was dem Gedanken gelingt, ist gewahr zu werden, was die Natur in sich

selbst als Gesetz und Regel trägt, jenem ungezügelden, gesetzlosen Wesen zu imponieren.“

„Ein fast blendendes Licht tat sich auf“ mit Oersteds Entdeckung des Elektromagnetismus. Goethe ließ sich durch Döbereiner in diese physikalischen Phänomene gründlicher einführen und hatte auch die Freude, Oersted 1822 bei sich in Weimar zu empfangen. Gegen Ende dieses Jahres kam Döbereiner nach Weimar, um vor dem Großherzoge und einer gebildeten Gesellschaft die wichtigsten Versuche galvanisch-magnetischer wechselseitiger Einwirkung vorzuzeigen und zu erläutern.

Man ersieht aus diesem Überblick von Goethes wissenschaftlicher Tätigkeit, dass er sich im Lauf dieser Jahre sowohl in Literatur und Kunst, als besonders in den Naturwissenschaften mit einer Vielseitigkeit und einem Ernst nach allen Richtungen bewegte, dass zu einer größeren dichterischen Produktion nicht Ruhe und Muße blieb. Die Wanderjahre kamen nicht über den ersten Band hinaus; die Kälte des Publikums und die misswollende Kritik hatte ihm fürs erste diese Arbeit verleidet. Dagegen zog es ihn wieder zur Fortsetzung seiner biografischen Darstellungen, und gern verweilte die Erinnerung bei dem Liebesverhältnis zu Lili, das in dem Fortgang des Werkes in den Vordergrund der Erzählung trat. Ein Drittel des vierten Bandes, in diesem die Schilderung des Festes zu Ehren Lilis (von ihm als Geburtstagsfest dargestellt) ward 1821 vollendet. Die Erzählung dieses Bandes wurde erst kurz vor seinem Tod bis zu der Reise, die ihn nach Weimar führte, fortgesetzt und abgeschlossen.

Er wandte sich zunächst in den Jahren 1821 und 1822 zu der Redaktion und teilweisen Ausführung der Feldzüge und Rheinreisen der Jahre 1792 und 1793, wobei er den Grundsatz festhielt, „durchaus wahr zu bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht zu versäumen.“ Durch diesen ist die Darstellung sehr beeinträchtigt worden, und man muss in dem diplomatischen Stil gar viel zwischen den Zeilen lesen, bis mit der Schilderung der Rheinreise, des Verhältnisses zu Plessing und der Tage von Pempelfort und Münster sich die Erzählung wieder in den Reiz der gemütvollen Ausführlichkeit kleidet. Gelegentlich beschäftigte ihn auch die Redaktion seines zweiten Aufenthalts in Rom. Es war ihm indes klar geworden, dass es ihm bei seinem vorgerückten Alter kaum noch möglich sein werde, einen bedeutenden Teil seines Lebens in der anziehenden Breite der früheren Darstellungen seiner Nation vorzuführen. Rücksichten auf den weimar-

schen Hof, mit dem seine Lebensereignisse seit seiner Jugendzeit eng verschlungen waren, sowie die den lebenden Zeitgenossen schuldige Diskretion stellten einer offenen und wahrhaften Berichterstattung große Schwierigkeiten entgegen. Er entschloss sich daher, den übrigen Teil seiner Lebensgeschichte nur übersichtlich zu behandeln.

Die erste Veranlassung zu dieser Arbeit fand er, als er der zweiten Gesamtausgabe seiner Werke, welche 1819 mit dem zwanzigsten Bande abgeschlossen ward, eine „summarische Jahresfolge“ seiner Schriften beifügte. Er war dadurch zu chronologischen Auszügen aus Tagebüchern und anderen älteren Papieren genötigt worden. Um diese genauer zu übersehen, und sowohl die Herausgabe einer Gesamtausgabe seiner Werke vorzubereiten als auch für den Fall seines Todes seine Schriften wohlgeordnet zu hinterlassen, ließ er durch den Bibliothekssekretär Kräuter während des Jahres 1823 seine sämtlichen gedruckten und ungedruckten Schriften, Tagebücher, eingegangene Briefe und Kopien der abgesendeten, die er seit 1807 regelmäßig nehmen ließ, sammeln, ordnen und wie in einem Archiv beschließen. Durch diese Vorarbeit war es ihm möglich, im Lauf der nächsten Jahre einen Auszug seiner Lebensgeschichte annalistisch zu bearbeiten. Die erste Hälfte seines Lebens ist in diesen „Annalen“ oder „Tages- und Jahresheften“ nur leicht skizziert und selbst das erste Weimarer Jahrzehnt nur obenhin berührt. Erst nach dem Feldzug von 1792 gewinnt die Erzählung an Reichhaltigkeit des Details, und hin und wieder belebt sich auch die Darstellung bei dem Ausmalen einzelner Ereignisse. Denn er arbeitete nicht nach dem chronologischen Fortgang, sondern rückwärts, den Knäuel der Erinnerungen abwickelnd, und partienweise, je nachdem ihn die eine oder andere Epoche gerade anzog. Es können diese Annalen vornehmlich einen Begriff von der staunenswerten Tätigkeit und Vielseitigkeit seiner letzten Lebensjahre geben.

Im Beginn eben dieses Jahres 1823 ward Goethes Leben von einer jener gewaltsamen Krisen bedroht, welche seinen Natur schon einige Male durchgekämpft hatte. Am 17. Februar wurde er plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Teils des Herzens befallen. Am fünften Tag der Krankheit schien alle Hoffnung verschwunden zu sein, und er selbst hielt sich für verloren; „ich fühle“, sagte er zu seiner Schwiegertochter, „dass der Moment gekommen ist, wo in mir der Kampf zwischen Leben und Tod beginnt.“ Wenn er davon komme, meinte er, so

müsse man gestehen, er habe für einen Greis ein zu hohes Spiel gespielt. Mit dem 24. Februar trat indes eine günstige Wendung der Krankheit ein. Am nächsten Tag konnte er den Großherzog, den die Ärzte Tags zuvor nicht hatten zu ihm lassen wollen, empfangen; er verlangte nach seinem Freund Meyer. Seine Genesung ging über Erwarten rasch vorwärts; schon am 2. März konnte er aufstehen und ohne Beschwerde in sein Schlafzimmer und wieder zurückgehen.

Aus der Nähe und Ferne kam ihm die wärmste Teilnahme und Freude über seine Genesung entgegen. In einem gesellschaftlichen Verein zu Weimar ward, um nur ein Beispiel anzuführen, ein bereits angekündigter Ball aus Achtung für ihn abbestellt; erst als sein Leben gerettet war, fand er statt, und in der Einladung hieß es: „Jetzt ziemt es sich zu tanzen.“ Am 22. März wurde Torquato Tasso zur Feier seiner Wiedergenesung gegeben, eingeleitet durch einen Prolog Riemers, der von Frau von Heigendorf gesprochen ward. Seine Büste ward unter lautem Jubel der gerührten Zuschauer mit einem Lorbeerkranz geschmückt. Nach beendigter Vorstellung begab sich Frau von Heigendorf im Kostüm der Leonore zu dem Dichter und überreichte ihm den Kranz des Tasso. Goethe bekennt, einige Mäßigung gebraucht zu haben, um nicht allzu lebhaft gerührt zu werden. „Freunde, nach langem Schweigen, belebten das Verhältnis aufs neue; gar manche Schriftzüge erinnerten mich an würdige vorige Zeiten und Verhältnisse, ja was von der größeren Bedeutung zu sein scheint, Personen, die einigen Widerwillen gegen mich hegten, ... wandten sich wieder zu mir; die alte Neigung trat hervor; das Gefühl des Zusammenseins auf Erden und des daraus entspringenden Glücks behielt die Oberhand. Ich vernahm von freundlichen Gastmahlen, bei welchen man festlich dem Äskulap einen Hahn opfert, von anderen, mehr zufällig durch eingegangene Nachricht von meiner Wiedergenesung, erregten fröhliche Augenblicke. Herzliche Lieder, geistreich poetische Darstellungen erquickten mich, und auch an sinnlicher Ladung wollte man mir's nicht fehlen lassen; die Früchte ferner Gegenden gelangten zu mir und erneuerten die Empfindungen einer frischen Kindheit.“

In diesen letzten Worten klingt es durch, wovon auch wiederholt die Gespräche mit seinen Freunden Zeugnis geben, dass er gern und mit wehmütiger Erinnerung sich mit den Erlebnissen seiner Kindheit und Jugend beschäftigte; es gibt den letzten Lebensjahren des Greises einen eigentümlichen Reiz, wie sein Gemüt sich mit jedem Schritt, der sein Leben dem Ziel

näher bringt, tiefer in die Empfindungen der Vergangenheit hinein lebt, an ihren freundlichen Bildern sich erhebt und am dämmernden Nachglanz der gesunkenen Sonne der herrlichen Jugendzeit sich erquickt. Es war gerade in den Tagen, wo ihn die Schilderung seines Verhältnisses zu Lili beschäftigte, als ihm die Vertraute der Freuden und Leiden jener Jahre, seine Jugendfreundin Auguste Stolberg (Gräfin Bernstorff), noch einmal überraschend nahe trat. Mehr als vierzig Jahre, ein Leben, lag zwischen jenem Briefwechsel und jetzt, wo sie sich noch einmal gedrungen fühlte, gegen „den Freund ihrer Jugend“ (in einem Brief vom 22. Oktober 1822) „ihr Herz auszuschütten.“ Die Jahre nicht nur, sondern weit früher unsägliche Leiden hatten, wie sie hier schreibt, ihr Haar schneeweiß gebleicht, ihr Gatte, ihre Kinder, ihre Brüder waren vor ihr dahingeschieden; sie lebte nur noch „in Hoffnung dessen, was zukünftig ist“, und „so gerne nähme ich auch die Hoffnung mit mir hinüber, Sie, lieber Goethe, auch einst da kennen zu lernen.“ – „Ich las in diesen Tagen wieder einmal Ihre Briefe nach, the songs of other times; die Harfe von Selma ertönte – Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut, und ich Ihnen auch herzlich gut – das kann nicht untergehen, muss aber für die Ewigkeit bestehen – diese unsre Freundschaft, die Blüte unsrer Jugend, muss Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft, und so nahm ich die Feder... Ich habe denn einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausgesprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen: O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe, abzulassen von allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht anderen Schaden zufügen. – O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist, bitten Sie um höheren Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden.“ Die Worte, womit Goethe diesen, wenn auch pietistisch-zudringlichen, doch von wärmster Liebe diktierten Brief der Jugendfreundin erwiderte, sind zu charakteristisch, als dass sie hier nicht vollständig eingeschaltet werden müssten:

„Von der frühesten, im Herzen wohl gekannten, mit Augen nie gesehenen teuren Freundin endlich wieder einmal Schriftzüge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst erfreulich-rührend; und doch zaudere ich unentschlossen, was zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besonderen Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist.

Lange leben heißt gar vieles überleben, geliebte, gehasste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesät und gepflanzt. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes und Geistes übrig bleiben. Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.

Redlich habe ich es mein Leben lang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch getan. Wirken wir also immerfort, so lang' es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervor- tun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten.

Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen und, da er uns hierzulande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiss auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue. –

Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken; denn mit einer ähnlichen Äußerung hatte ich schon Ihren edlen, wackeren Bruder wider Wissen und Willen verletzt. Nun aber, da ich von einer tödlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt dennoch zu Ihnen, unmittelbar zu melden: dass der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.

Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters alles wieder zusammen finden.

Wahrhaft anhänglich

Weimar, den 17. April 1823.

Goethe.“

Diesen Worten, welche den Kern von Goethes religiöser Überzeugung berühren und aus dem innersten Heiligtum seines Gemüts sanft hervor klingen, möge noch einiges sich anschließen, um diese Seite seiner geistig-sittlichen Individualität, gegen welche häufige Angriffe gerichtet worden sind, etwas näher zu beleuchten.

Es ist eine bekannte Tatsache, dass Goethe kein Anhänger des positiven Dogmas des Christentums war; insofern nennt er sich, besonders in der mittleren Lebensperiode, wo sich diese Abneigung am stärksten geltend machte, manchmal einen Heiden. Jedoch hasste er nur jenes beschränkte Christentum, das die ganze Fülle des Geistes in ein Symbol zu fassen und die Geheimnisse der Seele, die Rätsel des Lebens durch die Formeln des dogmatischen Lehrbegriffs zu lösen unternimmt und jeder individuellen geistigen Entwicklung, die von diesem schmal begrenzten Pfade abweicht, die Berechtigung abspricht. Ebenso sehr hasste er übrigens den Nihilismus der einseitig rationalen Aufklärung; „alles“, äußert er, „was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich“ – und hinsichtlich der Voltaire'schen Opposition gegen positiven Glauben spricht er sich dahin aus, es sei der Welt wenig damit gedient; denn es lasse sich nichts darauf gründen. In demselben Sinn sagt er in den Anmerkungen zum Divan: „Alle Epochen, in welcher der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, Herz erhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn sie auch einen Augenblick mit einem Scheinglanz prahlen sollten, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.“

Mit jener Ehrfurcht, welcher er in den Wanderjahren eine hohe Stelle unter den Tugenden anwies, spricht er, besonders in dem letzten Abschnitt seines Lebens, von der welthistorischen Bedeutung und der sittlichen Macht des Christentums. „Die christliche Religion“, äußerte er gegen Eckermann, „ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über alle Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze.“ Auf der Reise nach Karlsbad 1812 erwähnte ein Mitreisender, dass ein Engländer berechnet habe, wann das Christentum von der Erde verschwunden sein werde, worauf Goethe erwi-

derte: „Das Christentum ist so tief in der menschlichen Natur und ihrer Bedürftigkeit begründet, dass auch in dieser Beziehung mit Recht zu sagen ist: Des Herrn Wort bleibt ewiglich!“ In gleichem Sinn sagte er zu Eckermann: „Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will – über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in dem Evangelium leuchtet, wird er nie hinauskommen.“ Allein so sehr er diese Weltstellung des Christentums anerkannte, wollte er doch für sich das Recht in Anspruch nehmen, unabhängig von aller exklusiven Dogmatik, mit freiem Geist sich das Göttliche anzueignen, wo es ihm auch, sei es im Universum der Natur oder in Geist und Leben des Menschen, sich offenbare; er wollte sich, wie er es kurz zusammenfasst, „als einem Protestanten, die Freiheit erhalten, sein reines Innere ohne Bezug auf irgendeine bestimmte Religion religiös zu entwickeln.“ Daher durchleuchtet und durchwärmt die Religion sein ganzes Leben und geistiges Schaffen. Die Natur verkündet ihm auf allen ihren Blättern das Dasein Gottes und zeigt ihm „Gottes Handschrift“. Das Göttliche erscheint ihm in allen Edlen der Menschheit, in liebevoller Hingebung und tüchtigem wirken, in Wissenschaft und Kunst; wer diese besitze, meint er, der habe auch Religion. „Ich glaube an einen Gott: Das ist ein schönes, löbliches Wort“ – so spricht er sich in seinen Reflexionen aus – „aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

Aus dem Begriff des Göttlichen im Menschengestalt entsprang bei ihm auch der Glaube an eine Fortdauer der Seele über die Grenzen des irdischen Daseins hinaus. Die geistige Kraft, der dem Geist innewohnende Trieb zur Tätigkeit galten ihm als eine Bürgschaft dafür. Er war daher geneigt, nur da eine Fortdauer des Geistes für möglich zu halten, wo diese höhere Kraft desselben vorhanden sei, indem er überhaupt die Unsterblichkeit nur unter der Idee einer unendlichen geistigen Fortentwicklung auffasste. Sein Hoffen und Wünschen ist in den schönen an Zelter gerichteten Worten ausgedrückt: „Wirken wir fort, bis wir vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Tätigkeiten, denen analog, in denen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon geleistet, väterlich hinzu, so würden wir gewiss nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen.“

Nachdem Goethe im Frühjahr 1823 von seiner schweren Krankheit wieder erstanden war, vollendete die Heilkraft des Marienbader Brunnens seine Genesung. Wie durch ein Wunder, hatten seine Kräfte sich erholt. Die ihn in jener Zeit in Marienbad sahen, versichern, er sei ihnen um dreißig Jahre verjüngt vorgekommen. Auch die Seele ward noch einmal durchglüht vom Feuer leidenschaftlicher Liebe, als wendete sie sich in die Wertherzeit zurück; Entzücken und Sehnen, Wiedersehensfreude und Trennungsleid wiederholen sich noch einmal, wie in längst verklungenen Jugendstunden. Mit solch überwältigendem Gefühl ward der Dichter durch die Bekanntschaft mit einem Fräulein von Lewezow entzündet, welche sich während dieses Sommers mit ihrer Mutter und Schwester in Marienbad aufhielt<sup>140</sup>. In den Marienbader Gedichten liegt das Bekenntnis seines Glücks und seiner Schmerzen:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,  
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide“ –

Das ward ihr Motto, und wir entnehmen aus ihnen die Züge zu diesem nur schwach aufgehellten Lebensbild.

Noch lag ein inneres Bangen, eine unwillkommene Schwere auf Geist und Körper, der Blick war noch umwölkt, das Herz fühlte sich leer. Da erschien sie, die lieblichste der lieblichen Gestalten, und vor ihrem Blick, wie vor dem Walten der Sonne, vor ihrem Atem, wie vor den Lüften des Frühlings, schmolz sein Inneres dahin. An ihrer Seite verflohen ihm entzückende Stunden in lieblichem Wechsel, und der Kuss beim Scheiden am Abend war ein Pfand, dass die nächste Sonne ihn zu demselben Paradies führen werde. Zu seliger Höhe des Gefühls hob ihn das Anschauen dieses einzigen Schönen empor; in dem Bewusstsein, ihr anzugehören, empfand er den heitersten Frieden des Herzens, in der Begeisterung seiner Liebe keimte die Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen und Entschlüssen. So ward von Tag zu Tag ein Traum gedichtet.

Inmitten dieses glücklichen Phantasielebens begrüßte ihn die Kunde von der beabsichtigten Feier seines Geburtstages in Weimar. Er sandte den Freunden in der Heimat im Voraus ein herzliches Gedichtchen zu, um zu dem Fest sein dankbares Gefühl auszusprechen; er verschweigt darin nicht,

---

<sup>140</sup> Zu Eckermanns Notizen (I. 70. 91; III. 21-30) sind einige Nachträge gegeben von Guhrauer, Goethe in Karlsbad a.a.O. S. 210. 11.

dass ihm im Waldgebirge Marienbads Armida in Hygieas Gestalt erschienen sei. Es war dieses Liebesverhältnis so wenig ein Geheimnis geblieben, dass sich das Gerücht verbreitete, Goethe gedenke eine neue eheliche Verbindung einzugehen. Allein wenn auch von Seiten der Geliebten ein solcher Wunsch Gewährung gefunden hätte, was bei der nicht minder leidenschaftlichen Erwidern seiner Liebe kaum zu bezweifeln sein möchte, so gewann doch die Besonnenheit, verstärkt durch die Vorstellungen der Freunde, den Sieg über die Leidenschaft. Er riss sich los; doch es war ein schwerer Kampf, der sein Innerstes aufs tiefste erschütterte. Wenn sonst seine Dichtungen die Schilderung der stürmischen Bewegung erst nach eingetretener ruhiger Sammlung des Gemüts unternahmen, so ward diesmal seine Elegie das unmittelbare „Produkt eines höchst leidenschaftlichen Zustands.“ Er schrieb sie gleich nach seiner Abreise von Marienbad, nachdem er kurz zuvor die Geliebte noch bis Karlsbad begleitet hatte, von Station zu Station, so dass sie abends fertig auf dem Papiere stand. Und welche innere Bewegung klang in den schmerzlichen Worten der Schlussstrophe aus:

„Mir ist das All, ich bin mir selbst verloren,  
Der ich noch erst den Göttern Liebling war;  
Sie prüften mich, verliehen mir Pandoren,  
So reich an Gütern, reicher an Gefahr.  
Sie drängten mich zum gabeligen Mund;  
Sie trennen mich und richten mich zugrunde.“

In Eger, „vor seinem Austritt aus dem böhmischen Zauberkreis“, empfand es Goethe als eine besondere Gunst des Geschicks, dass ihm eine Fülle musikalischen Genusses sein liebkrankes Gemüt in sanfte Wehmut löste. Der Gesang der Madame Milder, das heitere Pianofortenspiel der Madame Szymanowska, einer polnischen Virtuosa, „falteten mich“, wie er gegen Zelter sich ausdrückt, „auseinander, wie man eine geballte Faust freundlich flach lässt; zu einiger Erklärung sag ich mir: Du hast seit zwei Jahren und länger gar keine Musik gehört (außer Hummeln zweimal), und so hat sich dieses Organ, insofern es in dir ist, zugeschlossen und abgesondert; nun fällt die Himmlische auf einmal über dich her, durch Vermittelung großer Talente, und übt ihre ganze Gewalt über dich aus, tritt in alle ihre Rechte und weckt die Gesamtheit eingeschlummerter Erinnerungen.“ In dieser besänftigten Empfindung schloss er seine Elegie mit der „Aussöhnung“ ab, einem Gedicht, das er der Szymanowska widmete:

„Da schwebt hervor Musik mit Engelsschwingen,  
Verflucht zu Millionen Tön' und Töne,  
Des Menschen Wesen durch und durch zu dringen,  
Zu überfüllen ihn mit ew'ger Schöne.  
Das Auge netzt sich, fühlt im höheren Sehnen  
Den Götterwert der Töne und der Tränen“ – so die 2.  
Strophe.

Was anfangs an ihm die heilende und verjüngende Kraft bewährt hatte, ward durch Sehnsucht und Trennungsschmerz im Herbst die Ursache zu neuer Erkrankung. Er fühlte wieder denselben Schmerz an der Seite des Herzens, der seiner schweren Krankheit vom vorigen Winter vorangegangen war. Dieser leidende Zustand ward sehr langwierig, und er fühlte sich lange zu jeder Art von geistiger Tätigkeit unfähig. In dieser Zeit kam, schmerzlich-süße Erinnerungen weckend, Madame Szymanowska nach Weimar aus Liebe zu dem Dichter, in den sie, nach Zelters Ausdruck, „rasend verliebt“ war. Goethe entzückte sich noch einmal an dem Genuss ihres seelenvollen Spiels, „der wie alle höheren Genüsse den Menschen aus und über sich selbst, zugleich auch aus der Welt und über sie hinaus hebt.“ Als sie in einer Abendgesellschaft bei Goethe auf dem Flügel phantasierte, war er, wie Soret bemerkt, im Anhören verloren und schien sehr ergriffen und bewegt. Er widmete ihr später noch manche Zeichen liebevollen Andenkens.

Auch erfreute ihn im Spätherbst ein Besuch Wilhelms von Humboldt, der ihm „stets die wohlthätigste Aufheiterung“ gewährte. Zelter verweilte um den Anfang des Dezembers drei Wochen in Weimar, und seine „liebe Gegenwart war ihm in seinem peinlichen Zustand höchst erquickend“: „Ich fühlte es und weiß es, und es freut mich, dass die anderen es anerkennen, die niemals recht begreifen, was ein Mensch dem andern sein kann und ist.“ Wie sehr die Erinnerungen an Marienbad und die daraus hervorgegangenen Gedichte in ihren Unterhaltungen wiederkehrten, sieht man aus dem Brief an Zelter vom 4. Januar 1824, dem er schließlich noch beifügt: „Kennst du nachstehende Reimzeilen? Sie sind mir ans Herz gewachsen; du solltest sie wohl durch schmeichelnde Töne wieder ablösen:

Ja, du bist wohl der Iris zu vergleichen,  
Ein lebenswürdig Wunderzeichen,

So schmiegsam herrlich, bunt in Harmonie,  
Und immer gleich und immer neu, wie sie.“

Aus dieser Anführung geht hervor, dass diese Strophe in enger Beziehung zu dem geliebten Mädchen steht, und da sie dem Gedicht „Äolsharfen“ von 1822 angehört, so möchte man daraus schließen, dass die erste minder leidenschaftliche Bekanntschaft schon während des vorigjährigen Marienbader Aufenthalts angeknüpft worden sei.

Noch war diese weiche elegische Stimmung nicht verklungen, als er von der Leipziger Verlagshandlung seines Werther die Aufforderung erhielt, seine Jugenddichtung durch eine poetische Zugabe einzuleiten. Es schloss sich daher an die Elegien seiner letzten Liebe das Gedicht ‚An Werther‘ als ein Rückblick auf den Genossen von Lieb‘ und Leid seiner Jugend an, und – „es wiederholt die Klage des Lebens labyrinthisch irren Gang.“

Gegen das Frühjahr 1824 fühlte er sich wieder genesen, und es schien ihm, nachdem der Kampf durchgekämpft war, als ob das, was die Ursache der Krankheit gewesen, „sich als das Element seines Wohlbefindens manifestieren“ werde; daher erschien er auch den Freunden (nach Sorets Bemerkung) seitdem geistig kräftiger als seit Jahren. Fürs erste unterzog er sich jedoch keiner größeren allzu sehr anstrengenden Arbeit; er suchte zuvörderst „das Versäumte nachzuholen“, um auf weitere Schritte denken zu können. Mit der Musik hatte er sich so tief eingelassen, dass er sich mit der Händel-Mozartschen Partitur des Messias zu schaffen machte und darüber mit Zelter korrespondierte. Für dessen Komposition verfasste er das Gedicht ‚Zu Thaers Jubelfeste‘ auf dringendes Gesuch der Freunde desselben, welche dieses am 14. Mai 1824 zu begehen wünschten.

Goethes Studien bewegten sich nach verschiedenen Seiten in den sicher umschriebenen Kreisen. Er arbeitete kleinere Aufsätze für seine Hefte „Kunst und Altertum“ und „zur Naturwissenschaft“, ordnete seine Papiere, schrieb fleißig an den Annalen seines Lebens und redigierte, da er gerade diesen Abschnitt zu behandeln unternahm, seinen Briefwechsel mit Schiller. „Es wird“, schreibt er am 30. Oktober an Zelter, „eine große Gabe sein, die den Deutschen, ja ich darf wohl sagen, den Menschen geboten wird: Zwei Freunde der Art, die sich immer wechselseitig steigern, indem sie sich augenblicklich expektorieren. Mir ist es dabei wunderbarlich zumute; denn ich erfahre, was ich einmal war.“

Nicht lange darauf war die Stätte verschwunden, wo das Zusammenwirken der Freunde die glänzendsten Erfolge errungen hatte. Mit Anbruch des 22. März 1825 bald nach Mitternacht stand das Theatergebäude in Flammen, in welchem noch wenige Stunden zuvor das treffliche Spiel des Laroche im „Juden“ von Cumberland die Zuschauer entzückt hatte. Das Feuer, wahrscheinlich durch Heizung veranlasst, hatte bald durch die Masse brennbarer Stoffe Nahrung erhalten und schlug nach allen Seiten zum Dach heraus, so dass alle Löschversuche vergeblich waren. Der Großherzog selbst war zugegen und befahl, das Haus in sich zusammenstürzen zu lassen und die Spritzen zum Schutz der Nachbarhäuser zu verwenden. Goethe war zuhause geblieben und sah, von seinen Fenstern aus, die Flamme zum Himmel steigen. „Der Schauplatz meiner fast dreißigjährigen liebevollen Mühe liegt in Schutt und Trümmern“, sagte er am folgenden Morgen zu Eckermann; „Sie mögen denken, dass mir mancher Gedanke an die alten Zeiten, an meine vieljährigen Wirkungen mit Schiller und an das Herankommen und Wachsen manches lieben Zöglings durch die Seele gegangen ist, und dass ich nicht ohne einige innere Bewegung davongekommen bin.“ Übrigens war das alte Theater weder schön noch geräumig genug. Daher war schon an einen Neubau gedacht worden. Goethe hatte im vorigen Winter mit dem Baudirektor Coudray den Riss zu einem neuen Theaterbau beraten, ein Beweis, dass er ungeachtet der Niederlegung der Intendanz nicht aufgehört hatte, sich für die Bühne zu interessieren. „Ich habe“, äußerte er gegen Eckermann, „dem Volk und dessen Bildung mein ganzes Leben gewidmet; warum sollte ich ihm nicht auch ein Theater bauen?“ Der vorgelegte Bauplan ward vom Großherzog genehmigt, und die Grundmauern des neuen Gebäudes stiegen schon im April empor, während man vorläufig im Saal des Stadthauses Vorstellungen gab. Allein eine andere Partei, welche schon früher bei Goethes Theaterleitung von Einfluss gewesen war, wusste es durchzusetzen, dass der ursprüngliche Plan aufgegeben ward, indem man dem Großherzog überzeugend dartat, dass bei einem andern Bauplan, durch den derselbe Zweck erreicht werde, große Ersparungen zu machen seien. Coudray trat von der Leitung des Baues zurück. Goethe zeigte indes keine Empfindlichkeit. „Ihr werdet immerhin“, äußerte er, „ein ganz leidliches Haus bekommen, wenn auch nicht gerade so, wie ich es mir gewünscht und gedacht hatte. Ihr werdet hineingehen, und ich werde auch hineingehen, und es wird am Ende alles ganz artig ausfallen.“ Übrigens machte der verfehlt Bauplan später so viele Veränderungen nötig, dass

das Gebäude, ohnehin keine Zierde Weimars, auch nicht einmal geringere Kosten verursachte, als wenn der Goethe-Coudray'sche Riss befolgt worden wäre.

Auf einen still zu Hause „in seiner einsamen Schmiede“ verlebten Sommer, wo ihn besonders die Ausarbeitung seiner biographischen Annalen beschäftigte, folgten mehrere Jubelfeste, die Feier der fünfzigjährigen Regierung Karl Augusts am dritten September und das goldene Vermählungsfest vom dritten Oktober. Goethe zeigte sich bei Verherrlichung dieser Tage sehr tätig, wie es Liebe und Dankbarkeit von ihm forderten<sup>141</sup>.

Um bei der Feier des Regierungsjubiläums seinem fürstlichen Freund die erste Begrüßung zu bringen, begab er sich schon vor sechs Uhr Morgens zu ihm; er überreichte ihm eine nach seiner Angabe und nach Meyers Zeichnung geprägte Denkmünze, deren Vorderseite das mit einem Lorbeerkranz umwundene Bildnis des Großherzogs zeigt; auf der Rückseite ist der Tierkreis graviert, oben die Waage, in deren Zeichen der Fürst geboren war; mit der Inschrift: Der fünfzigsten Wiederkehr MDCCCXXV. Zur Logenfeier dieses Festtages verfasste er eine lyrische Trilogie, welche die Hinweisung auf das Dauernde im flüchtigen Wechsel des Daseins in erhebenden Worten ausführt. Goethes Haus war mit symbolischen Gemälden und mannigfachen Gewächsen längs der Front wie mit einem Garten geschmückt und jedem zu freiem Zutritt geöffnet. „Der beglückteste Diener seines Fürsten“, hatte er geäußert, „müsse an diesem Tag auch das Recht haben, ihn aufs ausgelassenste zu feiern, und daran, wer uneingeladen zu ihm komme, werde er seien Freunde erkennen.“ In den Abendstunden waren alle Zimmer seines Hauses glänzend erleuchtet, und es wogte auf und ab von Besuchenden, die aufs freundlichste bewirtet wurden. Nach dem Schluss der Theatervorstellung, mit der das neue Gebäude eingeweiht ward, empfing er in diesen Räumen auch seien geliebten Fürsten und alle Notabilitäten, welche die Feier dieses seltenen Festes in Weimar vereinigt hatte. Auf seinem Gesicht war die herzlichste Freude zu lesen, und bis nach Mitternacht verweilte er unter seinen Gästen. „In jenen Tagen des Festes“, schreibt er an Zelter, „hab' ich mich, wie ich nicht leugnen will, männlicher benommen, als die Kräfte nachhielten; was ich aber tat, war notwendig und gut, und so wird sich denn auch wohl das gewohnte liebe Gleichgewicht bald wieder herstellen.“ Zum 14. Oktober widmete er der Großherzogin eine sinnreich erdachte

---

<sup>141</sup> S. „Weimars Jubelfest“. Weimar, 1825.

Denkmünze, welche an die Katastrophe von 1806, die zum unvergänglichen Gedächtnis der Größe ihres Charakters ward, erinnerte.

Goethe konnte nicht ahnen, dass auch er seinem goldenen Jubeltag so nahe sei. Allein der Großherzog beschloss, dass die fünfzigste Wiederkehr des Tages, wo Goethe in Weimar eintraf, der siebte November, zugleich als sein Dienstjubiläum gefeiert werden solle. Die Glieder der großherzoglichen Familie und der zahlreiche Kreis seiner Freunde und Verehrer schienen an diesem Tag zu einer großen Festgenossenschaft verbunden zu sein; nicht der äußere Glanz, sondern die enthusiastische Liebe, die sich von allen Seiten kund gab, weihte ihm diesen Tag zum schönsten Fest<sup>142</sup>.

Der Großherzog hatte zu der Jubelfeier eine goldene Denkmünze prägen lassen, welche auf der einen Seite die Brustbilder des fürstlichen Paares, auf der andern das Lorbeer bekränzte Bildnis des Dichters trug; dem Rand waren einfach die Namen Karl August und Luise eingraviert. „Mehr als Gold“ enthielt das sie begleitende Handschreiben des Großherzogs, welches, wenngleich das offizielle Sie diesmal nicht zu umgehen war, doch den warmen Blick der Freundschaft nicht verbirgt:

**Sehr wertgeschätzter Herr Geheimer Rat  
und Staatsminister!**

Gewiss betrachtete ich mit vollem Recht den Tag, wo Sie, meiner Einladung folgend, in Weimar eintrafen, als den Tag des wirklichen Eintritts in meinen Dienst, da Sie von jenem Zeitpunkt an nicht aufgehört haben, mir die erfreulichsten Beweise der treuesten Anhänglichkeit und Freundschaft durch Widmung Ihrer seltenen Talente zu geben. Die fünfzigste Wiederkehr des Tages erkenne ich sonach mit dem lebhaftesten Vergnügen als das Dienst-Jubelfest meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigem Rat, dessen lebendiger Teilnahme und stets wohlgefälligen Dienstleistungen ich den glücklichen Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben, ich als eine der höchsten Zierden meiner Regierung achte. Des heutigen Jubelfestes frohe Veranlassung gern benutzend, um

---

<sup>142</sup> S. „Goethes goldener Jubeltag“. Weimar 1826, worin auch die einzelnen an Goethe gerichteten Beglückwünschungsschreiben, Reden und Gedichte nebst seinen Antwortschreiben an die jenaschen Fakultäten abgedruckt sind.

Ihnen diese Gesinnungen auszudrücken, bitte ich der Unveränderlichkeit derselben sich versichert zu halten.

Weimar, 7. November 1825.

Karl August.

Dem edlen Verhältnis, dem Goethe dankbar und anhänglich angehörte, gab der Besuch der gesamte großherzoglichen Familie, welche eine Stunde bei ihm verweilte, den schönsten Ausdruck. Die von der Malerin Luise Seidler, der warmen Verehrerin des Dichters, entworfene Zeichnung hatte in mehr als einem Sinn das Richtige getroffen, wenn sie Goethes Ankunft in Weimar im Geleit holder Genien darstellte. Er führte sie mit sich, und er fand sie auch.

Die Landeskollegien, die jenaschen Fakultäten, die Freimauerloge etc. brachten ihm durch Deputationen ihre Glückwünsche. Seitens der Landesuniversität ward er durch ein lateinisches Gedicht des Hofrats Eichstädt begrüßt. Die medizinische und die philosophische Fakultät überbrachten die Diplome ihrer Doktorwürde; von der theologischen erhielt er eine Motivtafel in Form eines Diploms, begleitet von einem Schreiben, das ein Zeugnis war für die echt-protestantische Denkfreiheit, welche das geistige Wirken des Dichters in seinen Beziehungen zu der Entwicklung deutschen Geistes auch vom theologischen Standpunkt zu würdigen wusste. „Ew. Exzellenz“, heißt es darin, „haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reich freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert.“

Der Stadtrat der Residenz ließ durch den Bürgermeister, Hofrat Schwabe, eine Urkunde überreichen, durch welche Goethes Sohn, dem Kammerrat von Goethe, und seinen beiden Enkeln, Walther und Wolfgang, sowie allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf dass der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge.“ Die übrigen reichen Gaben, welche Liebe und Verehrung dem Dichter zu diesem Tag darbrachte, müssen wir hier übergehen; zarte Frauenhände waren für ihn sehr geschäftig gewesen.

Eine sinnvoll angeordnete Feier vereinigte in den letzten Vormittagsstunden die Freude des Dichters in dem großen Saal der großherzoglichen Bibliothek, wo Sängerköre und Reden von dem Kanzler Müller und Riemer abwechselten. Bei dem Mittagmahl in dem festlich geschmückten Saal des Stadthauses die Freude der zahlreichen Festgenossen zu teilen, musste sich Goethe versagen und sich durch seinen Sohn vertreten lassen, der auf den Wunsch seines Vaters den Festestoaast dem alten Freund Knebel darbrachte, welchem Goethe den Eintritt in den weimarschen Kreis verdankte. Am Abend ward die Iphigenie, von der zu Ehren des Tages ein Prachtdruck veranstaltet war, zur Aufführung gebracht. Goethe erschien, er wie der Großherzog von endlosem Jubel des Publikums empfangen, der aufs Neue sich erhob, als nach dem Wegziehen des Vorhanges statt des Haines der Diana ein Saal mit Goethes Büste auf Lorbeer umkränzttem Postament sich auftat. So war es von Karl August selbst im Stillen angeordnet. Madame Seidel sprach den von Kanzler Müller gedichteten Prolog, der die Bedeutung des Festes in klangreichen Strophen schilderte. Der dringenden Mahnung des Arztes folgend, zog sich Goethe nach dem dritten Akt zurück. Eine Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofkapelle unter Hummels Leitung beschloss die Feier, während noch ein Kreis der nächsten Freunde und Freundinnen den heiteren Greis in den letzten Stunden des festlichen Tages umgaben.

Viele Beweise der Liebe wurden ihm auch aus der Ferne zu Teil; in mehreren benachbarten Städten, zu denen die Kunde gedrungen war, hatten sich seien Verehrer ebenfalls zu einer Festfeier vereinigt. Dankbare Erwidierungen hielten Goethe noch einige Wochen hindurch beschäftigt. Am 24. November wurden die Schreiben an die einzelnen jenaschen Fakultäten ausgefertigt, in denen er vornehmlich hervorhob, wie viel seine wissenschaftlichen Studien seinem engen Verhältnis zu der Universität Jena schuldig geworden seien. Am 26. November meldet er seinem Zelter: „So wie der Eindruck des Unglücks durch die Zeit gemildert wird, so bedarf das Glück auch dieses wohltätigen Einflusses; nach und nach erhole ich mich vom siebten November. Solchen Tagen sucht man sich im Augenblick möglichst gleich zu stellen, fühlt aber erst hinterher, dass dergleichen Anstrengung notwendig einen abgespannten Zustand zur Folge hat.“ In ruhiger Stunde seine literarische Wirksamkeit überblickend, sprach er Hoffnung und Mahnung in dem (im Anhang mitgeteilten) Gedicht Vermächtnis an die jüngere Nachwelt in erhebenden Worten aus.

## 4. Kapitel: 1826 - 1832

Aus den Festsälen treten wir wieder in das bescheidene Hinterzimmer, in die „Einsiedelei“ des Dichters, welche Zeuge seiner rastlosen Tätigkeit war bis ans Ende, wo er „Tag und Nacht beschäftigt ist, die Kräfte zu nutzen, die ihm noch geblieben sind.“ Zu einer Reise in die böhmischen Bäder konnte er sich nicht wieder entschließen. Die gute Jahreszeit entführte ihn nur auf kurze Zeit zu nah gelegenen Orten; am liebsten war er dann in seinem ruhig gelegenen Gartenhaus, wo er seine Arbeiten ununterbrochen fortsetzen konnte. Hat er Schiller und Winckelmann glücklich gepriesen, dass sie in voller Kraft von hinnen gegangen seien und die Abnahme derselben nicht empfunden haben, so ward auch ihm durch die anhaltende Übung seines Geistes der seltene Genuss des Schicksals zu Teil, dass er bis zuletzt das Gefühl des vollen Besitzes seiner geistigen Kräfte behielt. Wer noch kurz vor seinem Ende aussprechen kann, er erfahre das Glück, dass ihm in seinem hohen Alter Gedanken aufgehen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wohl wert wäre, von dem muss man wohl das Zeugnis Sorets gelten lassen: „Er hat die Annäherung seines Lebensendes nicht durch die Abnahme seiner Fähigkeiten gefühlt.“ Was er 1828 in einem Toast als höchsten Wunsch aussprach: „Nie Mangel des Gefühls und die Gefühl des Mangels“ war ihm nicht minder in geistiger Hinsicht gewährt. Auch die Natur behandelte noch den Greis als ihren Liebling. Er genoss, nachdem er die schwere Krankheitsperiode überstanden, in seinen letzten Jahren eine sehr gute Gesundheit; „sein Körper“, sagt Dr. Müller, „war noch in ausgezeichnete Weise kräftig, seine Stirn war wie Jupiters Stirn gewölbt, ohne Alter bezeichnende Furchen, sein Haupt war noch ganz mit Haaren bedeckt, seine Augen hatten noch ganz den strahlenden Glanz, der sie vor vielen anderen charakterisierte.“

Das im vorigen Abschnitt gezeichnete Bild der Lebensordnung und der Verhältnisse des Dichters in seiner letzten Lebensperiode haben wir uns wieder zu vergegenwärtigen. Ungetrübt bestanden die edlen Beziehungen zu den Gliedern der fürstlichen Familie, zu dem Kreis der erwählten Freunde, und wenn er auch schon ein „Vorwärts über Gräber“ sich ermutigend zuzurufen hatte, so ward ihm doch das Glück dass die am innigsten mit ihm verwachsenen Freunde bei ihm ausharrten, zum Teil um gleich nach ihm sich zur Ruhe zu legen. Noch wechselten die Stunden der ernsten Arbeit mit heiterer geselliger Unterhaltung ab. Große Freude machte ihm sein Enkel-

paar, Walther und Wolfgang (sein „Wölfchen“), die er gern beim Frühstück um sich hatte, gleichsam durch ihre munteren Tändeleien in die rechte Stimmung versetzt, um dann zu der Arbeit des Tages überzugehen. Dieser waren die Vormittagsstunden meist ununterbrochen gewidmet; erst nach 12 Uhr nahm er Besuche an, von Freunden auch wohl früher, doch nicht vor 11 Uhr. Sein Sekretär wurde regelmäßig mehrere Stunden hintereinander beschäftigt. Unablässig konnte der Greis die Geistesanstrengung fortsetzen. Sitzend oder auf- und abschreitend ließ er die Gedanken in raschem Fluss hervorströmen; auch die Manuskripte seiner größeren Werke erhielten nach alter Gewohnheit auf diese Weise ihre Gestalt. Sonst pflegte er an einem Stehpult zu schreiben, den Rücken gegen das Licht gewendet. Wenn er dichtete, sprach er die Verse laut vor sich hin, um das Ohr zum Richter über die Melodie und den Rhythmus der Worte zu machen.

Es würde indes eine ganz falsche Vorstellung sein, dächte man sich Goethe in diesem Studierzimmer als einen einsiedlerischen Greis die Welt und die Gegenwart abgeschlossen. Nie war sein Briefwechsel ausgebreiteter und vielseitiger, nie sein Interesse an literarischen und künstlerischen Produktionen, großen industriellen Unternehmungen reger, nie seine Lektüre, selbst politisch-historischer Werke, mannigfaltiger, nie seine Beachtung der Entwicklung naturhistorischer Probleme lebendiger. Und nicht Briefe und Bücher allein unterhielten ihn in diesem Wechselverkehr mit der Außenwelt, sondern die Unterhaltung mit den Freunden und den zahlreichen Besuchenden aus den verschiedensten Ländern äußerte ihre anregende und belehrende Einwirkung in gleichem Maß, wie bisher. Vor allem bewährt sich darin eine seltene Kraft des Geistes, dass er ungeachtet seines hohen Alters keinen der früher angesponnenen Fäden fallen lässt, sondern bis zuletzt das Gewebe zu immer breiterer Fläche fortführt.

In den amtlichen Geschäften der „Oberaufsicht“, deren alleiniger Chef er seit v. Voigts Tod war, ließ er sich mehr und mehr durch jüngere Kräfte vertreten; besonders nahm er für die jenaschen Anstalten die Assistenz seines Sohnes, dermaligen geheimen Kammerrats und Kammerherrn, in Anspruch, an dessen Stelle zuletzt Hofrat Vogel trat. Mehrere seiner amtlichen schreiben und ausführlichen Berichte gehören seinen letzten Lebensjahren an, und den ihm untergeordneten Instituten gab er viele Beweise seiner fortdauernden Fürsorge; z.B. gründete er 1826 in dem weimarschen Münzkabinett eine „Sammlung von Münzen solcher Münzstätten, welche in der

allgemeinen Weltumbildung ihr Münzrecht verloren, zugleich aber auch anderer, die sich für kurze Zeit dergleichen angemaßt, nicht weniger solcher, welche neu aufgetreten und ihr Recht zu behaupten gewusst haben“, worin sich, unter anderen, Münzen von schon wieder untergegangenen südamerikanischen Staaten befinden. Auf seine Veranlassung ward 1831 eine wertvolle Sammlung griechischer und römischer Münzen aus v. Voigts Nachlass angekauft. Dieselbe Ordnungsliebe, die er in allen seinen literarischen und Privat-Angelegenheiten beobachtete, bewährte er auch in Verwaltungssachen. Daher war es für ihn sehr verletzend, als der Landtag von 1831 von ihm die Vorlage der Rechnungsführung der Oberaufsicht verlangte. Die öffentlichen Blätter benutzen seine Weigerung sogleich, um seine Verwaltung zu verdächtigen; es ward, wie Hofrat Vogel sich ausdrückt, „auf das hämischste darüber abgeurteilt.“ Allerdings wendete Goethe – wir berichten mit Vogels Worten – alles an, um von der Befolgung des ihm nach 53jähriger, rühmlicher Dienstzeit und im 81sten Lebensjahr zum ersten Mal ernstlicher gestellten Ansinnens dispensiert zu werden. Dabei ist des zu bemerken, dass alle desfallsigen Verhandlungen nicht förmlich geführt worden, und dass es daher keineswegs über allen Zweifel feststeht, dass Goethe nicht auch in diesem Fall, wie früher immer, einem ausdrücklichen Befehl seines Fürsten Folge geleistet haben würde. Sein Tod machte einen solchen überflüssig, und das Anerkenntnis, welches der Landtag nach Einsicht der Rechnungen und Dienstführung des Verewigten offiziell und öffentlich angedeihen lassen, beweist, wie wenig Ursache Goethe hatte, seine Verwaltung, die er jederzeit dem Ministerium bereitwilligst dargelegt, nicht auch der Prüfung durch den Landtag zu unterwerfen.

Indem wir uns zu Goethes geistiger Tätigkeit zurückwenden, ist vornehmlich darauf Nachdruck zu legen, dass er sich in seinem höchsten Alter angelegentlicher mit den Interessen der Gegenwart beschäftigte, als in manchen früheren Lebensepochen, wo er oft nach Mitteln sucht, ihrem unmittelbaren Einfluss sich zu entziehen. Das Zeitungslesen versagte er sich manchmal eine Zeitlang, wenn eine Arbeit ihn beschäftigte, welche eine anhaltende geistige Konzentration erforderte. Übrigens war sein Nachdenken der neuesten politischen Entwicklung Europas gar sehr zugewendet. Über die griechischen Angelegenheiten, über Cannings staatsmännische Wirksamkeit konnte man warme Äußerungen von ihm vernehmen; unter anderem ward er von Cannings Rede über Portugal, welche der liberalen Politik Englands die Bahn vorzeichnete, zu begeisterter Zustimmung hinge-

rissen. Die Memoiren und Geschichtswerke, welche die Revolutionsepoche und die Zeit der Napoleonischen Kaiserherrschaft darstellen, waren ein stehender Teil seiner Lektüre. Es sind vornehmlich die Charaktere, von denen er sich ein klares Bild zu entwerfen suchte, ein Mirabeau, ein Napoleon etc. Über letzteren verglich er die Darstellungen Walter Scotts, der ihm seine Biografie des Kaisers mit einem verbindlichen Schreiben zugesandt hatte, Bignons, Bourriennes u.a., und bewahrte ihm auch nach seinem Sturz die Hochachtung, die er einst vor dem mächtigen Herrscher gehabt hatte.

Unter den Ereignissen der neuesten Zeit zogen seinen Geist vor allem die großen Projekte an, in denen die Riesenkraft des Unternehmungsgeistes der Friedenszeiten hervortrat. Nachdem er das Werk Alexanders von Humboldt über Kuba und Kolumbien gelesen hatte, sprach er mit großer Teilnahme von dem Unternehmen des Durchstichs der Landenge von Panama. Nicht minder interessierte ihn die Kanalverbindung von Donau und Main, sowie die Anlage eines Kanals durch die Landenge von Suez und meinte, nur um diese drei großen Dinge zu erleben, sei es wohl der Mühe wert, es noch einige fünfzig Jahre auszuhalten. Auch mit Plänen und Rissen großartiger Bauunternehmungen, z.B. des Londoner Tunnels, des neuen Hafens an der Wesermündung, war er anhaltend beschäftigt.

Mit der schönen Literatur der Nachbarländer blieb er in vertrautem Verkehr und stand mit mehreren ihrer Vertreter in näherem Verhältnis. Man ersieht dies schon aus den Abhandlungen, welche in diese letzten Jahre fallen: Über „Neuere französische Literatur“, über „Manzonis Adelchi“, über „Volkspoesie“ und „serbische Lieder“, über das „Livre des Cent-et-un“, wobei er so genau verfuhr, dass er die Sittenschilderungen desselben in einen tabellarischen Auszug sich zusammenstellte. „Den Vorlesungen von Guizot, Villemain und Cousin“, so schreibt er 1829, „folg’ ich in ruhiger Betrachtung; ‚le Globe, la revue française’ und ‚... le temps’ führen mich in einen Kreis, den man in Deutschland vergebens suchen würde.“ Auch auf die neuere deutsche Literatur blieb stets sein aufmerksamer Blick gerichtet; mehrere beurteilende Artikel wurden ihren Erscheinungen gewidmet. Wenn man ihm dabei vorwirft, dass er mit dem Lob zu freigebig sei, so vergisst man, dass es keine eigentliche Kritiken, sondern nur Selbstbekenntnisse sein sollen, für welche der richtige Gesichtspunkt in den Worten an Zelter angedeutet ist: „Was ein Buch sei, bekümmert mich immer weniger; was es in mir aufregt, das ist das Höchste.“ Unter diese anregenden Werke sind

auch mehrere philosophische zu zählen; Stiedenroths Psychologie z.B. hatte er aufs sorgfältigste durchgearbeitet und mit Randbemerkungen versehen.

Von der mehr steigenden Polemik gegen seine Schriften, durch die sich die jüngere Schriftstellerwelt den Schein geistreicher Originalität zu geben gedachte, nahm er wenig Notiz. Von Menzels Angriffen erfuhr er zuerst aus dem Globe und erwiderte auf Zelters Anfrage kurz, er habe viel zu tun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachten. Im Stillen schüttelte er wohl den gerechten Unmut in den leichten Blättchen der zahmen Xenien ab. Das Selbstgefühl, das sich hier edel und würdig ausspricht, kleidet ihn besser, als ihn die affektierte Bescheidenheit zieren würde. Allein die Worte echter Bescheidenheit kommen nur so wahrer aus seiner Seele, und manche Xenie spricht in dem Sinn seiner Äußerung an Krug von Nidda: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und einer hat sich an dem andern erhoben. Den Vordern sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch vielleicht etwas weiter, als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung.“

Wenn es äußerer Ehre und Auszeichnung bedurft hätte, um ihn für Angriffe und Herabwürdigungen schadlos zu halten, so genoss er diese auch jetzt noch im vollsten Maß. Sein Geburtstag ward an vielen Orten von seinen Verehrern festlich begangen. An seinem achtundsiebzigsten Geburtstag trat der König Ludwig von Bayern bei ihm ein, vom Großherzog begleitet, und überreichte ihm das Großkreuz des Zivilverdienstordens der bayerischen Krone. Er blieb seitdem mit dem Dichter in Korrespondenz. Im nächsten Jahr sandte er seinen Hofmaler Stieler nach Weimar, um für ihn des Dichters Bildnis zu malen. Und welch herzliche Verehrung kam ihm aus weiter Ferne entgegen! Von keinem Fürsten beauftragt, sondern nur von der Verehrung zu dem großen Dichter getrieben, reiste der französische Bildhauer David 1829 nach Weimar, in der Absicht, Goethes Büste zu modellieren und dann in Paris in Marmor auszuführen. Er sandte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk unter Ausdrücken der liebevollsten Verehrung, welche einem deutsch Künstler kaum verziehen worden wären: „Es war mir“, heißt es in diesem Schreiben, „ein unverdientes Glück aufbewahrt, die Züge des Größten, des Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen diese schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als der Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt, als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) unsrer Epoche,

sie ist Ihnen eine Bildsäule schuldig; aber ich habe gewagt, ein Bruchstück derselben zu bilden; ein Genius, der Ihrer würdiger ist, wird sie vollenden.“ Die kolossale Büste wurde Goethes Bestimmung zufolge auf dem Saal der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt und an dem letzten Geburtstag, den er erlebte, in feierlicher Weise von dem Schleier, womit sie bis dahin verhüllt war, befreit.

Vor seine Nation trat Goethe im März 1826 mit der Ankündigung einer neuen, seit längerer Zeit vorbereiteten Ausgabe seiner Werke, welche als Ausgabe letzter Hand bezeichnet ward. Mancher fand den Dank an den Bundestag, der des Dichters Eigentum durch bündige Privilegien gegen den Nachdruck und gegen den Verkauf des Nachdruckes schützte, sowie die freundlich einladende Ansprache an das Publikum nicht so stolz und selbstbewusst, wie es dem Dichtergreis geziemen mochte, und glossierte darüber. Eher mochte man es als einen traurigen Beweis von der Rechtlosigkeit, welcher damals noch der deutsche Schriftsteller preisgegeben war, beklagen, dass die Sicherung gegen den literarischen Diebstahl durch Petitionen zu erwirken und mit Ausdrücken des Dankes anzuerkennen war. Auch hatte wohl, der seine literarische Tätigkeit nie durch die Rücksicht auf Erwerb hatte bestimmen lassen, am Ende seiner ruhmvollen Laufbahn ein Recht, darauf aufmerksam zu machen, dass von der Anzahl der Unterzeichnungen nicht allein des Verlegers Vorteil abhängt, sondern sie unmittelbar ihm und den Seinigen zugute kommen werde; dem deutschen Volk war eine Gelegenheit gegeben, besser als durch ein Standbild, dem Dichter bei seinen Lebzeiten einen Tribut des Dankes zu zollen. Wie bei den früheren Ausgaben ward auch diesmal zu den älteren Produktionen wenig geändert; es möchte nur der neue Schluss von Jery und Bätely in dieser Hinsicht zu erwähnen sein. Für Übereinstimmung in Orthografie und Interpunktion wie für die Revision der neu hinzukommenden Manuskripte sorgten die jüngeren Gehilfen, Riemer, Götting und Eckermann. Der letztere, welchen Goethe wie einen Sohn fast täglich um sich hatte, war vorzüglich mit den „alten hoffnungslos zugeschnürten Manuskriptmassen“ beschäftigt; manches aus früherer Zeit ward dadurch erhalten und der neuen Ausgabe einverleibt; keine geringe Aufgabe war es, die Sprüche und zahmen Xenien aus ihrer Hieroglyphenschrift zu enträtseln. Außer diesen ward der Sammlung der kleineren Gedichte noch eine Reihe von „Denk- und Sendebältern“ hinzugefügt, in denen der Dichtergreis in Nähe und Ferne an Freunde und Freundinnen zierliche Begrüßungen zu spenden und die von allen Seiten ihm

reichlich dargebotene Huld und Verehrung zu erwidern pflegte, zum Teil erbetene Blätter des Andenkens, Dankesworte für Geschenke oder Glückwünsche zu festlichen Lebensmomenten. Früher hatte er solche flüchtige Reimzeilen wenig beachtet und meist verloren gehen lassen; jetzt war zu fürchten, dass man ihm die Scherzworte, mit denen er die Himburg'sche Sammlung seiner Gedichte abgefertigt hatte, zurückgab. Goethe schätzte sehr das Gelegenheitsgedicht, aber frisch duftende Blätter konnten nur die sein, wo volle Liebe und Begeisterung sich in einen bedeutungsvollen Moment zusammendrängte. Dann vernehmen wir auch jetzt noch den lebensvollen Klang der Jugendlieder, z.B. in dem Tischlied zu Zelters siebzigsten Geburtstag (11. Dezember 1828). Vor allem ist das Festgedicht zum 30. Januar 1828 Goethes vollendetsten Gelegenheitsgedichten beizuzählen. Ein poetischer Dialog zwischen dem Gnomen, der Geognosie und der Technik ausgestattet mit der phantasievollen Tiefe seiner Naturbetrachtung, begleitete die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline, welche zum Geburtstag der Großherzogin von dem Salinendirektor Glenck überreicht wurden. Diese und andere kleinere lyrische Gedichte, darunter die „chinesisch-deutschen Tags- und Jahreszeiten“ (1827) wurden in den deutschen Musenalmanachen veröffentlicht, deren Herausgeber ihn sehr dringend um Beiträge angingen. Goethe fürchtete aber das Schicksal des alten Gleim, dessen Name lange Zeit in Almanachen unter unbedeutenden Reimen zu finden war, und lehnte fernere Ansuchen ab; „was sie brauchen“, äußerte er gegen Zelter, „habe ich nicht, und was ich habe, können sie nicht brauchen.“ Wie gefällig er übrigens mit seinem Dichtertalent war, erfuhr z.B. der Intendant des Berliner Theaters, Graf Brühl. Brühl bat ihn im Januar 1828 um die Erlaubnis, „Hans Sachs poetische Sendung“ als Prolog zu Deinhardsteins „Hans Sachs“ rezitieren zu lassen. Goethe erbot sich sogleich, dazu eine Einleitung in gleichem Sinn und Stil niederzuschreiben, wodurch der Vortrag des Gedichts anschaulicher gemacht werde. Dieser der Person eines Nürnberger Meistersängers angepasste Prolog<sup>143</sup> ist, gleich anderen Gedichten jener Jahre, ein Beweis, dass dem Dichter auch im Alter der muntere humoristische Ton der Hans-Sachsischen Poesie nicht abhanden gekommen war.

Goethe hatte der Tätigkeit dieser Jahre, welche er gegen Zelter als „testamentlich“ bezeichnete, drei Hauptaufgaben gestellt, worauf auch in

---

<sup>143</sup> Goethes Briefe an Graf Brühl s. in den Briefen von und an Goethe, hgg. von Riemer, S. 155 ff., wo auch der Prolog Goethes S. 160-162 abgedruckt ist.

dem Programm der Ausgabe seiner Werke hingedeutet war: Die Vervollständigung seiner biografischen Berichte, die Umarbeitung der Wanderjahre und die Vollendung des zweiten Teils des Faust. Diese Arbeiten schlingen sich durcheinander bis in sein letztes Lebensjahr, gleich als ob sich an ihm sein mutiges Wort bewähren sollte: Solange man schaffe, habe man keine Zeit zum Sterben.

In den Annalen seines Lebens arbeitete er 1826 die Epoche seines Zusammenlebens mit Schiller nebst der kurzen Eingangsskizze aus. Seine Betrachtung und sein Gespräch wandte sich daher mit erneuter Anhänglichkeit dem früh geschiedenen Freund zu. In das Jahr 1826 fällt das erhabene Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel“. Dieser ward damals noch auf der großherzoglichen Bibliothek abgesondert verwahrt. Im darauf folgenden Jahr erhielten auf Karl Augusts Anordnung die Überreste des Dichters, in einem dauerhaften Sarkophag wieder vereinigt, einen Platz in der auf dem neuen Friedhof erbauten großherzoglichen Familiengruft. Die Anordnung der Beisetzung war Goethe übertragen, dem der Schlüssel zum Sarkophag überliefert ward.

Goethe entschloss sich, seinen ‚Briefwechsel mit Schiller‘ schon bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Riemer unterstützte ihn bei dem schließlichen Redaktionsgeschäft, indem manche Auslassung durch Rücksicht auf lebende Zeitgenossen geboten zu sein schienen. Die Autografen wurden wieder unter Siegel gelegt, die seinem letzten Willen zufolge erst 1850 gelöst werden sollten, damit alsdann dieser Briefwechsel unverkürzt, als das wichtigste Dokument unserer Literaturgeschichte, der Nation übergeben werden könne, der die Goethe-Schiller'schen Erben ihn hoffentlich nicht lange mehr vorenthalten werden. Goethe widmete seine Ausgabe der Briefsammlung, welche in den Jahren 1828 und 1829 in sechs Bänden ans Licht trat, dem König Ludwig von Bayern. In dem pretiös gehaltenen Dedicationsschreiben tritt aufs neue die Befangenheit hervor, welche Goethe fürstlichen Personen gegenüber nicht ablegen konnte. Wie warm sind dagegen die einfachen Worte, welche von ihm zwei Jahre später als Vorwort zu der deutschen Übersetzung von Carlyles Biographie Schillers geschrieben wurden!

Während der Bearbeitung der Annalen seines Lebens kam Goethe auch auf den Gedanken, eine ähnliche sorgfältige Redaktion den mit Zelter gewechselten Briefen zu widmen, welche sich gewissermaßen als eine Fort-

setzung anschlossen, „indem das Verhältnis beider Freunde von 1800 an sich durch alle Lebensereignisse hindurch schlingt, so dass er es zu einem ewigen Zeugnis wünschte erscheinen zu lassen.“ Mit Anfang des Jahres 1825 wurden die früheren Zelter'schen Briefe mit den Goethe'schen ins Reine geschrieben und die nachfolgenden Jahrgänge regelmäßig angereicht. Von dem Augenblick an war es freilich kein unbelauschtes Freundesgespräch mehr; doch ändert das in Rücksicht auf Goethe nichts, der längst bei jedem Brief, den er schrieb oder diktierte, an künftige Veröffentlichung zu denken hatte. Durch beiderseitige, testamentliche Bestimmung wurde die dereinstige Herausgabe der Briefe dem Hofrat Riemer übertragen, der schon bei der Vergleichung und Durchsicht der Abschrift Goethe behilflich war.

Seine letzten Briefe aus Italien, besonders die an Frau von Stein, gaben ihm den Faden zur Darstellung seines ‚Zweiten Aufenthalts in Rom‘, die er schon, um sie den Schilderungen der italienischen Reise unmittelbar anzuschließen, im Jahr 1820 vorgenommen hatte. Jedoch erst im Mai 1828 berichtet er, das „Märchen“ seines zweiten Aufenthalts in Rom habe er zu diktieren angefangen. Die eigentliche Ausführung ward nach Beendigung der Wanderjahre im Sommer 1829 vorgenommen; er bezog seine stille Gartenwohnung, um in der Einsamkeit „seines grünen Tals“ die fern liegenden Erlebnisse in seiner Phantasie wieder hervorzurufen. „Ich habe“, schreibt er am 18. Juli an Zelter, „mir hier in meinem Erdsälchen das alte und neue Rom in weitschichtigen Bildern, nicht weniger das alte Latium vor Augen gehängt und gestellt, viele Bücher dieses Inhaltes und Sinnes um mich versammelt und belebe so möglichst die Erinnerungen an meinen zweiten Aufenthalt in Rom.“ Goethe war froh, in dieser Zurückgezogenheit gegen den zeitraubenden Zudrang von Besuchenden mehr geschützt zu sein, muss jedoch beim Abschluss seiner Arbeit bekennen, er habe wohl das Doppelte tun können, ohne das unaufhörliche Hin- und herzerren von guten, lieben Fremden, die nichts bringen und nichts holen. Doch würden wir durch größere Ausführlichkeit (es wäre denn, dass er die Schilderung seiner Rückreise hinzugefügt hätte) wenig gewonnen haben, da er sich's von vornherein versagte, das Liebesverhältnis, welches ihn in Rom umschlang und ihm den Abschied so überaus schmerzlich machte, nach seiner eigentlichen Beziehung und Bedeutung hervortreten zu lassen, während der dem wahren Hergang substituierten Dichtung das frische Kolorit früherer ähnlichen Darstellungen abgeht.

Nahe dem Ziel den weiten Gang seines Lebens überblickend, empfand es Goethe aufs tiefste und bekannte es mit den lebhaftesten Ausdrücken, dass alle seien Liebesverhältnisse, so leidenschaftlich sie im Moment sein mochten, doch nur „leicht und oberflächlich“ gewesen seien im Vergleich zu seinem mit ganzer Hingebung eines vollen warmen Herzens geschlossenen Bund mit Lili. Dies Gefühl zog ihn wiederholt zu der Darstellung dieses schmerzlich-glücklichen Lebensjahres; allein das Verhältnis erschien ihm noch in der Erinnerung so zart, dass er nur zögernd die Hand an die Zeichnung legte; sie ward von Zeit zu Zeit in kleinen Abschnitten fortgeführt und beschäftigte ihn noch in dem letzten Jahr seines Lebens. 1830 sah er das reizende Fräulein von Türkheim, eine „Verwandte“ [doch wohl Enkelin] Lilis, in Weimar. Als Soret bald nach ihrer Abreise in Anmut des Mädchens und den Eindruck, den sie in Weimar gemacht, schilderte, erwiderte Goethe, ihm würden alle seine alten Erinnerungen erweckt; er sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor sich und ihm sei, als fühle er den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Indem das Gespräch sich zu dem noch ungedruckten vierten Teil von „Dichtung und Wahrheit“ wandte, äußerte Goethe: „Ich hätte ihn längst früher geschrieben und herausgegeben, wenn mich nicht gewisse zarte Rücksichten gehindert hätten, und zwar nicht Rücksichten gegen mich selber, sondern gegen die damals noch lebende Geliebte. Ich wäre stolz gewesen es der ganzen Welt zu sagen, wie sehr ich sie geliebt, und ich glaube, sie wäre nicht errötet, zu gestehen, dass meine Neigung erwidert wurde. Aber hatte ich das Recht es öffentlich zu sagen, ohne ihre Zustimmung? Ich hatte immer die Absicht, sie darum zu bitten; doch zögerte ich damit hin, bis es denn endlich nicht mehr nötig war.“ Lili von Türkheim hatte am 6. Mai 1817 auf dem Gut Kraut-Ergersheim bei Straßburg ihr schönes irdisches Dasein beschlossen<sup>144</sup>.

---

<sup>144</sup> Reimers Bemerkung verdient hier noch Erwähnung, Goethes Erzählung im vierten Band von Dichtung und Wahrheit reiche bei weitem nicht an die Wärme und Lebendigkeit, womit er ihm die Szenen seiner Liebe zu Lili in mündlicher Unterhaltung geschildert habe. – Der ungenannte Rezensent meines Buches in den Blättern f. lit. Unterh., macht mich in seiner wohlwollenden und gründlich auf die Sache eingehenden Beurteilung darauf aufmerksam, gegen meine Darstellung der Trennung Goethes von Lili sei ihm ein Bedenken erregt durch die in einer Logenrede des Kanzlers v. Müller vorkommenden Worte: „Diese Trennung von Lili wird noch tiefere Blicke in die Geheimnisse eines Herzens tun lassen, das mitten unter den Stürmen der Leidenschaft stark genug war, dem Zauber süßester und edelster Neigung zu entsagen, wenn es der Befriedigung sittlich zarter Anforderungen galt.“ Müller hat unstreitig hier bloß die Erzählung Goethes in dem damals noch nicht erschienen, ihm aber schon mitgeteilten vierten Band von Dichtung und Wahrheit vor Augen, nicht im speziell

Den zweiten Teil des Faust und die Wanderjahre hatte Goethe 1825 zu gleicher Zeit zu bearbeiten angefangen und ließ diese Arbeiten miteinander abwechseln. Helena, als der Mittelpunkt der Fortsetzung der Faustdichtung, größtenteils schon in früherer Abfassung vorhanden, ward zuerst vorgenommen und im Sommer 1826 vollendet. Die neue Zugabe scheint an der Stelle zu beginnen, wo Faust und Helena verschwinden und aus ihrem Liebesbund Euphorion hervorgeht, in welchem der Genius der neuern Poesie, in welchem Klassisches und Romantisches sich vereint, in nächster Beziehung zu Lord Byron zur Erscheinung kommt. Goethe war um diese Zeit wieder sehr mit der griechischen Tragödie beschäftigt; er vervollständigte seinen Arbeit über Euripides Phaethon und entsagte nur mit Widerstreben dem Genuss, auf längere Zeit in jenen Regionen zu verweilen, in die er besonders durch ein Programm Hermanns über drei antike Philoktete sich verlockt fühlte; aber „ich musste mich bald los machen von diesen Betrachtungen, sie hätten mich ein Vierteljahr gekostet, das ich nicht mehr nebenher auszugeben habe.“

Er hielt seine Tätigkeit zunächst bei den Wanderjahren fest, da er bei der Ankündigung seiner Gesamtausgabe versprochen hatte, das Werk „wieder neu aufzubauen, so dass nun in einem ganz anderen dasselbe wieder erscheinen werde.“ An Eckermann erzählte er eines Tages: „Um den vorhandenen Stoff besser zu benutzen, habe ich den ersten Teil ganz aufgelöst und werde nun so durch Vermischung des Alten und Neuen zwei Teile bilden. Ich lasse nun das Gedruckte ganz abschreiben; die Stellen, wo ich Neues auszuführen habe, sind angemerkt, und wenn der Schreibende an ein solches Zeichen kommt, so diktiere ich weiter und bin auf diese Weise genötigt, die Arbeit nicht in Stocken geraten zu lassen.“ Auch wurden einige der einzuschaltenden Novellen, „die Geschichte des nussbraunen Mädchens“ und „der Mann von fünfzig Jahren“ fortgeführt.

Die im Jahr 1826 ausgearbeitete Novelle vom Kind und Löwen<sup>145</sup>, deren Sujet Goethe schon vor dreißig Jahren episch zu behandeln gedachte, war anfangs ebenfalls dazu bestimmt, an den Faden der Wanderjahre angelehnt zu werden. Da sie jedoch außer Zusammenhang mit der Hauptidee des

---

zugängliche Quellen. Ich folgte den Briefen an Auguste Stolberg, welche Müller, als er jene Worte schrieb, noch unbekannt waren.

<sup>145</sup> Über die Novelle handelt ausführlich Düntzer in den Studien S. 59-89. Schwerlich möchte in der Lokalschilderung Rudolstadt zu suchen sein.

Romans steht, so ließ er sie mit Recht davon getrennt. Den früheren Entwurf hatte er nicht wieder auffinden können, daher war er genötigt ein neues Schema zu machen. In der durchsichtigen Form und klassischen Darstellung dieser Novelle hat sich die künstlerische Klarheit und Sicherheit des Dichters wieder in so ausgezeichnetem Grad bewährt, dass er wohl berechtigt war, auf dies Juwel unter seinen kleineren Dichtungen mit besonderer Zuneigung zu blicken. In dem Gleichnis, das er in Beziehung auf diese Erzählung gegen Eckermann gebrauchte, spricht er im Grunde das Geheimnis seines geistigen Schaffens überhaupt aus: „Denken Sie sich aus der Wurzel hervorschießend ein grünes Gewächs, das eine Weile aus einem treibt und zuletzt mit einer Blume endet; die Blume war unerwartet, überraschend, aber sie musste kommen; ja das grüne Blätterwerk war nur für sie da und wäre ohne sie nicht der Mühe wert gewesen.“

Nachdem Goethe im Frühling des Jahres 1827 die Wanderjahre so weit geführt hatte, dass er Zelter den zweiten Band als fertig ankündigen konnte, ward er wieder mehr zum Faust hingezogen. Nach alter Gewohnheit arbeitete er nicht einen Akt nach dem andern vorwärts schreitend aus, sondern bald vorn, bald am Schluss, je nachdem ihn eine oder die andere Partie besonders anzog. Er widmete dieser Dichtung die frühen Morgenstunden; doch rückte sie nur langsam vor, so dass oft nicht mehr als ein Blatt fertig wurde. 1827 wurde der fünfte Akt, mit Ausnahme des Eingangs, ins Reine gebracht; dann kehrte er zu den ersten beiden Akten zurück, welche die Bestimmung hatten, die Vorstufen zur Helena zu bilden. „In den ersten beiden Akten“, äußerte er gegen Eckermann, „klingt schon das Klassische und Romantische an und wird zur Sprache gebracht, damit es zur Helena hinaufgehe, wo beide Dichtungsformen entschieden hervortreten und eine Art von Ausgleichung finden.“

Da unterdes die Herausgabe seiner Werke vorwärts rückte, so drang Eckermann in ihn, alles beiseite zu lassen und den Sommer von 1828 dazu anzuwenden, die Wanderjahre reicher auszustatten. Nochmals fühlte Goethe ein Verlangen, sich nach Böhmen zu begeben; dahin luden ihn nament-

lich die persönlichen Beziehungen zu dem Grafen Caspar von Sternberg<sup>146</sup>, der als kenntnisreicher Botaniker und Mineraloge, besonders in Hinsicht auf Petrefaktenkunde<sup>147</sup> ihm zur Erweiterung seiner Kenntnisse bedeutenden Gewinn versprach. Seine Teilnahme für die wissenschaftlichen Bestrebungen Böhmens war, wenn auch die früheren regelmäßigen Besuche unterblieben, unverändert, ja noch gesteigert, seit er von der 1822 gegründeten Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, deren Vorsitz Graf Sternberg führte, zum Ehrenmitglied ernannt war; sein ausführlicher Bericht über die Monatschrift, der sich zu einer tief eingehenden Schilderung des böhmischen Landes und seiner Kultur erweitert, gibt davon Zeugnis. Da er auf die böhmische Reise verzichten zu müssen, so beabsichtigte er wenigstens einen Ausflug nach Freiberg zu machen, um dort die unterbrochenen mineralogischen Studien wieder anzuknüpfen und „nachzuholen“. Eine unerwartete Trauerbotschaft machte alle Pläne zunichte. Sein geliebter Fürst endete am 14. Juni 1828 auf der Rückreise von Berlin, zu Gratz bei Torgau vom Schlag gerührt.

Schon kränkelnd, war Karl August nach Berlin gereist und hoffte nach diesem zerstreuen Ausflug in den Bädern von Teplitz die schwindenden Kräfte wieder herzustellen. Trotz seiner körperlichen Erschöpfung war sein Geist noch jugendlich rege; es schien in den letzten Lebensblicken seine edle Natur noch einmal in ihrer ganzen Fülle und Schönheit hervortreten. „Als sei eine solche Lucidität“, heißt es in einem Brief Alexanders von Humboldt an den Kanzler v. Müller, „wie bei den erhabenen schneebedeckten Alpen, der Vorbote des scheidenden Lichtes, nie habe ich den großen

---

<sup>146</sup> Um die Freundschaftsverbinding mit dem Grafen Caspar von Sternberg nach der Bedeutung, die sie für Goethe hatte, richtig zu würdigen, mögen wir mit den Äußerungen in Goethes Abhandlung über die Zeitschrift des Museums noch einige von Riemer (II. 684) mitgeteilte Stellen, datiert vom 1. August 1822, Goethes Tagebuch oder einem Brief entnommen, vergleichen:

„Ich darf wohl sagen, dass mir, seit ich dem Grafen von Reinhard in Karlsbad begegnete, kein solches Glück [wie jetzt durch die Bekanntschaft mit dem Grafen Sternberg] wieder geworden. Wie wichtig ist es, einen Mann von diesen Jahren von solcher menschlichen Welt- und wissenschaftlichen Bildung anzutreffen, eine vollkommene Mitteilung möglich zu finden und durch wechselseitiges Empfangen und Geben des größten Vorteils zu gewinnen! Er ist aus einer Zeit, wo sich Aussichten hervortaten, Gesinnungen entwickelten, Studien besondere Reize ausübten, zu denen allen ich mich selbst bekenne. Eine solche Annäherung ist mir doch unendlich wert, und so waren wir denn zwei Wochen beisammen, wo Tausendfältiges zur Sprache kam. In gar manchem Kapitel habe ich durch ihn sehr schöne Nachweisungen und Aufklärungen erhalten. Ein fortgesetztes tätiges Verhältnis wird beiden Teilen zum Nutzen und Frommen gereichen.“

<sup>147</sup> Petrefakt: Versteinerung

menschlichen Fürsten lebendiger, geistreicher, milder und an aller ferneren Entwicklung des Volkslebens teilnehmender gesehen, als in den letzten Tagen, die wir ihn hier besaßen.“ Humboldt ließ er fast nicht von seiner Seite und durchsprach mit ihm die verschiedenartigsten Gegenstände der Wissenschaft, vor allen die Probleme der neueren Naturforschung, dabei mit einer so aufgeregten Lebendigkeit von dem einen zum andern greifend, dass Humboldt in ahnungsvoller Besorgnis gegen seine Freunde äußerte, ihm sie diese Lebendigkeit, diese geheimnisvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche ein schreckhaftes Phänomen.

Der Schmerz über diesen unersetzlichen Verlust erschütterte Goethe aufs tiefste; alle Trostworte lehnte er ab und wollte davon nichts wissen. „Ich hatte gedacht“, sagte er zu Eckermann, der spät am Abend zu ihm kam und ihn ganz niedergebeugt antraf, „ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt es, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter nichts, als zu tragen und uns empor zu halten, so gut und so lange es gehen will.“ Die verwitwete Großherzogin befand sich in Wilhelmsthal; an sie richtete er, was Liebe und Fürsorge ihm in diesen Momenten Tröstendes und Erhebendes eingab. Sie benahm sich, wie stets im Unglück, standhaft und gefasst. Der neu antretende Großherzog befand sich mit seiner Gemahlin in Russland und kehrte erst im Juli zurück. Um „bei dem schmerzlichsten Zustand des Innern“ den öffentlichen Trauerfeierlichkeiten zu entgehen, begab sich Goethe am 7. Juli nach dem im reizenden Saaltal gelegenen Schloss Dornburg. Mögen uns seine eigenen Worte diesen Zufluchtsort und den Frieden den er wiederum über sein Gemüt verbreitete, schildern.

„Ich weiß nicht“, schreibt er am 10. Juli an Zelter, „ob Dornburg Dir bekannt ist; es ist ein Städtchen auf der Höhe im Saaltal unter Jena, vor welchem eine Reihe von Schlössern und Schlösschen, gerade am Absturz des Kalkflözgebirges, zu den verschiedensten Zeiten erbaut ist; anmutige Gärten ziehen sich an Lusthäusern her; ich bewohne das alte neu aufgeputzte Schlösschen am südlichsten Ende. Die Aussicht ist herrlich und fröhlich, die Blumen blühen in den wohl unterhaltenen Gärten, die Traubengeländer sind reichlich behangen, und unter meinem Fenster seh’ ich einen wohl gediehenen Weinberg, den der Verblichene auf dem ödesten Abhang noch vor drei Jahren anlegen ließ und an dessen Ergrünung er sich die letzten Pfingsttage noch zu erfreuen die Lust hatte. Von den anderen Seiten sind die Rosenlauben bis zum Feenhaften geschmückt und die Malven, und

was nicht alles, blühend und bunt, und mir erscheint das alles in erhöhteren Farben wie der Regenbogen auf schwarzgrauem Grunde. Seit fünfzig Jahren hab' ich an dieser Stätte mich mehrmals mit ihm des Lebens gefreut, und ich könnte diesmal an keinem Ort verweilen, wo seine Tätigkeit auffallender anmutig vor die Sinne tritt. Das Ältere erhalten und aufgeschmückt, das Neuerworbene (eben das Schösschen, das ich bewohne, ehemals ein Privat-Eigentum) mäßig und schicklich eingerichtet, durch anmutige Berggänge und Terrassen mit den früheren Schlossgärten verbunden, für eine zahlreiche Hofhaltung, wenn sie keine übertriebene Forderungen macht, geräumig und genügend, und was der Gärtner ohne Pedanterie und Ängstlichkeit zu leisten verpflichtet ist, alles vollkommen, Anlage wie Flor. Und wie es ist, wird es bestehen, da die jüngere Herrschaft das Gefühl des Guten und Schicklichen dieser Zustände gleichfalls in sich trägt und es mehrere Jahre bei längerem und kürzerem Aufenthalt bewährt hat. Dies ist denn doch auch ein angenehmes Gefühl, dass ein Scheidender den Hinterbliebenen irgendeinen Faden in die Hand gibt, woran ferner fortzuschreiten wäre. Und so will ich denn an diesem mir verliehenen Symbol halten und verweilen.“

Eine weitere Ausführung dieser symbolischen Betrachtung seines gegenwärtigen Aufenthaltsortes enthält sein Schreiben<sup>148</sup> an den Kammerherrn von Beulwitz, welchen der Großherzog Karl Friedrich beauftragt hatte, sich nach Goethes Befinden zu erkundigen und die Versicherung der wohlwollendsten Gesinnungen hinzuzufügen. In Erwiderung dieser Zuschrift sprach Goethe ausführlich aus, was ihm in seinem Schmerz Beruhigung gegeben, die Zuversicht, dass wohl gegründete und geordnete Zustände von Geschlecht zu Geschlecht fort dauern werden. „Ein so geregeltes sinniges Regiment“, heißt die mit der Schilderung des trefflich kultivierten Tals verknüpfte Betrachtung, „waltet von Fürsten zu Fürsten. Feststehend sind die Einrichtungen, zeitgemäß die Verbesserungen. So war es vor, so wird es nach uns sein, damit das hohe Wort eines Weisen erfüllt werde, welcher sagt: Die vernünftige Welt ist als ein großes, unsterbliches Individuum zu betrachten, welches unaufhaltsam das Notwendige bewirkt und dadurch sich sogar über das Zufällige zum Herrn erhebt.“ In Bezug auf sich selbst fügt er hinzu, dass er seine unwandelbare Anhänglichkeit an den ho-

---

<sup>148</sup> Dieses köstliche Schreiben findet man vollständig abgedruckt in Vogels Schrift: Goethe in amtlichen Verhältnissen, S. 248-254 und danach auch in Goethes Werken unter den biographischen Einzelheiten (Bd. LX. der Ausg. in 60 Bden; Bd. XXVII. der Ausg. in 40 Bden).

hen Abgeschiedenen nicht besser zu betätigen wisse, als wenn er alles, was noch an ihm sei, seinem Fürsten und seinem Land von neuem anzueignen sich ausdrücklich verpflichte.

Zehn Wochen verweilte er auf dem Dornburger Schloss, wiederholt erfreut durch den Besuch der Freunde aus dem nahen Jena, zu denen auch er manchmal hinübereilte; auch die Weimarer Freunde suchten ihn auf. Jede Spur von Feierlichkeiten zu seinem Geburtstag hatte er „verboten und verboten“; den 3. September ließ er, wie sonst, durch Weimarer Kunstausstellung feiern.

Was er in diesen Wochen „aus Unruhe, Neigung und Langeweile“ treib und leistete, war „sehr vielerlei, dergestalt dass es nicht leicht zur Erscheinung kommen“ konnte. „Also sitze ich hier“, schreibt er an Knebel, „auf dieser Felsenburg, von der aufgehenden Sonne geweckt, mit der scheidenden gleichfalls Ruhe suchend, den Tag über in grenzenloser, fast lächerlicher Tätigkeit; es sähe prahlerisch aus, herzurechnen, wie viel Alphabete ich gelesen, und wie viel Buch Papier ich verdickt habe.“ Sein Geist fand, wie er in trüben Stimmungen pflegte, Erheiterung im Studium der Natur, besonders der Botanik und Meteorologie. Mochte er gleich von der Witterungskunde keine großen Resultate erwarten, so zog sie ihn doch als Naturbeobachtung an. Er gibt darüber seinem Zelter ein charakteristisches Bekenntnis: „Das Studium der Witterungslehre geht, wie so manches andere, nur auf Verzweiflung hinaus. Die ersten Zeilen des Fausts lassen sich auch hier vollkommen anwenden. Doch muss ich zur Steuer der Wahrheit hinzufügen: Dass derjenige, der nicht mehr verlangt, als dem Menschen gegönnt ist, auch hier für angewandte Mühe gar schön belohnt werde. Sich zu bescheiden ist aber nicht jedermanns Sache. Hier, wie überall, verdrießt es die Leute, dass sie dasjenige nicht erlangen, was sie wünschen und hoffen, und da glauben sie gar nichts empfangen zu haben. Man müsste z.B. vor allen Dingen auf das Vorauswissen und Prophezeien Verzicht tun, und wem ist das zuzumuten?“ Mehrere Witterungsbeobachtungen und daneben manches fein gezeichnete Naturbild nahmen die Briefe an Zelter auf und werden in den Dornburger Liedern zu erhebenden poetischen Klängen. Den Hauch dieser dichterischen Stimmung fühlt man selbst in den kurzen Tagebuchaufzeichnungen: „18. August. Vor Sonnenaufgang aufgestanden. Vollkommene Klarheit des Tales. Der Ausdruck des Dichters: Heili-

ge Frühe ward empfunden.“ – „Und so fortan in Ehrfurcht der allwaltenden Mächte“, schließt ein Brief an Zelter.

Als Goethe nach Weimar zurückkehrt war (11. September), forderte zunächst die Vollendung der Wanderjahre, deren Druck gegen das Ende des Jahres beginnen musste, seine ganze Tätigkeit. „Hieran ist zwar“, heißt es in Eckermanns dermaligen Aufzeichnungen, „bereits viel getan, aber noch sehr viel zu tun. Das Manuskript hat überall weiße Papierlücken, die noch ausgefüllt sein wollten. Hier fehlt etwas in der Exposition, hier ist ein geschickter Übergang zu finden, damit dem Leser weniger fühlbar werde, dass es ein kollektives Werk sei; hier sind Fragmente von großer Bedeutung, denen der Anfang, andere, denen das Ende mangelt, und so ist an allen drei Bänden noch viel nachzuhelfen.“ Das Werk wurde wieder in Fluss gebracht und schloss sich fester zusammen; im Februar des nächsten Jahres konnte der letzte Rest des Manuskripts zum Druck übersandt werden.

Die Überarbeitung leistete dem Roman wesentliche Dienste. Mehrere Abteilungen von bedeutendem Gehalt wurden hinzugefügt, andere erhielten eine zweckmäßigere Anordnung, und die einzelnen Partien wurden durch neue Übergänge und Ergänzungen miteinander verbunden. Die frühere Tendenz dieser Dichtung, dass jeder seine Kräfte zum Wohl des Ganzen anwenden müsse, ist geblieben, aber mehr aus einem allgemeinen sozialen Gesichtspunkt behandelt worden. Damit aber die vorwaltenden materiellen Bestrebungen ein Gegengewicht erhalten, hat der Dichter die ideale Erscheinung der dem Überirdischen zugewendeten Makarie in die Handlung verflochten, die aus dem Äther der klarsten Herzensreinheit auf die irdischen Verwirrungen niederschaut und die Verwicklungen durch die Höhe ihrer Seele versöhnend löst. Zwar ist diesem letzten Roman Goethes das frische Leben, das die Darstellung der Lehrjahre auszeichnet, durch die Hinneigung zum Didaktischen und die fragmentarische Behandlung, welche auch die letzte Bearbeitung nicht ganz zu verdecken vermochte, entzogen worden, und der Stil fließt nicht mehr in so leichten klaren Wellen dahin, wie in den Jahren der vollen männlichen Kraft; jedoch zeugt auch diese Dichtung von einer so vielseitigen Anschauung, von einer so großartigen Auffassung des modernen Lebens, dass sie an Reichtum der Ideen keinem seiner älteren Werke nachsteht<sup>149</sup>.

---

<sup>149</sup> Über die Wanderjahre, namentlich das Verhältnis der beiden Bearbeitungen zueinander s. Düntzer in den Studien S. 318 ff.

Nachdem Goethe im Sommer 1829 die Schilderung seines römischen Aufenthalts durchgearbeitet und mehrere Redaktionsgeschäfte, auch seiner naturwissenschaftlichen Aufsätze, beseitigt hatte, ruhte sein Geist wieder ganz auf seinem Faust. Er glaubte damals schon den Abschluss so gut als vollbracht, indem er alles so deutlich in Herz und Sinn habe, dass es ihm oft unbequem falle, und hoffte schon mit nächstem Frühling den Freunden die Beendigung seines Werkes mitteilen zu können. Allein er wälzte diesen Stein nur langsam von der Stelle; die klassische Walpurgisnacht lag noch als eine unüberwindliche Höhe vor ihm.

Durch angestrengte Tätigkeit suchte er auch den Schmerz zu überwinden, der ihn mit dem am 14. Februar 1830 erfolgten Hinscheiden der verwitweten Großherzogin traf. Anfangs schien er seiner Empfindungen Herr werden zu wollen. „Der Schlag, der uns lange bedroht“, sagte er zu Soret, der im Auftrag der Großherzogin Marie zu ihm ging, um ihm in ihrem Namen einen Kondolenzbesuch zu machen, „hat endlich getroffen, und wir haben wenigstens nicht mehr mit der grausamen Ungewissheit zu kämpfen; wir müssen nun sehen, wie wir uns mit dem Leben wieder zurechtsetzen.“ Als Soret auf Goethes Papiere hinwies und die Arbeit als die beste Trösterin bezeichnete, erwiderte er: „Solange es Tag ist, wollen wir den Kopf schon oben halten, und solange wir noch schaffen können, werden wir nicht nachlassen“, und lenkte dann mit Lebhaftigkeit das Gespräch auf andere Gegenstände. Als jedoch Soret sich am folgenden Vormittag im Auftrag der Großherzogin nach seinem Befinden erkundigte, fand er ihn betrübt und gedankenvoll. „Ich muss mit Gewalt arbeiten“, sagte er, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, dass man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so teuren Gegenstand nicht für möglich hält, und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt.“ In seinen Äußerungen blickte seit der Zeit häufiger das Vorgefühl seines nahen Todes durch. Soweit die regierende Familie imstande war, diese schmerzlichen Verluste gewohnter Liebe durch eine freundliche Gegenwart vergessen zu machen, hatte er die herzlichste Teilnahme und Fürsorge dankbar anzuerkennen. „Wenn ich Ihnen nun versichern kann“, schreibt er im April an Varnhagen von Ense, „dass Ihre kaiserliche Hoheit die Frau Großherzogin sich fortwährend alles zu tun geneigt erweist, was mir in meinen Zuständen Freude machen kann, indem sie die mir noch anvertrauten Geschäfte und was mich sonst berührt, auf die zarteste und sinnigste Weise zu fördern und mich

dadurch zu überzeugen fortfährt, dass manches von mir gestiftete Gute mich überleben solle: So wird gewiss auch eine neigungsvolle Verehrung in Ihrem teilnehmenden Geist immer tiefer sich einwurzeln.“ Ihre regelmäßigen Besuche zählte er stets unter seine schönsten Stunden. Nicht minder gab ihm der Großherzog immer neue Beweise seiner Anhänglichkeit und besuchte ihn manchen Abend ganz allein auf seinem Studierzimmer. Dass er Goethe „wie einen Vater“ geehrt und geliebt habe, sprach er noch kurz vor dessen Hingang aus.

Eine erheiternde Nachfeier seines Weimarer Jubelfestes konnte Goethe noch in diesem Jahr mit eng verbundenen Freunden begehen; am Vorabend des Johannisfestes waren fünfzig Jahre seit seiner Aufnahme in die Freimaurerloge verflossen. Die Festlichkeit, welche die Brüder zu diesem Tag veranstaltet hatten, erwiderte Goethe am nächsten Tag mit dem Gedicht „Fünfzig Jahre sind vorüber etc.“, hinweisend auf ferneres freudiges Zusammenwirken, „um die Menschheit fortzuehren.“

Goethe brachte den Sommer von 1830 in größter Zurückgezogenheit zu, angestrengt mit der Vollendung des Fausts beschäftigt. Alles Zeitungslesen, selbst der von ihm so geschätzten französischen und englischen Zeitschriften, schaffte er ab, um durch nichts zerstreut zu werden. Die Unterhaltungen der Freunde setzten ihn von allem Bedeutenden in Kenntnis. Daher ließ er sich auch nicht um seine Ruhe bringen, als die Juli-Revolution, die er schon seit einiger Zeit hatte herankommen sehen, Frankreich und bald einen großen Teil Europas erschütterte. Man kann sich Sorets Erstaunen vorstellen, als er in höchster Aufregung über die Nachricht von den Pariser Ereignissen zu Goethe kam und dessen erste Frage, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Sich nicht auf die Revolution, sondern auf den gleichzeitig zum Ausbruch gekommenen wissenschaftlichen Streit der beiden großen Naturforscher St. Hilaire und Cuvier bezog. Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urteil und beweist aufs Neue, dass er es verstand, die ihn umgebenden Ereignisse auf den historischen Standpunkt zu bringen. „Das Pariser Erdbeben“, schreibt er am 5. Oktober an Zelter, „hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, dass sie die einzelnen Paroxysmen unschädlich machen, und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber

hinaus, so ist's wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Trojas versieht man's und innerhalb Trojas desgleichen.“ Goethe ließ sich dadurch nicht in seiner Arbeit unterbrechen und war froh, die klassische Walpurgisnacht (die „republikanische“ im Gegensatz zu der monarchischen Brockennacht) glücklich zu bezwingen. Da traf ihn im Anfang des Novembers, wie ein Blitzstrahl aus heiterer Luft, die Nachricht von dem Tod seines einzigen Sohnes und gebot Stillstand.

August von Goethe hatte am 22. April in Begleitung Eckermanns seine Reise nach Italien angetreten, um seine nicht ohne eigene Schuld zerrüttete Gesundheit herzustellen. Der Vater hoffte zugleich, dass das Land der Künste sein geistiges Interesse wieder lebhaft anregen werde, „dass er sich selbst gewahr werde.“ Goethe hatte eine wahrhafte Liebe zu seinem Sohn und „schenkte ihm“ (es sind die Worte Vogels) „fast unbegrenztes Vertrauen; dieser widmete seinem Vater die innigste Verehrung.“ Allein die vom Vater angeerbten trefflichen Anlagen und eine vielseitige Bildung hatten den Hang zu einer unregelmäßigen Lebensweise nicht zu unterdrücken vermocht.

Seine ersten Briefe aus Oberitalien waren sehr erfreulich; „sein ununterbrochenes Tagebuch zeugte von einem offenen, ungetrübten Blick für die Natur und Kunst; er war behaglich bei Anwendung und Erweiterung seiner früheren mehrfachen Kenntnisse.“ In Genua trennte er sich von Eckermann, der nach der Heimat zurückging. Der Bruch des Schlüsselbeins, der sich zwischen Genua und Spezia ereignete, hielt ihn hier an vier Wochen fest. Nachdem er darauf einen längeren Aufenthalt in Florenz „musterhaft benutzt“ hatte, schiffte er sich in Livorno direkt nach Neapel ein. Er schloss sich hier an den kenntnisreichen Architekten Zahn an und verweilte in dessen Gesellschaft mit reger Kunstliebe bei den Überresten von Pompeji. In seiner Gegenwart begann am 28. August die Ausgrabung eines der ausgezeichnetsten Privathäuser Pompejis, welches zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. Seine Briefe aus Neapel deuteten indes schon auf eine krankhafte Exaltation und wollten dem Vater nicht recht gefallen. „Eine Schnellfahrt nach Rom“, fährt Goethe in seinem Bericht an Zelter fort, „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen deutschen Männer und bedeutender Künstler scheint er nur mit einer fieberhaften Hast genossen zu haben. Nach wenigen Tagen [28. Oktober] schlug er den Weg ein, um an der Pyra-

mide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dichterisch zu sehnen geneigt war.“ (In schwermütiger Stunde während seines römischen Aufenthalts hatte Goethe sein Grab bei der Pyramide des Cestius gezeichnet, worauf auch in den Elegien hingedeutet wird). Um Goethe einen Beweis seiner Verehrung zu geben, erbot sich Thorwaldsen, ein von ihm skizziertes Denkmal für den Verstorbenen auf eigene Kosten auszuführen.

Als in den ersten Tagen des Novembers die Trauerbotschaft an Goethe gelangte, nahm er alle seine Kraft zusammen, um auch diesen Schmerz mit Würde und Fassung zu tragen. „Es scheint“, schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Überzeugung habe, man sei nicht aus Nerven ..., sondern aus Draht zusammen geflochten.“ Eines Tages äußerte er „mit hervorbrechendem Unmut“ gegen Dr. Vogel – es erinnert an seine Elegie „Euphrosyne“ – „dass die Eltern vor den Kindern sterben, ist in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird.“ Zu dem Schmerz über den Verlust gesellte sich noch die Sorge, dass er alle Lasten, die er demnächst, ja mit dem neuen Jahr, abzustreifen und einem Jüngeren zu übertragen hoffte, nunmehr wieder allein weiter zu tragen habe. Namentlich beschwerte ihn jetzt von neuem die Verwaltung seiner eigenen, weitläufigen Privatangelegenheiten. „Hier nun“, so fährt er mit der Entschlossenheit eines großen Charakters fort, „allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge, als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere gibt sich von selbst. Der Körper muss, der Geist will, und wer seinem Willen die notwendigste Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht zu besinnen.“ Er zwang sich zwei Wochen hindurch zur Fortsetzung des vierten Teils von „Dichtung und Wahrheit“, um seine Gedanken von dem traurigen Ereignis abzuleiten, „über Gräber vorwärts“. Allein der Gemütserschütterung, verbunden mit dieser Geistesanstrengung, vermochte der Körper auf die Länge nicht zu widerstehen. „Plötzlich“, so berichtet er später an Zelter, nachdem keine entschiedene Andeutung noch irgendein drohendes Symptom vorausging, öffnete sich ein Gefäß in der Lunge [in der Nacht vom 24. zum 25. November], und der Blutausswurf war so heftig, dass, wäre nicht gleich und kunstgemäße Hilfe zu erhalten gewesen, hier wohl die ultima linea rerum sich würde hingezogen haben.“ Das bis zum Ersticken stromweise aus den geborstenen Blutgefäßen durch den Mund fließende Blut hatte ein tiefes und weites Waschbecken halb gefüllt. Dennoch mussten noch durch

Aderlässe ihm zwei Pfund Blut entzogen werden, wodurch der Puls, der kaum fünfzig Mal in der Minute schlug, weicher ward. Schon verbreitete sich die Todeskunde; doch noch einmal half ihm seine gesunde Natur durch. Am 29. November konnte er eigenhändig seinem Zelter melden, das Individuum sei noch beisammen und bei Sinnen. Seiner Genesung schritt rasch vor, und er genoss bis zu seinem letzten kurzen Krankenlager, außer einigen katarrhalischen Beschwerden, an denen er von je her häufig litt, eine gute Gesundheit. „Stellten sich auch“, berichtet sein Arzt, Hofrat Vogel<sup>150</sup>, „Schwächen des Alters, besonders Steifheit der Gliedmaßen, Mangel an Gedächtnis für die nächste Vergangenheit, zeitweise Unfähigkeit, das Gegebene in jedem Augenblick mit Klarheit schnell zu überlesen, und Schwerhörigkeit bei ihm immer merklicher ein, so genoss er doch, und zumal im Vergleich mit andern Greisen seines Alters, noch einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft, dass man sich der frohen Hoffnung, er werde uns noch lange durch seine Gegenwart erfreuen, mit Zuversicht hingeben durfte.“ Doch verhehlte sich Goethe sein nahes Ende nicht und sprach mit Ruhe davon; „ich traue dem Landfrieden nicht“, schreibt er nach seiner Wiederherstellung an Zelter, „und befließige mich das Haus zu bestellen.“ Mehrmals nahm er Veranlassung, seinem Amtsgenossen Vogel die von ihm gepflegten Anstalten und vorzüglich auch einzelne bei denselben Angestellten zu empfehlen, und mehrere testamentliche Anordnungen wurden getroffen. Indes hatte das Wort Tod etwas Düsteres für ihn, dem er daher gern mit euphemistischer Wendung auswich, und wie mit kalter Hand ergriff ihn mitunter der Gedanke „an die dunkle Nacht, wo alles Wirken aufhört.“<sup>2</sup> Überhaupt fühlte er sich verstimmt, wenn man zwecklos finstere Bilder durch die Unterhaltung hervorrief. So war es ihm unleidlich, von der Cholera, die im Jahr 1831 zum ersten Mal Deutschland erschreckte, reden zu hören; „es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit“, pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern. Etwas anderes war es für ihn, sich ausführlich mit Ärzten über die Natur und den Verlauf dieser Krankheit zu unterhalten und sie in ihrer physiologischen Erscheinung kennen zu lernen.

Otilie von Goethe suchte dem Greis die letzten Lebenstage durch die treueste Pflege und Fürsorge zu erheitern und zu erleichtern. Sie entsagte den gesellschaftlichen Verpflichtungen, um ihm möglichst viel sein zu können, begleitete ihn auf seinen Spaziergängen und widmete ihm die Abend-

---

<sup>150</sup> S. Vogel, die letzte Krankheit Goethes etc. 1833. S. 5.

stunden. Er ließ sich von ihr vorlesen oder las auch selbst vor. In den Abenden des letzten Winters wurden vorzüglich die Biographien Plutarchs gelesen, nicht in der von dem Autor beliebten vergleichenden Zusammenstellung, sondern in chronologischer Folge, erst die Griechen, dann die Römer; durch Niebuhrs Werk über die römische Geschichte, in das er sich im Jahr 1830 mit großem Interesse hineingelesen hatte, war er wieder zu der Geschichte des Altertums hingezogen worden. Den zweiten Teil seines Fausts las er niemandem, außer seiner Schweigertochter, vor. Sie leitete in den Jahren 1830 und 1831 die Herausgabe einer originellen weimarschen Zeitschrift, welche dem Tiefurter Journal zu vergleichen war, unter dem Titel Chaos. Soret, Eckermann und Parry, ein in Weimar lebender Engländer, unterstützten sie bei der Redaktion. Jeden Sonntag erschien ein Blatt. Nur wer 24 Stunden in Weimar zugebracht hatte, durfte Mitarbeiter und Mitleser des Journals sein; andern durfte es nicht einmal gezeigt werden, und die Namen der Verfasser und Verfasserinnen erfuhr nur Frau von Goethe. Vorzüglich nahmen auch die in Weimar sich aufhaltenden Fremden, Franzosen und Engländer, daran Teil, so dass die Beiträge die verschiedensten Sprachen redeten, was der damals eingerissenen Mode entsprach, in Gesellschaften fremde Sprachen zu reden. Obgleich Goethe das Unternehmen nur als einen „dilettantischen Spaß“ ansah, bei dem nichts Großes und Dauerhaftes herauskomme, so freute es ihn doch, dass die Herren und Damen, die oft gar nicht wüssten, was sie mit sich anfangen sollten, einen geistigen Mittelpunkt hätten, wodurch sie gegen „den ganz hohlen und nichtigen Klatsch“ geschützt würden, und er selbst lieferte einige Beiträge dazu<sup>151</sup>.

Im Jahr 1830 wurde die Gesamtausgabe seiner Werke mit dem vierzigsten Band geschlossen, vollständig so wenig, dass sie nach des Dichters Tod noch um zwanzig Bände erweitert ward. Den zweiten Teil des Fausts zu vollenden, bot er die letzte produktive Kraft auf, die ihm nach der letzten Erschütterung noch geblieben war. „Es ist keine Kleinigkeit“, äußerte er in einem Brief an Zelter, „das, was man im zwanzigsten Jahr konzipiert hat, im

---

<sup>151</sup> Über das Chaos s. Eckermann III S. 335, und einen Aufsatz von Amalie Winter im Weimar-Album S. 207 ff. Nachweisungen über Goethes Anteil in Hirzels Verzeichnis einer Goethebibliothek S. 69-71. Ein vollständiges Exemplar des Chaos, jetzt schon eine Rarität, ist im Besitz dieses einsichtigen Kenners und Sammlers der Goethiana, dem ich für die freundliche Bereitwilligkeit verpflichtet bin, mit der er mich von dem Seltensten und Wichtigsten seiner Sammlung Kenntnis nehmen ließ.

zweiundachtzigsten außer sich darzustellen, und ein solches inneres lebendiges Knochengerippe mit Sehnen, Fleisch und Oberhaut zu bekleiden.“ Unterm 4. Januar 1831 konnte er Zelter berichten, dass die beiden ersten Akte fertig seien. Die Ausführung des vierten Aktes und des noch fehlenden Eingangs zum fünften nahm ihn bis in den Sommer in Anspruch. Er war entschlossen, vor seinem Geburtstag fertig zu werden; denn seit dreißig Jahren, so versicherte er oft, habe er sich zur Geistestätigkeit, zumal in produktiver Hinsicht, nicht so aufgelegt gefunden, wie in diesem Sommer. Unterm 20. Juli meldete er Meyer die Vollendung. Nachdem er seinen nächsten Freunden einige Abschnitte der neu hinzugekommenen Dichtung mitgeteilt hatte, siegelte er das Manuskript ein, damit er sich nicht etwa verleitet fühle, nochmals sein Werk vorzunehmen und an einzelnen Partien zu rütteln.

Als Goethe wenige Tage vor seinem Ende eine Mappe seiner Zeichnungen mit Coudray durchging, verweilte dieser mit anhaltender Teilnahme bei einer Landschaft, die den Untergang der Sonne darstellte. „Ja!“, sagte Goethe, ebenfalls ergriffen, „sie ist groß und erhaben, auch wenn sie unter sinkt.“ An diese Worte werden wir vorzüglich bei der Betrachtung des zweiten Teils des Fausts erinnert. Es ist nicht mehr die klare Sonne des mit voller Kraft des dichterischen Genius geschaffenen ersten Teils; aber sie zeigt sich noch herrlich und erhaben in den ermattenden milden Abendstrahl der letzten Szenen<sup>152</sup>. Die hohe Idee, aus der diese Dichtung hervorging – Goethe versichert wiederholt, der ursprünglichen Konzeption treu geblieben zu sein, was nur ganz allgemein verstanden werden kann – trägt noch alle, auch die späteren Teile; er bezeichnet sie aufs treffendste, wenn er gegen Eckermann sich äußert: „In den Versen: Wer immer sterbend sich bemüht usw. ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten: Im Faust selber eine immer höhere und reinere Tätigkeit bis ans Ende und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe.“ Allein diese Idee hüllt sich, anstatt ihrer lebenvollen Erscheinung in den früheren Abteilungen, mehr und mehr in den Schleier der Allegorie, welche, wie Danzel richtig bemerkt, das notwendige Endschicksal seiner auf das Wahre gerichteten Dichtungsweise war, indem sie die tiefsten Ideen enthält, welche vollständig künstlerisch zu verarbeiten die Kraft oder Zeit nicht mehr ausreichte, die aber als Resultate der konkre-

---

<sup>152</sup> Eine Übersicht über die Faustliteratur s. in Vischers kritischen Gängen. II. S. 49 ff. Die gründlichsten Schriften über den zweiten Teil sind: Weißes Kritik und Erläuterung des Goetheschen Faust, 1837, und Düntzers ausführliches Werk: Goethes Faust, zum ersten Mal vollständig erläutert, 2 Teile. 1850.

testen Lebensentwicklung umso mehr nur aus dieser verstanden werden können. Indem er nur diese vor Augen hatte und das Bewusstsein in sich trug, aus den Täuschungen der Jugend zu immer größerer Einsicht und Geistesklarheit gelangt zu sein, so betrachtete er das Verhältnis der beiden Teile nur aus dem Gesichtspunkt seiner individuellen Entwicklung, deren Phasen er in dieser die ganze Weite des menschlichen Daseins umspannenden Dichtung in den großartigsten Umrissen gezeichnet hatte, und äußerte daher gegen Eckermann: „Der erste Teil ist fast ganz subjektiv; es ist alles aus einem befangeneren, leidenschaftlicheren Individuum hervorgegangen, welches Halbdunkel den Menschen auch so wohl tun mag. Im zweiten Teil aber ist fast gar nichts Subjektives; es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftslosere Welt, und wer sich nicht etwas umgetan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen.“ Übrigens brechen auch durch die allegorische Nebelhülle viele hell leuchtende Strahlen der Poesie, und der tief gedachte Gehalt vermag auch da die Betrachtung zu fesseln, wo er nicht in reiner Schönheit der Form sich darstellt.

Es war des Dichters letztes Vermächtnis. Das volle Bewusstsein seines eigenen über alle Grenzen des Erdenlebens hinausgreifenden und ins Unendliche wirkenden, reichen Daseins schließt sich in Fausts letzten Worten zusammen:

Es kann die Spur von meinen Erdetagen  
Nicht in Äonen untergehen.  
Im Vorgefühl von solchem höchsten Glück  
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick.

Mit der Beendigung des Faust sah er sein eigentliches Tagewerk für abgeschlossen an. Die Lebenstage, die ihm noch verliehen würden, wollte er als eine Zugabe zum Leben dankbar willkommen heißen. Zwar ward er von Zelter ermahnt, gleichfalls „Die natürliche Tochter“ zu Ende zu führen, aber an diese, erwiderte er, „darf ich gar nicht denken; wie wollt' ich mir das Ungeheure, das da gerade bevorsteht, wieder ins Gedächtnis rufen?“ Sein zunächst auszuführender Vorsatz war, in seiner biografischen Schilderung fort zu fahren; denn sein Sinn ruhte mehr und mehr auf dem Vergangenen, und er musste bekennen (in einem Brief an W. von Humboldt vom 1. Dezember 1831), dass ihm alles mehr und mehr historisch werde, ja er sich selbst mehr und mehr geschichtlich erscheine. Der Schilderung Lilis gedachte er noch eine größere Verherrlichung seiner Mutter anzuschließen, was er

als die Aristeia bezeichnete, anspielend auf die Überschrift der homerischen Schilderung einzelner Heldenkämpfe. Er nahm dies Werk in den Herbsttagen wieder vor, legte es aber bald wieder beiseite, um das Weitere für eine günstigere Stimmung sich vorzubehalten.

Für seinen Geburtstag (es war der letzte seines Lebens) war an mehreren Orten eine festliche Feier vorbereitet. Er glaubte indes den Weimarer Festlichkeiten ausweichen zu müssen, weil er solche in seinem Alter nicht persönlich mehr abwarten könne, und begab sich einige Tage vorher nach Ilmenau, um an dem Ort, an den sich viele Erinnerungen bedeutender Lebensmomente knüpften, „nach einer langen Pause des Wiedersehens“ einige Tage im Frieden der Natur zu verleben. Mit großer Freude betrachtete er den Bergbau und die Gewerbetätigkeit des Städtchens, für das er in früheren Jahren viel getan hatte – „das Gelungene trat vor und erheiterte, das Misslungene war vergessen und verschmerzt“, verkehrte viel mit den dortigen Beamten, unter denen der Rentamtmann Mahr ihm durch Teilnahme an mineralogischen Sammlungen besonders wert geworden war<sup>153</sup>.

Am 27. August lud er diesen zu sich in den Wagen, um mit ihm die Straße nach dem Gickelhahn hinan zu fahren, auf dessen Höhe das einsame Bretterhäuschen steht, für ihn die Stätte der Erinnerung an bewegte Ju-

---

<sup>153</sup> Der Bericht von der Fahrt nach dem Gickelhahn und der letzten Geburtstagsfeier stützt sich auf eine ausführliche Erzählung von der Hand des Rentamtmanns Mahr in Ilmenau. Herr Hofrat Preller in Weimar, der sich demnächst durch die Herausgabe dieses interessanten Aktenstücks den Dank der Verehrer Goethes erwerben wird, setzte mich durch freundschaftliche Mitteilungen desselben in den Stand, die Hauptzüge in meine Schilderung aufzunehmen. Ein Bruchstück des erwähnten Bergmannsdramas s. in B. R. Abeken, ein Stück aus Goethes Leben, S. 51-56. Ein Irrtum im ersten Band (S. 346) ist zu berichtigen, zu welchem ich (wie auch Viehoff, II. 519) durch das Buch von Falk, der als Weimaraner in diesem Fall mir glaubwürdig zu sein schien, verleitet worden bin. Die Inschrift von Goethes Hand lautet nach genauer Kopie folgendermaßen:

Über allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
In allen Wipfeln  
Spürest du  
Kaum einen Hauch.  
Die Vögel schweigen im Walde,  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.  
Darunter stehen die Data: 7. Sept. 1783.  
Renov. 29. Aug. 1813.

Das Häuschen auf dem Schwalbenstein, wo Goethe einen Teil seiner (ersten) Iphigenie dichtete, steht nicht mehr.

gendjahre. Als sie am Ende der Fahrstraße ausgestiegen waren, betrachtete Goethe mit Entzücken das reizend ausgebreitete Tal, und zugleich mit Wehmut: „Ach“, rief er aus, „wenn das doch unser guter Großherzog noch einmal hätte mit genießen können!“ Wie mit jugendlicher Rüstigkeit eilte dann der zweiundachtzigjährige Greis durch Gebüsch und Gestrüpp nach dem Bretterhaus, stieg rasch die Treppe in demselben hinauf, jede Unterstützung seines zutätigen Begleiters freundlich ablehnend. Als er vor der Inschrift stand, jenem „Nachtlied des Wanderers“, womit er einst mitten im Drang des tätigen Lebens seine Sehnsucht nach Beruhigung ausgedrückt hatte, hielt er die ihn übermannende Rührung nicht zurück. Er las diese Frieden hauchenden Worte laut vor sich hin und trocknete sich die reichlich hervordringenden Tränen, die Schlussworte mit Nachdruck ahnungsvoll wiederholend: „Ja! Warte nur, bald ruhst du auch!“ Die waldigen Höhen, über die er oft sein Auge hatte schweifen lassen, überblickte er noch einmal tief bewegt, in den wärmsten Ausdrücken der Liebe seines vor ihm dahingeschiedenen Fürsten und Freundes gedenkend, und schritt dann rasch wieder zurück.

Durch die Anhänglichkeit der Ilmenauer ward seinem Geburtstag eine sinnig ausgestattete Feier zu Teil. In der Frühe des nächsten Morgens – schon um fünf Uhr war er an der Arbeit – begrüßte ihn vor dem Gasthof zum Löwen der Chorgesang „Nun danket alle Gott“, worauf er, sichtlich ergriffen, allen aufs herzlichste dankte. Heiter und lebendig war seine Unterhaltung bei dem Mittagmahl, das der Oberforstmeister von Fritsch zu Ehren des Tages veranstaltet hatte. Der Tag schloss mit ergötzlicher Unterhaltung. Musikstücke wurden vorgetragen, und die Bergleute führten ein unter ihnen althergebrachtes, kleines, humoristisches Bergmannsdrama auf. Sechs Tage, „die schönsten des ganzen Sommers“ verweilte Goethe in Ilmenau. „Wenn ich mich von da zu dir versetze“, äußert er in heiterer Rückerinnerung in dem nächsten, seinem Zelter zugeordneten Brief, in welchem die Munterkeit früherer Jahre wieder sprudelt, „wünscht’ ich nichts mehr als dich den großen Kontrast zwischen deinen äußern Zuständen und diesem empfinden zu sehen.“ Der Freund konnte dagegen die Feier in der Berliner Gesellschaft der Dichterfreunde berichten. Von neunzehn Freunden in England, unter denen man die Namen Carlyle, Walter Scott, Wordsworth, Southey und der Redaktoren der namhaftesten kritischen Zeitschriften findet, erhielt Goethe ein kostbares Geschenk eingesandt, eine Petschaft, ein Kunstwerk von drei berühmten englischen Goldarbeitern. Das Siegel, ein

grüner Jaspis, trägt die Inschrift: „Ohne Rast, doch ohne Hast“, welche einen Stein umgibt und wieder von einer Schlange im Kreis umschlossen ist; der Stein ist in einem ungefähr zwei Zoll hohen Griff von reinem Gold gefasst, der mit einer Menge, zum Teil in Email ausgeführten Verzierungen bedeckt ist; eingegraben sind die Worte: From Friends in England to the German Master. Ein in Ausdrücken dankbarster Verehrung abgefasstes Schreiben begleitete das Geschenk<sup>154</sup>. Der Dichter sprach in einem an die Inschrift des Siegels anknüpfenden Gedicht seinen Dank aus.

Den Herbst und Winter verlebte Goethe gesund und in vielseitiger, wenn auch nicht gerade produktiver, geistigen Tätigkeit. Im Studium der Botanik, das er seit seinem Dornburger Aufenthalt wieder emsiger betrieben hatte, so dass er 1831 eine neue Ausgabe seiner Erklärung der ‚Metamorphose der Pflanzen‘ mit Sorets französischer Übersetzung und erweiternden Zusätzen herausgab, verfolgte er aufmerksam die durch von Martius zuerst im einzelnen nachgewiesenen Spiraltendenz der Pflanzen, deren Gesetz unmittelbar mit dem der Metamorphose im Zusammenhang steht, und legte seine Beobachtungen und Ansichten über das Spiralsystem des Pflanzenlebens in einer ausführlichen Abhandlung vor. Die Anerkennung, welche seine Schrift über die Metamorphose in einen letzten Lebensjahren gefunden hatte, machte ihm große Freude; sowohl diese als der große Sinn, aus welchem seine Naturforschung hervorging, spricht sich in dem letzten „freundlichen Zuruf“ in begeisterten Worten aus: „Eine mir in diesen Tagen wiederholt sich zudringende Freude kann ich am Schluss nicht verbergen. Ich fühle mich mit nahen und fernen, ernsten, tätigen Forschern glücklich im Einklang. Sie gestehen und behaupten, man solle ein Unerforschtes voraussetzen und zugeben, alsdann aber dem Forscher selbst keine Grenze ziehen. Muss ich mich denn nicht selbst zugeben und voraussetzen, ohne jemals zu wissen, wie es eigentlich mit mir beschaffen sei; studiere ich mich nicht immerfort, ohne mich jemals zu begreifen, mich und andere, und doch kommt man fröhlich immer weiter und weiter. So auch mit der Welt! Liegt sie anfang- und endlos vor uns, unbegrenzt sie die Ferne und undurchdringlich die Nähe; es sei so! Aber wie weit und wie tief der Menscheng Geist in seine und ihre Geheimnisse zu dringen vermöchte, werde nie bestimmt noch abgeschlossen.“

---

<sup>154</sup> Abgedruckt nebst der deutschen Übersetzung in der unten angeführten Schrift von Dr. K. W. Müller, S. 43-45.

Die Freude, sich mit ausgezeichneten Naturforschern auf gleichem Weg zu befinden, regte auch bei dem Streit Cuviers und St. Hilaires seine Teilnahme lebhaft an, indem er in der von dem Letzteren vertretenen Ansicht seine morphologischen Prinzipien wieder fand. In zwei ausführlichen Abhandlungen, deren letzte erst kurz vor seinem Tod abgeschlossen ward, verbreitete er sich, an St. Hilaires ‚Principes de philosophie zoologique‘ anknüpfend, über die neueren osteologischen Forschungen und zeichnete den Gang derselben in der Charakteristik der namhaftesten Naturhistoriker, durch welche seine Studien gefördert waren. Für die Fortschritte der ‚plastischen Anatomie‘ interessierte er sich sowohl als Anatomiker wie als Kenner der Plastik und richtete deshalb unterm 4. Februar ein Schreiben an den Geheimrat Beuth in Berlin, indem er überzeugt war, dass dort die Mittel und der Wille vorhanden seien, um diese „nationale, ja kosmopolitische“ Angelegenheit zu fördern. Mineralogische Sammlungen machten ihm ebenfalls zu schaffen. Er sandte an den Besitzer der Joseph-Müllerschen Sammlung, David Knoll in Karlsbad, am 6. Januar 1832 eine Vorrede zu der neuen Ausgabe seiner Schrift über diese Sammlung, so wie eine Vorrede zu der David-Knoll’schen Sammlung von Sprudelsteinen<sup>155</sup>. Auch die Farberscheinungen ließ er nicht außer Acht. Im Januar und Februar 1832 legte er seinem Freund Boisseree in einzelnen Aufsätzen seine Theorie des ‚Regenbogens‘ dar. Übrigens hatte er sich mit meteorologischen Aufzeichnungen in der letztern Zeit nicht mehr beschäftigt. 1832 wurden auch die meteorologischen Anstalten im Großherzogtum eingezogen. Goethe äußert sich in der darauf bezüglichen Verordnung an den Vorsteher der Sternwarte: „Wenn man sich bei genauer Untersuchung der seit so vielen Jahren sorgfältig durchgeführten meteorologischen Beobachtungen nicht ohne Zufriedenheit versichern kann, dass für die Wissenschaft dadurch manche Resultate gewonnen sind, deren Anerkennung in der Folge sich von bedeutendem Einfluss erweisen wird, so hat man sich doch auch bei genauester Einsicht überzeugen können, dass fernerhin auf diesem Weg vorerst nichts weiter zu erreichen sei.“

Die Betrachtung seiner Sammlungen<sup>156</sup> und der zahlreich an ihn eingehenden artistischen Zusendungen war ihm eine der genussreichsten Beschäftigungen in seinen einsamen Stunden. Noch in den letzten Lebenssta-

---

<sup>155</sup> Goethes Briefe an David Knoll s. am Schluss des angeführten Aufsatzes von Guhrauer, Goethe in Karlsbad, S. 214-219.

<sup>156</sup> Ein genaues Verzeichnis der Goetheschen Sammlungen s. in der Schrift: Goethes Sammlungen, Jena, 1848. 3 Teile.

gen bereitete ihm der Architekt Zahn, der beständig über seine italienischen Sammlungen und seine archäologischen Arbeiten mit ihm korrespondierte, eine Überraschung durch die Übersendung einer Beschreibung der pompejanischen ‚Casa di Goethe‘ und einer Abzeichnung eines darin aufgefundenen ausgezeichneten Mosaikgemäldes, indem er zugleich in einem dankbaren Schreiben anerkannte, durch Goethes Teilnahme und freundliche Zuschriften Mut zu allen seinen Unternehmungen erhalten zu haben. Goethe äußerte am 11. März gegen Zelter, „man möchte wohl sagen, dergleichen von malerischer Komposition und Ausbildung sei uns bisher aus dem Altertum nichts überkommen, und die wenigen, aber gründlichen Freunde hätten daran schon einige Zeit genugsamen Stoff zur Unterhaltung und Erbauung.“ Am 13. März schrieb er noch einen langen Brief an den jungen Künstler<sup>157</sup>. Die pompejanischen Gemälde waren der Hauptgegenstand seiner Unterhaltung mit der Großherzogin, als diese am 15. März, wie sie an jedem Donnerstag der Woche pflegte, in den Mittagsstunden zum Besuch bei ihm verweilte. Goethe war diesmal ungemein lebendig; es kamen auch die Tagesereignisse zur Sprache sowie mehrere der neuesten Schriften, unter denen sie ihn auf Salvandys ‚Seize mois ou la révolution et les révolutionnaires‘ als auf ein geistreiches Buch aufmerksam machte. Mittags bei Tafel zeigte er sich sehr munter, unterhielt sich besonders mit Meyer über Pompeji und Zahns Sendungen und nahm noch nachher mehrere Fremde an. Keiner seiner Freunde ahnte, dass dies der letzte heitere Tag seines Lebens sei<sup>158</sup>.

Er hatte sich an diesem Tage, vielleicht beim Hin- und Hergehen von seinem stark geheiztem Studierzimmer (er liebte die Wärme sehr) über die zu den Gesellschaftszimmern des Vorderhauses führende Treppe, eine Erkältung zugezogen. Nach einer unruhigen Nacht fühlte er beim Erwachen am Morgen Beschwerden in der Brust. Als sein „Wölfchen“ zur gewohnten Stunde kam, um mit dem Großvater zu frühstücken, war dieser noch im Bett. Der Hausarzt, Hofrat Vogel, der sogleich gerufen ward, fand den Kranken fieberhaft, dabei auffallend matt und resigniert. Doch trat schon

---

<sup>157</sup> Zahns Brief und Goethes ausführliches Antwortschreiben, einer seiner letzten Briefe, s. in Dorow: Krieg, Literatur und Theater etc. 1845.

<sup>158</sup> Der Bericht von Goethes letzten Lebenstagen beruht auf Sorets Notice sur Goethe, der Schrift von Dr. Karl Wilhelm Müller, der die Mitteilungen der Familie und Freunde getreu aufgezeichnet hat: Goethes letzte literarische Tätigkeit, Verhältnis zum Ausland und Scheiden, 1832, und Dr. Vogel: Die letzte Krankheit Goethes, 1833.

gegen Abend Besserung ein; der Kopf war freier, das Gemüt heiterer. Riemer war in den Abendstunden bei ihm, mit dem er sich über Sprachstudien unterhielt. In den nächsten Tagen schritt die Genesung vor; er war sehr gesprächig und zum Scherz aufgelegt. Wenn das Datum genau ist, so diktierte oder schloss er doch am 17. einen gehaltvollen Brief an Wilhelm v. Humboldt, unstreitig die letzte Zuschrift, die von ihm ausgegangen ist. Am Montag konnte er den ganzen Tag außer Bett sein und äußerte seine Freude, dass er am nächsten Tag sein gewohntes Tageswerk wieder vornehmen könne.

Im Gespräch mit Vogel kam er auf die öffentlichen Anstalten zurück, deren Leitung sie gemeinschaftlich führten, und teilte ihm nochmals seine darauf bezüglichen Pläne im Zusammenhang mit. „Wer ihn da“, fügt Vogel hinzu, „so wie bei früheren ähnlichen Gelegenheiten gehört hätte ..., wer endlich, wie ich, so mancher Wohltaten, die Goethe aus eigenem Antrieb und Vermögen Hilfsbedürftigen, besonders Kranken, im Stillen angedeihen ließ, Vermittler gewesen wäre, der würde nicht zweifeln, dass der so häufige als lieblose Vorwurf: Der Verblichene habe sich um das Wohl und Wehe anderer, namentlich auch seiner Dienstuntergebenen, höchstens aus groben Egoismus bekümmert, nur von vorlauter, boshafter Verleumdung oder von der habgierigsten Unverschämtheit ersonnen sein könnte.“ Beide ahnten in diesen Augenblicken nicht, dass dieses Gespräch seine letzten amtlichen Verfügungen enthielten; sie schieden, wie Vogel sich ausdrückt, „froh, dass ein Leiden überstanden sei.“

In der Nacht vom 19. zum 20. März nahm die Krankheit plötzlich eine andere Gestalt an. Nach einigen Stunden sanften Schlafes wachte Goethe gegen Mitternacht auf und empfand eine von den Händen aus sich nach und nach über den ganzen Körper verbreitende Kälte, zu der sich bald heftiger Schmerz und Beklemmung der Brust gesellte. Dennoch erlaubte er dem Bedienten nicht, seine Familie und den Arzt zu benachrichtigen, „weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.“ Als Dr. Vogel am Morgen kam, fand er den Zustand sehr bedenklich und befürchtete, der Kranke werde kaum noch eine Stunde leben. Schmerz und Unruhe trieben ihn bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu finden hoffte, bald auf den neben dem Bett stehenden Lehnstuhl. Todesangst sprach aus Blick und Mienen; er fürchtete wieder einen Lungenblutsturz. Es gelang dem Arzt die schmerzhaften Zufälle zu erleichtern und erträglich zu

machen, wenn auch bald die Hoffnung aufgegeben werden musste, ihn zu retten. Er blieb auf dem bequemen Lehnstuhl, in welchem sich die große Angst zuerst gelegt hatte, und sprach jetzt mit Ruhe und Besonnenheit. Es machte ihm sichtbare Freude, als Vogel ihm erzählte, dass eine Remuneration, für welche er sich angelegentlich verwendet hatte, durch ein im Laufe des Tages eingegangenes Reskript der Regierung bewilligt sei. Mit zitternder Hand unterzeichnete er noch eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge weimarsche Künstlerin, für die er stets väterlich gesorgt hatte. Bei dieser seiner letzten Amtshandlung schrieb er seinen Namen zum letzten Mal. Das Blatt wird auf der großherzoglichen Bibliothek aufbewahrt.

Am nächsten Tag fühlte Goethe wenig mehr von den Beschwerden der Krankheit; aber die Symptome der Auflösung nahmen besonders nach Mittag immer mehr zu. Ruhig im Lehnstuhl sitzend, antwortete er noch freundlich auf einzelne Fragen, die man an ihn richtete, und seine Geistestätigkeit erlosch erst mit dem letzten Lebenshauch. Er ließ sich von dem Bedienten Salvandys Buch bringen und einen Tisch hinstellen, fühlte sich aber, nachdem er im Buch hin und her geblättert, zu schwach zum Lesen und legte es wieder hin. Es ward zufällig an diesem Tag das für ihn schon lange bestimmte Portrait der Gräfin von Vaudreuil, Gemahlin des französischen Gesandten am großherzoglichen Hof, von Eisenach her eingesandt. Der Arzt erlaubte, es dem Kranken zu zeigen, weil es ihn erheitern würde. Nachdem Goethe das Bildnis mit Vergnügen eine Zeitlang betrachtet hatte, sagte er: „Nun, den Künstler muss man loben, der nicht verdarb, was die Natur so schön geschaffen hat.“ Er wollte zur Gegengabe einen Abdruck seines nach Stieler lithographierten Portraits zurücksenden und äußerte, er habe schon vier Zeilen gedichtet, die er darunter schreiben wolle, sobald er wieder hergestellt sei. Oft äußerte er sein Bedauern, seine Freunde nicht empfangen zu können. Spät abends ließ er sich das Verzeichnis der Namen derer geben, die sich im Lauf des Tages nach seinem Gesundheitszustand erkundigt hatten, und nachdem er beim Durchlesen lange verweilt, bemerkte er, man müsse die bewiesene Teilnahme ja nicht vergessen, wenn er wieder gesund wäre. Er verlangte, dass die Seinigen sich zur Ruhe begäben. Zu seinem Kopisten John, der die Nacht bei ihm wachte, während Goethe seinen von der Anstrengung erschöpften Bedienten in dem neben ihm stehenden Bett sich niederlegen ließ – er selbst blieb in seinem Lehnstuhl – sagte er in der Nacht einige Mal: „Halten Sie nur treulich bei mir aus, es kann doch nur noch ein

Paar Tage dauern.“ Diese letzten Äußerungen sind verschieden gedeutet worden. Nach der Ansicht des Arztes hatte Goethe kein Vorgefühl seines nahen Scheidens, sondern gab vielmehr die deutlichsten Beweise von Hoffnung auf Genesung. Gegen seine Schwiegertochter äußerte er noch an seinem Todestag, der April bringe auch manche schöne Tage; dann wolle er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken.

Am Morgen des 22. März ließ er sich in seinem Lehnstuhl aufrichten und tat einige Schritte nach seinem Studierzimmer; dann ging er wieder, sich sehr matt fühlend, zu seinem Sitz zurück. Im Krankenzimmer waren außer den Hilfe leistenden Bedienten nur die Schwiegertochter, die Enkel und der Arzt. Der Name Ottilie war oft auf seinen Lippen. Er bat sie sich neben ihn zu setzen und hielt ihre Hand lange in der seinigen. Die Freunde ließ man nicht zu ihm; selbst den Besuch des Großherzogs glaubte der Arzt nicht mehr gestatten zu dürfen. Einige Male ließ sich der Kranke noch aufrichten, um zu seinem Arbeitszimmer zu gehen, sank aber bald wieder zurück.

Bisweilen phantasierte er; so fragte er unter anderem, als er ein Stück Papier auf dem Boden liegen sah, warum man denn Schillers Briefwechsel hier liegen lasse; man möge den doch aufheben. Im leichten Schlummer spielte seine Phantasie mit angenehmen Bildern. „Seht“, sprach er einmal träumend vor sich hin, „seht den schönen, weiblichen Kopf, mit schwarzen Locken, in prächtigem Kolorit, auf dunklem Hintergrund.“ Als er erwachte, verlangte er nach einer Mappe mit Zeichnungen, die er in seiner Vision glaubte vor sich gesehen zu haben. Die Sprache wurde immer mühsamer und undeutlicher, die Kraft der Sinne nahm ab. Zum Bedienten sagte er: Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme. Dies sollen die letzten verständlichen Worte gewesen sein. Er malte noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand öfters Zeichen in die Luft, erst höher, dann, so wie die Kräfte sanken, immer tiefer, zuletzt auf die über seine Knie gebreitete Decke. Mit Bestimmtheit unterschied Dr. Vogel einige Male den Buchstaben W und Interpunktionszeichen. Um halb zwölf Uhr Mittags drückte er sich ohne das geringste Zeichen des Schmerzes in die linke Ecke des Lehnstuhls und entschlummerte so sanft, dass es lange währte, ehe die Umstehenden die Gewissheit hatten, dass Goethe ihnen entrissen sei.

Der Genius des Lebens schien noch lange über der geliebten Hülle zu wachen; auf dem Gesicht war „Hoheit und heitere Würde“. Der Sarg, der sie aufzunehmen bestimmt war, wurde nach derselben Zeichnung angefertigt, welche Goethe entworfen hatte, als die Überreste Schillers in der Fürstengruft eine Stelle erhielten. Neben seinem Geistesgenossen, neben dem edlen Fürstenpaar Karl August und Luise, unvergänglichen Andenkens, ward er in eben dieser Gruft am 26. März feierlichst beigesetzt. Ein Chor sang die Zeltersche Komposition des Goethe'schen Logengedichts: „Lasst fahren hin das allzu Flüchtige“; Generalsuperintendent Röhr hielt die Grabrede<sup>159</sup>. Erst am folgenden Tag ward das Theater wieder mit Goethes Tasso eröffnet – gleichsam ein Symbol, dass der Genius, über dem Grab sich verklärend, wieder mit neuem unvergänglichem Leben den kommenden Jahrhunderten angehört.

Was bei der Trauerkunde die edelsten Geister unserer Nation empfanden, ist in manchem erhebenden Dichterwort niedergelegt. Es war nicht sowohl die Trauer um die Vollendung des Einzeldaseins, das den Kreis seiner irdischen Bestimmung vollständig durchmessen hatte, sondern mehr noch das Bewusstsein, dass hiermit die glanzvollste Periode unserer Literatur ihren letzten Abschluss erhalten habe. Diesem Gefühl hat Schelling in den wenigen Worten, die er am Tag nach Erhaltener Nachricht von Goethes Tod in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften zu München sprach, den treffendsten Ausdruck gegeben:

„Es gibt Zeiten, in welchen Männer von großartiger Erfahrung, unerschütterlich gesunder Vernunft und einer über allen Zweifel erhabenen Reinheit der Gesinnung schon durch ihr bloßes Dasein erhaltend und bekräftigend wirken. In einer solchen Zeit erleidet – nicht die deutsche Literatur bloß – Deutschland selbst den schmerzlichsten Verlust, den es erleiden

---

<sup>159</sup> Die ausführliche Beschreibung der Trauerfeierlichkeiten so wie auch den schönen vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilog zum Tasso findet man bei K. W. Müller S. 78-107. – Die beiden am engsten mit Goethe verbundenen Freunde, Meyer und Zelter, folgten ihm noch in demselben Jahr nach. Meyer schrieb einer Freundin ins Stammbuch:

Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe;  
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.

Zelter, welcher noch am Todestag Goethes ohne eine Vorahnung einen Brief des heitersten Inhalts an ihn geschrieben hatte, der am Begräbnistag einlief, spricht dasselbe Gefühl in einem Brief an Kanzler v. Müller aus: „Wie er dahinging vor mir, so rück' ich ihm nun täglich näher und werd' ihn einholen, den holden Frieden zu verewigen, der so viel Jahre nacheinander den Raum von sechsunddreißig Meilen zwischen uns erheitert und belebt hat.“

konnte. Der Mann entzieht sich ihm, der in allen innern und äußern Verirungen wie eine mächtige Säule stand, an der Viele sich aufrichteten, wie ein Pharus, der alle Wege des Geistes beleuchtete; der, aller Anarchie und Gesetzlosigkeit durch seine Natur Feind, die Herrschaft, welche er über die Geister ausübte, stets nur der Wahrheit und dem in sich selbst gefundenen Maß verdanken wollte; in dessen Geist und, wie ich hinzusetzen darf, in dessen Herzen Deutschland für alles, woran es in Kunst oder Wissenschaft, in der Poesie oder im Leben bewegt wurde, das Urteil väterlicher Weisheit, eine letzte versöhnende Entscheidung zu finden sicher war. Deutschland war nicht verwaist, nicht verarmt; es war in aller Schwäche und inneren Zerrüttung groß, reich und mächtig von Geist, solange – Goethe – lebte.“

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,  
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,  
Bei dessen Widerschein von jenen Sternen  
Die späteren Enkel werden sehen lernen,  
Um in prophetisch höheren Gesichtern  
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

## Beilagen

### I. Goethes Verhältnis zu Charlotte von Stein

Seit 1784

Aus dem Verfolg der Briefe Goethes an Frau von Stein während der Jahre 1784 bis 1786 geht hervor, dass das Verhältnis zu ihr bis zur Reise nach Italien mit all der Lebhaftigkeit der feurigsten und innigsten Hingebung fortbestand, wie wir es aus den früheren Jahrgängen der Briefe kennen. Es wiederholen sich in vielfachen Variationen die Ausdrücke der zärtlichsten Liebe, die Versicherungen ewiger, unwandelbarer Anhänglichkeit und die Äußerungen einer bis zu schmerzlicher Erregtheit gesteigerten leidenschaftlichen Sehnsucht, sobald er nur auf einige Tage ihre Nähe entbehren muss. „Meine Nähe zu Dir“, heißt es in einem der Briefe, „fühle ich immer, Deine Gegenwart verlässt mich nie. Durch Dich habe ich einen Maßstab für alle Frauen, ja für alle Menschen, durch Deine Liebe einen Maßstab für alles Schicksal“, und in einem andern: „Ja, liebe Lotte, jetzt wird es mir erst deutlich, wie Du meine eigene Hälfte bist und bleibst. Ich bin kein einzelnes selbstständiges Wesen, alle meine Schwächen habe ich an Dich angelehnt, meine weichen Seiten durch Dich geschützt, meine Lücken durch dich ausgefüllt. Wenn ich nun entfernt von Dir bin, so wird mein Zustand höchst seltsam... Wie freu' ich mich Dir ganz anzugehören und Dich nächstens wieder zu sehen.“ Alles, was die Menschen suchen, hat er in ihr, der er „sich auf ewig übergeben“ hat; ohne sie ist ihm das Leben „abgeschmackt und unerträglich“, und er fühlt, „dass er ohne sie nicht bestehen kann.“ Er bittet sie feierlich, durch ihr süßes Betragen nicht noch seine Liebe zu vermehren. Ihr Ring ist sein Kleinod, ihre Haarlocke, die er in seiner Briefftasche mit sich trägt, vergleicht er dem Gewand der Dejanira. Als sie ihm 1785 nach Karlsbad vorausgereist ist, dichtet er von Sehnsucht „geängstigt“ das aus W. Meister bekannte Lied „Nur wer die Sehnsucht kennt, weiß, was ich leide“ und sendet es an sie. Ein im folgenden Jahr nach Karlsbad gerichteter Brief schließt mit den Worten: „nun Lebewohl, du Geliebteste, Einzige, der sich meine ganze Seele enthüllen und hingeben mag; ich freue mich Deiner Liebe und rechne darauf für alle künftigen

Sie bleibt noch wie bisher der Genius seiner Dichtungen. Die Geheimnisse haben „Verwandtschaft mit ihrem Gemüt“, und er erstattet ihr mehr-

mals Bericht über den Fortgang des Gedichts. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, dass die nachmals seine leineren Gedichte einleitende Zueignung anfänglich zum Eingang jener epischen Dichtung bestimmt war „statt der hergebrachten Anrufung und was dazu gehört.“ Er schrieb dies Gedicht („Der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte“ etc.) am 8. August 1784, als er auf der Reise in den Harz durch einen Bruch am Wagen aufgehalten ward. Die Konzeption gehört einem vorangegangenen Aufenthalt in Jena an. Einige der Strophen, die er ihr gelegentlich überschickt, sind unter die kleineren Gedichte verteilt: „Denn was der Mensch in diesen Erdeschranken“ etc. und „Wohin er auch die Blicke kehrt und wendet“ etc., wozu er in der Ausgabe letzter Hand die geheimnisvolle Anmerkung macht: „Ein Bruchstück, das aber der Denkende anzuschließen wissen wird.“ Ebenso schreibt er ihr von den Fortschritten der Operette „Scherz, List und Rache“ und seines Romans; unterm anderem berichtet er, dass er den Entwurf des Wilhelm Meister auf zwölf Bücher berechnet und am 8. Dezember 1785 den Plan für die sechs folgenden noch unvollendeten Bücher aufgeschrieben habe. Von seinen osteologischen und botanischen Studien mit Loder, Büttner und Batsch macht er ihr wiederholt Mitteilungen; „das Pflanzenreich“, schreibt er am 20. Juli 1786, „rast in meinem Gemüt; ich kann es nicht einen Augenblick los werden, mache aber auch schöne Fortschritte.“

Der Kreis seines Umgangs schließt sich um sie herum. Herder ist seinem Herzen jetzt der Nächste: „Ohne Dich und ihn wäre ich allein.“ Von Goethes Urteilen über einzelne Personen möge noch einiges hier nachgetragen werden, wodurch die Darstellung unsers ersten Bandes berichtigt oder erweitert wird.

Nach dem Besuch der Stolberge in Weimar (29. Mai 1784) schreibt er: „Die Stolbergs haben uns einen fröhlichen, vergnügten Tag gemacht; es ist gar hübsch, dass ich vor der Abreise [nach Gotha und Eisenach] noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden“, eine Bestätigung meiner Bd. I. S. 200 gemachten Bemerkung. Stolbergs Gedicht „der Traum“ nennt er ein recht himmlisch Familienstück und fügt hinzu: „Man muss sie kennen, sie zusammen gesehen haben, um es recht zu genießen.“ Dadurch erhalten erst die Schlussworte von Goethes Briefe an die Gräfin Bernstorff (s. oben S. 256) ihre rechte Bedeutung.

Lavater traf auf seiner Rückreise von Bremen im Juli 1786 Goethe noch in Weimar und wohnte bei ihm (weshalb die Angabe Bd. I. S. 367 zu berich-

tigen ist). Erst jetzt erfolgte der völlige Bruch des freundschaftlichen Verhältnisses, welchen die folgende Äußerung Goethes an Frau von Stein in einem unter dem 21. Juli nach Karlsbad an sie gerichteten Briefe mit bezeichnenden Worten ausspricht: „Kein herzlich vertraulich Wort ist unter uns gewechselt worden, und ich bin Hass und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht und weiß nun, was mir per Saldo von ihm übrig bleibt. NB. Der Prophet hatte sehr auf Dich gerechnet, und es hat ihn geschmerzt, dass Du seinen Netzen entgangen bist; es ist mir lieb und leid, dass Du ihn nicht gesehen hast.“

Bald darauf reiste auch Goethe nach Karlsbad und von dort im Spätsommer nach Italien. Aus den zahlreichen Briefen an die Freundin ist größtenteils seine Schilderung der Reise zusammengestellt. Mussten gleich in der Redaktion derselben die Ausdrücke zärtlicher Sehnsucht wegfallen, so sieht man doch aus der Innigkeit einzelner Stellen, besonders aus dem später bekannt gewordenen Schreiben aus Palermo, wie herzliche Briefe er ihr aus Italien zuzusenden fort fuhr. Indes merkt man den Briefen während des zweiten Aufenthalts in Rom eine Änderung des Tons, eine größere Magerkeit der Mitteilungen an. Goethe war von einem neuen Liebesnetz jugendlicherer Reize umspinnen, aus dem er sich mit schmerzlicher Bewegung loswand, als er sich den Alpen wieder zuwendete. Das Wiedersehen stellte die Liebe nicht her; der Liebreiz, durch den er früher zu ihr hingezogen ward, hatte seinen Zauber verloren, und – sie war sieben Jahre älter als Goethe. Doch wenn auch gelockert, Bestand ein freundschaftlicher Umgang fort, und noch am 20. Februar 1789 schreibt Goethe: „Lass uns freundlich Leib und Freude verbinden, damit die wenigen Lebenstage genossen werden. Lebe recht wohl und liebe mich!“ Aber es war keine Liebe mehr herzustellen. Als Frau von Stein Goethes Umgang mit Christiane Vulpius erfuhr, schrieb sie ihm einen Brief, der den letzten Faden, der sie noch zusammengehalten hatte, zerriss. Goethes Antwortschreiben (Belvedere, am 1. Juni 1789), das wir ohne weitere Bemerkungen folgen lassen, erklärt alles und wirft ein deutliches Licht auf die der italienischen Reise folgende Lebensperiode des Dichters:

„Ich danke Dir für den Brief, den Du mir zurückließest, wenn er mich gleich auf mehr als eine Weise betrübt hat. Ich zauderte darauf zu antwor-

ten, weil es in einem solchen Fall schwer ist aufrichtig zu sein und nicht zu verletzen.

Wie sehr ich Dich liebe, wie sehr ich meine Pflicht gegen Dich und Fritz kenne, hab' ich durch meine Rückkunft aus Italien bewiesen. Nach des Herzogs Willen wäre ich noch dort. Herder ging hin, und da ich nicht voraussah, dem Erbprinzen etwas sein zu können, hatte ich kaum etwas anderes im Sinn, als Dich und Fritz. Was ich in Italien verlassen habe, mag ich nicht wiederholen; Du hast mein Vertrauen darüber unfreundlich genug aufgenommen.

Leider warst Du, als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, dass die Art, wie Du mich empfangst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herder, die Herzogin verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer; ich blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und musste mir in demselben Augenblick hartnäckig wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen usw. Und das alles, ehe von einem Verhältnis die Rede sein konnte, was Dich so sehr zu kränken scheint.

Und welches ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch verkürzt? Wer macht Anspruch auf die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? Wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?

Frage Fritz, die Herder, jeden, der mir näher ist, ob ich unteilnehmender, weniger mitteilender, untätiger für meine Freunde bin, als vorher? Ob ich nicht vielmehr ihnen und der Gesellschaft erst recht angehöre?

Und es müsste doch ein Wunder geschehen, wenn ich allein zu Dir das Beste, innigste Verhältnis verloren haben sollte! Wie lebhaft habe ich es empfunden, dass es noch da ist, wenn ich dich einmal gestimmt fand, mit mir über interessante Gegenstände zu sprechen.

Aber das gestehe ich gern, die Art, wie Du mich bisher behandelt hast, kann ich nicht erdulden. Wenn ich gesprächig war, hast Du mir die Lippen verschlossen; wenn ich mitteilend war, hast Du mich der Gleichgültigkeit, wenn ich für Freunde tätig war, der Kälte und Nachlässigkeit beschuldigt. Jede meiner Mienen hast Du kontrolliert, meine Bewegungen, meine Art zu sein getadelt, mich immer mal *à mon aise* gesetzt. Wo sollte da Vertrauen

und Offenheit gedeihen, wenn Du mich mit vorsätzlicher Lauen von Dir stießest.

Ich möchte gern noch manches hinzufügen, wenn ich nicht befürchte, dass es Dich bei Deiner Gemütsverfassung eher beleidigen als versöhnen könnte.“

Was er dann am Schluss des Briefes noch hinzusetzt, die Warnung vor dem zu häufigen Genuss des Kaffees als einer Ursache zu hypochondrischer Stimmung und den Wunsch, dass die nächste Kur gut anschlagen möge, war in dem kalt abfertigen Ton mehr beleidigend, als versöhnend.

Als auf diesen Brief keine Erwiderung erfolgte, fühlte er, wie schwer es sei, ein jahrelang gewohntes Band der Liebe plötzlich zu zerreißen, und schrieb acht Tage darauf einen Brief in mehr begütigenden Ausdrücken. Wie teuer ihm ihre Liebe gewesen sei, wie wert noch jetzt, sagen die Zeilen: „Ich habe kein größeres Glück gekannt, als das Vertrauen gegen Dich, das von jeher unbegrenzt war. Sobald ich es nicht mehr ausüben kann, bin ich ein anderer Mensch und muss in der Folge mich noch mehr verändern.“ Er bekennt, dass ihm jener Brief sauer geworden sei, dass es ihn schmerze, sie zu betrüben, und räumt seine Schuld in Betreff des Verhältnisses zu der Vulpius ein: „Zu meiner Entschuldigung will ich nichts sagen. Nur mag ich Dich gern bitten, hilf mir selbst, dass das Verhältnis, das Dir zuwider ist, nicht ausarte, sondern stehe, wie es steht. Schenke mir Dein Vertrauen wieder, sieh die Sache aus einem natürlichen Gesichtspunkt an, erlaube mir, Dir ein gelassenes wahres Wort drüber zu sagen, und ich kann hoffen, es soll sich alles zwischen uns rein und gut herstellen.“ – Wenige Wochen später schloss er in Belvedere seinen Torquato Tasso, der die Bestimmung gehabt zu haben scheint, die schmerzlichsten Stunden seines Lebens aufzubewahren:

„Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,  
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide!“

In den nächsten Jahren waren sie außer aller Berührung miteinander. Das erste Zeichen einer Annäherung gibt ein Briefchen Goethes aus Jena vom 7. September 1796: „Erlauben Sie auch ferner“, heißt es darin, „meinem armen Jungen, dass er sich Ihrer Gegenwart erfreuen und sich an Ihrem Anblick bilden dürfe. Ich kann nicht ohne Rührung daran denken, dass Sie ihm so wohl wollen.“ Nach Goethes Krankheit im Jahr 1801 stellte sich

ein freundlicheres Verhältnis wieder her. „Ich wusste nicht“, schreibt rau v. Stein an ihren Sohn am 12. Januar, „dass unser ehemaliger Freund Goethe mir noch so teuer wäre, dass eine schwere Krankheit, an der er seit neun Tagen liegt, mich so innig ergreifen würde... Die Schillern und ich haben schon viele Tränen die Tage her über ihn vergossen.“ Sie schickte ihm manches zur Erquickung und nahm den August während des Vaters Krankheit zu sich. Seit 1804 sahen sie sich öfter, auch sie besuchte ihn, immer in Gesellschaft einer Freundin. Ein Briefwechsel stellte sich wieder her, doch mit so förmlichen Wendungen und auf der Oberfläche gewöhnlicher Umgangsverhältnisse, dass man eben sieht, dass diese Freundschaft keinen rechten Lebensinhalt wieder gewinnen konnte. Goethe teilte ihr manches über seine Werke mit und überschickte ihr unter anderem die einzelnen Bände von Dichtung und Wahrheit. Ein freundliches Blättchen vom 25. Dezember 1815 findet man unter den „Denk- und Sendebättern“.

Als sie im Jahr 1826 sich von ihm die Sammlung ihrer Briefe zurück erbat, begleitete er die Sendung mit dem Gedichtchen:

Vor die Augen meiner Lieben,  
Zu den Fingern, die's geschrieben –  
Einst, mit heißestem Verlangen  
So erwartet wie empfangen –  
Zu der Brust, der sie entquollen,  
Diese Blätter wandern sollen;  
Immer liebevoll bereit  
Zeugen allerschönster Zeit.

Diesem fügte er auf einem höchst zierlichen Blättchen die vom 29. August 1826 datierten Wort hinzu: „Beiliegendes Gedicht, meine Teuerste, sollte eigentlich schließen: Neigung aber und Liebe unmittelbar nachbarlich angeschlossenen Lebender durch so viele Zeilen sich erhalten zu sehen, ist das Allerhöchste, was dem Menschen gewährt sein kann. – Und so für und für!“

## II. Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens.

(Am 30. Januar 1816.)

Durchlauchtigster Großherzog!  
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben in diesen neusten Zeiten Ihre sämtlichen Angehörigen mit so viel Huld und Gnaden überrascht, dass es besser schien, stillschweigend das mannigfaltige Gute zu verehren, als die reinen heiligen Empfindungen des Dankes durch Wiederholung zu erschöpfen oder abzustumpfen. Wie verlegen muss ich mich daher fühlen, wenn ich mich berufen sehe, in Ew. Königl. Hoheit Gegenwart die Empfindungen gleichfalls gegenwärtiger, aufs neue höchst begünstigter Männer anständig auszudrücken.

Glücklicherweise kommt mir zustatten, dass ich nur dasjenige wiederholen darf, was seit mehr als vierzig Jahren ein jeder, dem beschieden war, in Ew. Kön. Hoheit Kreise zu wirken, sodann jeder Deutsche, jeder Weltbürger mit Überzeugung und Vergnügen ausspricht, dass Höchstdieselben mehr für andere als für sich selbst gelebt, für andere gewirkt, gestritten und keinen Genuss gekannt, als zu dessen Teilnahme zahlreiche Gäste geladen wurden, so dass, wenn die Geschichte für Höchstdieselben einen Beinamen zu wählen hat, der Ehrenname des Mitteilenden gleich zur Hand ist.

Und auch gegenwärtig befinden wir uns in demselben Falle; denn kaum haben Ihre K. H. nach langem Dulden und Kämpfen sich neu belebten Ruhmes, erhöhter Würde, vermehrten Besitzes zu erfreuen, so ist Ihre erste Handlung, einem jeden der Ihrigen daran freigebig seinen Teil zu gönnen. Älteren und neueren Kriegsgefährten erlauben Sie, sich mit der hohen Purpurfarbe zu bezeichnen, und aus denen sorgsam und weislich erworbenen Schätzen sieht ein jeder sein häusliches Glück begünstigt. Nun aber machen Sie eine Anzahl der Ihrigen und Verbundenen Ihrer höchsten Würde teilhaftig, indem ein Zeichen verliehen wird, durch welches alles ich an Höchstdieselben herangehoben fühlen. Diese dreifach ausgespendeten Gaben sind mehr als hinreichend, um unvergesslich scheinende Übel auf einmal auszulöschen, allen in dem Winkel des Herzens noch allenfalls verborgenen Missmut aufzulösen und die ganze Kraft der Menschen, die sich bisher in

Unglauben verzehrte, an neue lebendige Tätigkeit sogleich heranzuwenden. Jede Pause, die das Geschäft, jede Stockung, die das Leben noch aufhalten möchte, wird auf einmal zu Schritt und Gang, und alles bewegt sich in einer neuen fröhlichen Schöpfung.

Betrachten wir nun wieder den gegenwärtigen Augenblick, so erfreut uns das hohe Zeichen der Gnade, welches, vom Ahnherrn geerbt, Ew. Hoheit in der Jugend schmückte. Gesinnungen, Ereignisse, Unbilden der Zeit hatten es dem Auge entrückt, damit es aufs Neue zur rechten Stunde glänzend hervorträte. Nun bei seiner Wiedererscheinung dürfen wir das darin enthaltene Symbol nicht unbeachtet lassen.

Man nennt den Adler den König der Vögel, ein Naturforscher jedoch glaubt ihn zu ehren, wenn er ihm den Titel eines Falken erteilt. Die Glieder dieser großen Familie mögen sich mit noch so vielerlei Namen unterscheiden: Der weiß gefiederte, der uns gegenwärtig als Muster aufgestellt ist, wird allein der Edle genannt. Und doch wohl deswegen, weil er nicht auf grenzenlosen Raub ausgeht, um sich und die Seinigen begierig zu nähren, sondern weil er zu bändigen ist, gelehrig dem kunstreichen Menschen gehorcht, der nach dem Ebenbild Gottes alles zu Zweck und Nutzen hinleitet. Und so steigt das schöne, edle Geschöpf von der Hand seines Meisters himmelauf, bekämpft und bezwingt die ihm angewiesene Beute und setzt durch wiederholt glücklichen Fang Herrn und Herrin in den Stand, das Haupt mit der schönsten Federzierde zu schmücken.

Und so dürfen wir denn schließlich den hohen Sinn unseres Fürsten nicht verkennen, dass er zu dieser Feier den friedlichsten Tag gewählt, als einen, der uns schon so lange heilig ist und welchem seit so vielen Jahren die Künste ihren mannigfaltigsten Schmuck, soviel sie nur vermochten, anzueignen und zu widmen suchten. Heute wendet sich diese Zierde gegen uns, wir begehen diesen Tag mit ernstern Betrachtungen, die doch nur immer dorthin führen können, dass wir mehr als jemals auf Blick und Wink des Herrn zu achten haben, dessen Absichten ganz und gar auf unser Wohl gerichtet sind. Möge das Glück einem gemeinsamen Bestreben günstig bleiben und wir zunächst die Früchte eifriger Bemühungen dem höchsten Paare und dessen erlauchten Haus als bescheidenen aufrichtigen Dank getrost entgegen bringen und so den Wahlspruch kühn betätigen:

Vigilando ascendimus!

Goethe begleitete die Mitteilung der Abschrift der obigen Rede an den Staatsminister von Voigt mit folgendem Schreiben:

Ew. Exzellenz

auch für meinen Teil für die gestrigen schönen und ehrenvollen Stunden höchlich dankbar, übersende die wenigen von mir gesprochenen Worte. Leider konnt' ich sie, da mir die Veranlassung so spät gegeben wurde, vor der Feierlichkeit nicht vorlegen. Gegenwärtig geschieht es auf Veranlassung des Kanzlers Müller und Bertuchs, eine Relation der Feierlichkeit sowie des Gesprochenen soll, wie sie sagen, gedruckt werden. Ob sich meine Worte dazu qualifizieren, überlasse ich Ihrer Beurteilung. Darf ich mir dagegen das von Ew. Exzellenz Gesprochene und das Gedicht, von welchem wir nur den Schluss gehört, gehorsamst ausbitten.

Weimar, den 31. Januar 1816.

G.

### **III. Vermächtnis an die jüngere Nachwelt**

(Gedichtet zur Zeit der Jubelfeier, 1825.)

Ihr sollt nicht mit dem Edeln Kurzweil treiben,  
Erst sollt ihr leben und nach diesem schreiben,  
Erst sollt ihr dichten und nach diesem malen;  
Sonst spielt ihr nur mit Farben, Kunst und Zahlen,  
Und seid, obwohl von jedermann gelesen,  
Doch selbst nur Schrift und Pergament gewesen.

Ein jeder sehe, wie und was er schreibe,  
Das Haupt sei angemessen seinem Leibe;  
Zehntausend Schultern Einem anzupassen,  
Das nennen sie erfinden und verfassen.  
Wir aber nennen dies Manier, ob Viele  
Sie auch verwechseln mit dem ernstestn Style.

Der ernste Styl, die hohe Kunst der Alten,  
Das Urgeheimnis ewiger Gestalten,  
Es ist vertraut mit Menschen und mit Göttern,  
Es wird in Felsen wie in Büchern blättern;  
Denn was Homer erschuf und Scipionen,  
Kann nimmer im gelehrten Treibhaus wohnen.

Sie wollten in dies Treibhaus uns verpflanzen:  
Allein die deutsche Eich' erwuchs zum Ganzen,  
Ein Sturm des Wachstums ist ihr angekommen,  
Sie hat das Glas vom Treibhaus mitgenommen.  
Nun wachs', o Eich', erwachs' zum Weltvergnügen:  
Schon seh' ich neue Sonnenaare fliegen.

Und wenn sich meine grauen Wimpern schließen,  
So wird sich noch ein mildes Licht ergießen,  
Bei dessen Widerschein von jenen Sternen  
Die spätern Enkel werden sehen lernen,  
Um in prophetisch höheren Gesichtern  
Von Gott und Menschheit Höh'res zu berichten.

## Schlusswort

Schließlich bemerke ich noch, dass es mein stetes Bestreben war, Goethes Charakter und Geistesentwicklung überall im Fortgang seines Lebens durch Tatsachen und seine eigenen Äußerungen zu zeichnen, in engem Anschließen an die zuverlässigsten Berichte, einzelne Erörterungen darein zu verweben und dadurch vor dem Geist des Lesers das Gesamtbild entstehen zu lassen, nicht aber in einer Schlusscharakteristik mich in der Allgemeinheit der Phrasen zu bewegen; „denn“, sagt Goethe selbst, „was ist die beste Charakteristik im Vergleich mit dem Detail eines bedeutenden Lebens?“ Ohne apologetisch oder polemisch zu verfahren, hoffe ich durch die Wahrhaftigkeit in den Einzelheiten und eine rein objektive und chronologische Zusammenstellung des Tatsächlichen den einsichtsvollen, von Vorurteilen unbestochenen Leser am besten in Sand gesetzt zu haben, Goethes

Charakter und Bildungsgang in klarem Bild aufzufassen oder sein Urteil zu berichtigen. Noch gibt es viele, für welche die aus trüber Quelle geflossenen, halbahren oder erlogenen Anekdoten über Goethes Lebensverhältnisse und Charaktereigentümlichkeiten mehr Reiz haben, als die edelsten Züge liebevoller Fürsorge, pflichttreuer Aufopferung und reinen Strebens für das Höchste der Menschheit; welche in ihrer Unfähigkeit, den sittlichen Kampf, durch den eine reich begabte Natur sich hindurchzuarbeiten hat, zu begreifen, an alle Größen nur mit dem pharisäischen Bewusstsein ihrer passiven Sittlichkeit herantreten. Indes ist die Zeit wohl vorüber, wo es für geistreich galt, Goethe herabzuwürdigen und das einzige Gut, dass unserer Nation die Hochachtung der Nachbarvölker erworben hat, lächelnd schmälern zu sehen.

Indem ich hiermit die erste vollständige Biographie Goethes der Öffentlichkeit übergebe, bin ich mir sehr wohl bewusst, dass sie nur als ein Versuch zu betrachten ist, als der in einem engen Rahmen ausgeführte Entwurf zu einem vollendeteren Gemälde. Davids Worte an Goethe bei Übersendung seiner Büste dürften auf meine biografische Arbeit ihre volle Anwendung finden:

*Vous êtes la grande figure poétique de notre époque; elle vous doit une statue, mais j'ai osé en faire un fragment; un génie plus digne de vous la terminera.*

Bremen, am 1. August 1851.

Johann Wilhelm Schaefer: Goethes Leben. Leipzig: Brandstetter, 1851

Die Orthografie wurde an die heute übliche angepasst.